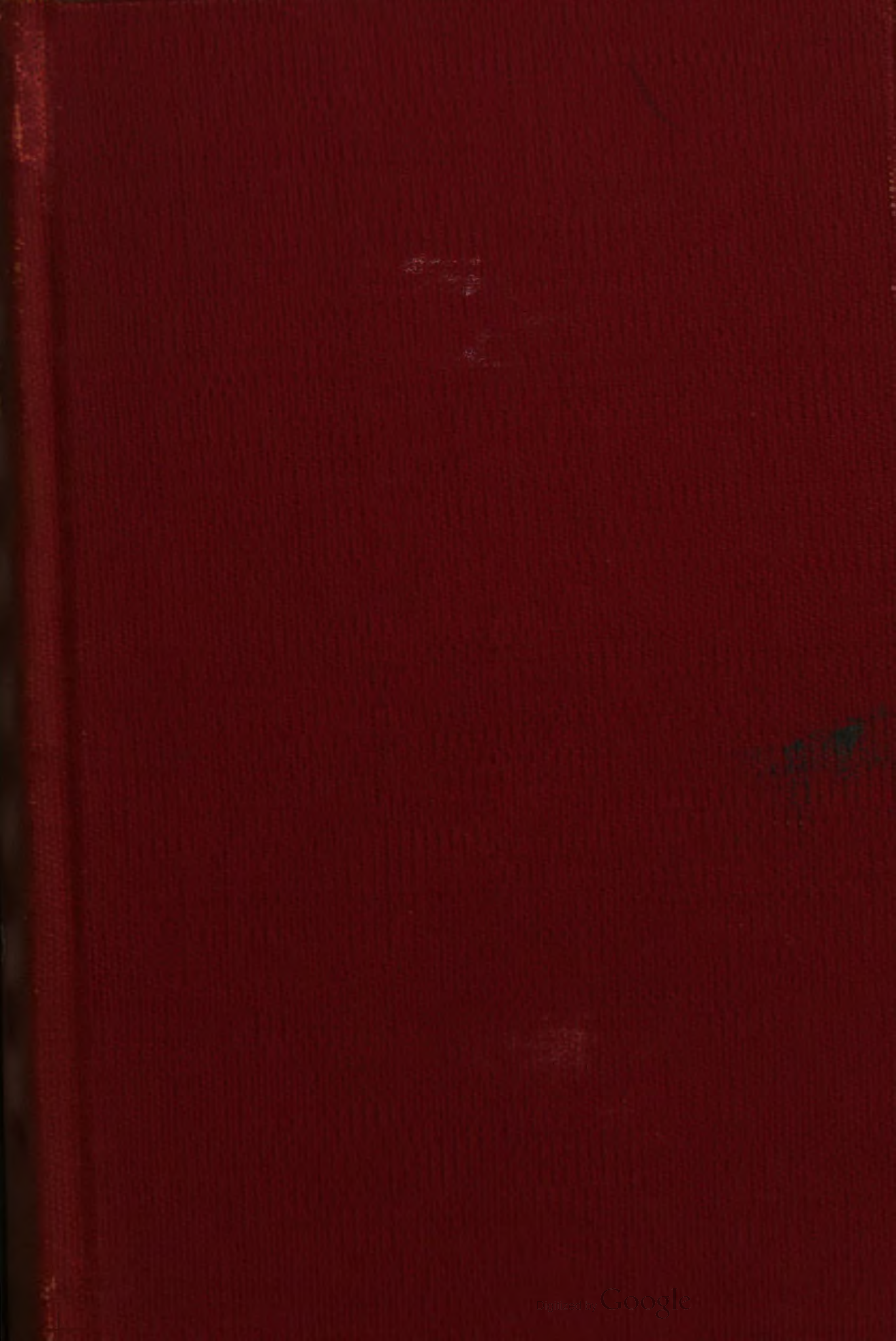
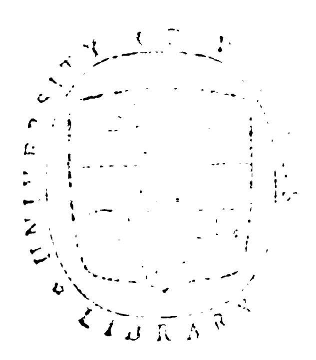






ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

NEUNZEHNTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1893.

INHALT.

Seite

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIX, 1 Januar 1893

Germanische völkernamen. von Ludwig Laistner. (sonderabdruck aus den Württembergischen vierteljahrsheften für landesgeschichte. neue folge. hsg. v. d. Württemb. commission f. landesgeschichte. I jahrg. 1892, h. 1 u. 2). Stuttgart, WKohlhammer, 1892. 57 ss. gr. 8°.*

Es gehört viel mut dazu, an eine aufgabe heranzutreten, die trotz allem aufwand von gelehrsamkeit und scharfsinn so wenig aussicht auf erfolg gewährt, wie die deutung der von den alten überlieferten germanischen völkernamen. hält es schon schwer, in den sinn der alten personennamen einzudringen, bei denen wir doch ungefähr wissen, in welcher richtung sich die untersuchung zu bewegen hat, denn wir kennen im ganzen und grofsen den umkreis ihres inneren gehalts, so wachsen die schwierigkeiten bei den völkernamen ins ungemessene. nicht nur die zeit ihrer entstehung, sondern auch die bestimmenden umstände, unter denen sie ausgeprägt sind, liegen uns so fern, dass auch das schärfste auge, durch die beste philologische und historische kunst geschult, die nebelhülle nicht zu durchdringen vermag, die ihren kern verbirgt. um die bedeutung eines volksnamens mit einiger sicherheit festzustellen, müste man in die lage gesetzt sein, alle möglichkeiten zu erwägen, unter denen er entstanden sein kann. da es feststeht, dass nicht wenige stämme einfach nach der geographischen beschaffenheit ihres wohnsitzes benannt sind, so müste man wenigstens ungefähr wissen, ob diese sitze (und zwar die ursitze) am meere oder im binnenlande, in einer sumpf- oder einer waldgegend, in der ebene oder auf dem gebirge gelegen waren. das ist aber bekanntlich gar nicht immer so leicht zu ermitteln, namentlich wenn verschiebungen durch wanderung eingetreten sind. eine andere sehr zahlreiche classe enthält einen ethischen begriff. insofern der name gewissermafsen das sittliche ideal des volkes ausspricht, das ihn aus eigener wahl trägt, wird es am ehesten möglich sein, ihm auf den grund zu kommen; denn wir wissen, auf welche eigenschaften die Germanen der urzeit am stolzesten waren. aber wir sind doch dessen nie sicher, dass der träger sich seinen namen selbst gegeben hat; dem witz und der spottlust der nachbarn, vielleicht auch ihrer furcht oder selbst einmal ihrer bewunderung verdankt gar manches volk seine zuweilen widerwillig getragene benennung. ganz im dunkeln tappen wir bei den namen mit mythologischem hintergrunde, den cult-

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1892 nr 64 (-γλ-)].

namen, wie man zu sagen pflegt; denn was wir von dem glauben und den ritualen einrichtungen jener vorzeit wissen, ist gar zu sehr stückwerk, als dass man damit sicher operieren könnte. wenn wir nun aber auch in einzelnen fällen über alle in betracht kommenden fragen hinreichend gut unterrichtet sind, so tritt einer sicheren erkenntnis des etymons immer noch eine ganz bedeutende schwierigkeit in den weg, das ist unsere mangelhafte kenntnis der damals gesprochenen sprache, namentlich ihres wortschatzes. wie viele worte müssen verloren gegangen sein, da selbst das um drei jahrhunderte jüngere und in so dürftigen resten überlieferte gotische an reichtum die jüngeren sprachen so sehr überragt!

In anbetracht dieser eigentümlichen schwierigkeiten wird man zugestehn müssen, dass sich die erklärung der volksnamen der urzeit, wenn man von wenigen durchsichtigeren fällen absieht, eigentlich nicht über ein mehr oder weniger glückliches raten erheben kann, und auch die ansprechendsten deutungen werden immer einen subjectiven character behalten. Müllenhoff, dessen genie uns ja auch auf diesem gebiete vorleuchtet, hat sich zwar auch an diesen problemen versucht, aber doch nur mit mafs und weiser zurückhaltung; und er tat recht daran; denn auch von den wenigen erklärungen, die er gegeben hat, fordern einige zum widerspruch heraus, wie denn Laistner seine deutung der *Semnones* als 'fessler' mit gutem rechte bestreitet. im allgemeinen begnügt sich Müllenhoff damit, die überlieferung der namen kritisch zu klären und ihre spätere geschichte zu verfolgen.

Wenn nun L. trotz den schwierigkeiten, die ihm gewis nicht entgangen sind, sich mit der ausübung der ars nesciendi nicht hat begnügen wollen, so mögen wir ihn darum nicht tadeln, denn der mut des fehlens ist auch etwas wert, und es ist immer löblich, ein verlassenes feld wider einmal anzubauen, um es nicht ganz verkommen zu lassen. auch hat die sprachwissenschaft seit Grimm und Zeufs so grofse fortschritte gemacht, dass man sich der hoffnung hingeben konnte, mit ihrer hülfe ein stück weiter zu kommen. ihre allerneuesten methoden handhabt nun L. mit sichtlicher freude. ob er freilich andere locken wird, es ihm nachzutun, bezweifele ich stark. ref. wenigstens bekennt, durch die sprachlichen excurse und weit ausgesponnenen etymologischen speculationen des schriftchens wenig befriedigt zu sein. anders werden die urteilen, die in den arbeiten von KFJohansson, unter deren einflusse L. zu stehn scheint, einen höhepunct der modernen sprachwissenschaft erblicken. ich erlaube mir, über diese partien der schrift mit stillschweigen hinwegzugehn, und begnüge mich, zu ihrer characteristik zwei stellen auszuheben: s. 33: 'das adverb ahd. *baz* scheint ein erstarrtes substantiv zu sein, eine ablautsform zu *vuoz* pes'; s. 36: 'dürfte man in dem anlautenden *us* [nämlich von *Usipi*, *Usipetes*] einen versuch sehen, tönendes *s* (*z*) widerzu-

geben, so wäre damit . . die möglichkeit erreicht, die *Usipi* an die in *Ripuarii* steckenden **Ripi* anzuknüpfen'.

L.s ausgangspunct bildet der name *Suebi*, für den er sich nicht blofs aus wissenschaftlichen, sondern auch aus patriotischen gründen interessiert. er will nicht zugeben, dass die Schwaben aus der wurzel des lat. *sopire*, ags. *swefan* als 'schlafhauben' zu deuten wären. darin hat er, wie mir scheint, ganz recht, und auch darin bin ich geneigt ihm beizustimmen, dass er s. 39 *Suëbi* an *swês* 'familiaris' anschliefst. aber wenn er so zu der bedeutung 'volksgenossen, landsleute' gelangt, so berücksichtigt er nicht, dass *swëbo-* von altslav. *swobo-da* 'freiheit' nicht wol getrennt werden kann. die Schwaben sind die 'freien männer', und sie brauchen sich ihres namens nicht zu schämen. *swëbo-* und *swobo-* stehn in ablautsverhältnis und enthalten den bekannten pronominalstamm, von dem ja auch sonst nomina durch suffixale ableitung gebildet werden, wie zb. lat. *suê-tu-s*, griech. ἦϑος 'sitte, gewohnheit' di. *σϝῆϑος, skr. *svadhā* 'wille, kraft', vgl. Curtius Grundzüge[4] 251. was das suffix anlangt, so zweifele ich nicht, dass es mit der bekannten gruppe von casusendungen (vgl. asl. *sebě*, *soboją*) auf das nächste verwant ist; auf germanischem boden scheint es noch in den alten pronominalien *sel-bo-* und *hal-bo-* vorzuliegen.

In längerer auseinandersetzung sucht uns dann L. zu überzeugen, dass in dem bekannten *Cyuuari* der Wessobrunner glossen ein fehler stecke, und er schlägt vor, dafür **Reciuvari* 'bewohner des Riefs' zu lesen. mir genügt schon das in einer so alten quelle höchst beachtenswerte *yu*, um die alte deutung als 'diener des *Ziu*' aufrecht zu erhalten. denn in den wenigen fällen, wo *yu* vorkommt, ist das *y* zeichen für die länge: *lyuzil* Is.-frg., vgl. got. *leitils*, und *fyur* Is.-frg. aus *fûir* durch umspringen der vocale unter beibehaltung der alten quantitätsfolge. beachtenswerter ist vielleicht der gedanke, aus der schlecht und spät überlieferten *dea ciza* ein *sisa* 'naenia' herzustellen, denn in der tat scheint der angebliche festtag dieser göttin mit dem altheidnischen totenfeste (28 sept.) identisch zu sein.

Die übrigen völkernamen ordnet L. nach begrifflichen kategorien. er behandelt zunächst s. 8—23 den 'begriff der menge in völkernamen', dann s. 23—28 'das volk in waffen', darauf s. 28—35 'versammlung und verband', endlich s. 35—41 'verwantschaft'. darauf folgen noch die abschnitte 'die enkel Tuistos', 'Germani', 'Germaniae vocabulum'. ohne mich auf eine allgemeine beurteilung dieses schemas einzulassen, gestatte ich mir einige kritische bemerkungen über einzelne von L. neu aufgestellte oder verteidigte erklärungen.

S. 9. **Chamavi**, **Batavi**. L. möchte das *v* des suffixes auf k^2 zurückführen. er übersieht dabei, dass es ganz gleichartige gallische und lateinische bildungen gibt, die dies verbieten: *Segovii*, *Esuvii*, *Danuvius*, *Vesuvius*, *Pacuvius* ua. (di. *Danovius*, *Vesovios* etc.).

1*

wie diese auf *segu-*, *ésu-*, *dânu-*, *vesu-* beruhen, so müssen jene auf *hamu-*, *batu-* zurückgehn; der themavocal des zu grunde liegenden *u*-stammes steht auf der sog. vṛddhi--stufe. das geforderte *hamu-* tritt zu tage in *Hamu-ko* Förstemann I 599 und *Hamuland* ebd. II 398; ein *batu-* weifs ich nicht mit sicherheit nachzuweisen, da kein *Bazuco*, sondern nur *Bezeco* di. *Bazico* bei Förstem. I 219 verzeichnet und in den sicher dazugehörigen zusammengesetzten namen *Pazzuni*, *Bazheri*, *Pazgêr* (Pip. II 127, 3), *Bazzulfus* (P. II 232, 23) der stammvocal nicht mehr erkennbar ist. bei einem so weit im westen wohnenden volke, wie die Chamaven sind, darf man doch einen keltischen anklang nicht ohne weiteres von der hand weisen, und da die von Glück s. 101 behandelte sippe des ir. *cam* 'mächtig', das nach *Camu-lus* ein *u*-stamm gewesen zu sein scheint, auch in der bedeutung gut passt, so halte ich es, bis etwas besseres aufgestellt wird, für annehmbar, *Chamavi* als 'die mächtigen' zu deuten. dazu stellen sich die *Batavi* als 'die tüchtigen' zu dem grundwort des comparativs *batis* 'besser'. dass hiermit das letzte wort über diese namen gesprochen sei, bilde ich mir aber nicht ein.

S. 10. Gepiden. nach Jordanis bedeutet es 'die trägen, langsamen'. es scheint mir unmethodisch, dieses zeugnis gänzlich bei seite zu schieben, wie es L. tut. denn Jordanis oder sein gewährsmann konnte das richtige wol wissen. halten wir also fest, dass es ein spottname ist. vielleicht gehört das wort zu altn. *geipa* 'schwätzen, leeres zeug reden', was ja der characteristik des Jordanis, dass das volk *tardioris ingenii* sei, nicht widersprechen würde. sonst könnte man auch an lett. *gaiba* 'faslerin, törin' und dessen sippe denken (Leskien Ablaut s. 273), zu der indes vielleicht auch jenes an. wort gehört.

S. 21. den namen Burgunden, dessen beziehung zu skr. *bṛhant-* er nicht leugnet, will L. auf die volksmenge beziehen; ich nehme ihn lieber mit anderen ethisch als die 'erhabenen'; denn *Burgund-* gleicht nicht nur laut für laut jenem indischen particip, sondern auch dem altkeltischen *Brigantes*, das gleichfalls volksname ist. dazu ist Glück s. 129 nachzulesen, der indes einen localen sinn darin sucht. für die ethische bedeutung fällt der ahd. frauenname *Purgunt* ins gewicht. ich bemerke beiläufig, dass dieses wort überall, wo es vorkommt, weiblich ist; zu den belegen Förstemanns I 297 tritt *Burigunda* Piper I 35, 32 hinzu. wie der name lauten müste, wenn er 'Burgundin' bedeutete, lehren *Frenkin, Uualahin, Sudpin, Sahsin, Duringin* (alle im Salzburger verbrüderungsbuche), *Peiarin* Dronke Cod. dipl. Fuld. nr 93 a. 789, *Friesin* Pip. II 158, 11. *Purgunt* ist auf **burgundi* (nach classe *bandi*) zurückzuführen mit dem sinne 'die erhabene' und deckt sich, als regelrechtes auf der endung accentuiertes femininum eines präsensparticips der ind. 6 classe laut für laut mit skr. *bṛhatī* und überdies mit dem kelt. frauennamen *Brigit* (Brugmann Morph.

unters. v 58). wie *Purgunt* sind noch ein paar andere frauennamen gebildet: *Uuahsunt,* die gattin eines *Erbeo,* Dronke Cod. Fuld. nr 242 a. 807 (überschrift *Traditio Uuahsunte,* der echte deutsche genitiv, dessen *e* nach bekannter lautregel auf *jā* zurückgeht); *Frahunt,* die schwester einer *Folmuot,* ebd. nr 133 a. 796? (überschrift *Kartula traditionis Folmuote et Frahunte*); *Steigunt* Pip. I 335, 9. 16; unsicher *Tingund* Salzb. verbr. 97, 32 Herzb., *Thingund* Piper II 156, 25. 26, *Dingunda* ebd. I 91, 6. daneben gibt es ein paar namen auf *-un,* die unmöglich movierte feminina sein können: *Hruadun,* die gattin eines *Hiltrih,* Dronke nr 100 a. 791 (deutscher dativ: *pro me et conjuge mea Hruadunne* ebd.); dieselbe person ist wol in nr 241 a. 807 gemeint, wo nom. *Hruadun* und gen. *Hruadunne* vorkommen; *Uualtun,* ein mancipium, Dronke nr 103 a. 792; *Fastun,* ein mancipium, ebd. 136 a. 795. andres ist unsicher. die beiden ersten sind um so gewisser participia, als neben ihnen die männlichen namen *Hroadant, Uualtant* liegen[1], vgl. *Uuahsandus* Pip. II 196, 22 neben *Uuahsunt* und dessen jüngerer parallelbildung *Uuahsante, Uuahsanta* Förstem. I 1227. die doppelheit *-unt, -un* erklärt sich aus einer vorgeschichtlichen flexion *-undi, -unnid, -unniu* usw., da nach einer lautregel, die, soviel ich weifs, zuerst von Kluge aufgestellt worden ist, die lautgruppe *ndj* ihren dental einbüfsen muste. die bekanntesten beispiele dafür sind *hefihanna* 'hebamme' Gl. I 285, 49 di. **haf-jan(d)jā-* 'die hebende', und *sunnis* 'impedimentum dirimens' neben *sundia* 'sünde', die identisch sind und in der bedeutung 'hemmnis, verstrickung' zusammenlaufen.

S. 22. auch den namen **Bructeri** vermag ich nicht auf die volksmenge zu beziehen. selbst wenn ihn L. mit recht an mhd. *brogen* 'sich erheben, prunken' angeschlossen hätte, wäre mir der sinn 'die stolzen' wahrscheinlicher. die ältere auf Zeufs zurückgehnde erklärung aus *berht* 'glänzend' scheint mir aber noch keineswegs widerlegt zu sein; denn neben *berht* liegt ja, namentlich als zweites compositionsglied von namen, *breht* und neben *Bructeri* der gauname *Borahtra.* — wegen **Thuringi**, *Hermun-duri* vgl. Anz. XVII 49. — **Thusnelda** will L. in *Θουσχέλδα* ändern. auf wessen beifall rechnet er bei so gewagten versuchen? den ersten teil von *Thûs-nelda* haben gleichzeitig und unabhängig von einander Much Zs. 35, 367 f und Streitberg Beitr. 15, 506 durch die vergleichung von *þûs-undi* und skr. *távas* 'kraft' aufgehellt, der zweite kehrt wider in ahd. *Nelding* Förstem. I 955 und mit anderer vocalstufe in *Nold-olf* Piper II 212, 31 (Lorsch), *Nolt-sandra* Förstem. 964, vielleicht auch in *Acte-nildis*

[1] aus participien werden auch sonst zahlreiche männernamen gebildet, zb. *Rîtant, Râtant, Helfant, Frummand* (Lorsch, Pip. II 215, 13), *Drôant, Uuizant* (Meichelb. 420 a. 821), *Uuerdant* (Dronke nr 326 a. 817), *Uuariandus* (Murbach, Pip. II 167, 34, später *Ueriant*), *Nendend* (Pip. II 112, 10), *Uuallant* (Pip. II 97, 3), *Fredthant* = got. *fraþjands* (dasselbe ist *Fredant* Förstem. 424), *Eigant, Augant,* vgl. *Puantes-husun, Gepantes-pah, Hadandes-heim.*

Förstem. 6, *Aude-nildis* ebd. 180, *Auua-nildis, Avi-nildis* ebd. 190, *Berte-nildis* ebd. 254, *Frendo-nildis* ebd. 414, *Gêr-nildis* ebd. 512 und ähnlichen namen, die jedoch nur im Polyptych. Irminon. vorkommen und darum wenig gewähr haben. denn bei den eigentümlichen umgestaltungen, die die deutschen namen in dieser romanischen quelle erleiden, muss die möglichkeit offen gelassen werden, dass vielmehr *Acten-ildis, Auden-ildis* zu teilen sei, wodurch wir auf die grofse classe der composita mit *-hildis* kämen. was *-nelda* bedeutet, habe ich nicht ermitteln können. ob *Thumelicus* mit L. in *Thûme-licus* aufzulösen und unmittelbar zu zd. *tûma-* stark zu stellen sei, ist mir zweifelhaft in anbetracht des langob. namens *Thomelpertus* Reg. Farf. nr 163 a. 799 (II 136); auch sind die mit *-lîc* zusammengesetzten namen selten, und der ältesten zeit scheinen sie ganz zu fehlen. wahrscheinlich ist *-ico-* ein hypokoristisches oder patronymisches suffix, und es liegt ein vollname zu grunde, dessen erstes glied *Thumel-* war; dieses nomen mag immerhin 'stark' bedeutet haben und mit altn. *þumall* 'der starke (finger)' im wesentlichen identisch sein.

S. 23. in wie fern Bremer gezeigt haben soll, dass in *Cherusci* die erste silbe lang sein müsse, ist mir dunkel. ich kann auch nicht den schatten eines beweises entdecken. denn dass die Römer anlautendes *h* vor *ĕ* in deutschen wörtern nicht durch *ch*, wie sie sonst zu tun pflegen, sondern durch *h* widergegeben hätten, ist eine behauptung, die völlig in der luft steht und die wol nur auf misverständnis einer äufserung Müllenhoffs Zs. 9, 246 beruht. und Claudian misst ja im verse *Chĕrusci* (Förstemann II 400), warum also zweifeln? eine andere frage ist, ob der name direct von dem *u*-stamme *heru-* schwert ableitbar ist; denn die spätere sprache kennt allerdings das fragliche suffix nur in der gestalt *-isko-*. aber sollte nicht diese form erst die folge einer verallgemeinerung sein? ist das *i* nicht vielleicht erst in jüngerer zeit von den *i-* (und *e-*)stämmen abgelöst? und wenn das suffix, wie es mir wahrscheinlich ist, ursprünglich nur *-sko-* lautete, dann würde ja *Chĕru-sci* eine ganz einfache, durchsichtige bildung sein. man vergisst gar zu leicht, dass diese namen aus einer zeit auf uns gekommen sind, die selbst von den gotischen sprachdenkmälern, von den jüngeren westgermanischen gar nicht zu reden, um drei jahrhunderte absteht, und in einem so langen zeitraum pflegt sich in einer sprache mancherlei zu ändern.

S. 24. *Charudes.* wenn ein name klar ist, so ist es dieser, aber mit dem 'volk in waffen' hat er nichts zu tun. *Charudes* sind 'die waldleute', dasselbe also wie *Holtsati*, mit denen sie wahrscheinlich identisch sind, vgl. Zeufs 152. denn *Harudes*, deren namen auch ein norwegisches volk trägt (*Hǫrdar*, vgl. Müllenhoff zu Mommsens Jordanis s. 157[b]; Möller Angels. volksepos 8), gehört zu *hard* ahd. *hart* 'wald' und verhält sich dazu

wie *Eruli* zu *erl*, *harug* 'heiliger hain', von der einfriedigung benannt, zu lat. *carcer* 'schranke', *eratha* erde (in namen *Erodo-*, Anz. XVII 48) zu dem gewöhnlichen *erda*, *paruc* 'porcus castratus' zu *parc* Graff III 207, *anado* 'eifer' Gl. I 28, 12 (Pa) zu *ando*. es handelt sich dabei um die sog. urgermanischen mittelvocale, ein schwieriges capitel, dessen erschöpfende behandlung noch aussteht. doch werden die gegebenen beispiele für unsern zweck genügen. übrigens ist die nebenform *harod* zu *hard* würklich belegt: *in Uuolfesharodi marcu* Dronke Cod. Fuld. nr 694; und neben *harod* liegt *herid* (vgl. *hechit* 'hecht' neben ags. *hacod* uä.) in der Würzburger markbeschr.: *in daz houc in dero heride*. dass auch der personenname *Haruth* Förstem. I 636 hierher zu ziehen sei, ist wegen des abweichenden dentals nicht wahrscheinlich; eher gehört dazu *Harit Herido* ebd. 637, doch vgl. Anz. XVII 48.

S. 25. *Victuali*, mit der hslichen nebenform *Victobali*, worin $b = v$ ist (Müllenhoff Zs. 9, 133), muss doch wol als *Victovali* aufgefasst und zu dem kelt. personennamen **Vectovalus* (Glück s. 90) gestellt werden. wir gelangen so, abweichend von L., auf ein compositum, dessen zweiter teil in *Naharna-vali* widerkehrt; denn die deutung, die L. diesem namen gibt 'genug der wunden', ist nichts weniger als überzeugend. was dieses *-valus* bedeutet, wird wol das keltische entscheiden; wenn wir uns an den germanischen wortschatz halten dürften, so läge am nächsten *wal* 'die leichen auf dem schlachtfelde', ein wort, das zu *ὄλλυμι* und *vulnus* (di. **vol-nos*) gehört (Beitr. 16, 511). den ersten bestandteil *Victo-* hat L. ganz richtig zu *wîg* 'kampf' und seiner sippe gestellt; *wihto-*, das wie *mord* di. **morþo-* gebildet ist, muss 'kampf' bedeutet haben. *Victovali* wären also 'die im kampfe tötenden'. ein ähnlicher sinn muss auch in *Naharnavali* liegen, dessen erster teil ja schon längst, und wie ich glaube mit recht, durch *naus* und *νέκυς* erläutert worden ist; *nahvarna-* oder *navarna-* ist vielleicht mit altn. *norn* identisch, vgl. Gramm. II², 320, Müllenhoff De poes. chor. 8. zu der sippe von *wihto-* gehört wol auch der ahd. personenname *Uuehtor*, *Uuehtur* Förstem. I 1274, der freilich dem kelt. **vectur* 'opifex, operarius' Glück s. 90 (vgl. *Vecturius*) verzweifelt ähnlich sieht. dass auch die Goten diesen wortstamm kannten, zeigt westgot. *Uuictimirus* Hübner Inscr. Hisp. christ. anhang nr 86.

S. 25. an der landläufigen deutung des namens *Langobardi* als 'die mit langen barten bewaffneten' haben mich L.s ausführungen in keiner weise irre machen können. denn wer wollte ihm glauben, dass völkernamen nach waffen nicht existierten? von den *Cherusci* und *Saxones* nicht zu reden, erinnere ich nur an die *Sweordweras* des Widsið v. 62, deren name nur zu *sweord* 'schwert' gehören kann, da das einmal vorkommende ags. *ádsweord* 'eid' sicher für *sweard* verschrieben ist (= *eidsuart*), und an die skythischen *Σαυρομάται*, deren name sich aus zd.

çaora 'klinge' erklärt (Müllenhoff DA III 120). dazu kommt, dass *Langobardi* aller wahrscheinlichkeit nach nur ein beiname ist, der einen teil der Sueben nach einem characteristischen merkmale bezeichnete (Möller Altengl. volksepos s. 28), und worauf hätte sich in jenem heldenalter das auge eher richten sollen als auf gestalt und beschaffenheit der waffen?

S. 26. das beste, was über den namen *Nuithones* gesagt worden ist, steht bei Möller Volksepos s. 6, aber L. hat darauf leider keine rücksicht genommen.

S. 28. dass *Quadi* irgendwie mit *quethan* 'sprechen' in beziehung stehn sollte, ist mir äufserst unwahrscheinlich. ich bin geneigt, es zu *quâd quăd* 'zornig, böse' zu ziehen, worüber Hildebrand DWb v 1891 nachzulesen ist. die kürze des vocals (neben der länge, die vorwiegt) bezeugt Pfister Nachtr. zum hess. Idiot. s. 217.

S. 30. *Marsi* ist von L. schwerlich richtig verstanden. der wahre sachverhalt hätte schon aus den materialien bei Zeufs s. 86 gefolgert werden können. *Marsi* heifst 'bewohner des tieflandes, der sumpfigen niederungen'. Strabo gibt, vielleicht mit bezug auf den sinn der benennung, ausdrücklich an, dass sie τὴν ἐν βάθει χώραν in besitz genommen hätten, und erst in ihren neuen sitzen führen sie diesen namen. Zeufs hat auch schon ganz richtig auf den ortsnamen *Mersiburg* hingewiesen, dh. die burg in den sumpfigen, der überschwemmung ausgesetzten niederungen der Saale. in wasser- und sumpfreichem gelände safsen auch die *Marsaci*, vgl. Zeufs s. 138, JGrimm Kl. schr. II 341 ff, Möller Volksepos 16. über die lage der verschiedenen *Marsana* bei Förstem. II 1066 und in den Nomina geographica Neerlandica II 134 f weifs ich nichts näheres, aber die gegenden um Mastricht und Utrecht sind ja wasserreich genug, um die benennung zu rechtfertigen. dazu kommt schliefslich noch das von Zeufs beigebrachte altn. *Mjǫrs* 'name eines sees auf dem südabhange des dofrafjalls'. nahe verwant ist *marisc* 'marschland'.

S. 30. die versuche L.s über den namen *Cimbri* können gegenüber Müllenhoff DA II 116 ff nicht bestehn. das wort ist und bleibt keltisch. es bedeutet 'räuber', ist jedoch natürlich kein eigentlicher volksname, sondern ein appellativischer ausdruck, mit dem die Gallier die gesamtheit der seeraubtreibenden nordgerm. scharen belegten, die ihre küsten belästigten.

S. 41. *Franci* kann nichts anderes heifsen als 'die kühnen, tapferen, unerschrockenen', nach mafsgabe der skandinavischen sprachen, wo sich das adj. *frakkr frakk* in lebendigem gebrauche erhalten hat. Egilsson 196ᵃ verzeichnet *frakki* 'vir strenuus', das moderne isländische verwendet *frakkr* im sinne von 'impertinent, intrusive' (Vigfusson 169ᵃ), und in norwegischen dialecten (Aasen² 184ᵇ) finden wir *frakk* in der bedeutung 'tüchtig, brav'. das wort ist auf das nächste verwant mit *frech* 'kühn, mutig,

verwegen', vgl. ags. *freca* 'held' (Grein s. v.), ahd. *Frehholf*, *Frehholt* Förstem. 420, *Hiltifrih* 'kampfkühn' Piper I 207, 10, *Sigifreh* 'siegeskühn' ebd. I 119, 2; und weiterhin gehört dazu altn. *frækn frækinn* 'valiant, stout', ags. *frêcne* 'kühn' as. *frôcni* 'kühn' ahd. *froohnî* 'kühnheit' Gl. I 195, 37 (R), *Fruochangêr Frôhnolf* Förstem. I 431.

S. 43. ***Istuaeones***, vgl. *Istio* auf der fränk. völkertafel und den personennamen *Isti* Crecelius Coll. I 17. was über die etymologie dieses wortes bisher vorgebracht ist, befriedigt wenig, auch Müllenhoffs deutung Zs. 23, 5 trifft schwerlich das richtige. ich glaube, wir müssen an das von L. s. 43 in anderem zusammenhange beigebrachte abulg. *istovŭ istŭ* 'wahr, wahrhaft, echt' anknüpfen. das lettische hat das adjectiv in der form *īsts,* aber da könnte es, wie Brückner will, lehnwort aus dem slav. sein; auf lit. sprachgebiete gehört dazu *iszczas* 'deutlich, offenbar' = **istjas;* vgl. ferner *iszkus* und *áiszkus* 'deutlich', Leskien Ablaut 274, Bildung der nomina im lit. 507. die beiden zuletzt genannten adjectiva beweisen, dass man nicht mit Laistner an wzl. *es* denken darf. eher möchte man diese sippe zu dem in *îs* 'eis' und den alten namen mit *Îsi-* wie *Îsigildis*, *Îsimundus*, *Îselindis* enthaltenen stamme ziehen, welcher 'glänzen, leuchten' bedeutet haben muss, so dass also die grundbedeutung im litauischen ziemlich rein erhalten wäre; denn was glänzt, fällt in die augen und ist deutlich, offenbar, von wo nur ein kleiner schritt ist bis zu 'wahrhaft, echt'. dürften wir uns an die abgeleitete bedeutung halten, so ergäbe sich für das patronymische substantiv *Istvaeones* der gleiche sinn, der in *Welisungen* liegt, das ja von *walis* γνήσιος herkommt, 'söhne des echten gottes', und welcher name könnte besser für jene rheinischen völker passen, die den Wodan, den geber der geistigen güter, den träger der zukunftsreligion, zuerst in stolzem bewustsein ihrer höheren cultur als den wahren gott verehrten?

S. 45. ganz abenteuerlich sind L.s ausführungen über ***Inguaeones***. es soll die 'einheimischen' bedeuten und aus der präposition *in* mittelst des suffixes idg. *qo* gebildet sein. nichts aber kann sicherer sein, als dass es die söhne des *Yngvifreyr* meint. denn dieser war der hauptgott der seeanwohnenden stämme; auf ihn führten sie sich zurück, wie die Rheinanwohner den Wodan, die binnendeutschen den *Tîw,* den 'erhabenen' (dies ist der längst festgestellte sinn von *Herminones*), als ihren stammvater verehrten. wir haben es eben mit benennungen von drei grofsen westgermanischen amphiktyonien zu tun. an der deutung von *Yngvi,* das wäre bei Tacitus *Inguio* (vgl. *Inguiomêrus*, des Arminius oheim, Ann. I 60) scheint alle etymologische kunst scheitern zu wollen, denn auch Müllenhoff Zs. 23, 10 ist auf einer falschen spur, da nicht eine *i*-, sondern eine *a*-wurzel zu grunde liegen muss, der verwanten worte wegen. so wenig es angeht, *Ingin-*

(Förstem. I 787) und *Ingil-* (ebd. 89 ff) von *Ingu- Ingi-* zu trennen, so wenig dürfen die letzteren von *Angil- Angin-* (ebd. 88) losgerissen werden.

S. 47. auch in bezug auf das wort *Germani* bedaure ich L. nicht beistimmen zu können, so gern ich auch hier den scharfsinn seiner darlegung anerkenne. ich kann meine abweichende ansicht, die übrigens nicht beansprucht neu zu sein (denn was liefse sich neues über diesen vielbehandelten gegenstand sagen), nur ganz kurz begründen. der name *Germani* ist keltisch und keineswegs dazu erfunden, um deutsche stämme zu bezeichnen. es war vielmehr ein alter keltischer volksname, die gesamtbenennung verschiedener kleiner stämme, die am Arduennawalde safsen: *Condrusos Eburones Caeroesos Paemanos qui uno nomine Germani appellantur* Caes. Bell. gall. II 4. und der name sagt nichts weiter aus als 'bergbewohner'; denn *Ger-mani*, oder wie das wort in anderen dialecten hiefs, *Gar-mani* gehört zu sl. *gora* f., skr. *giri*, zd. *gairi* 'berg'. dies geht aus Meichelb. nr 21 a. 770 hervor. hier führt der ort Germansberg nw. von Starnberg zwei namen: '*Germana vel ad monte*', deren zweiter lateinischer den ersten keltischen glossiert. dazu halte man die gleichfalls bei Zeufs 59 angezogene Pliniusstelle: *Oretani qui et Germani cognominantur*, wo von iberischen stämmen, 'bewohnern rauher waldgebirge', die rede ist. warum Zeufs von dieser trefflichen deutung des vielumstrittenen namens später abgegangen ist, entgeht mir. die genannten Ardennen-Germani gaben nun zu der legende anlass, dass die Belgae, zu denen sie gehören, von den Deutschen abstammten, weil sie, wie man noch wuste, früher jenseits des Rheines gesessen hatten: *Plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque qui ea loca incolerent expulisse.* Caesar l. l. als nun später sich würklich ein deutscher stamm unter diese belgischen Germanen mischte und in ihnen aufgieng, nämlich die Tungern [1] (Zeufs 213 f hält sie mit unrecht für Kelten), wurde der name *Germani* auch auf die rechtsrheinischen Deutschen, als die nächsten verwanten der Tungern, übertragen. dass ihn diese selbst adoptiert hätten, ist ein irrtum des Tacitus. die worte *a victore ob metum* Germ. 2 setzen die fabel voraus, dass die siegreich über den Rhein gedrungenen Tungern, nachdem sie selbst zu Germani in ihren neuen sitzen an den Ardennen geworden waren, ihren gallischen gegnern, um ihnen furcht einzujagen, gesagt hätten: die volkreichen stämme jenseits des Rheins sind auch unseres blutes,

[1] dass sie Deutsche waren, lehrt die bei Edinburgh gefundene inschrift CIL VII 1084: *Matrib(us) Alatervis et matrib(us) campestribus coh. I(I) Tungrorum.* denn das wort *alatervis* ist deutsch. es gehört wie der gotische volksname *Tervingi* zu got. *triu* 'holz, baum' und dessen sippe; die inschrift gilt den wald- und feldnymphen. anders Much Zs. 35, 320, dessen deutung mich nicht überzeugt. auch die *Sulĕviae* ziehe ich im sinne von 'die allgütigen' lieber zu dem stamme *liwi-*, der Anz. XVII 57 besprochen ist.

sind Germanen wie wir. man hat den eindruck, als hätte Tacitus selbst keine ganz klare vorstellung von dem sachverhalt gehabt. um so weniger können wir im stande sein, eine ganz befriedigende lösung des problems zu erreichen.

Basel, ostern 1892. RUDOLF KÖGEL.

Sønderjyllands historiske runemindesmærker af dr LUDV. F.A. WIMMER, professor i de nordiske sprog. (in der 'Festskrift fra Kjøbenhavns universitet i anledning af Deres Majestæter kong Christian IX's og dronning Louises guldbryllup den 26 mai 1892'). Kjøbenhavn, Thiele, 1892. 57 ss. kl.-fol. 4 tafeln.

Zur feier der goldenen hochzeit des dänischen königspares hat die universität Kopenhagen die vorliegende prächtig ausgestattete festschrift herausgegeben. zum gegenstande hat LWimmer die ältesten historischen runendenkmäler Schleswigs gewählt, des landesteils, in welchem könig Christians IX wiege stand. die denkmäler, vier an der zahl, im 10 jh. an der alten südgrenze des dänischen reichs und der dänischen sprache geschrieben, stehn alle auch in engster beziehung zur geburtsstätte des auf schloss Gottorp geborenen königs, der stadt Schleswig. dass die abhandlung mit aller der feinheit, sorgfalt und umsicht geschrieben ist, die wir bei W. gewohnt sind, braucht nicht erst versichert zu werden. sie schliefst sich der in gleichem formate erschienenen, aus derselben officin hervorgegangenen festschrift desselben verf. zum 100 jährigen geburtstage Rasks 'Døbefonten i Åkirkeby kirke' 1887 (s. Anz. XIV 213 ff), wie äufserlich in zuschnitt und gewand, so im innern durch die reichhaltigkeit an interessanten und wichtigen ergebnissen, die aber dieses mal mehr auf historischem als auf sprachlichem gebiete liegen, aufs würdigste an. sie ist ein weiterer vorläufer von W.s grofsem runenwerk. die tafeln der neuen festschrift sind wie die der früheren und die der W.schen Runenschrift von prof. MPetersen gezeichnet und gestochen.

Die vier denkmäler sondern sich nach zeit und ursprünglichem standort in zwei gruppen von je zwei steinen: innerhalb jeder gruppe wird je der eine, bereits zu ende des vorigen jhs. gefundene, durch den andern, in der zweiten hälfte unsers jhs. entdeckten stein in willkommenster weise beleuchtet. W. hat die drei bis dahin gefundenen steine i. j. 1879, und widerum dieselben und den 1887 an den tag gekommenen stein im frühjahr 1892 an ort und stelle untersucht. er berichtigt zt. ungenauigkeiten der lesung und widergabe seitens seiner vorgänger.

Auf sprachlichem gebiete findet der kritiker einer schrift W.s natürlich nichts oder so gut wie nichts einzuwenden: was das historische betrifft, so scheint mir die datierung der beiden jüngeren denkmäler vom ende des 10 jhs. und ihre historische deutung sicher, die datierung der beiden andern steine weniger

sicher zu sein. im folgenden möchte ich die zeitliche ansetzung dieser älteren gruppe ein wenig verrücken und W.s historische erklärung der unerreichbaren vollen wahrheit um einen schritt näher zu bringen versuchen. ich will indes, da mir hier nun einmal das wort erteilt ist, mich nicht auf diesen punct beschränken, sondern den wortlaut auch der beiden jüngeren denkmäler mit W.s deutung kurz dem leser vorführen, obgleich ich hier nichts wesentliches hinzuzufügen finde. ich stelle, abweichend von W.s anordnung, die besprechung der jüngeren denkmäler als des historisch festeren punctes voran, um darauf den versuch zu machen, vom jüngeren sichereren aus zum älteren weniger sicheren zu gelangen.

I. Die beiden Schleswiger steine oder die steine von Hedeby (Heiđaby, Schleswig) und vom Dannevirke (s. 36—55).

1) Der erste Schleswiger oder 'Hedebyer stein' (s. 36 bis 41), gefunden 1796 vom landmanne JMeggers am fuſse eines (heute nd. 'Krützbarg' geheiſsenen) hügels im westen des ortes Wedelspang [1], 1798 auf weisung des statthalters der herzogtümer, prinzen Karl von Hessen-Kassel, im schlosspark zu Luisenlund aufgestellt [2]. die inschrift lautet umschrieben [3] (s. 40): | × *þurlf* × *rispi* × *stin* × *pąnsi* × | × *himþigi* × *suins* × *eftiR* × | *erik* × *filaga* × *sin* × *ias* × *uarþ* ‖: *tauþr* × *þą* × *trekiaR* | *satu* × *um* × *haiþa* × *bu* | (× *ian* : *han* : *uas* : *sturi* : *matr* : *tregR* ×) | *harþa* : *kuþr* × die hier von mir in runde klammern geschlossenen sechs worte sind durch einstabsrunen ('samstavsruner') gegeben, die auf der rückseite unten stehn, vom obern teil der seite durch eine steinader getrennt. die runen der inschrift sind durchschnittlich 18 cm, die sechs 'einstäbe' 55 cm hoch.

Die inschrift würde nach W. in altdänischer sprachform lauten (s. 41): *ÞólfR réspi stén þannsi, hémþegi Swéns, æftiR Érik félaga sinn, es ward dǿđr, þą drængjaR sátu um Héđabý; en hann was stýrimandr, drængR harđa góđr*, di.: 'Thorulf errichtete diesen stein, der gefolgsmann ('heimnehmer') Svens, nach (= zum gedächtnis dem) Erik, seinem genossen, der tot ward, als helden saſsen um Hedeby; aber er war steuermann (schiffsführer), ein sehr guter held'. der name *þurlf* ist nach W.s gewis richtiger vermutung (s. 40) aus *ÞórulfR* (*ÞórolfR*) entstanden, woraus dän. und schwed. frühe *ÞólfR* ward, auf zwei älteren steinen, einem jütischen und einem schonischen, *þulfR* geschrieben.

[1] westlich vom Haddebyer und Selker Nor, südlich von Haddeby, südöstlich von schloss Gottorp, nördlich vom Kurgraben.

[2] nachdem in demselben jahre Thorlacius und Thorkelin auf grund von abbildungen und copien der ursprünglich allein sichtbaren vorderseite das gutachten abgegeben hatten, dass 'kein wissenschaftlicher oder historischer gebrauch von diesem runensteine gemacht werden könne, weil die auf selbigem genannten personen ganz unbekannt sind'.

[3] ich füge | als zeichen des zeilenschlusses ein und ‖ als zeichen des beginns einer neuen seite, hier der rückseite.

W. will in *þurlf* eine ungenaue schreibung für *þulfR* mit umstellung des *r* sehn: er meint, was sehr glaublich, dass das *R* in *þulfR* nach der vorhergehnden consonantengruppe vor dem folgenden *r* in *rispi* nur schwach gehört wurde. dieser umstand erklärt das fehlen des auslautenden *R*, das zur zeit unsers steins und weit später noch durchaus feststand: es ist aber nicht einzusehn, wie derselbe umstand zugleich bewürkt haben soll, dass das *R* als *r* vor das *l* trat und warum das *r* nicht vielmehr das bewahrte *r* des ersten namensbestandteiles *Þór-* sein kann. die notwendig voraufgegangene ältere form *ÞórlfR* kann ja sehr wol neben der aus ihr hervorgegangenen jüngeren *ÞólfR* noch eine zeitlang fortbestanden haben.

2) Der zweite Schleswiger oder Dannevirkerstein (s. 41 ff) (auch Bustorfer stein), gefunden 1857 vom steinmetzen CPPetersen aus Schleswig am fufse des Twebergs, des einen gliedes eines früheren doppelhügels, an der alten landstrafse von Schleswig nach Rendsburg, ca 170 m südlich des alten Dannevirkes, 1,1 km. nw. vom fundorte des vorigen steins, durch fürsorge des damaligen dän. ministeriums für Schleswig am ursprünglichen standorte wider aufgestellt. die runen sind im durchschnitt eben so hoch, zt. noch höher als die des vorigen steins. die inschrift lautet umschrieben (s. 45): : *suin* : *kunukR* : *sati* : | *stin* : *uftiR* : *skarþa* | *sin* : *himþiga* : *ias* : *uas* : | : *farin* : *uestr* : *ian* : *nu* : || : *uarþ* : *tauþr* : *at* : *hiþa* : *bu*; in altdän. sprachform nach W. (s. 46): *Swénn konungR satti stén øftiR Skarda sinn hémþega, es was farinn westr, en nú warð dóðr at Héðabý*, di.: ‘Sven der könig setzte (den) stein nach Skarde, seinem gefolgsmann, der westwärts (nach England) gefahren war, aber nun tot ward bei Hedeby’.

Beide steine zeigen bereits die punctierte *i*-rune = *e* und die punctierte *k*-rune = *g*, hier durch diese buchstaben widergegeben, neben der in gleicher bedeutung fortgeführten nicht punctierten rune, während die punctierte *u*-rune zur bezeichnung des lautes *y* noch fehlt in *-bu*, *sturi-matr* (vgl. Wimmer Runenschr. s. 252 f). die inschrift könig Svens hat nur je éin punctiertes *i* und *k* in *uestr* und *himþiga* neben fortgeführtem *k* = *g* in *kunukR* und zahlreichen *i* = *e*; die inschrift Thorulfs hat vier punctierte *i* (in *erik*, *eftiR*, *tregR*, *trekiaR* neben häufigerem *i* = *e* in *filaga* usw.), drei punctierte *k* (*himþigi*, *filaga*, *tregR* neben *k* in *trekiaR*, *kuþr*).

Die beiden inschriften geben, wie W. s. 46 f zeigt, eine vorzügliche probe echt dänischer sprache vom ende des 10 jhs. mit den characteristischen abweichungen des ostnordischen vom westnordischen. wir finden *sþ* in *rispi* = isl. *st*; *matr* (*mandr*) = isl. *maðr*; plur. *trekiaR* (*drængjaR*) = isl. *drengir*; *sati* (*satti*) = isl. *setti*; *þannsi* = isl. *þenna* ua. das wichtigste ist, dass die ostnordische monophthongierung des aus *ai*, *au* entstandenen *ei*, *ou* zu *é*, *ó* schon durchgeführt erscheint. das *é* wird in den meisten

fällen durch *i* (*suin*, *stin*, *him-*, *risþi*, *hiþa-bu*), in *erik* durch punctiertes *i*, in *haiþa-bu* der inschrift Thorulfs (= *hiþa-bu* der inschrift Svens) historisch durch *ai* bezeichnet, welches aber in den augen des schreibers vielleicht nicht sowol eine historische schreibung war, als vielmehr eine phonetische bezeichnung mittels der beiden nachbarlaute, zwischen denen das *e* in der mitte liegt. entsprechend wird das *ó* einerseits durch *au* in *tauþr*, anderseits (gleich dem *ó* und gleich dem *ý*) durch *u* bezeichnet, wie in dem *tuþr* gleichzeitiger inschriften, so des Århuser steins, s. u.: unsere inschriften bieten nur ein beispiel für die bezeichnung des kurzen *ø*, des *u*-umlauts, durch *u* in *uftiR*. die zahlreichen dän. lehnwörter im englischen, die mit den diphthongen *ei* und *ou*, von Orm *eʒʒ* und *oww* geschrieben, aufgenommen wurden, sind um 100—130 jahre älter: sie stammen aus einer zeit, in der auch noch das *ht* an stelle des späteren *tt* im dänischen bestand (vgl. Brate Beitr. 10, 66. 70 f. 76). aber Sven Gabelbart heifst constant *Sweʒen* in der Sachsenchronik (*eʒ* bezeichnet den diphthongen *ei* = *ej*): sein name ward in England gleichzeitig auch aus norwegischem munde mit dem diphthongen *ei* vernommen, und man hatte denselben namen auch schon früher in der älteren form als benennung andrer Dänen gehört; aus dem nämlichen grunde wird der name auch noch später bei Adam von Bremen *Suein* geschrieben. — auf dem gebiete des wortschatzes ist characteristisch das in beiden inschriften, wie auch auf andern dänischen steinen von Jütland und Schonen (zu den letzteren s. u. s. 15 anm. 4) vorkommende *himþigi* (*hémþegi*, älter *heimþegi*) 'heimnehmer, gefolgsmann', wofür norw.-isl. *hirdmadr*, *húskarl*, gebildet wie an. *heidþegi* 'soldnehmer, trabant', *arfþegi* 'erbnehmer', *farþegi* 'fahrgast, passagier' (s. 40 f; Rafn Ann. f. nord. oldkyndighed 1859 s. 155).

Die historische bedeutung der beiden steine behandeln s. 47—50. da beide inschriften nach runen und sprache bestimmt aus der zeit um 1000 sind, kann der könig Sven des 1857 gefundenen steins kein andrer sein als Sven Gabelbart. der Sven ohne weiteren zusatz auf dem früher gefundenen stein kann, da er gefolgsmannen (*heimþegaR*) hat, ebenfalls nur könig Sven sein, da ein andrer heerführer desselben namens bei derselben kriegerischen action vor Hedeby neben dem könige hätte näher bezeichnet werden müssen. die historische begebenheit, von der uns die inschriften kunde bringen, war eine belagerung der stadt Schleswig durch Sven; *at Hiþabu*, wo Svens gefolgsmann nach dem zweiten stein seinen tod fand, kann (W. s. 45 f) hier nicht 'in', nur 'bei' = 'vor Hedeby' bedeuten. von einer belagerung Schleswigs wissen wir ohne diese steine nichts, wol aber von einer nicht lange vor 1000 geschehenen verwüstung des bischofssitzes Schleswig. bischof Eggehard von Schleswig erklärt auf der synode von Gandersheim i. j. 1000: '*termini episcopatus mei barbarica sunt feritate depopu-*

lati, civitas deserta, æcclesia desolata, sedem non habeo' (Vita Bernwardi 20, M. SS. IV 768)[1]. das Epitaphium Eggkhardi episcopi Sleswicensis, wie es in einer Dresdener hs. des 15 jhs. sehr verderbt überliefert ist[2], scheint zu besagen, dass waffen ihn vertrieben. diese *barbarica feritas*, die Suhm ziemlich verfrüht den Wenden zuschrieb, hat zuerst Dahlmann Gesch. von Dännemark I 89 mit der unterwerfung Dänemarks durch könig Erich den siegreichen von Schweden in verbindung gebracht, von der unsre quellen berichten[3]. Erik übte rache dafür, dass eine schaar von Dänen unter Svens vater Harald seinen brudersohn Björn Olafsson, den 'Styrbjörn', gegen ihn unterstützt hatte[4]. könig Sven hatte in der ersten hälfte der 90er jahre eine fahrt nach England unternommen; 994 griff er im bunde mit Olaf Tryggvason London an[5]: an dieser westfahrt hatte sich nach dem vom könige selbst gesetzten stein sein später vor Schleswig gefallener gefolgsmann Skarde beteiligt[6], und dasselbe dürfen wir mit einiger sicherheit

[1] dieser Eggehard (Ekkihard) ist der *Esico* Adams von Bremen II 44. 47. Schol. 44 (s. Olrik Konge og præstestand I 80 ff; Lappenberg in Pertz' Archiv 9, 403 ff): *Esico* ist *Edzika*, kürzung der friesischen form des namens, *Edzard*.

[2] ed. Dümmler Neues archiv der ges. f. ältere deutsche geschichtskunde II 602. die grabschrift dieses zeitgenossen der Erik und Skarde mag etwa gelautet haben:

1 *Hic iacet Ekhardus corona* orn*atus in tumba.*
Quondam et non uictus de Sleswich cesserat armis.
3 *Finibus expulsum patriis noua regna petenti*
Protinus ad sedes suffragium ei arma dedere.
5 *Littora nota petens magna comitante caterua*
Iactatam hac demum maluit consistere terra.

1. 2 hat die hs. nach 3. 4; 1. 2 werden auf dem stein über der figur, 3. 4 links, 5. 6 rechts gestanden haben. — 1 *iacet corona Ekhardus cubatus* D(ümmler nach der hs.). — *corona* = 'dignitas episcopalis', Du Cange II 611. die metrische verwendung der silbe *co-* ist für den mlat. vers nicht verkehrt. — 2 *et* zu streichen? — *discurrit cum armis* D. — 3 f *petentem* D. — 4 *suffraganei arma* D. — *expulsum* zu *suffragium* 'bischöfliche gemeinde' (Du Cange VI 429 'districtus Metropolitani'). — 6 statt *iactatam* (*cateruam*) *consistere* trs., lieber *iactata*, und *consistere* intrs.?

[3] Adam II 28: *Hericus rex, Victor, optinuit Daniam*; II 32. 33: *Suein rex . . . ad Hericum Victorem reflexit narrationem*: *'Hericus', inquit, 'duo regna optinuit, Danorum Sueonumque'.*

[4] aus den schonischen runensteinen von Hällestad und Sjörup, die zum andenken an helden, 'die nicht vor Upsala (*at ubsalum*) flohen', an Toke, sohn des Gorm, einen sohn und gefolgsmänner Tokes (einen *himþiki tuka*, mit noch nicht punctiertem *k*, während Tokes und seines sohnes Asbjörn denkmäler bereits je ein punctiertes *k* haben) von gefolgsmannen Tokes gesetzt sind, schliefst W. s. 48 f mit grofser wahrscheinlichkeit, dass ein von der sage und geschichte später vergessener sohn könig Gorms, Toke, der führer der Dänen auf dem zuge gegen Erik gewesen sei, und dass die sage später seine führerschaft auf seinen bruder Harald übertragen habe (Knytlingasaga 2, FMS XI 180).

[5] Sachsenchr. (Laud. ms.) 994: *Her on þisum ʒeare com Anlaf and Sweʒen to Lunden byriʒ . . . mid iiij and hundniʒontiʒum scipum.*

[6] W. vermutet s. 50 mit Rafn (Ann. f. nord. oldk. 1859, s. 203), dass dieser Skarde mit dem Jomsvikinger desselben namens identisch gewesen

von den auf dem andern steine genannten gefolgsmännern, Erik dem steuermann und seinem genossen Thorulf, annehmen. der Schwedenkönig wird sich vor allem in der wichtigen handelsstadt Schleswig festgesetzt haben. könig Sven kehrte zurück: es folgte die belagerung, von der die steine reden[1].

Einem dritten bei derselben gelegenheit vor Schleswig gefallenen helden ist in seiner oder seiner freunde heimat der mit den beiden Schleswiger steinen gleichzeitige Århuser stein (s. 51—54) gesetzt, der, später zu einem quader zurechtgehauen, unten und oben unvollständig ist. der stein mit deutlichen 11 bis 16 cm hohen runen, auf s. 51 abgebildet, 1877 und 1882 von

sei, einem der zwölf, denen nach der vernichtungsschlacht im Hjörungavag das leben geschenkt wurde.

[1] vgl. ADJørgensen Den nordiske kirkes grundlæggelse I (København 1874—76) s. 387 ff; HOlrik Konge og præstestand i den danske middelalder I (Københ. 1892) s. 102—108.

W. nimmt an, dass eben die eroberung Hedebys durch die Schweden, und nicht, wie Adam II 32. 37 berichtet, welcher II 28. 32 den könig Sven Estridson als quelle anführt, der tod Eriks den Sven zur rückkehr bestimmt habe: er meint (s. 50 anm.), die situation scheine 'zu fordern, dass beide könige des nordens persönlich an dem kampfe teil genommen haben, der der herschaft über Dänemark ein ziel setzte, und dass Erik also nicht, wie man allgemein annimmt, kurz vor Svens heimkehr von England, sondern erst nach seiner vertreibung aus Dänemark gestorben ist'. dass die situation bei W.s annahme dramatisch erhabener werden würde, ist klar; aber es ist nicht notwendig, dass sie in würklichkeit diesen grad der erhabenheit besafs. eine persönliche anwesenheit Eriks im gebiete des bistums Schleswig und also jedesfalls in Schleswig selbst scheint jedoch der umstand vorauszusetzen, dass die erzählung von der feuerprobe Poppos, des späteren Schleswiger bischofs, Eggehards vorgängers, vor könig Harald auf Poppo als bischof vor könig Erik übertragen werden konnte (Adam II 33; vgl. ADJørgensen aao. 392 f; HOlrik s. 78 ff). die belagerung von Hedeby kann, da Sven nach den kymrischen quellen, den Annales Cambriae und der Gwentischen chronik i. j. 995 noch im nördlichen Wales und auf Anglesey beschäftigt war (s. Freeman History of the Norman conquest I 319; Steenstrup Normannerne III 244), worauf er persönlich für eine reihe von jahren aus Britannien verschwindet, frühestens im herbst 995, mit einiger wahrscheinlichkeit aber doch nicht vor 996 stattgefunden haben: einen terminus ad quem für die beendigung derselben geben die folgenden ereignisse, Svens verstofsung seiner gemahlin Gunhild, nachdem sein jüngerer sohn Knut 998 geboren war (s. Jørgensen 394 anm. 434 f anm.) und seine vermählung mit Eriks witwe, seine verbindung mit dem jungen könige Olaf von Schweden und die besiegung Olaf Tryggvasons in der seeschlacht, die nach Adam II 38 bei Helsingborg, nach den nordischen quellen bei Svǫldr, dem *portus Sualdensis* Saxos, i. j. 1000 (nach Jørgensen erst 1002) statt fand. — Eggehard kehrte nicht etwa in sein bistum zurück, sondern blieb bis zu seinem tode 1026 in Hildesheim (doch lässt Schol. 44 zu Adam den Esico *cum ad Egdoram fluvium perveniret, ibidem aegritudine correptus* gestorben sein), was Jørgensen s. 391 f. 408. 554 (vgl. Olrik 111 f) damit zu erklären sucht, dass die diöcesanen von Schleswig gleich denen von Århus sich dem einheimischen, aus vornehmstem hause stammenden bischofe von Ripen, Odinkar dem jüngern zugewant hatten, der somit der einzige bischof Jütlands bis zur Eider war. dieser umstand hätte jedoch den Schleswiger bischof nicht hindern können, wenn er hätte zurückkehren *wollen*; aber Eggehard wird eine bequeme natur gewesen sein; vgl. das '*maluit*' seiner grabschrift.

W. untersucht, besagt (s. 53): [*ulf* [1]]*R* : *þigsla* : [*rispi* [2]] | [*sti*]*n* : *þąnsi* : *i*[*ft*] | [*i*](*R*) : *ąmuta* : [*filaga* [3]] | [*sin* : *ia*]*s* : *ua*(*rþ* : *t*)*u*[*þr*] | [*a*](*t*) : *hiþabu*; altdän. (s. 54): (*Ulf?*)*R þegsla réspi* (*satti?*) *stén þannsi æftiR Ąmunda félaga* (*sun?*) *sinn*, *es ward dódr at Hédabý*, di. 'Ulf (?) 'Thexla' setzte diesen stein nach Amunde, seinem genossen (?), der tot ward bei Hedeby'. die punctierte rune in *þigsla* bezeichnet (s. 53 f) hier den tonlosen spiranten: an. *x* wird altdän. durch *ghs*, *chs* (so *thæghslæ*, *thæchslæ* im Liber census Daniae, ed. ONielsen s. 59), in der runenhs. des schonischen gesetzes durch die runen *hs* gegeben [4].

II. Die beiden älteren, Wedelspanger steine ('Vedelspang-stenene'), wie sie von W. genannt werden (s. 9—35):

1) Der erste Wedelspanger stein (s. 9 ff), gefunden 1797 vom entdecker des ersten Schleswiger steins, JMeggers, an der übergangsstelle zwischen dem Haddebyer und dem Selker Nor, an welcher er als merkzeichen diente, 1798 gleich dem Schleswiger stein im schlosspark zu Luisenlund aufgestellt. höhe der runen 21—26 cm, auf der seite 11 cm. die inschrift lautet (s. 17): | *ąsfriþr* : *karþi* : *kumbl* ǀ *þaun* | *ąft* : *siktriku* : ‖ *sun* [:] *sin* : *ąui* : *knubu*.

2) Der zweite Wedelspanger stein (s. 18 ff) oder nach vLiliencrons benennung 'Gottorper stein', gefunden sommer 1887, eingemauert unter den fundamenten der bastionen des schlosses Gottorp, als runeninschrift erkannt vom steinmetzen Petersen in Schleswig, einem sohne des entdeckers des zweiten Schleswiger steins, jetzt im museum zu Kiel befindlich, zuerst untersucht und erklärt von RvLiliencron 'Der runenstein von Gottorp, könig Sigtryggs stein' mit einem anhang von HHandelmann (Kiel 1888) [5]. höhe der runen 9—14 cm. die inschrift lautet (W. s. 20): | *ui* : *ąsfriþr* : *karþi* | *kubl* : *þausi* : *tutiR* : *uþinka* | *rs* : *ąft* : *siktriuk* : *k*||*unuk* ‖ : *sun* : *sin* : | : *auk* : *knubu* : |

Solange der erste stein allein stand, muste es unsicher bleiben, ob derselbe von einem manne (= an. *Ásfredr*) oder einem weibe (*Ásfridr*), dem vater oder der mutter Sigtryggs, gesetzt sei (jenes ward als das a priori wahrscheinlichere angenommen), und ebenso was das *ąui knubu* bedeute. auf dem zweiten steine zeigt sich uns die Ąsfriþ als die überlebende mutter des hier als könig bezeichneten Sigtryggs, witwe des Gnupa, tochter

[1] jedesfalls ein kurzer name. [2] oder *sati*. [3] oder *sun*, *bruþur* oder dgl.

[4] der mit den 3 genannten steinen gleichzeitige gröſsere Århuser stein (Thorsen De danske runemindesmærker II nr 29), dessen inschrift endet mit den worten 'als die könige kämpften', bezieht sich (s. 54 f) nicht auf den kampf vor Hedeby, sondern, wie die vorhergehnden worte nach W.s lesung zeigen, *uarþ ustr uti tuþr*, *þą kunukaR barþusk*, di. *ward ǿstr úti dódr*, *þá konungaR bardusk*, 'ward im osten drauſsen (auf der see) tot, als die könige kämpften', auf die dreikönigsschlacht bei Svöldr 9 sept. 1000.

[5] die genauen nachrichten über die findung des steins s. 3 ff dieser schrift.

Odinkars: der name ist mit der lautwandlung *sfr* > *sr* > *str*, wie in *hústrú* (vgl. Hoffory Ark. f. nord. filol. I 38 ff), das spätere *Ástríðr*, 'Astrid', dän. Estrid. — gegen eine änderung von *ąui*, dessen lesung völlig feststeht, in ein für die zeit der inschrift unmögliches *ąuk* für *auk* protestiert W. s. 23 mit entschiedenheit: *ui* (s. 24, vgl. Lil. s. 19 ff) = an. *vé*, altdän. und -schwed. *wé, wí*, das auf dem zweiten steine widerkehrt, ist die 'geweihte, heilige stätte', hier 'grabstätte'. in *ąui* ist das proclitische pronomen wie in andern runeninschriften, mit dem abhängigen worte zusammengeschrieben. — das *ui* an der spitze der zweiten inschrift wollte vLiliencron s. 24 fassen als 'die warnende mahnung, dass hier eine geheiligte stätte ist', es künde 'fluch der hand, welche frevelnd daran rührt'[1]. W. s. 26 hält für das einzig richtige die verbindung des *ui* mit dem folgenden namen zu einem compositum: er nimmt an, Asfriđ habe wegen ihres festhaltens am alten glauben, das sich besonders in dem prächtigen *vi* zeigte, das sie ihrem gemahl Gnupa errichtete, den namen *ui-ąsfriþr* erhalten. zwar finde er *Wé-* (*Wí-*) als erstes glied einer doppelzusammensetzung sonst nicht, es sei aber wol wahrscheinlich, dass Asfriđ für gewöhnlich nicht *Wé-Ąsfríðr*, sondern *Wéfríðr* genannt sei. W. bringt belege für diesen letzteren namen, die hier aber zum beweise dessen, was zu beweisen war, nicht genügen: es bedurfte der beispiele dafür, dass in alter zeit ein doppelt zusammengesetzter name der form c + (a + b) durch c + b ersetzt werden konnte[2]. eher würde ich die kürzung c + A erwarten, wenn A die vom ersten namensbestandteil a gebildete koseform bezeichnet, was in unserem falle *Wé-Ąsa* wäre[3].

Die beiden inschriften gibt W. s. 27 in seiner lautbezeichnung so wider:

1) *Ąsfríðr gærđi kumbl þáun æft Sigtryggw, sun sinn, ą*

[1] L. hält s. 25 auch noch eine andre deutung für möglich, die verbindung der worte *auk knubu ui*: wenn er dabei bemerkt, es 'stände in analogie zu andern vorkommnissen auf runensteinen, dass der runenmeister mit dem letzten worte der ganzen inschrift wider an die anfangszeile zurückkehren und auf solche weise die ganze inschrift im ring zusammenschliefsen wollte', was W. als ihm völlig unbekannt bezeichnet, so hat L. ohne zweifel nur ein zurückkehren des endes zum anfangspuncte bei kreisförmiger inschrift wie der des goldnen horns im auge, und er redet ungenau von runensteinen statt von runeninschriften. aber *ui* ist sicher als erstes, nicht als letztes wort nach beendigung der übrigen inschrift eingeritzt, und für das wort wäre auf der rückseite nach *knubu* sehr wol noch platz gewesen, wenn es dahin gehört hätte.

[2] in den *Vémundr, Végestr, Védis* etc., kindern des von W. s. 26 angeführten *Végeirr* (Landn. II 29), können solche doch schwerlich gefunden werden.

[3] wie eine schwester des einen, vermutlich des ältern, der beiden bischöfe Odinkar, ohne zweifel aus demselben geschlechte, *Asa* heifst (Schol. 46 zu Adam), als koseform vermutlich für *Ąs-fríðr*: dieselbe war wol die enkelin eines bruders der königin Ąsfriđ (vgl. u. s. 22). der name dän. *Ása* > *Asæ* > *Ase* erscheint in runeninschriften mehrfach als *ąsa* di. *Ąsa*.

wé Gnúpu, di. 'Asfrid machte dieses denkmal nach Sigtrygg, ihrem sohne, auf dem *vi* (der geweihten grabstätte) des Gnupa';

2) *Wé-Ásfríðr gærði kumbl þáusi, dóttiR Óðinkárs, æft Sigtrygg konung, sun sínn áuk Gnúpu*, di. 'Vi-Asfrid machte dieses denkmal, die tochter Odinkars, nach Sigtrygg dem könige, ihrem und des Gnupa sohne'.

'Das *vi*', sagt W. s. 27, 'in welchem Gnupa und Sigtrygg ruhten, muss mit seinen hügeln und runensteinen und ohne zweifel von einem schiffsförmigen steinkreise (*skaiþ* wie auf dem Tryggevælder stein; s. Runenschr. 375 f) umgeben ein grofsartiges denkmal abgegeben haben, in weitem umkreise sichtbar und weit und breit berühmt, so dass es wol der Asfrid ihren beinamen verschaffen konnte' [1].

Weit wichtiger als das sprachliche und culturhistorische interesse, das die steine bieten, ist die bedeutung derselben als historischer denkmäler (s. 28—35).

W. identificiert den könig Gnupa, den vater Sigtryggs 1) (s. 28 f) mit dem könige Gnupa in Reidgotaland oder Jütland, den könig Gorm nach der gröfseren Olaf Tryggvasons saga c. 63 überwunden und getötet haben soll; 2) (s. 29) mit dem könig der Dänen Chnuba, den nach Widukind I 40 könig Heinrich I 934 besiegte und zur taufe zwang; 3) (s. 30) mit dem Chnob Adams von Bremen. um die gleichung zum stimmen zu bringen, ist W. genötigt, in Adams bericht, obwol er denselben vollständig abdruckt, stillschweigend zunächst die zeitbestimmungen bei seite zu lassen, dann aber, was schwerer wiegt, da doch der bericht auf könig Sven Estridson zurückgeht, also, wie W. richtig bemerkt, die tradition des dänischen königshauses vertritt, diejenigen angaben, die zur gleichung nicht passen, zu übergehn. meiner überzeugung nach kann unser Gnupa ohne willkür nur = 3 gesetzt werden, während 1 = 2 ein andrer und zwar späterer Gnupa sein muss (s. u.): in diesem falle stimmt Adams bericht völlig, und wir brauchen von demselben nichts bei seite zu lassen.

Folgender teil, und das ist der hauptteil, der combinationen W.s scheint mir zweifellos richtig zu sein. könig Sven Estridson berichtet bei Adam I 50 '. . . *Olaph . . veniens a Sueonia, regnum optinuit Danicum vi et armis, habuitque filios multos, ex quibus Chnob et Gurd* (var. *Giurd, Gyrd*) *regnum optinuerunt post obitum patris*'. ferner I 54: '*Post Olaph, Sueonum principem, qui regnavit in Dania cum filiis suis, ponitur in locum eius Sigerich. . .*'

[1] W. bemerkt einl. s. 9, dass die beiden dem Sigtrygg gesetzten steine bestandteile eines grofsen grabdenkmals in der umgegend von Wedelspang gewesen sind, daher er sie nach diesem orte benennt: im übrigen sagt er über den ort des denkmals nichts. derselbe kann kein andrer gewesen sein als die höchste erhebung der umgegend sw. von Wedelspang, 'meilenweit im umkreis sichtbar', 'könig Sis höh' geheifsen (s. Liliencron s. 26—28), heute meist abgekürzt nhd. 'königshügel' genannt. *Sí* kann aus der koseform eines mit *Sig-* beginnenden namens entstanden sein.

Adams Chnob und Sigerich sind Gnupa und sein sohn Sigtrygg[1]. durch die historischen verhältnisse erklärt sich (s. 31 f) überraschend der umstand, dass die beiden inschriften im wesentlichen denselben inhalt, aber in runen- und sprachform auffallende abweichungen zeigen. die runenformen des ersten Wedelspanger steins weichen von denen der gleichzeitigen dänischen steine bedeutend ab, finden dagegen auf gleichzeitigen schwedischen, den steinen von Rök (vgl. Runenschr. 289) und Kälfvesten (ebd. 208) in Östergötland, ihre entsprechung. die *a*- und *n*-rune haben wie auf den östergötländ. steinen formen mit halbem, nur bis zum hauptstabe reichenden querstrich (s. 16). die *m*-rune (in *kumbl*) hat eine eigentümliche gestalt (s. 15), eine abart der auf dem Röker stein erscheinenden. ebenso zeigen die *u*-, die *r*- und zt. die *þ*-rune ähnlichkeit mit den runenformen dieses steins, während die *t*-, *b*- und *s*-rune die gewöhnliche gestalt haben, abweichend von den schwed. steinen. die runenformen des zweiten Wedelspanger steins stimmen dagegen genau mit den sonstigen dänischen überein.

Der eine der beiden steine, welche Ásfriđ ihrem und Gnupas sohne Sigtrygg errichten liefs, bezeugt (s. 32) die schwed. beziehungen des väterlichen geschlechtes, der andere die dän. herkunft der mutter. die inschrift jenes steins ist von einem schwed., die dieses von einem dän. manne geritzt. dieser stein hat *þausi*, die neben *þau* in Dänemark allein bekannte form, jener *þaun*, die form, die auf schwed. steinen öfters = *þau* erscheint. die namensform *siktriku* auf dem schwed. steine bezeichnet nach W. *Sigtryggw* (mit *u* = *w*, wie in *karuR* des Röker steins) als schwed. form, dagegen *siktriuk* auf dem andern steine die gleichzeitige dänische form *Sigtrygg*.

Soweit ist alles evident, das folgende aber m. e. teils unrichtig, teils zwar richtig, aber nicht hergehörig. W. meint (s. 34), die wikingfahrt Olafs habe unter der regierung Gorms des alten stattgefunden; der Schwede Olaf habe speciell nach Schleswig (Hedeby) die fahrt gerichtet und sich in jener gegend festgesetzt; sein sohn Gnupa habe in seinem übermut sowol die nördlichen nachbarn, die Dänen, wie die südlichen bedroht; von Heinrich I 934 besiegt und zur taufe gezwungen habe er, vielleicht von den Sachsen gestützt (hier berührt sich W. mit Liliencron s. 17 und Handelmann s. 31), seine herschaft weiter über Dänemark auszubreiten gesucht; da endlich habe Gorm, wahrscheinlich von seiner gemahlin Thyre angespornt, sich in bewegung gesetzt, den Gnupa besiegt und gefällt, worauf Thyre das Dannevirke er-

[1] in der namensform *Sigerich* für *Sigtrygg* liegt wol eher die häufige ersetzung des zweiten namensbestandteils durch einen andern, bekannteren, hier das allgemein bekannte *-rîk*, *-rich* vor, als, wie W. vermutet, graphische entstellung (*e* für *t*). ähnlich wird in der gr. Olaf Tryggvasons saga 60 (Fms. I 110) Adams *Sigerich* durch *Siggeirr* widergegeben.

neuerte. Gnupas stolze und energische witwe Asfrid habe aber noch mehrere jahre mit ihrem sohne Sigtrygg die herschaft fortgeführt, bis es endlich um 950 dem Harald gelungen sei, den Sigtrygg zu fällen.

Alle diese annahmen sind mit Sven Estridsons bericht bei Adam unvereinbar. zwar dass könig Sven nichts von der niederlage des sohnes Olafs durch die Sachsen berichtet hätte, könnte nicht wunder nehmen. aber Sven sagt auch nichts davon, dass derselbe sohn Olafs durch den könig Gorm und sein nachfolger Sigerich durch könig Harald gefällt worden sei. über Sigerich hat Sven Estridson vielmehr einen ganz andern bericht: *Cumque parvo tempore regnasset* (Sigerich), *eum Hardegon, filius Suein, veniens a Nortmannia, privavit regno.* über diese worte sagt W. nichts.

Wenn Olafs sohn durch Gorm und Sigerich durch Harald überwunden und getötet worden wäre, dann hätte könig Sven diese ruhmestaten seiner allgemein bekannten ahnen vor allem im gedächtnisse festgehalten. es ist schlechterdings unmöglich, dass er oder die tradition des dän. königshauses, die aus seinem munde spricht, diese taten verwechselt haben sollte mit dem erfolgreichen einfall eines 'Hardegon, filius Suein' aus Norwegen. nur das umgekehrte wäre möglich gewesen, dass die tat eines bald vergessenen Hardegon auf dessen bekannten nachfolger Gorm übertragen worden wäre. was Adam betrifft, so wäre es zwar möglich, dass er einen teil des berichtes Sven Estridsons vergessen hätte, unmöglich aber, dass, wenn Sven ihm das richtige erzählte, er seinerseits die verwechslung der ihm sehr wol bekannten könige Gorm und Harald mit dem unbekannten Norweger 'Hardegon, filius Suein' begieng. wenn irgend etwas in dem berichte feststeht, dann muss es auch feststehn, dass ein Hardegon Sveinsson, *veniens a Nortmannia* [1], den Sigerich, *cum parvo tempore regnasset*, *privavit regno*.

Ich vermag mir auch nicht mit W. die beiden königinnen Asfrid und Thyrvi neben einander zu denken. der landstrich nördlich vom Dannevirke würde für beide frauen zu eng sein. statt des edlen 'wettstreits' (W. s. 34) wäre es wol eher ein töllicher hass gewesen, der die beiden frauen gegen einander beseelt und zu taten angespornt hätte. aber Asfrid und Thyrvi sind gar nicht gleichzeitig in demselben landstrich gebietend aufgetreten.

Alle im 50 und 54 cap. des 1 buchs von Sven Estridson erzählten dinge geschehen bei Adam, bevor von Gorm die rede ist: Adam gibt den bericht von Olaf und seinen söhnen innerhalb des rahmens der beiden jahrzehnte 891—911, von der 'clades Nortmannica', di. der niederlage durch Arnulf von Kärnten

[1] natürlich kann eine unrichtigkeit mit unterlaufen (s. u. s. 26) und der name entstellt sein (s. 24), aber doch nicht so sehr entstellt, dass *Gorm* oder *Haroldus* zu lesen wäre.

bei Löwen, bis zur tronbesteigung Konrads von Franken; den bericht von Sigerich und seinem fall dagegen für die zeit zunächst nach 911.

Dass ein zweiter in derselben gegend auftretender mann desselben nicht häufigen namens Gnupa einer andern familie entstammt sei, ist natürlich unwahrscheinlich: der Gnupa des jahres 934, der gegner Heinrichs I und Gorms, wird demselben hause angehört haben, wie sein älterer namensgenosse, der sohn Olafs und vater Sigtryggs. zwei könige desselben hauses namens Gnupa in der 1 hälfte des 10 jhs. sind nicht auffälliger als zwei Harik (Horicus, an. *Hárekr* Fms. I 107. XI 406) im 9 jh. oder später zwei Waldemar. Gnupa II kann ein sohn Sigtryggs und enkel des ersten Gnupa, er könnte auch ein sohn dieses ersten Gnupa und der Ąsfrid, ein jüngerer bruder Sigtryggs oder endlich ein neffe jenes, ein sohn Gyrds gewesen sein.

Wenn wir Svens bericht bei Adam bestehn lassen, kann die sache etwa gewesen sein wie folgt. nach der schlacht bei Löwen im herbst 891, in welcher *caesi sunt duo reges eorum* (der *gens fortissima inter Nortmannos Danorum*), *Sigifridus scilicet et Godofridus* (Annal. Fuldens. a. 891, M. SS. I 408), regierte in Dänemark zunächst ein gewisser Helge (Heiligo)[1]. darauf kam Olaf von Schweden mit seinen söhnen herüber und bemächtigte sich des reiches, und zwar (vgl. Olrik aao. s. 4) des ganzen Dänemark (*regnum optinuit Danicum*), nicht allein, wie W. annimmt, der umgegend von Hedeby. Olafs sohn Gnupa vermählte sich mit Ąsfrid, der tochter Odinkars. dass dieser Odinkar demselben hause angehört habe wie die beiden bischöfe desselben namens aus der 2 hälfte des 10 und der 1 hälfte des 11 jhs.[2], deren jüngerer nach Adam II 34 gleich dem älteren, seinem oheim, *nobilis de semine regio Danorum, dives agri* war, glaube ich mit W. s. 32 und Liliencron s. 18 f. der vater der Ąsfrid, Odinkar, wird entweder selbst der sohn einer princessin des älteren königshauses (einer tochter Hariks I ?), oder auch mit einer solchen vermählt gewesen sein (einer tochter Hariks II ?), so dass im letzteren falle nur seine nachkommenschaft, Ąsfrid und ein bruder, der stammvater der späteren bischöfe, in weiblicher linie *de semine regio Danorum* herstammten. wenn Gnupa II der s o h n des Sigtrygg gewesen ist, der, *cum parvo tempore regnasset*, fiel, dann muss

[1] diesen bezeichnet Adam als *virum populis amabilem propter iusticiam et sanctitatem suam*: seine *iusticia* bestand wol darin, dass nach der *clades Nortmannica* für die nächste zeit zwar nicht züge einzelner wikingscharen, wol aber unternehmungen in gröſserem stile gegen die südnachbarn unterblieben, da die hauptmasse der dänischen wikinger sich statt dessen nach Britannien wante; und seine *sanctitas* ist gewis aus seinem namen gefolgert.

[2] Adam II 23. 34. 47. 62, Schol. 60 *Odinkar, -char* (*-karus, -charus*), *Othingar*, Saxo *Othincarus*. der zweite bestandteil des namens ist nach W. s. 28 anm. (vgl. HOlrik 111 n. 2) an. *-kárr*.

Ąsfrids vermählung mit Gnupa I um die mitte des letzten jahrzehnts des 9 jhs. stattgefunden und zwei jahrzehnte später, 914 oder in einem der folgenden jahre, ihr sohn Sigtrygg sich vermählt haben: Sigtryggs fall und die setzung seiner beiden grabdenkmale durch seine mutter könnte dann 915 oder in einem der nächsten jahre geschehen sein. sollten dagegen Sigtrygg und Gnupa II derselben generation angehört haben, dann könnten einerseits Ąsfriđs vermählung, anderseits der fall ihres sohnes und die errichtung der denkmale um ein jahrzehnt später angesetzt und der eroberungszug des Schweden Olaf könnte dann mit W. in den anfang des 10 jhs. gesetzt werden. — nach Olafs tode übernahm jedesfalls sein sohn Gnupa die regierung der halbinsel und dazu vielleicht Fünens, dessen bruder Gyrd also Schonen und Seeland mit zubehör. über den tod Gnupas erfahren wir nichts. was W. über Gnupas taufe sagt, und seiner witwe protest gegen dieselbe (s. 33) mittels des grabdenkmals muss wegfallen: Adam sagt I 54 nach dem satze von den *reges, immo tyranni Danorum*, von denen es unsicher sei, *utrum simul aliqui regnaverint, an alter post alterum brevi tempore vixerit*, ausdrücklich: *nobis hoc scire sufficiat, omnes adhuc paganos fuisse.* über den ausgang des Sigerich (= Sigtrygg) dagegen berichtet könig Sven, was wir oben s. 21 gesehen haben[1]. wie früher Olaf aus Schweden, so kam also jetzt ein neuer eroberer, *veniens a Nortmannia*, ins land, gegen welchen Sigtrygg fiel, worauf seine mutter ihm die grabdenkmale setzte.

Auf dem dän. steine hebt Ąsfriđ ihre eigne vornehme geburt hervor und bezeichnet ihren sohn als könig; auf dem schwed. nicht. W. meint (s. 33), Ąsfriđ habe jenes aus stolz und trotz getan: weil sie für die Dänen n i c h t die königin und ihr sohn n i c h t der könig, sondern ein usurpator war, darum lasse sie ihre feinde hören, dass sie Odinkars tochter sei, und darum setze sie das denkmal dem 'könig' Sigtrygg. für ihre treuen schwed. mannen, sagt W., war ihr sohn immer der könig gewesen. allerdings, aber für die treuen dän. mannen auch. wenn Sigtryggs reich, seine grabstätte mit umfassend, seinen tod überdauerte, so wird auch diese annahme W.s hinfällig. dass Sigtrygg auf dem einen stein nicht könig heifst, ist, denke ich, eben so zufällig, wie dass Sven auf dem ersten Schleswiger stein nicht als könig bezeichnet ist. und dass Ąsfriđ nur auf dem dän. steine sich 'Odinkars tochter' nennt, geschieht einfach darum, weil die Dänen an Odinkar, vielleicht als sprossen des älteren königshauses (s. o.), ein interesse hatten, die Schweden nicht.

Für die zeit nach Sigtryggs tode gilt, was W. für die zeit nach Gnupas tode sagt: 'mit seinem tode war seine macht keineswegs gebrochen'. vielmehr hat Sigtryggs junger, vielleicht nachgeborner sohn oder jüngerer bruder Gnupa II, zunächst gewis

[1] wenn auf den wortlaut bei Adam (s. o. s. 19) gewicht zu legen ist, dann hätte Sigerich ganz Dänemark unter sich gehabt; vgl. HOlrik s. 4.

unter der vormundschaft seiner mutter oder grofsmutter und gestützt vom mächtigen geschlecht der Ąsfrid, den süden der halbinsel als selbständiges reich aus dem zusammenbruche des reiches Sigtryggs gerettet, bis er, von Heinrich I 934 besiegt und zur taufe gezwungen (vgl. Olrik s. 69 ff), später dem Gorm oder seinem sohne Harald unterlag.

Eine historische frage bleibt noch, wenn möglich, zu beantworten: wer war der *Hardegon*, *filius Suein*, *veniens a Nortmannia* und in welchem verhältnis steht er zu dem in der folge in directer männlicher linie von Gorm bis auf Knut den grofsen regierenden königshause? halten wir uns zunächst an Adam, so wird könig Gorm, wo er zuerst vorkommt, I 57 bezeichnet als *filius Hardewigh Gorm* (var. *filius Hardewich Gwrm*); der Salzburger, jetzt Wiener cod. des 13 jhs. (Lappenbergs cod. 1) hat *Hardecnudth Wrm*: da der könig später (I 59 ff) einfach *Gorm* (*Gwrm*, *Worm*) heifst, nicht *Hardecnut Gorm*, so ist das richtige I 57 sicher *filius Hardecnuth Gorm*; *-wich* ist aus *-cnuth* entstellt: die fünf *m*-striche in *uui* für *cnu* und das *c* für *t*. zwischen dem *Hardegon* I 54 und dem *Hardecnuth* I 57 muss irgend welche beziehung bestehn: entweder ist an erster stelle *Hardegon* ein irrtum Adams oder ein früher fehler der überlieferung statt *Hardecnut* (*-gon* andre schreibung für *-cun*, dieses gelesen für *cnu* mit weggefallenem *t*?)[1], oder aber Hardegon müste ein älterer bruder von Gorms vater Hardeknut gewesen sein. die annahme, dass Gorm sein sohn oder brudersohn war, macht es um so leichter begreiflich, einerseits dass könig Sven zu dem namen dieses eroberers auch den seines vaters, der der grofsvater Gorms, des urgrofsvaters der mutter Sven Estridsons war, im gedächtnisse

[1] Vedel in seiner ausgabe Adams nach dem verlornen Soröer cod. (Hafn. 1579) setzt zu + *Hardegon* am rande + *Haardechnut*. woher er diesen *Haardechnut* entnommen hat, ist nicht ersichtlich: da er den namen nicht in den text setzt, hat er nicht in seinem cod. gestanden; er hat ihn auch nicht aus I 57 genommen, wo er statt *filius* + *Hardeuich* am rande vielmehr + *Haraldi* vermutet (nach den unten s. 29 note[1] anzuführenden genealogien), und er hält auch I 54 den namen *Hardecnut* nicht für das historisch richtige, da er in der anm. erklärt, dass Canutus Durus in würklichkeit erst weit später nach Knut dem grofsen den tron bestiegen habe. Vedel wird also wol von der erwägung geleitet gewesen sein, dass *Hardegon* kein name, dagegen *Hardeknut* ein bekannter name gewesen ist. — Dahlmann Gesch. von Dännemark I 68 sagt, dass 'aus Norwegen ein Hardegon, Svens sohn, erschien': 'dieser Norweger, einerlei, nennen wir ihn Hardegon, Hardewick oder nach der lesart eines vorzüglichen codex Hardeknud (er identificiert also den *Hardegon* I 54 mit dem *Hardewich* oder dem Salzburger *Hardecnudth* I 57), war der königliche ahnherr der königsreihe, die von ihm und seinem sohne Gorm dem alten, Harald Blauzahn, Svend Gabelbart, den brüdern Harald und Knud dem grofsen bis auf Hardeknud führt, mit welchem der königliche mannsstamm ausgieng'. — GStorm Kritiske bidrag til vikingetidens historie (Krist. 1878) s. 49 unten f., erklärt *Hardegon*, das kein name, für einen offenbaren fehler für *Hardeknut* (I 57) und nimmt als das historisch richtige an, dass Hardeknut Sveinsson, der vater Gorms, aus Norwegen gekommen sei.

festhielt [1], anderseits, dass die spätere sage, wie den Sigtrygg mit seinem nachfolger Gnupa, so jenen unbekannten eroberer mit seinem bekannten nachfolger Gorm zusammenwerfen, Sigtryggs überwindung durch Hardegon, Gnupas durch Gorm identificieren und jene über dieser vergessen konnte; entsprechend ist deutscherseits bei Adam I 59 der zug gegen den wenig bekannten Gnupa 934 auf den bekannten Gorm übertragen worden (vgl. HOlrik s. 71 f). war Gorm würklich der brudersohn des Hardegon, dann hat die spätere sage, was leicht geschehen konnte, den sonst unbekannten vater Gorms vergessen (jedoch nicht völlig, s. u.[2]) und den Gorm zum sohn seines vorgängers gemacht.

Nach den genealogien des dän. königshauses war (mit verschiedenen abweichungen) Gorm der sohn könig Hardeknuts, dieser der sohn und nachfolger könig Siwards = isl. 'Sigurd Schlangenauge' (*Sigurðr ormr í auga*), des sohnes des Ragnar Lodbrok. dieser in den dän. quellen, den königsreihen nr. V—VIII. XIII bei Langebek (Scr. rer. Dan. I 16. 19. 22. 29. 66), bei Sven Ågeson (ebd. I 48) und Saxo S i u a r t h, Siward (Siwardus) geheifsene 'filius Regneri', der höchst wahrscheinlich identisch ist mit dem 891 bei Löwen gefallenen rex Danorum Sigifridus und vielleicht auch mit dem nachfolger Hariks II, dem bruder und mitkönig des Halbdeni v. j. 873 nach den annalen von Fulda (M. SS. I 386)[3], erscheint als vorgänger und vater des *Haurda Knutr* im Langfedgatal (Scr. rer. D. I 6) und in der königsreihe III (ebd. I 11, II 423), des *Hǫrða Knútr* in der gr. Olaf Tryggvasons saga (Fms. I 114 f), des *Kanutus* bei Sven Ag. und Saxo [4]. der vater des Hardegon, S u e i n, kann aber nicht aus der luft gegriffen sein: in würklichkeit ist dieser Suein der vater des Hardeknut gewesen; nach der ursprünglichen

[1] seinen bericht leitet Adam I 50 mit den worten ein: *Audivi autem ex ore veracissimi regis Danorum Suein, cum nobis stipulantibus numeraret atavos suos. . .*

[2] statt Adams *Hardegon* und *Hardecnuth* ist das historisch richtige gewis gewesen *Hardecnut* und *Frotho*, dieser vater Gorms. so nach den dänischen quellen, s. u. s. 26 f und 28 anm[5]. doch könnte der überlieferte name *Frotho* als beiname an die stelle eines andern uns nicht überlieferten getreten sein.

[3] Dahlmann I 51 identificiert den könig d. j. 873 mit dem 891 gefallenen Sigifridus; Jørgensen s. 183 und Steenstrup Normannerne I 113. 118 jenen mit dem filius Regneri. über Regner Loðbroks geschlecht im allgemeinen vgl. besonders Steenstrup aao. I 81 ff und GStorm Krit. bidrag til vikingetidens historie s. 57 ff.

[4] denselben Kanutus hat die königsreihe VII (Scr. r. D. I 22) durch unursprüngliche zwischenglieder, den Ennægnup (vgl. u. s. 28 anm.[1]) und seinen sohn, von 'Sywardus, filius Regneri' getrennt. — an der stelle des Kanutus = Hardeknut haben die königsreihen V (XIII). VI. VIII. IX, die Annales Ryenses = Chronicon Erici regis (Scr. r. D. I 158; M. SS. XVI 398) und Petri Olai Chronica (Scr. r. D. I 114) den mit ihm identischen *Lotne Knut* oder *Lotæ Knut* (s. u.), der aber nach den genannten quellen sohn des als 'ok Regners sun' und bruder des Siward bezeichneten Erik barn, Ericus puer (= Harik II) ist: in der königsreihe V (der Brevior historia) heifst er sohn des Erik und einer tochter des Siward.

sage aber und vielleicht auch in wahrheit wird Suein der sohn des Siward, dieser nicht der vater, sondern der grofsvater des Hardeknut gewesen sein, und die spätere sage hat, wo Hardeknut (Kanutus) der sohn des Siward heifst, das mittlere glied vergessen [1]. doch ist Suein nicht völlig vergessen: die königsreihe v, die Brevior historia, aus der mitte des 12 jhs. (Scr. r. D. I 16) hat ihn als Sven Langfot, jedoch als sohn anstatt als vater des Knut und als enkel anstatt als sohn des Siward (Petri Olai Chronica, ebd. I 115, als *Sweno Langhæfodh*, sohn des Kanutus[2]), und die Roskilder chronik von c. 1140 in einer wichtigen notiz, die uns sogleich noch weitere dienste leisten wird (ebd. I 375), hat ihn als Sven, vater Gorms des alten und Harthacnuts; denselben hat POlai Chron. neben jenem Sven Langhæfodh.

Nach Adam kam der eroberer Hardegon *a Nórtmannia*: hss. bieten an dieser stelle nicht wie anderswo (so IV 1. 21) für *Nortmannia* die variante *Nordwegia* (*Norvegia*); trotzdem wird Adam an Norwegen gedacht haben. das historisch richtige ist aber, wie schon Steenstrup Normannerne II 390 f vermutet, vielmehr Northumberland, '*Nordimbria*', oder die dänischen colonien in England im allgemeinen. die nachkommen des Siward, wenn dieser bei Löwen fiel, könnten sich 892 mit der hauptschaar der wikinger nach England begeben haben: wir haben aber bestimmte zeugnisse dafür, dass sie schon früher sich nach England wanten [3]. in der gröfseren Olaf Tryggvasons saga 62 f (Fms. I 114 f) lesen wir, dass ein könig Gorm — offenbar der dän. könig Godrum von Ostangeln, den die Sachsenchronik z. j. 875 nennt und 890 sterben lässt, — welcher *hélt ríki af sonum Ragnars loðbrókar*, dass dieser Gorm besonders den Sigurð Schlangenauge liebte und den sohn dieses Sigurð und der Blæja, der tochter des königs Ella, erzog, der Knut hiefs und später Hörda-Knut genannt ward, und dass dieser später seinen sohn nach seinem adoptivvater Gorm nannte. was hier von Sigurd gesagt ist, muss in würklichkeit von Hardeknuts vater Sven gelten, wie die Roskilder chron. zeigt (s. u.): der könig Ella ist der von der Sachsenchronik z. j. 867 als neuerwählter könig der Nordhumbrer genannte Ælla, der gegen ende dieses jahres bei der eroberung von York durch die Normannen fiel. Sigurd wird zu anfang der 30er jahre des 9 jhs. geboren sein (vgl. Steenstrup Norm. I 90); Sven um 850; dessen sohn

[1] Storm, der den Svein als vater Hardeknuts und grofsvater Gorms ansieht, weist die verbindung des geschlechtes Gorms mit dem der söhne Loðbroks als unhistorisch ab (Krit. bidrag s. 57 ff. 125). uns kommt es in diesem zusammenhang auf die verbindung mit dem Siward 'filius Regneri' nur in so fern an, als dem Siward mit der vaterschaft dinge zugeschrieben worden sind, die von dem würklichen vater des Hardeknut, Svein, gegolten haben müssen.

[2] denselben Sveno finden wir wider bei Hamsfort, s. u. s. 29 anm.

[3] hierher gehört vielleicht auch die notiz, die POlai Chronik von Sven Langhæfodh hat: *in morte patris erat in Normannia.*

Hardeknut um 870, nachdem Sven sich 868 oder bald nachher mit der tochter des gefallenen Ælla vermählt; Gorm um 890. die Roskilder Chronik erzählt (ebenso Petri Olai Chronica, Script. r. D. I 116), dass *Sven, Normannorum transfuga* — so hiefs er wol, weil er mit einer abteilung des Normannenheeres von Friesland nach England hinüberzog [1], oder bezeichnet *transfuga* dasselbe was 'Langfot'? — *collecta multitudine Angliam invasit, regem Aldradum* [2] *expulit, ipse regnum tenuit*, und dass später seine söhne *Gorm et Harthacnut latrocinio Daniam insiliunt, occisoque rege Danorum Haldano cum filiis ejus regnum Danorum partiti sunt, Gorm Daniam* (dieser ist Gorm der alte, vater Haralds), *Harthacnut Angliam, nam Suen pater eorum interim quo ipsi Daniam invaserunt, mortuus est.* hier haben wir dasselbe, was Adam von *Hardegon, filius Suein* erzählt: *Haldanus cum filiis* ist an die stelle von Sigerich (Sigtrygg) mit seinen vorfahren und vielleicht seinem nachfolger Gnupa getreten [3]. bei Sven Ågeson (Scr. r. D. I 48) ist wie die vermählung Svens mit der tochter des gefällten königs, so auch des sohnes Kanutus eroberung Dänemarks auf den Siwardus übertragen, und jene begebenheit mit dieser ein halbes jahrhundert jüngeren in dem einen '*Siwardus . . . regnum invasit Daciae*' zusammengeworfen. mit Hardeknut ist jedesfalls sein sohn oder brudersohn Gorm zugleich nach Dänemark gekommen [4]: war Gorm selbst schon an der besiegung Sigtryggs mitbeteiligt, so konnte die tätigkeit seines vaters oder vaterbruders um so

[1] ähnlich erzählt Adam I 41 nach uns verlornen Gesta Anglorum, dass die Normannen in Friesland *unum ex sociis*, den Halpdani, und später den Gudredus *in Angliam miserunt*; jener, 871 in England von der Sachsenchronik genannt, ward nach 875 könig von Northumberland, dieser sein nachfolger bis zu seinem tode 894, vgl. Steenstrup II 89 ff.

[2] *Aldradus*, di. *Æþelred*, ist = *Ælla*, da *Ælla* die koseform eines mit *Æþel-* beginnenden namens ist.

[3] Hardeknut wurde mit einem ganz andern ältern Knut zusammengeworfen, dem 894 gestorbenen könig von Northumberland, Gudredus (dieses war sein taufname, Knut sein heidnischer name), und das dän. ereignis, Sigtryggs fällung durch Hardeknut, wurde vermischt mit einer northumbr. begebenheit, Halfdans vertreibung und tod um 877 und Knuts nachfolge (Petri Olai Chron. nennt Haldans söhne *Knutus et Sigefridus*, wie des northumbrischen Halfdan nachfolger würklich hiefsen: Knuts nachfolger hiefs Sifred); vgl. Steenstrup Norm. II 89 ff. 99. 390 f. der name *Lotne-* (*hlotne*, der 'aus dem loskrug hervorgegangene'), *Lotæ-* Knut wird eigentlich dem nach Halfdans vertreibung aus Friesland gesanten ältern Knut (Gudredus) gebühren. umgekehrt ist die adoption durch einen könig Gorm und die benennung des sohnes nach dem pflegevater von dem jüngeren Hardeknut auf den ältern (*Fundne-*) Knut übertragen in der gr. Olaf Tryggvasons saga 61 f, vor der oben angeführten erzählung 62 f: die Jomsvikingasaga 1 (Fms. XI 1) hat den gleichen bericht, aber von dem vater Gorms des alten (vgl. Storm s. 125): der historische könig von Northumberland hatte, soweit bekannt, keinen sohn namens Gorm (vgl. Adam II 22).

[4] in den brüdern *Gorm et Harthacnut* der Roskilder chronik sind einerseits zwei brüder Harthacnut und Frothe, anderseits vater und sohn, Frothe und Gorm, zusammengefallen, s. u. s. 28 anm [5].

leichter vergessen werden. Gorm muss entweder, ebenso wie früher Gnupa, der sohn des Schweden Olaf, sofort eine Dänin aus vornehmem hause geheiratet haben, die Thyre (*Þyrvi, DanmarkaR bót*), spätestens gleich nach Sigtryggs fall, wenn dieser 914 oder 915 stattfand: Hardeknut konnte aber auch schon einen teil des reiches erobert haben [1] und Gorm vermählt gewesen sein, bevor Sigtrygg fiel, so dass sein sohn Harald bereits um 910 geboren sein könnte; vgl. Dahlmann I 73 anm.[2] oder aber Gorm war schon in England vor dem einfall in Dänemark mit der Thyre vermählt. Saxo bezeichnet sie als *Anglorum regis Hedelradi filia*: freilich dieser Edelradus ist kein andrer als Aldradus = Ælla, und es ist hier nur die erzählung von Sven in der Roskilder chronik, von Siwardus (Sigurd) und der königstochter bei Sven Ågeson und in der gr. Olaf Tryggvasons saga, auf den enkel Gorm übertragen. aber Thyre könnte darum doch sehr wol die tochter eines dänischen jarls in England, eines Harald? [3], eines jüngeren namensvetters des nach der chronik 871 gefallenen eorl Harold, gewesen sein [4]. die sage bei Saxo, dass Thyre bei der vermählung *Daniam sub dotis nomine* forderte, kann eine reminiscenz von etwas tatsächlichem, dem zuge nach Dänemark, gewesen sein. an die englische herkunft Gorms erinnert seine bezeichnung in den längeren königsreihen als *Gorm Enskæ*, *Gorm(o) Anglicus* [5]. Gorm Enskæ

[1] die gr. Olaf Tryggvasons saga 63 (Fms. I 115) lässt den Hardeknut nur über Seeland und Schonen herschen. die sage von dem *Sialandensis bondo* Ennignup als *custos regni* und *tutor* des Kanutus (Sven Ag. Scr. r. D. I 48, Saxo *Ennignupus*, POlai Chr. Scr. r. D. I 114) scheint den historischen kern zu enthalten, dass dieser mann, der in VII (Scr. r. D. I 22) in die dän. königsreihe aufgenommen ist, wovor Saxo warnt, zunächst vielleicht vor dem zuge des Hardeknut auf eigene hand gegen die herschaft der nachkommen Olafs sich empört und später den anfangs mit ungenügender macht erscheinenden Hardeknut gestützt hat: das letzte hat sich dann in der folge mit der erzählung von der erziehung des Hardeknut durch könig Gorm (s. o.) zu der vorliegenden sage verbunden; *ennignúpr* ist 'mit überhängender stirn', also ein beiname.

[2] der angeblich ältere Knut Danaást ist vielleicht nur eine sagenfigur.

[3] nach Fms. I 115; XI 3 war Thyre die tochter eines jarls *Klakk-Haraldr* (di. des Harald Klak!) *af Jótlandi* oder *Hollsetulandi* (!).

[4] über Thyre als englische princessin vgl. Steenstrup Norm. III 54.

[5] *Gorm Enskæ* (königsreihe VI Nomina regum Danorum), *Anske* (IX), *Ensci* (V), *hin Enske* (VIII; Annal. Ryenses), *Ængilskæ* (POlai chron.), *Engelske* (XIII), *Anglicus* (Annal. Lundenses, Scr. r. D. I 231; Saxo). alle quellen, die diese bezeichnung haben, aufser den Lunder annalen (s. u.), haben als vater und vorgänger des Gorm Enske einen könig Frothe, welcher bezeichnet wird als *rex Danorum et Anglorum* (IV Catalogus regum Daniae); *victor Angliae* (VI. V. XIII., Annal. Ry., POlai Chr.); *han van Enghland* (IX; statt *Anglia* nennt Saxo *provincias, que a Danis quondam defecerant*). dieser Frotho ist bei Sven Ag. und Saxo der sohn und nachfolger des Kanutus, des sohnes des Siward; ebenso ist er in VI. VIII. IX und den Annal. Ryenses der sohn und nachfolger des Lotne Knut. in V, der Brevior historia, heifst er *filius Sven* (*Langfot*), er ist also bruder des Cnut, der hier zum vater des Sven Langfot gemacht ist (in POlai Chronik, in welcher ebenso Sven Langhæfodh sohn und nachfolger des Knut, wird dessen nachfolger Frotho bezeichnet als '*filius Kanuti vel Suenonis*'): die 'überwindung Englands', di. die er-

ist in würklichkeit identisch mit Gorm Løghæ (Sven Ag.; VII *Gorm Løke*) und Gorm hin Gamle: den beinamen *Enskæ* trug er als neu aus England gekommen, den beinamen *Loghæ* in seiner späteren regierungszeit, die benennung *hin Gamle* unter der mitregierung Haralds und nach seinem tode, obwol er nach unsern begriffen gar nicht alt geworden sein kann: auch der ein jahrhundert nach ihm gestorbene Knut der grofse ist, obwol er nur 37 jahre alt ward, in der folge zt. *hinn gamle* genannt worden [1].

oberung von York 867 erscheint also hier von Sven auf den sohn übertragen. in VIII, der Series runica, heifst Frothe *hin Friskhe*, als der aus Friesland gekommene. in verschiedenen quellen folgt Frothe unmittelbar auf Ericus puer an der stelle des Lotne Knut, im Catalogus IV, in den Nomina regum Daniae 827—1171 (Scr. r. D. II 424), in der Rosk. chronik (die Annales POlai und die Nestveder Chronologia Danica Scr. r. D. I 173. 368 haben an der stelle des Lotne Knut einen Frotho I, nach diesem Frotho II). VII hat zwischen Kanutus und Gorm als vater des letzteren den widerholten Siward statt des Frothe. während vom Lotne Knut übereinstimmend berichtet wird, dass er als heide starb (*han do heden* IX), wird wie Frothe so auch sein sohn Gorm Enske als in England getauft bezeichnet in den Ann. Ry. und POlai chronik: Saxo berichtet, dass, als *Gormo, cui, quod ex Anglia oriundus extitit, Anglici nomen incessit, Daniam . . . petisset ex Anglia*, weil er nach dem schon von seinem vater gefassten plane den Dänen das christentum bringen wollte, die Engländer von ihm abfielen. ich halte es für möglich, dass Gorm der alte würklich in England getauft worden ist wie auch seine gemahlin, sich aber in Dänemark wider dem heidentum zugewant hat, ebenso wie der zeitgenosse seines sohnes, Hakon Aðalsteinsfostre in Norwegen (s. Jørgensen s. 217 ff). Frothe soll nach der Rosk. chron. und späteren quellen die kirche in Arhus gegründet haben (vgl. Jørgensen 201 ff, Olrik 66 f), was erst nach Sigtryggs besiegung geschehen sein kann. — bei Cornel Hamsfort (x bei Langebek Scr. r. D. I 37) list man, dass zwei brüder, Froto und Sveno, söhne des Canutus Lothna (Sven und Knut haben hier wie in der Brevior historia v die rollen getauscht), nach des vaters tode *Daniae regno potiuntur* und dass, als Frotho nach ungefähr zwei jahren gestorben, dessen sohn Gormo Anglicus mit seinem patruus Sveno, nach einigen 4, nach andern 6 jahre, zusammen regiert habe.

[1] die isländische königsreihe III, aus demselben cod. wie Langfeðgatal (Scr. r. D. I 11), hat nur die benennung *Gormr hinn gamle* (nachfolger des Hörda Knut). die Lunder annalen haben allein den Gorm Anglicus, als nachfolger des Orm Harthæsnuthæ (= Hardeknut s. u.). die Series runica altera (IX) lässt den Gorm Gamble, gemahl der Thyri, auf Gorm Anske folgen; die Series runica (VIII) hat drei personen daraus gemacht: Gorm, der gemahl der Thyri, ist sohn des Gampi, dieser sohn des Gorm hin Enske. *Gampi* ist durch ausfall des *l* aus einem in runen geschriebenen *Gambli* hervorgegangen. bei Saxo und in den königsreihen VI. V. VII, den Annal. Ry. und POlai chr. ist, wie Gorm selbst, so auch sein sohn Harald in zwei personen gespalten: dieser steht zwischen den beiden Gorm, ohne sonst irgend welche taten getan zu haben, als vater seines eignen vaters und, gleich diesem, als grofsvater und doppelgänger seiner selbst. in der Rosk. chronik hat der ältere Harald den beinamen des historischen Haralds, 'Blatan'. bei Sven Ag. steht Frotho, im Catalogus IV und in den Nomina regum Daniae XXIX (Scr. r. D. I 424) Frothe, vor dem ältern Harald als stellvertreter seines sohnes, des hier fehlenden Gorm Anglicus. statt dieses Frotho hat die arnamagn. hs. des Sven Ag. den mythischen Snio, über welchen vgl. GStorm Krit. bidr. s. 29. — Steenstrup II 88 und Storm s. 71 finden den Gorm Anglicus in dem könig Godrum von Ostangeln. der ältere von zwei königen Gorm, zwischen denen ein Knut steht, wie in der Jomsvikinga saga I und der gr.

Der zug Hardeknuts und Gorms nach Dänemark hängt jedesfalls zusammen mit den vorgängen in England im 2 jahrzehnt des 10 jhs., entweder als würkung oder als ursache oder beides zugleich. entweder haben die fortschritte Edwards, des sohnes Alfreds, und seiner schwester Æþelflæd gegen die dänischen colonien (s. Steenstrup Norm. III 34—63) eine abteilung der Dänen unter Hardeknut zum abzug bestimmt, oder der abzug dieser Dänenschaar hat mit dazu beigetragen, die zurückgebliebenen so sehr zu schwächen, dass sie den Engländern um so weniger widerstand leisten konnten. vom j. 917 haben wir den bestimmten bericht, dass ein jarl Þurcytel, der 915 sich dem Edward unterwarf [1], zwei jahre darauf mit seinen mannen nach Frankreich hinüberfuhr [2]. andre können in derselben weise vorher und nachher nach Dänemark abgezogen sein, ohne dass wir solches erfahren. die invasion Dänemarks kann in verschiedenen zügen stattgefunden haben. 918 unterwarf sich Ostangeln, in demselben jahre die Normannen in York und andre abteilungen, 921 unterwarf sich Northumberland dem Edward. so werden wir auch von dieser seite her bestimmt auf das 2 jahrzehnt des 10 jhs. geführt [3].

Olaf Tryggvasons saga 61 und 62, ist würklich der könig von Ostangeln: wo wir aber zwei könige Gorm haben, zwischen denen ein Harald steht, ist der eine doppelgänger des andern.

[1] Chron., ms. E 915 (A 918): *And Þurcytel eorl hine gesohte him to hlaforde.*

[2] ebd. A 920 (über die verschiebung um 3 jahre s. Steenstrup III 20 ff): *And þy ilcan geare fór Þurcytel eorl ofer sǽ on Froncland mid þam mannum þe him gelæstan woldon.*

[3] die Lunder annalen aus dem 13 jh. (Scr. r. D. I 230), welche Adam ausschreiben und mit excerpten aus andern quellen und eigenen combinationen ergänzen (der verf. ändert den s. 23 angeführten satz Adams: *Nobis autem scire sufficiat, non omnes paganos fuisse, ac ... cristianitatem in Dania ... non totam defecisse* und fügt auch den umgestalteten satz aus Adam *Tanti autem reges Danorum, immo tyranni fuerunt, alter post alterum, utrum simul aliqui regnaverunt* seinem berichte ein), lassen den Olaf von Schweden nach dem tode des Ericus puer 902 mit seinen söhnen nach Dänemark kommen und 906 sterben. nach seinem tode *surrexit quidam de Dacia, et electus est in regem, nomine Gyurth, et regnavit x annis.* dieser Gyurth vertritt Adams Giurd, seinen bruder Chnob (= Gnupa) und Sigerich (= Sigtrygg), aufserdem aber als *quidam de Dacia* den s. 28 note[1] angeführten Ennignup. der verf. steht auf schonisch-seeländischem, nicht jütischem standpuncte, daher Gyurth, nicht Gnupa mit seinem sohne genannt wird. '915 *interfectus est Gyurth rex Danorum*', der hier den Sigerich vertritt, und '*Hardegon . . . surrexit*'. Hardegon wird hier, abweichend von Adam, bezeichnet als *filius Herici regis*, di. des Ericus puer, er vertritt also den Lotne Knut. den Hardegon lassen die annalen 11 jahre regieren und 925 sterben, seinen nachfolger Orm Harthæsnuthæ — dieser name ist teils übersetzung, teils entstellung des bei Adam gelesenen 'Hardecnuth Wrm' (vgl. Storm s. 52) — 931 sterben, endlich den Gorm Anglicus 931—936 regieren.

Die Ann. Ry. aus dem 13 jh. (M.SS. XVI 398; Scr. r. D. I 157 f) und POlai Chron. berichten ähnlich über Erik Barns tod, den Schweden Olaf und Giurth, welch letzterer in beiden quellen als *nepos Olavi, natione Danus (Dacus)* bezeichnet wird, was von Sigtrygg als geborenem Dänen richtig ist. nach *Giurth* hat POlai Chron. den *Sywardus*, der den Sigerich vertritt: '*con-*

Die beiden denksteine, welche Asfrid ihrem sohne Sigtrygg setzte, können also, wenn ich recht habe, nicht aus der mitte des 10 jhs. sein, sondern sie sind aus der zweiten hälfte des zweiten jahrzehnts des jahrhunderts oder aus der zeit um 920. nach runen- und sprachformen können die inschriften genau so gut wie aus der mitte des jahrhunderts, und sogar weit eher noch als dieses, um 30 jahre älter sein. die chronologie der runeninschriften, wie sie W. uns lehrt und vor der ich die höchste achtung habe, kann der natur der sache nach nur relativ sein, und die zeitliche ansetzung eines steins oder einer gruppe von steinen kann, wo nicht geschichtliche momente die genauere entscheidung geben, selten so sicher sein, dass man sich nicht um 30 oder mehr jahre irren könnte. ein steinritzer, der im alter von 25 jahren eine runeninschrift nach einer gewissen methode anfertigt, wird 30 jahre später im wesentlichen noch dieselbe methode befolgt haben. den terminus a quo der beiden Wedelspanger inschriften gibt sprachlich der umstand, dass das ältere *R* bereits nach dentalen in dentales *r* übergegangen ist (s. Wimmer Runenschrift s. 295 ff. 332) in dem namen *ąsfriþr*, ebenso wie auf den von W. ebd. s. 359—382 behandelten steinen von Glavendrup, Tryggevælde und Rönninge, die er um 900 setzt. die Wedelspanger steine können etwas jünger sein als diese zuletzt genannten steine; diese letzteren könnten aber auch eben so gut den Wedelspanger steinen gleichaltrig sein, denn W.s '900' ist selbstverständlich nur eine runde zahl: speciell der jüngere der beiden von der Ragnhild gesetzten steine[1] kann sehr wol erst von 915 oder 920 sein. den terminus ad quem für die Wedelspanger steine geben im verein die fehlende monophthongierung der diphthonge (es kommt nur je ein *au* in den inschriften vor), die auseinanderhaltung der *ą* und *a* vor andern consonanten als nasalen (über *ąft* sogleich; *ą* oder *a* vor nasalen kommt auf beiden steinen nicht vor), das fehlen der punctierten runen. auf dem

sobrinus Olavi', '*interfectus a Danis*'. auf Giurth (und Sywardus) lassen beide quellen an der stelle des Hardegon der Lunder annalen den *Lothene* (*Lothe*) *Knut*, *filius Erici Barn* folgen und 11 jahre regieren (POlai Chr. hat hier die geschichte vom Ennignup, und als nachfolger des Lothe Knut den Sven Langhæfodh); darauf folgen in beiden quellen *Frothi* (*Frotho*), *victor Angliae*, dessen sohn *Gorm hin Enskæ* (*Gorm Ængilskæ*), den sie mit dem *Orm Harthæsnutæ* identificieren (*qui et* (*hic*) *dictus est Harthæsnutæ*) und 4 jahre regieren lassen, dessen sohn *Harald* (*qui nihil nobile fecit*, POlai Chr.), endlich *Gorm hin Gamele* (*Gamle*).

[1] der aber, wie mir scheint, eher der von der witwe mit den söhnen gesetzte Glavendruper stein gewesen ist, als der stein von Tryggevælde, auf dem Ragnhild sich als 'schwester Ulfs' bezeichnet: Ragnhild hat eher als junge witwe den bruder genannt, aus dessen gewalt sie nicht lange vorher dem gatten übergeben ward, und eher als solche, denn als mutter erwachsener söhne, sich wider verheiratet. wenn dies richtig ist und die söhne die eignen söhne der Ragnhild gewesen sind, dann muss der Glavendruper stein mindestens etwa 20 jahre jünger sein als der von Tryggevælde. für jünger als 900 hält SBugge (Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse I 28 anm.) die steine von Tryggevælde und Glavendrup.

von Gorm seiner vielleicht noch lebenden gemahlin Thyre errichteten kleineren Jællinger stein, für den das leben könig Gorms historisch den terminus ad quem gibt [1], steht statt des *kubl þausi* des Glavendruper und unseres zweiten Wedelspanger steins bereits mit monophthongierung *kubl þusi* [2]. ich sehe daher keinen grund, den Wedelspanger stein, wie W. es tut, 15—20 jahre nach dem kleineren Jællinger stein zu setzen und nicht vielmehr umgekehrt ebenso viele jahre vor demselben. ich sehe auch keinen grund, die Wedelspanger steine in der zeit weit näher an die runensteine von Hällestad und Sjörup zu rücken mit ihrem punctierten *k*, ihren monophthongierungen (*stin*, *him-*), dem *a* für *ą* im namen *askil* (auf dem ersten Hällestader stein), als an die von Tryggevælde und Glavendrup, wie dies bei W.s ansetzung um 950 geschieht. das *ą* in *ąft* auf beiden Wedelspanger steinen ist, wie W. selbst s. 23 unsrer festschrift mit nachdruck hervorhebt, ganz andrer art als die späteren infolge geschwundener nasalierung aufkommenden *a* für *ą* und *ą* für *a* [3]: unser *ą* in *ąft* ist vielmehr ein versuch den laut zu bezeichnen, der in der ziemlich gleichzeitigen Glavendruper inschrift schwankend *au* und *a* (*auft* neben *aft*) bezeichnet wird. der umstand, dass ein anderswo mit *a* + *u* bezeichneter laut hier durch *ą*, das sonstige zeichen des nasalierten *a*, geschrieben werden konnte, deutet mit sicherheit auf noch nicht geschwundene nasalierung hin. wann eine solche schreibung möglich gewesen ist und wann nicht, können wir gar nicht a priori wissen: wenn aus geschichtlichen gründen die beiden Wedelspanger steine aus der zeit bald nach 915 oder um 920 stammen müssen, dann ist eben um 920 die schreibung *ąft* möglich gewesen. ich bin überzeugt, dass W. selbst, wenn er meine historische darlegung in der hauptsache sollte acceptieren können, in den runen- und sprachformen der beiden denkmäler nichts finden wird, das die ansetzung derselben bald nach 915 oder um 920 verböte. es wird in unserm falle richtiger sein, die angenommene chronologie der denkmäler nach der richtiger gedeuteten geschichtlichen überlieferung ein wenig zu verschieben, als umgekehrt die geschichtliche überlieferung nach der angenommenen chronologie der denkmäler sich zurechtzulegen.

Frederiksberg (Kopenhagen). HERMANN MÖLLER.

[1] s. Wimmer Lykønskningsskrift i anledning af JNMadvigs 50årige jubilæum, Kbh. 1876 s. 195: Wimmer setzt ihn Runenschrift s. 304 um 930: er kann, wie mir scheint, aus historischen gründen nicht wol älter als 935 sein.

[2] für das *au* des von könig Harald seinen eltern gesetzten grösseren Jællinger steins in *kubl þausi* vermutet W. mit recht eingetretene monophthongierung.

[3] unser *ą* in *ąft* hat nichts gemein mit dem *ą* für *a* in *ąftiR* auf dem weit späteren Skovlænger stein (Worm Monumenta Danica s. 263) mit punctierten *k*-runen und monophthongierung *risþi stin,* mit welchem W. es noch in seiner Runenschrift s. 320 zusammenstellte.

Die behandlung des urspr. auslautenden ai im gotischen, althochdeutschen u. altsächsischen. von Hermann Collitz. [besonderer abdruck aus dem 17 bande der 'Beiträge zur kunde der indogermanischen sprachen'.] Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1890. 53 ss. 8.*

In seiner abhandlung 'Über die herkunft des schwachen praeteritums der germ. sprachen'[1] hat Collitz die ansicht ausgesprochen, dass das germ. schw. praet. sich aus dem medialen perfect der ursprache entwickelt habe. in dem vorliegenden aufsatz sucht er von dieser theorie ausgehend die vertretung des auslautenden *ai* im got., ahd. u. as. festzustellen. auf den ersten blick schien nämlich die in der früheren abhandlung verfochtene ansicht im schroffsten widerspruch zu den geltenden lehrmeinungen über das ausl. *ai* zu stehn. denn da nach C. die endung *-da*, *-ta* der praeterita wie got. *nasida* as. *nerida* ahd. *nerita* aus der personalendung *-tai* hervorgegangen ist, so muste er annehmen, dass *-ai* ahd. und as. als *-a* erscheine, während man bisher glaubte, dass *-ai* nur got. durch *-a*, ahd. und as. aber durch *-e* repräsentiert werde. allein von den vier zum beweis angeführten formengruppen, die durch ahd. *blinte*, *bere* (3 opt.), *habe* (imp.) *tage* (dat. sg.) vertreten werden, zeigen die drei ersten got. gar nicht die erwartete entsprechung *-a*, sondern *-ai* (*blindai bairai habai*). dieses *-ai* ist wahrscheinlich erst durch formübertragung entstanden, steht also mit dem ursprünglich auslautenden *-ai* des schw. praet. keineswegs auf einer stufe. so bleibt nur die gleichung *tage* = *daga* übrig. allein diese zeugt für die geltende meinung nur unter der voraussetzung, dass der germ. dat. ein alter locativ auf *-oi* ist. C. sucht nun zu zeigen, dass wir in dem germ. dativ vielmehr den nachkommen des idg. dativs zu erblicken haben. das *-e* von *tage* entspricht einem idg. *ōi̯*, das *-a* von *daga* idg. *-ō*, der sandhiform zu *ōi̯*. dabei wird es als wahrscheinlich hingestellt, dass *daga* zugleich den alten instr. fortsetzt. also auch der germ. dativ beweist nicht, dass urspr. ausl. *-ai* ahd. und as. zu *-e* wurde. so kommt C. schliefslich zu folgendem resultat: 1) ursprünglich auslautendes *-ai* mehrsilbiger wörter erscheint got., ahd. und as. als *-a*, 2) secundär (durch formübertragung entstandenes) *-ai* sowie altes *-ōi̯* got. als *-ai*, ahd. as. als *-e*. eine ähnliche behandlung erfährt auch ursprünglich auslautendes *-ai* einsilbiger wörter, nur dass ahd. und as. langes *e* erscheint, das aber auch als vorstufe des kurzen *-e* der mehrsilbigen mit notwendigkeit vorauszusetzen ist. aus der verschiedenen behandlung der *ai* erster und zweiter categorie wird weiter gefolgert, dass primäres *-ai* in allen drei dialecten früher zu *a* geworden sein müsse, als das secundäre *-ai* durch formübertragung

* [vgl. DLZ 1891, nr 47 (GMahlow).]

[1] American journal of philology 9, 42 ff, jetzt bequemer zugänglich in Bezzenbergers Beitr. 17, 227 ff.

entstand und *-ōį* zu *-ai* wurde. schliefslich wird es als das wahrscheinlichste hingestellt, dass die got. verhältnisse zugleich urgermanisch waren.

Das verfahren, das C. einschlägt, ist an und für sich unanfechtbar. ebensowenig wie man die lautgesetze der wurzelsilben ohne vermutungen über die etymologie der in betracht kommenden wörter feststellen kann, ist es möglich die gesetze des auslauts zu ermitteln ohne eine theorie der hergehörigen flexionsformen. das schwierige dieser untersuchungen besteht gerade darin, dass man es beinahe durchweg mit diophantischen gleichungen zu tun hat. allein eben die theorie, von der C. ausgeht, seine auffassung des schw. praet., scheint mir sehr weit von der evidenz entfernt zu sein. zu ihrer begründung sind annahmen notwendig, die jede für sich betrachtet recht wol möglich sind, aber durch ihre grofse zahl der zu beweisenden behauptung die wahrscheinlichkeit rauben. C. muss nämlich annehmen, 1) dass das mediale perfect die mediale bedeutung verloren hat, 2) dass die endung *-tai* aus dem praesens ins perfect übertragen wurde, 3) dass *-tai* auch in die erste person eindrang, 4) dass die altn. endung *-đa* der 1. sg. praet. ind. unursprünglich ist, 5) dass der dental auch in den plural und in den optativ eindrang und die endungen dieser formen nach denen des st. praet. umgestaltet wurden. dabei bleiben die alem. formen auf *-tôm*, *-tôt*, *-tôn*, *-tî* unerklärt. wenn C. Anz. XVII 280 meint, er habe für seine ansicht drei von einander unabhängige beweise gegeben, so beruht das m. e. auf einem irrtum. C.s dritter beweis ist von seinem ersten abhängig. nur wenn man das *-da* von *bairada* dem *-ται* von *φέρεται* gleichsetzt, kann man die möglichkeit geltend machen, dass auch das *-da* von *nasida* auf ein *-tai* zurückgeht.

Nach alledem kann ich es nicht für bewiesen ansehn, dass urspr. auslautendes *-ai* ahd. und as. zu *-a* wurde. die möglichkeit braucht nicht bestritten zu werden. denn von C.s theorie des schw. praet. sind seine einwendungen gegen die herkömmliche anschauung, dass ursprünglichem *-ai* ahd. as. *-e* entspricht, unabhängig. insbesondere gilt dies von seinen lehrreichen auseinandersetzungen über den germ. dativ.

Nur gegen eine andere behauptung, mit der sich C. übrigens in übereinstimmung mit der mehrzahl der gelehrten befindet, möchte ich einsprache erheben. ich halte es für ausgeschlossen, dass *-ai* in einsilbigen wörtern ahd. immer zu *-ê* wurde. wenn sich auch vielleicht unter dieser voraussetzung *zwei* durch annahmen erklären lässt, die dem einen mehr, dem andern weniger wahrscheinlich sein werden, so ist dies bei *screi* (praet. von *scrîan*) und vollends bei *dei* (oberdeutsche form des n. pl. neutr. des dem.) unmöglich. besonders die letztere form beweist mit evidenz, dass *-ai* im auslaut lautgesetzlich erhalten bleiben konnte. wenn in andern fällen *-ê* erscheint, so haben wir dies auf rech-

nung der unbetontheit zu setzen. dieses *-ê*, das unter dem einfluss gewisser accentverhältnisse entstand, braucht nicht dieselbe qualität besessen zu haben wie jenes, das durch combinatorischen lautwandel vor *r*, *h*, *w* hervorgerufen wurde. ich bin ganz der meinung Behaghels Pauls Grdr. I 631, dass ahd. *thea* auf die ursprünglich in unbetonter stellung berechtigte form *thê* zurückgeht, die später auch unter dem hochton gebraucht wurde und unter dem einfluss desselben das *ê* zu *ea* diphthongierte[1]. demnach halte ich *zwei* für die hochtonige, das in *zwêne* steckende **zwê* für die unbetonte form des zahlworts. ähnliche verhältnisse walten got. und ags. ob. auch *twa* war ursprünglich nur in unbetonter stellung berechtigt. die dazu gehörige vollbetonte form ist *twai*. ebenso gehn **twô*, das in ags. *twégen* steckt, und die neutralform *tú* auf dieselbe grundform *duō* (sandhinebenform zu *duōu*) zurück. es scheint, dass urgerm. bei der zweizahl die ererbten formen für masc. und neutr. promiscue für beide geschlechter gebraucht wurden.

Die eben berührte erscheinung des austausches von haupttoniger und unbetonter form äufsert ihre würkung auch auf andere vocale als *-ai*. es war ein glücklicher gedanke Hirts (Idg. forsch. I 214), das *-o* der adjectivform *blinto* auf den einfluss der vorauszusetzenden pronominalform **dô* zurückzuführen. nur hätte er nicht unterlassen dürfen hervorzuheben, dass von vornherein die gleichung got. *þos* = ahd. **dô* durchaus nicht klar ist[2]. denn got. *twos* entspricht im ahd. gewöhnlich *zwâ*. doch kommt daneben auch *zwô* und weiterhin *zwuo* vor. das nebeneinander dieser formen ist, wie schon angedeutet, durch den wechsel des accents zu erklären. doch bedürfte dies im einzelnen einer längeren auseinandersetzung, zu der hier nicht der raum ist.

C.s abhandlung enthält eine menge bemerkenswerter beobachtungen, von denen nur einige wenige hervorgehoben werden können. s. 22 wird von dem idg. sandhi *-âm*, *-â* gehandelt, auf den unabhängig von C. auch Meringer und Hirt aufmerksam geworden sind. s. 15 f stehn sehr beachtenswerte bemerkungen über den bedeutungswandel adverbial gewordener casus, bemerkungen, die vor dem jetzt sehr beliebten verfahren warnen können, aus etwelchen adverbialformen weitreichende folgerungen über die auslautgesetze zu ziehen. endlich hat sichs C. nicht verdriefsen lassen, in einem fall an die sprachquellen selbst heranzutreten. er untersucht die schreibungen des ausl. *-a* und *-e* in 114 Heliandversen und kommt dabei zu dem resultate, dass das *-a*, welches der n. a. pl. in der pron. und adj. im Cott. zeigt, nicht eine blofs graphische variante von *-e* ist, dass also die endung

[1] im übrigen ist auch Behaghel der ansicht, dass *ai* im auslaut zu *ê* wurde (Pauls Grundr. I 567).

[2] was Hirt über ags. *đá* bemerkt, ist falsch. *đá* ist die in unbetonter stellung berechtigte form.

des n. a. pl. m. der adj. im dialect des Cott. *-a* war. diese beobachtung dürfte richtig sein, vgl. Gallée Alts. gramm. §§ 207 a. 3. 241 a. 1. 243 a. 4; van Helten Beitr. 16, 290 a. 1. und auch für gewisse ahd. denkmäler muss man dasselbe annehmen. ich habe bereits Beitr. 15, 415 für die Monseerglossen (cod. Vind. 2723) darauf aufmerksam gemacht. hier lege ich das resultat meiner untersuchungen verschiedener mit den Monseer verwanter glossen und der von Graff mit VG und VA bezeichneten Vergilglossen (Clm. 18059) sowie der glossen zur Vita Martini (Clm. 18547, 2) vor. wenn man im einzelnen sicher gehn wollte, müste freilich eine umfassende untersuchung über das abhängigkeitsverhältnis der glossen zur bibel und den theologischen werken vorangehn. diese untersuchung hätte festzustellen, inwieweit die vorlage getreu copiert wurde und inwieweit die gewohnheit der schreiber sich geltend machte. für unsere zwecke genügt es aber, wenn sich wahrscheinlich machen lässt, dass zum mindesten die vorlage der glossenhss. die endung *-a* im n. a. pl. der adj. besessen hat. eine andre schwierigkeit besteht darin, dass in den glossen zur bibel usw., seltener in den Vergilglossen, auch der n. a. pl. fem. *-a*(*-e*) neben *-o* zeigt [1]. wenn also nicht aufser dem adj. auch das zugehörige substantiv glossiert ist oder der text sicher stellt, dass das adj. sich auf personen männlichen geschlechts bezieht, so kann man nicht wissen, ob man es mit einer masc. oder fem. form zu tun hat. in der übersicht sind die zweifellosen fälle getrennt gehalten von denen, wo sich mit grofser wahrscheinlichkeit masc. bedeutung annehmen lässt, und von denen, bei welchen die sicherheit nicht so grofs ist. zu den zweifellosen fällen rechne ich dabei auch die wenigen beispiele für die erscheinung, dass die deutsche glosse wol zu ihrem hslichen lemma stimmt, dieses aber auf einem schreibfehler beruht oder ein misverständnis des textes voraussetzt. hierher gehören die glossen *iliga studiosos* Gl. I 471, 10, wo die vulg. *studiose*, und *gisanta intromissos* II 289, 1, wo der text *intromissus* hat. I 611, 43 hat Clm. 18140 *satus* in übereinstimmung mit der vulgata; die glosse *gisate* weist aber auf ein ursprüngliches *satos*, das Vind. 2732 und Clm. 19440 noch haben. II 126, 19 ist *informes*, das nach dem context 2 sg. conj. ist, durch *leidsama* glossiert, also für den plur. von *informis* gehalten worden. die folgende übersicht soll über die schreibung der flexionsendungen auskunft geben, welche die ahd. grammatik mit *-e* ansetzt. hierher gehören aufser dem n. a. pl. m. der adj. der dat. sg. der masc. und neutra, die 1 und 3 sg. opt. praes. der st. verba und der schw. verba 1 und 3 conj., sowie die 2 sg. imp. der 3 schw. conjugation. in der rubrik für die adjectiva gehn die besternten und mit fragezeichen versehenen zahlen auf die fälle, in denen mit

[1] ebenso in den Mons. gl., was ich Beitr. 15, 415 leider unterlassen habe hervorzuheben.

grofser oder geringerer wahrscheinlichkeit masculines geschlecht anzunehmen ist.

I. Clm. 18140. 1) dativ: 294 *e* 5 *a*; 2) optativ 122 *e* 3 *a*; 3) imperativ 3 *e* 0 *a*; 4) adjectiv. *e*: 23 + 3* (I 378, 51: *zitrante dissutos utres*, *balc*; II 284, 56 *egislihhe tetros spiritus*, *geist*; II 301, 28 *zitlihe momentaneos fletus*, *weinôt*, *wuof*) + 1? *a*: 140 + 6* (I 331, 30 *gichastota inclusos*; 463, 11 *stibusca stibinos* beidemal auf *lapides* bezüglich, *stein*; 529, 15 *honliha infames gressus*, *ganc*, *scrit*; 648, 33: *helphantbeinina eburneos dentes*, *zan*; 792, 54: *zitripana exagitatę nebulae*, *nibul*; II 298, 49 *so managa tanti pisces*, *fisc*) + 9?

II. Clm. 19440. 1) 294 *e* 2 *a*; 2) 132 *e* 0 *a*; 3) 4 *e* 0 *a*; 4) *e*: 34 + 3* (*egislihhe*, *zitlihhe* wie oben, I 405, 25: *slette limpidissimos lapides*) + 2?; *a*: 117 + 5* (*stibusca*, *honliha*, *helphantpeinina*, *zitripana*, *so managa* wie oben) + 9?

III. Cod. Vind. 2732 1) 254 *e* 2 *a*; 2) 99 *e* 2 *a*; 3) 2 *e* 0 *a*; 4) *e*: 11, *a*: 116 + 6* (*gichastota*, *stibusca*, *honlihha*, *zitripana*, *egisliha* wie oben; I 667, 75 *uzfirlazana effusi cani*, wo Clm. 19440 *u. hunta* hat, welches misverständnis sich wol auch in der vorlage unseres cod. fand) + 8?

IV. Cod. Gotw. 103 1) 97 *e* 6 *a* 7 *o* (worunter 2 möglicherweise instr.) 3 *i*; 2) 34 *e* 1 *a* 2 *o* 1 *i*; 3) 0 *e* 1 *a*; 4) *e*: 7 + 1? *a*: 49 + 4* (*gichastota*, *stibusca*, *honlihha*, *uzfarlazana*, wie oben) + 4?

V. Clm. 18059. die in klammer stehnden zahlen beziehen sich auf den zweiten schreiber. 1) 86 (8) *e* 3 (5) *a* (1) *o*; 2) 16 (3) *e* 1 (0) *a*; 3) 2 (0) *e* 0 (0) *a*; 4) *e*: 1 (1) + 1? + 1* (II 637, 18: *frambare superbos gressus*) *a*: 31 (8) + 30 (3)? + 22 (1)* (II 630, 47 *tougana cęcos tumultus*, *braht*, *sturm*, *kradam*; 630, 51 *zismalzta liquefacta saxa*, *felis*, *stein*, *scesso*, allerdings auch *felisa*; 631, 52 *unchnodochta enodes trunci*, *rono*, *scaft*, *stam*, *stoc*, *stumbal*?; 632, 12 *chleina tenuia vellera*, *scdpari*; 632, 68 *unnuza ignava nemora*, *forst*, *wald*, *haruc*; 636, 58 *umpidarpa vanos strepitus*, *braht*, *klafôd*?, *krac*, *kradam*, *ostôd*?, *sturm*; 636, 59 *ueizta obesa terga*, *backo*, *rucki*; 637, 54 *vvita laxos circlos*, *reif*; 637, 68 *clafonta sonantis frenos*, *brittil*; 638, 73 *gisotana incocta vellera*; 639, 42 *planta spirantes cauri*; 640, 68 *vuanchala lubrica terga*; 644, 42 *nivpchana recentis casias*, *wihboum*; 644, 69 *diozanta sonantis lucos*, *gihac*, *haruc*, *hart*, *lôh*; 646, 31 *drisca terna hiberna*, *wuintar* (Steinmeyer Zs. 15, 53); 647, 41 *egisslia horrentïa terga*; 651, 40 *frezana ambesas mensas*, *biot*, *bort*, *mias*, *tisc*; 652, 63 *arfarana errata litora*, *stad*; 654, 38 *piuangana inclusa litora*; 657, 35 *chlafenta sonantia saxa*; 661, 19 *gitsarnta ferratos postes*, *phost* allerdings auch *tursûl*; 659, 7 *uveicha lenta spicula*, *scaft*, *spioz*; 663, 62 *alpisca alpina gaesa*; 670, 2 *gireidda vibratos crines*, *loc*).

VI. Clm. 18547, 2 1) 15 (2) *e* 2 (2) *a*; 2) 3) kein beispiel; 4) *e*: 0, *a*: 14 + 1 (1)?

Aus diesen zusammenstellungen geht wol mit evidenz hervor, dass man ahd. neben *-e* auch *-a* als endung des n. a. pl. masc. der adj. anzusetzen hat. ich verweise noch darauf, dass der schreiber von fol. 183 d — 197 c der Wiener Notkerhs. im dativ 72 mal *e* und 4 mal *a*, im opt. nur *e* (16 mal), beim adj. dagegen 35 mal *e* und 14 mal *a* schreibt; vgl. Heinzel WSB. 81, 294.

Die *-a* des adj. erklärt C. als ursprüngliche accusativendung (as. *alla* = got. *allans*), vanHelten als übertragung aus dem femininum. diese erklärung lässt sich auch für die eben besprochenen ahd. glossen nicht von vornherein abweisen, ich gebe jedoch der deutung von C. den vorzug, da wir sonst auch im masc. denselben wechsel von *-a* und *-o* finden müsten wie im fem. nun steht aber *-o* in den bibelglossen im masc. ganz vereinzelt, in den Vergilglossen gar nicht. und doch bevorzugen diese letztern *-o* beim fem. entschieden (26 *o* : 5 *a*). vielmehr werden wir das *-a* beim fem. als übertragung aus dem masc. erklären. vgl. die analoge erscheinung bei Notker. dazu stimmt, dass auch im fem. neben *-a* und *-o* *-e* vorkommt, s. Gll. I 308, 37. 523, 44. 551, 8. 575, 62. 652, 53. 742, 46. II 257, 51. 302, 70.

Wien im april 1892. M. H. Jellinek.

Zum hochalemannischen consonantismus der althochdeutschen zeit. beiträge zur lautlehre und orthographie des ältesten hochalemannischen, auf grundlage der deutschen eigennamen in den Sanct Galler urkunden (bis zum jahre 825). von dr Friedrich Wilkens. Leipzig, GFock, 1891. XII u. 94 ss. gr. 8°. — 3 m.*

Seitdem Henning 1874 die ältesten sgallischen urkundennamen untersucht hat, haben sprachphysiologie und mundartenkunde zu mancher neuen fragestellung geführt: es war eine lohnende aufgabe, noch einmal an jenes material heranzutreten und zu prüfen, auf welche subtileren grammatischen fragen eine antwort zu gewinnen wäre. je schärfer die fragen gefasst werden, um so nötiger wird es, zwischen lautform und schreibung zu scheiden. die betrachtung bringt zuvörderst ergebnisse, die dem bereiche der schreibung angehören: wir lernen eine orthographische tradition kennen in ihren schwankungen und ihrer fortbildung, — leider nicht auch in ihren ursprüngen; denn die ältesten erhaltenen quellen ruhen schon auf einem gewissen usus, enthalten historisch erstarrte normierungen, zeigen nicht mehr den ersten aufzeichner, der nach freier wahl die zeichen für die lautbilder zusammensucht.

Durch die schreibertradition hindurch richtet sich der blick auf die sprachentwicklung. es wird möglich, an der schreibung kritik zu üben, erstens durch das nebeneinanderhalten der schwan-

* [vgl. Idg. forsch. I 132 (EHoffmann-Krayer).]

kungen, der individuellen gewohnheiten; zweitens durch das heranziehen gleichzeitiger denkmäler aus anderm gebiete; endlich durch den blick auf die lebende fortsetzung des nämlichen idiomes. aber dieser zweite teil der untersuchung kann von dem ersten nicht abgetrennt werden; denn schon für die orthographie erlangen wir die naturgemäfsen einteilungslinien erst aus der sprachgeschichte.

So spielen die fragen des schrift- und des lautbildes beständig ineinander über: die region des beweisbaren ist beschränkt; die statistik ist nützlich, versagt aber zumeist in den augenblicken, da die letzten fragen gelöst werden sollen, und es braucht feinen tastsinn für das sprachgeschichtlich wahrscheinliche, um in der entscheidung nicht fehl zu gehn.

Die wünschbaren eigenschaften besitzt der verf. der vorliegenden erstlingsschrift in hohem mafse. seine arbeit ist musterhaft in der methode, nicht arm an ergebnissen, leidlich übersichtlich in der darstellung. sie ist als überaus fördernder beitrag zur deutschen sprachgeschichte zu begrüfsen.

Der veröffentlichte teil umfasst die lautverschiebungsstufe der ältern sgallischen sprachzeugnisse. die urkunden nach 825, die Benedictinerregel und Notker sind, soweit es unerlässlich war, zugezogen worden. der verf. verspricht eine eingehende untersuchung dieser quellen.

Mit rühmenswertem fleifs und umsicht hat sich W. eine völlig sichere grundlage geschaffen. die originale in SGallen und Bremen hat er nachgeprüft: er stellt zwei seiten berichtigte lesungen der eigennamen zusammen (s. 2 f); er gibt rechenschaft über die aussonderung der urschriften von den copien (s. 10 ff); er kann, widerum auf grund sorgfältiger erwägung, gröfsere gruppen von urkunden unter je éinem schreiber vereinigen, — was für die weitere untersuchung, besonders in abschnitt II, von nicht geringem werte ist: es enthüllen sich uns dadurch relativ einheitliche schreibweisen, die bei einem gesamtüberblick unbemerkt geblieben wären; den verschiedenen graden der latinisierung der namen wird gebührend rechnung getragen (s. 18).

Von den specialteilen nehme ich den zweiten, über 'die einzelnen laute', vorweg.

§ 49 ff. vertretung von germ. *p*. W. glaubt, dass sich hinter dem einheitlichen *f*, *ff* der jetzige gemeinalemannische zustand berge: a f f r i c a t a *pf* für germ. *p* im anlaut und nach *m*, sowie für westgerm. *pp*; dagegen r e i b e l a u t *ff* unter den übrigen bedingungen. vgl. bes. § 56: im hochalem. gebiete tauchten die ersten affricierten laute auf; es galt eine bezeichnung für sie zu schaffen; man nahm vorlieb mit dem éinen zeichen *f* für die beiden articulationsarten; später sicherten die schulen von Reichenau und SGallen dieser primitiven schreibung die fortdauer; 'in anderen, weiter nördlich gelegenen strichen dagegen, wo die verschiebung des *p* später eintrat, mag eine in den ansprüchen an

genaue lautliche bezeichnung verwöhntere zeit dem e i n e n zeichen *f* ein zweites *ph*, *pf* an die seite gestellt haben'. ich teile diese ansicht. es gäbe ja allerdings aufser den von W. in § 54 f abgelehnten möglichkeiten noch eine weitere: die in den ahd. denkmälern zufällig verewigte lautform mit constantem *f* könnte in der weiteren entwicklung erloschen sein; die *pf*-dialecte, die natürlich schon damals existierten, hätten seither das ganze gebiet besetzt.

§ 59 ff. vertretung von germ. *k*. W. fasst das *ch* im anlaut, in der gemination und nach *ŋ* als aspirata *kh*. diese lautstufe war einst gemein-oberdeutsch. später trennten sich die hochalem. maa. von den übrigen: jene entwickelten *kh* im anlaut zum reibelaute *χ*, im inlaut zur affricata *kχ* (doch dies nur auf einem teile des gebietes); die Nicht-Hochalemannen behielten die aspirierte articulation *kh* vor starktonigem vocale, im übrigen entwickelten sie hauchloses *k*. ob diese dialectische spaltung im 8 jh. schon erfolgt war, scheint W. offen zu lassen (§ 64). — in den lautgruppen *lk*, *rk* wird das specifisch hochalemannische *χ*, wenn ich W. recht verstehe, schon für jene frühe periode vorausgesetzt.

In den lebenden mundarten geht das *χ* im anlaut mit dem *χ* nach *r* und *l* immer hand in hand. mir scheint, auch für die ältere zeit dürfen wir diese gruppen nicht auseinanderreifsen. anlautendes *k* darf nicht mit *kk*, *ŋk* zusammengestellt werden. es ist schwer denkbar, dass einst auf dem ganzen gebiete anlautend *kh* gesprochen wurde, zu einer zeit als sich schon das hochalem. *lχ*, *rχ* abgesondert hatte, und dass dann jenes anlautende *kh* gerade nur in dén mundarten die entwicklung zu *χ* nahm, die hinter *l* und *r* den reibelaut sprachen. vielmehr muss anlautend *χ* gleichzeitig mit *lχ* und *rχ* und durch den nämlichen process entstanden sein. nur s o lässt sich die solidarität der beiden erscheinungen verständlich machen. da die schreibungen *rh lh* auf die existenz des reibelautes in diesen verbindungen schon im 8 jh. schliefsen lassen, kann ich auch in den schreibungen anl. *ck* in denselben schriftstücken nichts andres als den reibelaut finden. wie hätte man anl. *χ* anders ausdrücken können? dass *ch* im anlaut auf dem ganzen übrigen gebiete (soweit unverschobenes *lk rk* herscht) gleich *kh* zu setzen ist, das halte ich mit W. für zweifellos.

So trifft m. e. jene von W. skizzierte entwicklung nur für *ŋk*, *kk* zu. der a n l a u t e n d e guttural dagegen hatte sich schon früher, gleichzeitig mit *lk*, *rk* differenziert: während die nördlicheren dialecte die alte, zum mindesten für den anlaut urgermanische articulation *kh* behielten, lösten die 'Hochalemannen' den verschluss und sprachen *χ*; das natürlichste wird sein, diesen vorgang gleichzeitig mit dem acte postvocal. *k* > *χ* anzusetzen: die abspaltung des hochalemannischen vollzog sich also dadurch, dass die gemeinhochdeutsche verschiebung, die aufhebung des

verschlusses bei *k(kh)*, nicht blofs den postvocalischen laut ereilte. mit dieser verschiebung steht der übergang von *ŋkh*, *kkh* zu *ŋkχ*, *kkχ* wol gar nicht in zusammenhang; diese affricaten fehlen ja auch zerstreuten teilen des hochaleman. sprachgebietes.

W. trifft wol das richtige, wenn er im auslaute *ŋk* und *kk* als ungehauchte verschlusslaute verharren lässt (§ 65. 70. 118). sie fielen hier zusammen mit dem auslaut. germ. *g*. weshalb W. den vereinigungspunct nicht getrost als hauchlose fortis bezeichnet, ist nicht ersichtlich. die schreibungen *pog*, *dang* (bei Notker) ebenso wie *berch*, *uuich* (§ 118) erklären sich darnach als zwiefache art von umgekehrten schreibungen, durch die inlautstellung beeinflusst. wenn die lebenden maa. einerseits *kχ*, anderseits *g* auch im auslaut sprechen, so ist dies spätere verallgemeinerung der inlautsform. — in den schreibungen *ch*, *gh* für germ. *g* vor *e* und *i* erblickt W. den ausdruck für den nicht spirantischen oder affricierten verschlusslaut; er verweist auf die orthographie der langobardischen urkunden (§ 108 ff). diese ganze auffassung des *g*-lautes und seiner berührungen mit *kχ* halte ich für einleuchtender als die von Jellinek Beitr. 15, 268 ff.

§ 81 ff. germ. *d*; § 119 ff. germ. *th*. ich weifs nicht, warum der verf. zögert, das hd. *t* = nd. *d* im inlaut und anlaut als volle fortis anzusetzen. — für germ. *th* im absoluten anlaut wird *t*, *th*, *d*, *dh* geschrieben. W. hält *dh* für die zutreffende bezeichnung und glaubt, der stimmhafte reibelaut *đ* sei erst im 10 jh. zum verschlusslaut geworden (abweichend von Braune Ahd. gramm. § 167 a); mehreres kann zu gunsten dieser ansicht vorgebracht werden (§ 121—23). allein 'die interessante erscheinung, dass gerade da, wo ältere (wenn auch schon stimmhafte) spirans zunächst erhalten blieb, im absoluten anlaut, plötzlich ein stimmloser verschlusslaut ... erscheint' ist nicht ohne bedenken. fragwürdig erscheint auch die ganze entwicklungsreihe: *þ* (stimmlose fortis) > *đ* (stimmhafte lenis) > *t* (stimmlose lenis? bei Notker) > *t* (stimmlose fortis, leb. maa.). wahrscheinlicher ist mir der unmittelbare übergang *þ* > *d* (stimmlose lenis) ohne eine stimmhafte zwischenstufe, und ich glaube, es lässt sich mit den wechselnden schreibungen vereinigen, diesen übergang ins 8 jh. zu setzen und das *dh* als einen compromiss zwischen dem tatsächlich gesprochenen *d* und dem von der schreibertradition gebotenen *th* zu deuten.

Die geminaten werden von W. regelmäfsig als stimmlose laute bezeichnet, die vielleicht lenes, vielleicht fortes gewesen seien. und § 100 äufsert er über *pp*: 'die geminata mag wol fortischaracter gehabt haben; aber darauf ohne weiteres aus den verhältnissen der [lebenden] mundarten zu schliefsen, dürfte kaum zulässig sein, da kein beweis vorliegt, dass dieselben so genau die alten geblieben sind'. hiegegen möchte ich folgendes erinnern: nach den beobachtungen der heutigen 'harten' sprachformen ist eine ‚geminierte lenis' ein widerspruch in sich selbst; essentielle eigen-'

schaft der lenis ist flüchtigste, éinem exspirationsstofse angehörige articulation. was ist nun das vorsichtigere und zulässigere: wenn wir einer ältern periode articulationen zuschreiben, die wir mit keiner lebendigen analogie stützen können, die völlig in der luft stehn, oder wenn wir ein lautbild in die ältere zeit projicieren, das uns von dem heutigen idiome als möglich und als vorhanden bezeugt wird? dass man in der identificierung der lebenden sprache mit der ältern zu weit gehn kann, ist selbstverständlich. aber halten wir uns gegenwärtig: schriftlich überlieferte sprachformen ermöglichen uns niemals eine unmittelbare physiologische deutung; auf keinem andern wege gelangen wir zu ihrer deutung als durch mehr oder minder complicierte analogieschlüsse; diese schlüsse sind um so unsicherer, je mehr zwischenglieder das denkmal von einer leibhaftig wahrgenommenen sprachform trennen. so ist die forderung nicht paradox, dass bei der historischen betrachtung einer mundart nicht die frage erhoben werde: wie weit ist es zulässig, heutige verhältnisse in frühere zeit zu übertragen? — sondern vielmehr: wie weit sind wir genötigt, uns bei der auslegung älterer sprachformen die analogischen stützen aufserhalb der lebenden sprache zu suchen?

Von besonderem interesse ist der zweite abschnitt unsrer schrift. W. hat beobachtet, dass der schreiber Mauuo aus dem 8 jh. und dann mehrere schreiber des folgenden jhs. dem sog. Notkerschen anlautsgesetze huldigen; dh. das zweite compositionsglied der namen lautet mit *p*, *k c*, *f* oder aber mit *b*, *g*, *u* an, je nachdem das erste compositionsglied mit stimmlosem oder stimmhaftem laute schliefst. der anlaut des ganzen namens wird von diesen schreibern behandelt wie der absolute anlaut bei Notker. inwiefern nun diese regel von einer 'schulmäfsigen fortpflanzung' an Notker übermittelt wurde, das hoffen wir von W. in der weitern folge seiner untersuchung dargelegt zu finden.

Ein zweifel, dass diese anlautsregel auf sprachlichen tatsachen beruhe, kann jetzt noch weniger statt haben als zuvor. W. bemüht sich mit umsicht und geschick, die natur des sprachlichen vorganges zu erfassen. die herschende ansicht war bisher wol die von Braune Ahd. gramm. § 103 anm. 1 vertretene: es sei nicht an einen wechsel von stimmhaften und stimmlosen lauten zu denken, sondern an den gegensatz von geringerem und stärkerem nachdrucksgrade, dh. also von stimmloser lenis und fortis. dem gegenüber ist W. eher geneigt, den zeichen *b*, *g*, *u* (*d*) den wert stimmhafter lenes beizumessen. das alemannische wäre also zur zeit unsrer ältesten denkmäler noch keine 'harte' sprache in dem von Winteler definierten sinne gewesen. W. kann mit recht behaupten, dass die stimmlosigkeit der altalem. lenes unerwiesen sei. in der tat ist die bekannte obd. schreibweise wie *picrapan* kein beweis dafür. denn — dies ist, soviel ich sehe, noch nicht hervorgehoben worden — der angehörige einer harten sprachform würde nie

darauf verfallen, seine lenes *b*, *g* deshalb als *p*, *k* (*c*) zu schreiben, weil sie stimmlos sind. man wird sich hierin auf das lebende sprachgefühl berufen dürfen. ein oberdeutscher kann zwar wahrnehmen, dass seine *b*, *d*, *g* anders klingen als die norddeutschen oder romanischen; aber er würde sie nichtsdestoweniger stets als 'weiche' laute (im populären sinne), als richtige *b*, *d*, *g*, niemals als halbe *p*, *t*, *k* empfinden. also die orthographie *picrapan* muss eine andre ursache haben. ich denke, die verwirrung gieng vom anlaute aus. der doppelheit von anlautend *p*—*b*, *c*—*g* im lateinisch-romanischen brachte der Alemanne kein ohr und kein bewegungsgefühl entgegen; denn ihm fehlten die beiden stärkegrade im freien anlaut; er besafs nur die lenis *b*, *g* (die aspirata *kh* stand natürlich zu weit ab); daher in den ältern lehnwörtern die fremden fortisanlaute durch die lenis ersetzt sind. dieses verhältnis liefs *p* neben *b*, *k c* neben *g* als eine annehmbare bezeichnung der anlaut. lenis erscheinen. vom anlaute drang es in den inlaut (hier gelangte im alemann. *p*, *k c* nur zu beschränkter anwendung). dieser vorgang setzt nicht voraus, dass die lenes schon ihre heutige stimmlosigkeit hatten.

W. zeigt nun, dass auf der grundlage eines weichen consonantensystemes die Notkersche anlautsregel wol erklärbar ist. die silbenanlautenden lenes sind nur da stimmhaft geblieben, wo ihnen ein stimmhafter laut unmittelbar vorausgeht; im andern falle haben sie den stimmton eingebüfst. diesen wechsel stimmhafter und stimmloser lenes gibt die bewuste schreibweise wider. dass ein solcher wechsel eine sprachliche möglichkeit ist, zeigt eine mundart der Lausitz (§ 44). dabei bleibt dahingestellt, wie lange die bedingte stimmhaftigkeit der lenes von der sprache festgehalten wurde. die orthographische regel kann den zustand der sprache, dem sie ihr dasein verdankte, überlebt haben.

Diese interpretation stöfst auf ein paar schwierigkeiten. wir sehen uns zu der annahme genötigt, dass germ. *f* zwischen seiner einstigen und seiner heutigen stimmlosigkeit im alemannischen der ahd. zeit eine stimmhafte periode durchgemacht habe (§ 134 f); ebenso germ. *s* (§ 136). schwerer fällt ins gewicht, dass wir mit W. dem Notkerschen buchstaben *t* zwei lautwerte zuschreiben müssen: in *tûon*, *ztten*, *geuuált* ist es fortis, in *túrh*, *tînemo* usw. wäre es lenis.

Weder hierin noch in irgend andern umständen kann ich ein entscheidendes argument gegen W. erblicken. ich vermöchte nicht zu entscheiden, welche auffassung, ob die seinige oder jene zuerst genannte, die gröfsere wahrscheinlichkeit für sich hat. doch bemerke ich noch folgendes. schreibt man die harte sprachform des heutigen alem. schon der ahd. zeit zu und erblickt folglich in dem Notkerschen anlautwechsel zwei stärkegrade stimmloser consonanten, so entbehrt nur die fortis im absoluten anlaut einer sicheren erklärung; im übrigen findet das gesetz in der

lebenden mundart seine gute stütze (§ 42 f). es fragt sich nun, ob diese fortis im absoluten anlaut mit W. § 43 als entscheidender einwand gefasst werden kann. zweierlei scheint mir leicht möglich. erstens: die ältere sprache hat tatsächlich den freien anlaut mit gesteigertem nachdruck articuliert; später hat man dies preisgegeben, dh. die lenes aus dem satzinnern restituiert (also nicht, nach § 43, eine lautmechanische entwicklung lenis > fortis > lenis!). zweitens: die fortiszeichen im freien anlaut waren der gesprochenen sprache nicht völlig congruent; sie hatten sich aus der ältern orthographie fortgesetzt, wo *p*, *k c*, *f* im anlaut überhaupt dominierten (*t* müste sich erst darnach gerichtet haben); dann wäre die nach Notker benannte genauere schreibweise nicht bis zu ihrem ziele durchgedrungen: in éinem falle wäre der gesprochenen lenis das zeichen verblieben, das sich sonst auf die gesprochene fortis zurückgezogen hatte. W.s weitere studien werden vielleicht den entscheid erlauben, ob sich diese annahme mit der urkundlichen schreibweise des 10. 11 jhs. verträgt.

Auffallend ist unter allen umständen, dass Notker die etymologischen lenes *b*, *d*, *g* auch vor stimmlosem laute mit dem leniszeichen widergibt. die schreibungen *gelóubta*, *úrlub káb*; *chád tér*, *uuárd táz*; *gefûogte*, *néigta* sind auf grund der heutigen sprache unerklärlich, da von den zusammenstofsenden stimmlosen lauten auch der erste die exspiratorische steigerung erfahren sollte. und noch schwerer, wie mich dünkt, kann man sich bei der W.schen auffassung mit ihnen abfinden: in *chád tér* bedarf das *t* zu seiner rechtfertigung eines vorausgehnden stimmlosen lautes — und dennoch ist *d*, das reguläre zeichen des stimmhaften, geschrieben. die annahme, dass in derartigen fällen hinter dem leniszeichen ausnahmsweise ein stimmloser consonant stecke (vgl. § 129), ist zwar notwendig, aber nur ein notbehelf. es ist dies ein punct, worin man der Notkerschen orthographie die sprachgemäfse folgerichtigkeit absprechen muss.

Basel, märz 1892. ANDREAS HEUSLER.

Die französischen wörter im mittelhochdeutschen von JOSEPH KASSEWITZ. Strafsb. diss. Leipzig, GFock in comm., 1890. 119 ss. 8°. — 2 m.

Eine grammatische arbeit über die fremdwörter des mhd. hätte man längst erwarten sollen, nachdem bereits 1884 WFranz die gleiche aufgabe für das ahd. gelöst hatte. dass das mhd. fremdwort erst jetzt an die reihe kommt, lag wol einerseits an der schwierigkeit der materialsammlung, anderseits an dem mangel ausreichender vorarbeiten über die franz. grenzdialecte, die unsrer mhd. litteratur das franz. wortmaterial doch wol in erster linie vermittelten. die letzten jahre haben uns nun eine fülle solcher arbeiten gebracht [1] und so eine bessere würdigung der mhd.

[1] man vergleiche zb. die übersichten von Behrens in der Zs. für franz.

fremdwörter ermöglicht, als Wackernagel in seiner Umdeutschung fremder wörter und vor ihm JGrimm in der Grammatik und in dem artikel Über das pedantische sie geben konnten. wenn freilich romanisten wie schon Diez in der Rom. grammatik und später Neumann in den Beiträgen zur laut- und flexionslehre im altfranz. die deutschen wörter vereinzelt in den kreis ihrer betrachtungen zogen, so geschah es lediglich zur aufhellung einzelner franz. lautvorgänge; das fremdwortmaterial in seiner gesamtheit wurde dabei wenig ausgenutzt.

Wir müssen es also dankbar anerkennen, dass Kassewitz sich dieser mühevollen, aber lohnenden aufgabe unterzog. er versucht darzulegen, inwieweit die an Deutschland grenzenden landschaften Frankreichs, die, trotz manchen unterschieden, doch durch gewisse lautprocesse einen engeren verband bilden, den stoff lieferten; er bemüht sich, von der deutschen schreibung auf die aussprache des französischen zu schliefsen und etwaige lautsubstitution als solche zu kennzeichnen. die arbeit zerfällt in 3 abschnitte; der erste (s. 17—57) bietet das lautlich geordnete material, ausgehend von der lateinischen grundlage; der zweite (s. 58—98) erörtert die daraus gewonnenen resultate; der dritte (s. 99—119) gibt eine zusammenstellung der wörter aus dem ritter- und minnewesen, aus handel und verkehr, ferner ein alphabetisches verzeichnis der mhd. fremdwörter; für das mnl. und mnd. ist ein auszug vorzugsweise aus dem glossar zu Francks Mnl. grammatik und aus dem Mnd. handwörterbuch von Lübben-Walther beigegeben. den beschluss bildet ein verzeichnis der fremden mhd. eigennamen. das dritte cap., darunter besonders das alphabet. wortverzeichnis, ist am schlechtesten weggekommen; abgesehen davon, dass es nicht einmal alle die wörter enthält, die K. benutzte, fehlen ihm auch noch die verweisungszahlen, so dass man gezwungen ist, das register zur bequemen orientierung selbst darauf hin zu vervollständigen.

Es war ein guter gedanke K.s, das mnl. und mnd., wenn auch kürzer, mit zu behandeln, gelegentlich auch das me. heranzuziehen. leider verfährt er dabei ungleichmäfsig; bald führt er die mnl. und mnd. wörter an den entsprechenden stellen des ersten abschnitts an, bald erst bei der lautlichen besprechung im zweiten. übersichtlicher wäre es gewesen, an das mhd., mnl. und mnd. material zu jedem einzelnen vocale sofort die besprechung zu knüpfen, ebenso auch hinter jedem betonten vocal gleich den entsprechenden unbetonten zu behandeln. jetzt muss man hin- und herschlagen, um ein anschauliches bild zu gewinnen.

Die quellen, aus denen K. sein fremdwortmaterial schöpft, werden s. 12—15 verzeichnet; aufserdem sind die wörterbücher von Benecke, Schade und Lexer herangezogen; das letztere mit

sprache u. litt. und die verarbeitung dieses massenhaften stoffes in Meyer-Lübkes Rom. grammatik.

seinem reichen inhalt scheint aber nicht ausgenutzt zu sein. mit der einschlägigen fz. dialectlitteratur ist K. ziemlich vertraut; ebenso mit den arbeiten über einzelne lautvorgänge. leider wird die lectüre durch zahllose druckfehler unleidlich erschwert [1].

Ich gehe zum einzelnen über: der anm. zu 1a wäre noch aus Krone 513, hs. V *roez* beizufügen; die stelle lautet: *Paile roez vnd sigelat*; man vgl. damit: *il estoit mis sour deus pailes roës* Huon de Bordeaux in Bartschs Chrest. (³186, 43); hs. P der Krone setzt dafür *roer siglat* ein. — über die endung *-ie*, die zt. auf ostfrz. *ie* (aus *ieie*, vgl. Zs. f. rom. phil. 14, 383), in der mehrzahl der fälle aber auf griech. *-ία* zurückgeht, lässt sich K. nicht eingehnder aus und gibt nur wenige beispiele. es wäre ein verzeichnis der franz., gelehrten und deutschen subst. auf *-ie* und der infin. auf *-ieren* in möglichster vollständigkeit zu wünschen gewesen, um die chronologie der aufnahme zu gewinnen; das material will ich hier nicht mitteilen. — das suffix *-ier*, *-iere* behandelt K. unter 2)a) (hier das wort *surziere*), dann unter 2ᵃ [2)a) ist druckf.] und unter 7ᵃ. auch hier bringt er nur wenig belege; an einem andern ort werde ich ausführlich über alle mir bekannten wörter auf *-ier(e)* berichten. die angaben über ihre fz. etymologie waren bisher ungenau, auch wol gradezu falsch, oder sie fehlten; auf das geschlecht wurde zu geringe rücksicht genommen. auch über weiterbildungen auf *e-*, *i-*, *a-nier* an meist deutschem und über solche auf *ier-ære*, *ier-er* (letzteres, ebenso wie *tiurer* > *tiurre* zu *ier-re*, *ier-e*, *ier* und *ir-re*, *ir-e* weiterentwickelt) an fremdem oder deutschem stamm berichte ich dort. mhd. *massenie*, *mehnie* mit seinem auf ofz. contraction aus *-ieie* beruhenden *-ie* sollte man jedesfalls nicht zu den inf. auf *ier-en* stellen, da man für letztere ostfz. infinitive auf **ir* (aus *ié* : *ii*), nicht aber solche auf 'gmfz.' *iér* voraussetzen muss. — s. 20 scheint

[1] trotzdem K. in der Zs. f. rom. phil. 14, 587 bereits einen nachtrag von druckfehlern geliefert hat, bleibt noch eine stattliche anzahl übrig, aus der ich nur einige besonders sinnstörende hervorhebe: s. 18 z. 6 l. Mor. st. Moh. — s. 23 z. 17 l. mnl. st. mhd. — s. 24 z. 13, s. 42 z. 12 und 18, s. 48 z. 10 l. Helbl. st. Helbr. Helmb.; die hs. des 16 jhs. hat *pramzzell* und *gramassein*; da aber letzteres wahrscheinlich zu *nigromanzîe* gehört, so ist Helbl. zu streichen. — s. 27 z. 26 streiche das erste *o*, z. 28 l. 'nfz', z. 27 ist nach *'eu'* 'und *ou*' (wie zb. in *amour*) einzuschieben; die überschrift '= nfz' etc. gilt für 17) mit. — s. 31 z. 5 v. u. l. *aisier* st. *laisier*. — s. 34 z. 3 l. Reinf. — s. 37 z. 21 l. *u* st. *ui*. — s. 39 z. 16 v. u. l. j. Tit. st. j. Trist. — s. 41 z. 3 v. o. l. *vînæger* st. *vîanæger*; z. 7 v. u. l. 63 st. 64. — s. 46 z. 1 v. u. l. W. Wh. st. Parz. — s. 47 z. 7 l. U. Wilh. st. U. Wigal. — s. 48 z. 4 v. u. streiche 'und vor'. — s. 56 z. 9 l. W. Tit. st. W. — s. 63 z. 19 v. o. l. *liveréren*. — s. 64 z. 3 v. u. l. *schier*. — s. 66 z. 3 v. u. füge nach 'betonen' 'in den' ein. — s. 71 z. 9 wol 'ofz' st. 'afz'? — s. 81 z. 6 l. mnl. st. mnd. — s. 84 z. 3 v. u. l. 20 st. 18. — s. 88 z. 6 v. u. ist 'findet' vor 'fz. ch' zu setzen. — s. 93 z. 10 l. 47 st. 87; z. 21 l. *schastel* st. *shatel*; z. 15 l. 'vor kons.' st. 'vor t'. — s. 97 z. 4 v. u. l. *fîz* statt *fîs*, z. 2 v. u. l. 53ᵃ st. 53ᶜ. — auch die wortverzeichnisse am schluss sind nicht frei von druckfehlern.

wambeis, *-ois* ebenso wie entspr. mnd. *wambois wambôs* eher in abschn. 10 zu gehören. doppelformen infolge verschiedenen suffixes zeigt auch afz. *harnas* = mhd. *harnas*, neben nord- u. ostfz. *herneis*, *-ois* im Münch. Brut, Girart de Ross. und in der Guerre de Metz. zu 10 gehören ferner einige fälschlich unter § 38. 1) am schluss genannte mnd. wörter. — s. 28 z. 9 ist zu *lampriure* abschnitt 25ª ganz zu ziehen; *kosten* unter 17) gehört eigentlich zu den vortonigen fällen. — vortonig lat. *ę* in *Sessûn* und *vernoijieren* wird richtig in 31) mitbehandelt; wozu also 27)? — abschnitt 28 war wegen 30 anm. unnötig; hinzuzufügen ist *sarpant*. — in 68ª sind *Floritschanz, Guferschurz, Lanvirunz* zu streichen; vgl. s. 90 unten. — zu abschnitt 70 füge hinzu *valet* [Lanz. 4969], in hs. P *vahelet*, zu fz. *vaslet*, **vasselet* aus *vassal* + **ittum*; vielleicht hat erst das deutsche widerum *e* vor *l* entwickelt; auch andere eigennamen mit wechsel des *s* : *h* oder verstummung könnten hier noch angeführt werden. — bei abschnitt 71 wäre neben *kolter*, *kulter* noch *kûter, gûter* und *seneschas* : *was* [Krone] zu nennen. — abschn. 83ᵇ anm.: *samelieren* kommt noch modern ostfz. ohne *b* vor und ist nicht spec. picardisch. — zu s. 57 anm. 2 vgl. Körting Lat.-rom. wb. 7992. — zu § 27 meint K., es sei noch nirgends auf den grund der verschiedenen behandlung der deutschen infinitive auf *-ieren* und derjenigen auf *-en*, denen gleichfalls ein fremder stamm zu grunde liegt, aufmerksam gemacht worden. aber schon Wackernagel Die umdeutschung fremder wörter (Kl. schr. III 315 f) weist deutlich darauf hin und gibt auch mhd. beispiele; der raum verbietet hier eine genaue darstellung; das material ist mehr als viermal so grofs. — zu § 28: eine anzahl deutscher verben, die direct auf fz. *-ir* beruhen, sind nicht aufgeführt. zur erklärung der ostfz. vorstufe *-ir*, welche wol für die mhd. subst. mit *-ier* angenommen werden muss, beachte man jetzt die ausführungen Hornings Zs. f. rom. phil. 14, 386. — zu s. 67. 5) und s. 97 § 47 vergleiche Goerlich Burgund. dial. s. 83 zu *populus*. — s. 71 sagt K., dass ostfz. *a* (aus *ai* = lat. *a* + *y*) wahrscheinlich erst in jüngerer zeit aus vermittelndem älterem *e* entstand; er lässt *palas, wambasch, harnas* bereits vor 1100 importiert sein, da für den osten Frankreichs eine längere geltung des *ai*, das dem mhd. *a* zu grunde liege, zweifelhaft sei. vgl. jedoch Meyer-Lübke § 236; Goerlich Burg. dial. s. 26 unt.; Apfelstedt Lothr. ps. § 15; Kesselring Bet. voc. im altlothrg. s. 36 (bei letzterem zb. *graice* und *grace*). mhd. *a* aus *a* + *y* beruht also auf dem altostfz. —

S. 71 heifst es, dass auch lat. off. *é* ('vgl. Horning 450, 57; 458, 58') und selbst lat. lang. *é* (l. c. p. 455, 49) lothr. zu *a* geworden seien; 'vgl. hierzu mhd. *violât*, *brunât* und mnd. *tabulât*'. worunter K. diese beispiele einreiht, ist nicht klar; denn Horn. 450, 37 (nicht 57) handelt von bet. ged. *ę*, das ganz vereinzelt zu *a* wird, 458, 58 aber und 455, 49 von ged. *ę* (aus *ē ĭ*) bzw.

freiem *ę* (aus *ē ĭ*) nach nichtlabialen, die beide lothr. zu *a* oder *o* werden. ferner sagt K. s. 78: 'afz. off. *e* (der endung *-ete*, nfz. *-ette*) gibt sich ganz besonders durch die mhd. und mnd. widergabe *a* zu erkennen: *brundt*, *violdt*, *tabuldt* — zum unterschied von geschl. *e* (der afz. endung *et* = nfz. *et* [?]): *claret, bonnet*, neben dem mhd. und mnd. *bonnit* auftritt'. auch hier ist die unterscheidung nicht deutlich; denn wenn auch *claret* afz. fast durchweg mit geschl. *e* aus *a* vorkommt, so ist doch bei *bonnet* ebenso wie zb. bei *violát* *ĭttum anzusetzen, das zu *ę* und über *ę* im ostfz. zu *a* wurde. in der anm. meint K., *violet* und *trumpet* sprächen, weil sie *e* haben, für betonung der ersten silbe; also wol wider abschwächung von *a*?

K. hat auch hier zu wenig material herangezogen. scheiden wir vorerst das auch mnd. *cláret* ab, von dem es wunderbar ist, dass es, wenn es auf *-atum* beruhen soll, nicht auch einmal *clareit* im mhd. liefert, und ebenso das gelehrte spätmhd. und mnd. *tabulát*, neben dem auch gelehrtes *tabulét* vorkommt, so ist zuerst zu bemerken, dass der accent nicht in betracht kommt. die fremdwörter haben, wie es ihre stellung im verse erweist, französischen oder deutschen accent; ich gebe folgende beispiele: Erec B. 1985: *den bésten brúnat, dén man vánt über álles Éngelánt*; Türl. Krone 6886 ff: *Er stúont niht éinic án der stét: Vier knáppen, mit brûnét . . . . Die stuonden vor dem herren dá*; Krone 6931 ff: *. . . . ein surkôt Von máder únd von víolát, Únd daz ér sîn sárwát Ab sînem lîbe tœte . . .*; Apoll. 604 f *mit schárlach únd mit violét bekléit mit stánfort vón Tolét.*

Folgende feminina auf *-ette* werden zu *-ate*: Trist. 11125 *ein violate* (: *blate*); hier ist das wort gleich fz. *violette* 'veilchen' im gegensatz zur *gloie* 'blaue schwertlilie'; *ein* ist unflect. artikel. — Trist. 8077 ff *rundate* : *folate*; ib. 19215 *rundáte*. das erste wort ist gleich afz. *rondete* (bei Sainte Palaye), obwol dort in der bedeutung 'ring', aber im masc. kommt *rondet* 'rondeau' vor; das wort kann aber hier auch plur. sein und würde dann dem masc. entsprechen. *folate* könnte das fem. zum masc. *fabelet* 'petit fabliau' sein oder widerum der plur. zum masc., wenn man nicht darin ital. *volata* 'progressione di note fatta con somma velocità' (Manuzzi Vocab. della lingua ital.) sehen möchte. — die übrigen fem. haben *-ette* bewahrt: W. Tit. 128: *talfinette* (: *Schôette*) ist das fem. demin. zu *dalphin*; ferner das in der bedeutung unklare *pagalette* bei Teichn. C., das späte *trumpet*, daneben *drummette* (mnd. auch *trumpit*) etc.

Von masc. neutr. auf *-et* (aus **ittum*) kommen eine ganze reihe in betracht; darunter eine menge stoffnamen; formen auf *-át, -ét, -et* und *-it* sind neben einander zu belegen.

Die formen auf *-át* sind dem ostfz. entlehnt. auszuscheiden sind vorerst das sehr häufig belegte *sigelát, ciclát* usw., fz. *ciclaton, siglaton*, mlat. *ciclas, ciclatus, -um*; die erste und letzte mlat.

form kommt auch im deutschen vor; dann das häufige *triblât* usw., das auf mlat. *triblatton*, *triblathon* beruht; bei *scharlât*, mnd. *scharlot*, obwol aus pers. *sakirlât* entstanden, ist es schon zweifelhaft, ob es aus mlat. *scarlatum*, it. *scarlatto*, oder aus der neubildung mlat. *scarletum*, fz. *escarlet* (das fem. ist dort meist im gebrauch als *escarlate*, *-lette* usw.) herzuleiten ist; endlich *zen-*, *zindât* neben häufigem *zen-*, *zindal*, mnd. *sind-al-*, *-el*, *zindel*, wovon ersteres mlat. als *cin-*, *sendatum*, ital. *zendado*, ahd. als fem. *zendata* vorkommt. — nur *e* haben *vâlèt* (: *Lânzelèt*) Lanz. 4969; *dublèt* Bit. 2308 = fz. *doublet*, mlat. *dublectus*, *dobletus*, it. *dobletto*; und die späten *barret*, *pareth*, *piret* usw. (auch *bareit*, mnd. *bireit*) = mlat. *barretum*, *birretum*, fz. als fem. *barrette*, it. *berretta*; *valsëte* = ital. *falsetto*; *fatzanet*, *fatzilet* usw., mnd. *faciletken* = ital. *fazzoletto* und *trysanet*, *drysenet*, mnd. *trysanet* usw. = fz. *trisenet*.

Die übrigen wörter sind meist stoffnamen; das mlat. gibt sie durch *-etum*, *-ettum* wider; seltener durch *-atum*, und vielleicht ist dies aus dem deutschen abgeleitet, wie bei *prunatus*, das der bischof Otto v.Bamberg wegschickt (in Herbords Vita Ottonis bei ASchultz Höf. leben I² 353 a. 8); auch *palmata* ist erst nach 1500 in Diefenb. Gl. belegt; einmal, neben *rosetus* 'panni species', *rosata* (und *rosata tunica*).

Es bleiben folgende übrig[1]: 1 *brunèt* (: *stèt*) Krone 6886 f; *brunât* Helmbr. Er. Otack.; *brunît* Engelh. Karlm.; zu mlat. *brunetum* (auch *bruneta*); das masc. ist fz. zufällig nicht belegt; dagegen das fem. *brunette* (zum adj. *brunet* gehörend). — 2 *violèt* (: *Tolèt*) Apoll.; *violât* (: *sârwât*) Krone 6931; zu mlat. *tunica de violeto*, fz. als adj. in '*veloux violet*'. — 3 *palmât* usw., zahlreich belegt; *palmytsyde* Altd. bll. II 392; *palmayt* Dief. Gl., *palmaita* Apoll. 539; mnd. *pall-*, *polmat*; fz. *paumet*; lat. *palmata* um 1500 belegt, *palmites* a. 1466. — 4 *nassete*, fem., Nürnb. arch. 15 jh.; *nazzât* m. od. n. Trist. H., gehört wol zu fz. *nacez* (plur.), also nom. *nacet* anzusetzen; ob fz. *nassit*, *nachis* usw. dasselbe bedeutet? — 5 *kirsat* Voc. 1482 = fz. *cariset*. — 6 [*rôsè* (: *snè*; die hs. V hat *roset*) Krone; das *è* scheint nach der fremdländ. endg. *è* gebildet zu sein, wie sie in stoffnamen *driantbasmè*, *saranthasmè* usw. vorkommt]; *rôsât* Wigal. j. Tit.; *rôsey* Frankf. a. 1386, *rôsay* Dief. N. gl. 320ᵇ; mnd. *rossyt*; zu mlat. *rosetus*, auch *rosata*, ital. *rosato*. — 7 *persât* Mon. Wittelsb. a. 1244, zu lat. *persetum*. — 8 *kurset* Myst; *kursât* Wigam. Heinz.; *kursît* zahlreich belegt; zu afz. *corset*, mlat. *cursetus*, *corsetus*. Monti Dial. di Como *corsèt*, *corzèt* 'giubetta, soprabito da donna'. das wort hat nichts mit *kürsen* zu tun; *kursît* wird aus irgend einem seidenstoff verfertigt, wenige fälle nur weisen auf pelzbesatz hin.

[1] [ich trage zu diesem abschnitt nach, zu: 1 *burnit* nd. Hans. urkdb. I 272. — 2 *phyolitt* (adj.) ebd. II 505. — 4 die nrh. hs. O des Trist. H. hat *nassait*. — 8 *korsyt* Hans. urkdb. II 727. — 9 *sägit* BU. a. 1327. — 14 *rugghet* Hans. urkdb. II 727. Marb. 2 dez. 1892 T. M.]



— 9 *saiat* Gloss. herradinae (12 jh.), *sagit* Trist. H. 1177, sonst verkürzt *seit*, zu mlat. *sagetum*, als fem. im fz. *sayete*, ital. *sagetta* usw. — 10 *bonit* Sum. Parz. Roth. Ecke Z.; mnd. *bonit* und *bonnet*; fz. *bonnet*, mlat. *bonetus*, *bonnetum*, it. *bonetto*. — 11 *genetten* (gen. pl.) und *jennetta* (acc.) in Ehingens reise a. 1455; *ghe-*, *ia-nnette* Kil. a. 1477; *genit*, *gennit*, *jenit* Parz.; zu fz. *genet*. fem. *genette*, it. *gi-*, *gia-nnetto*, Dief. Gl. *ge-*, *gi-*, *ia-nnettus*. — 12 *runzit* Parz. WWh. U.Trist. Herb. Ulr.Wh. Sachssp. WvÖst.; mnd. *runtsiden* (plur.) Gloss. zum Sachssp.; mnl. *ronside*, *rosside* n., scheint ein fz. *roncet* vorauszusetzen, als dem. zu *roncin*. — 13 *kuret* Karlm.; *currit* Neidh., MSH. II 147ᵇ, *gurrit* Augsb. r.; 1318 erscheint ein richter von Egenbusch genannt Currit. ob es ursprünglich eine lederumhüllung war und auf fz. *cuiret* zurückgeht? Karlm. 268, 65 ist das *kuret* '*wael gewort van syden*'; *corettus* wird als 'vestis militaris' aus 1230 angegeben; das fem. *curetta* 'lorica, thorax'; *corytus* Dief. Gl. als umhüllung der armbrust angegeben; ital. *coretto* 'armadura per difendere il cuore'. — 14 *ruckit* Oberl. a. 1365 = fz. *roquet*, it. *roccetto*, mlat. *rocchetum*. — 15 *bursit* Elis. = fz. *bourset*; it. fem. *borsetta*. — 16 *pflumit*, *pfluemit*, *phloumeit*, *bluemit*, *plumit*, *pfumit* usw. = fz. *plumet*, mlat. *plumatum*. — 17 *murêt*, var. *mürrit* GA.; zu mlat. *muretus* 'purpureus, murice tinctus' und zum mlat. *muritum* a. 1482 'rotterpfeller' von *murex* 'visch von welchem plut man purpur cleit ferbt', a. 1515, vgl. Dief. Gl. — 18 das späte *politte* f. DH., *polite* Suchw., *boliten* acc. CP., *pollite* Chr. 1 und 2, *pollicke* Chr. 2; dem wort entspricht *poletum*, *-us* 'charta, matricula' und dies aus *πολύπτυχον*; es hat zahlreiche entstellungen erlitten, darunter auch zu *policum*, dem *pollicke* entsprechen würde; vielleicht ist *politte* aber auch das zum geschlecht passende afz. *bullete*, it. *bolletta*, mlat. *bolleta*.

Die formen mit *i*, deren scheidung nach landschaften nicht angängig ist, beruhen wol auf dem nd. und md. wechsel von *e* mit *i* (Weinhold §§ 39. 74. Lübben 12. 17. Franck 70—74. 81) und geben somit den weg ihrer entlehnung an. — die stoffnamen auf *-ât* schliefsen eine lat. entlehnung nicht gerade aus, und auch auf ihre endung *-it* kann die endung in *timit*, *samit*, *kapit* suffixvertauschend gewürkt haben. wie früh *-ât* als stoffsuffix gefühlt wurde, beweisen formen wie *samât*, *schamlât*, *schamblât* neben regelm. *samelott* usw. ob *bursat*, *burschat*, *burschet*, *wurschet* usw. mit *boursu* 'camelot' usw. bei Grandgagnage zu vergleichen ist?; man vgl. dazu noch *borzyes* im nd. Hans. urkdb.

S. 80 wird *in* + cons. aus *en* + cons. einmal als entlehnung aus dem mnl. und mnd., das andre mal aus dem wallon. erklärt; das wall. und die anstofsenden deutschen dialecte haben eben diesen lautvorgang gemeinsam. — s. 81 möchte K. fz. *ei*, neben *oi* (aus *ē*, *ĭ*), aus den normann. quellen ableiten; vgl. jedoch Zs. f. rom. phil. 11, 85 ff. wenngleich die ostfz. denkmäler aus dem

anfang des 13 jhs. fast ausschliefslich die weiterentwicklung zu *oi* und weiter teils zu *o*, teils zu *oe* bezeugen, so ist doch durch die urkunden das weiterleben der alten form gesichert; mouilliertes *ei*, das später zu *oi* weitergieng, bezeugen aber noch ostfz. schriftformen wie *merveil*, entsprechend mhd. *marveil*. mhd. sind alle diese stadien durch die schreibung belegt; für das ostfz. kann man die formen *oi*, *o*, *oe* gleichzeitig vorgeführt sehen bei Kesselring Die bet. vocale im altlothrg. ich füge hier noch das von K. nicht angeführte mhd. und mnd. *franzôs*, unser heutiges *franzôse* an. auch sei noch besonders die von mir notierte form *Frantzoeis* aus der Griesh. chr. s. 25 erwähnt; ebendort aber auch noch *Arteis* (fz. *Artois*). K. berichtet nicht über die variation *ai* für *ei*, wie sie zb. in Hahns j. Tit. 628. 675. 1485 zu belegen ist.

§ 39 stellt K. die kühne behauptung auf, fz. *-üre*, welches auf lat. *-ura* zurückgehe, wäre im mhd. *-i-ure* gesprochen worden, weil die wörter auf *-ura* sich nach denen auf *-atura* richteten, diese aber im deutschen *-i-ure* (aus fz. *-e-üre*) ergeben hätten. ferner seien die subst. auf *-atorem*, die im deutschen mit *-iur(e)* geschrieben würden, ebenfalls so ausgesprochen worden; *-i-ur* hätte sich hier aus fz. *-e-or* entwickelt. K. hat wider mit unzureichendem materiale gearbeitet; die zahlreichen in obd. texten zu gebote stehenden fz. und deutschen reimwörter mit *iu* beachtet er gar nicht. an einem andern ort will ich meine unter heranziehung der nord- und ostfz. dialecte zu abschliefsenden resultaten gelangten untersuchungen über die aussprache des fremden mhd. *iu* darlegen. der schlüssel der lösung liegt darin, dass wir nord- und ostfz. mit einer schon früh beginnenden vereinfachung des suffixes *-atura* zu *-ura* und des *-atorem* zu *-orem* zu rechnen haben. die doppelte obd. widergabe von *-o* in *-orem* einmal als *iu*, *eu* usw., das andre mal als *uo*, *u* usw., beruht ferner auf der auch den mittelalterlichen ostfz. dialecten nicht unbekannten form *-eur* (wie im centralfz.) neben den weitverbreiteten formen *-or*, *-ur*, *-our*. es wäre in diesem abschnitte auch eine reihe von wörtern zu verzeichnen gewesen, bei denen fz. *ü* im mhd. als *i* (vor *r* meist als *ie*) widergegeben wird. das 25ᵃ genannte *pareliure* Parz. 465, 21 ist nicht nomen agentis, wie bisher angenommen wurde, sondern fem. in der bedeutung ‘rede, bericht’. man muss aber dann den punct nicht mehr hinter *triuwe*, sondern hinter *pareliure* stellen. dass zufällig die hss. D und G *parelûre* schreiben, darf nicht stören, denn G schreibt öfter *u* statt *iu*, und für D ist 349, 24 *u* auch in *aventure* nachzuweisen. weitere belege für *parliure* fand ich in Hahns j. Tit. 77 und beim Tannh. (MSH. II 90ᵇ). das wort entspricht einem vorauszusetzenden ostfz. *parlure* statt *parlëure*.

Das 25ᵃ angeführte *menschiuwer* aus H. Trist. 858 ist nicht afz. **mengeor*; hs. F (die schreibung dieser hs. wird man beibehalten müssen) hat hier: *ein petit menschuwer* (: *stuwer*). das

wort ist ostfz. fem. *mainjure* (im SBernhard, vgl. Godefroy), daneben die formen *men-*, *maingeure*, in denen das *e* nach *g* wol gerade so wie im nfz. die palatale aussprache des *g* andeuten soll. im Bernh. bedeutet es speciell 'krippe'. die dritte bei Godefroy angegebene bedeutung ist 'nourriture'. nfz. bedeutet *mangeûre* 'angefressene stelle, äsung, nahrung der wildschweine'. dass nicht *petite*, das fem., davorsteht, darf nicht wunder nehmen, mag man nun eine apokope oder sprachlich ungenaue widergabe darin erblicken.

§ 45: für die reste des flexiv. *s* gibt K. wenig beispiele; was tun die stimmbänder beim übergang von tonlosem *s* vor *t* zu *h*, das wol den noch heute erhaltenen χ-laut der ostfz. grenzländer darstellt? *h* ist sicher gesprochen worden. es ist wahrscheinlich, dass für den osten der heutige χ-laut auch früher die vermittelung zum verstummen des *s* spielte; am nächsten liegt es, für die deutschen wörter mit *h* Lothringen als quelle anzusehn. — zu s. 98: prothetisches *e* ist wallon. und lothr. meist nicht vorhanden, daher braucht sein fehlen keine deutsche eigentümlichkeit zu sein; die metathese des präfixes *re-* ist ebenfalls ostfz. nachzuweisen; vgl. zb. *ẹrpreši* (*reprocher*), *ervẹni*, *ẹrvüχti* (*revêtu*), *ẹrbẹ̆t'* (*rebattre*), *ẹrnoye* (*renegare*), *ẹrmwe* (*remuer*) usw. bei Horning Ostfz. grenzdial. 499, 164 und dazu noch § 367 von Meyer-Lübkes Rom. grammatik.

Marburg i. H., im april 1892. THEODOR MAXEINER.

Oddr Fagrskinna Snorre. von GUSTAV MORGENSTERN. Leipzig, EGräfe, 1890. 57 ss. 8°. — 1,60 m.*

Morgenstern unternimmt es, ein schwieriges quellenverhältnis klar zu legen. die lat. Olafssaga Tryggvasonar, welche der mönch Odd Snorrason im 12 jh. geschrieben hat, ist bekanntlich nicht auf uns gekommen. wir besitzen nur 3 übersetzungen aus dem 13 jh., welche, wie schon Munch gesehen hat, unabhängig von einander entstanden sein müssen. die verschiedenheit in ausdruck und wendungen lässt keine andere erklärung zu. eine von diesen übersetzungen (OA) ist in Fms. x abgedruckt, die zwei andern (OB und OC) sind von Munch in Kong Olaf Tryggvesöns Saga (Christiania 1853) ediert.

Im 1 cap. sucht M. das verhältnis der übersetzungen zum verlorenen lat. original zu bestimmen. Gustav Storm hat in seiner abhandlung Snorres historieskrivning s. 34 aus der gegenseitigen unabhängigkeit der übersetzungen den grundsatz abgeleitet, dass alles dasjenige für Odd in anspruch genommen werden müsse, was sich in zwei hss. finde. M. zeigt, dass man mit dieser regel nicht überall ausreicht. so sind die capp. 74—76 ein dem Odd fremder anhang, obwol sie zwei hss. bringen. denn der schluss

* [vgl. Arkiv f. nord. fil. 7, 386 ff (HGering) — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 3 (WGolther).]

des 73 cap. lässt gar nicht zweifeln, dass hiermit auch die saga zu ende ist. wir haben es also hier mit einer fortsetzung zu tun, die das werk des Odd frühzeitig erhalten hat, und die bereits den übersetzern vorlag. M. zeigt auch, dass zwischen den einzelnen übersetzern beziehungen bestehn, obwol auch er an der gegenseitigen unabhängigkeit im ganzen festhält, und dass man zwischen übersetzung und hs. hier wol zu scheiden habe. nicht alles, was die hss. Oa, Ob, Oc bringen, stand auch in den übersetzungen OA, OB, OC, so dass Storms regel dahin zu modificieren ist: alles, was in zwei übersetzungen stand, gehört dem Odd an, aber auch das nur dann, wenn nicht, wie in dem oben besprochenen falle, innere gründe dagegen sprechen. M. macht es wahrscheinlich, dass die Flateyjarbok, deren hauptquelle die grofse Olafssaga Fms. I—III ist, daneben auch eine hs. von OB benutzt hat. diese (Oβ) war besser als unser Ob, und wir besitzen so in der Flateyjarbok ein mittel, den text von Ob zu corrigieren. ebenso hat die grofse Olafssaga, die im wesentlichen auf Snorris Heimskringla beruht, auch eine fassung von OA verwertet (Oα), und in unserem Oa ist widerum neben der hauptvorlage auch OB herangezogen worden.

Die wichtigste stelle bespricht M. auf s. 15 ff. bei der schilderung des letzten grofsen kampfes bei Svoldr berufen sich Oa und Ob auf einen ausspruch des königs Sverri, der die tapferkeit des königs Olaf Tryggvason gepriesen haben soll (*ok svá sagdi Sverrir konungr*). dagegen hat Oc *ok svá segja snótrir menn*. nach Storms grundsatz müste man annehmen, dass schon Odd den könig Sverri citiert habe; das werk könnte also nicht vor 1180 geschrieben sein, in welchem jahre Sverri könig wird. dass ein übersetzer für '*Sverrir rex*' *snótrir menn* einsetzt, scheint mir nicht so unglaublich wie M., denn die berufung auf *snótrir menn* gehört zum sagastil, vgl. die Hrolfssaga Gautrekssonar (in meinen Zwei Fornaldarsögur 78): *svá segja fornir menn ok fródir.* aber die späteren, die Odd benutzt haben, die Fagrskinna, Snorri und die grofse Olafssaga, nennen Sverri nicht. es ist daher wahrscheinlich, dass ihn auch Odd nicht genannt hat, und dazu kommt, dass, wie M. überzeugend nachweist, Oa von OB beeinflusst ist. das zeigt sich an mehreren stellen durch wörtliche übereinstimmung, und so auch an unserer stelle. es ist also das verhältnis wol so zu denken, dass die berufung auf Sverri nicht dem Odd, sondern OB angehört und von da in Oa gedrungen ist. die stelle kann daher nicht zur datierung des Odd verwertet werden, sondern nur zu der von OB.

Im 2 cap. handelt M. über Odd und Fagrskinna. M. weist nach, dass OA mit zuhilfename der Fagrskinna angefertigt ist. das gibt ein mittel an die hand, den text der Fagrskinna zu berichtigen. nämlich dort, wo die überlieferung zwei lesarten bietet, von welchen die eine zu Oa stimmt, die andere nicht, ist

die erste notwendig in den text zu setzen. die Fagrskinna selbst ist wider von OB beeinflusst. OB ist also die älteste der übersetzungen.

Im 3 cap. bespricht M. das verhältnis von Odd und Snorri, speciell das *manntal á orminum*. Odd hat seinen catalog nach einer vorlage gearbeitet. das zeigt der 11 in der aufzählung, Þorkel dyþril, der nicht am kampfe teilnimmt, obwol Odd deutlich die absicht hat, nur diejenigen aufzuführen, welche den letzten kampf mitmachen. Snorri hat nach M. nicht das lat. original benutzt, sondern eine fassung von OA. M. bespricht hier auch Ungers ausgabe der Heimskringla und deckt ihre mängel auf. Unger hat seinen text nach der Kopenhagener ausgabe von 1777 gemacht und sich nach dieser einen text der Kringla aufgebaut, den er interpoliert, aber nicht nach Jöfraskinna und Frisianus, sondern nach den varianten der Kopenhagener ausgabe von diesen hss. so geschah es, dass manche falsche variante jener ausgabe in den text gedrungen ist.

M. hat seine aufgabe mit geschick und sorgfalt gelöst. anerkennung verdient vor allem die vorsicht, mit welcher er die einzelnen möglichkeiten erwägt. zwei versehen hat Gering aao. nachgewiesen. falsche citate erschweren mitunter die nachprüfung. bedenklich ist, dass sich die untersuchung nur auf ausgaben stützt. mitunter legt M. kleinen übereinstimmungen zu grofse bedeutung bei. es ist jedesfalls schwer zu bestimmen, wie weit zwei übersetzer im ausdruck unabhängig von einander übereinstimmen können. das gibt M. s. 19 selbst zu. den scharfen ton, welchen M. gelegentlich gegen vorgänger auf seinem gebiete anschlägt, muss man dem anfänger zu gute halten: die arbeit ist eine Leipziger doctordissertation. ich verweise hier noch auf den aufsatz von M. im Arkiv f. nord. fil. 8, 153 ff 'Zur überlieferung der grofsen Olafssaga Tryggvasonar'.

Wien, juli 1892. FERD. DETTER.

Die gedichte des Wilden mannes und Wernhers vom Niederrhein. mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von KARL KÖHN (auch u. d. t. Schriften zur germanischen philologie herausgegeben von MAX ROEDIGER. heft VI). Berlin, Weidmann, 1891. XXXVIII u. 90 ss. gr. 8°. — 3 m.*

Mehr als ein halbes jahrhundert ist verstrichen, seitdem WGrimm die gedichte Wernhers und des Wilden mannes durch seinen saubern abdruck vollständig bekannt gemacht hat. die eigentümlichen schwierigkeiten, die sich bei der herausgabe kleinerer denkmäler des 11 und 12 jhs. einzustellen pflegen — sie liegen zum teil in der überlieferung, zum teil in der dunkelheit und unbeholfenheit des sprachlichen ausdrucks und in der entlegenheit ihrer stoffe — sind, zumal in ersterer hinsicht, selten gröfser als bei diesen gedichten. rechnet man dazu ihr hohes sprachliches

* [vgl. Archiv f. d. stud. d. n. spr. u. lit. 88, 410 f (ALeitzmann).]

und inhaltliches interesse, so begreift man, dass eine stattliche reihe von gelehrten — ich nenne neben den Grimms nur Wackernagel, Haupt, Pfeiffer und CHofmann — mit der besserung des textes sich befasst haben. dank ihren und andern vorschlägen konnte man ihn als in der hauptsache gereinigt betrachten; gleichwol war die lectüre der gedichte mühsam und zeitraubend; muste man doch neben Grimms abdruck nicht weniger als sieben abhandlungen zu rate ziehen. Köhn ist somit einem würklichen bedürfnisse entgegengekommen, als er sich auf anraten seines lehrers Roediger den mühen einer neuausgabe unterzog. vielen wäre es vielleicht gleich mir wünschenswert gewesen, dass K. auch die vorschläge, die ihm unhaltbar erschienen, in den laa. aufgeführt hätte; dieser mangel wird jedoch dadurch gemildert, dass K. im ganzen mit tact und umsicht seine auswahl getroffen.

Das hauptinteresse hat K. dem texte zugewendet; die litterarhistorischen und grammatischen fragen sind kurz behandelt. ich will diese beschränkung, die wol auch nicht ganz freiwillig war, nicht tadeln. wol aber durfte erwartet werden, K. würde in fällen, wo das heranziehen theologischer litteratur das einzige mittel war, den weg zur emendation zu finden, sich dieser pflicht nicht entschlagen. in dieser erwartung werden wir bei K. enttäuscht: wie zumal aus einigen anmerkungen hervorgeht, fehlen ihm auf theologischem gebiete die nötigen kenntnisse. immerhin besitzen wir nunmehr einen bequem lesbaren text, der durch die von K., wie es scheint, mit grofser sorgfalt vorgenommene collation eine sichere grundlage, durch manche von ihm oder Rödiger herrührende besserung einen dauernden schmuck erhalten hat.

Ich wende mich zunächst zur besprechung einzelner stellen und werde die anmm., soweit nötig, mit einbeziehen.

I Veronica. v. 17. *he lêrde den esel, dat he sprach.* die anm. sagt 'es war übrigens die eselin Bileams': das kann auch ganz wol gemeint sein; vgl. Balaam D. 73, 2. 7; Griesh. Pred. II 128 ff.—34 ff. der dichter bezieht sich auf den 4 Reg. 20, 11 erzählten vorfall. — 51. st. *welle kûmen* l. *wale kůme.* — 59 f. der reim *dregit* : *wider sagit* ist ohne analogie; warum nicht *widersegit*? vgl. die wbb.; Germ. 6, 56; zu Crane 646; Behaghel Eneide XCV f; zu Denkm. X 13; Hartmanns Credo 426. 624 und Reifsenberger dazu; Schönb. Pred. I 63, 34 uö., vielleicht Vor. Moses Diem. 63, 16. — 68. hier wie II 72. 111 scheint die ergänzung *sun* unnötig, vgl. Summa Diem. 102, 28; Griesh. Pred. I 117. II 91; ähnl. Hohesl. 121, 7. — 69. das *heilich* der hs. fasse ich als fehler st. *heîliche.* — 70. dass der stein, der den coloss zertrümmerte, dreieckig gewesen sei, weifs die bibel nicht (Dan. 2, 34), ebensowenig die von mir eingesehenen commentare; gehörte diese nähere bestimmung unserem dichter, so hätte er sich die ausdeutung auf die dreieinigkeit nicht entgehn lassen, statt mit den meisten erklärern (zb. Honorius Spec. eccl. Migne 172, 905) in dem steine ein vorbild Christi zu er-

blicken; es dürfte also hinter *driechete* etwas anderes stecken. — 95. *si vleide beide unde bat.* K. stellt *beide* vor *si*, die wortstellung der hs. lässt sich jedoch halten; vgl. Marienl. Zs. 10, 48 v. 20 *wnt beide inde gesunt*; Parton. 8703 *daz under beide und ouch daz ober*; 15353 *der küene was beid unde quec.* — 103. (*ich*) *lônes dir* hat die hs.; K.s änderung *iz* st. *is* ist sprachwidrig. — 119 f. *ungilîch is stên undi grîz undi der dich inde des meres g î z.* *gîz* hat K. mit WGrimm statt des hsl. *griez* eingesetzt; da die wbb. nur *gieze* bieten, ziehe ich *vlîz* (= *vliez*) vor; vgl. die wbb. und Lichtenstein Eilhart xxv. — 170. *mensche* war nach JMeiers vorschlage Beitr. 15, 334 zu belassen; vgl. Leb. Jesu D. 229, 7 *daz man in mennis gesahe* und MSD[2] s. 302. — 171. hs. *godes sun heilant*, K. *godes heilant*; am wahrscheinlichsten ist *g. sun uñ h.*, vgl. Leyser Pred. 130, 29; das ausfallen des *uñ* erklärt sich leicht per homoioteleuton wie 208 *dî* (*drî*), 457 *gine* (*dîne*), III 62 *iz* (*is*), 92 *erve* (*ervet*), 107 *alliz* (*is*), V 561 *in* (*in*). — 222. hs. *der duvel n i n e wiste;* K. unnötig *nit inw.* — 234. hs. *du weiz wol w a s giscriven steit*, K. *dat*; *wat* genügt aber, vgl. 282. — 258. hs. *nu hore*, K. *hôret*; l. *hôrē.* — 283. *dat is dîn val* ist unverständlich; l. *dat he* (>*er*) *bival*, wodurch derselbe sinn wie IV 176 gewonnen wird; vorher komma st. kolon. — 294 hat K. mit recht Sprengers vorschlag unberücksichtigt gelassen; es ist eine sehr alte und verbreitete ansicht, dass der teufel Christus versucht habe, um zu sehen, ob er gott oder mensch sei: *in omnibus tentationibus hoc agit diabolus, ut intelligat, si Filius dei sit* sagt beispielsweise Werner Deflor. 864. — v. 307 (*die gilouvigin* usw.) muss man als parenthese fassen. — die zuweisung der beiden verse 327 f an einen interpolator hat K. nicht genügend begründet; list man *dat he warp* st. *dat warp he,* so ist die K. anstöfsige doppelte erzählung vermieden. — 351. K.s änderung von *do* in *dat* ist überflüssig. — 409 f. K. *vil samfti si in avi hûvin, vil scîre si in bigrûvin.* die hs. hat statt der beiden *vil* würkungsvoller *wi*, was nicht geändert werden durfte; vgl. 516. — 431. K. *dâ hûden si di zvâ naht.* das object zu *hûden* steckt in dem auffallenden *di*, man lese *dē* oder *in.* — 434. hs. (*ein engil*) *l i f l i c h an zu sinne.* K. *lîtrîche*; aber das wort ist unbelegt, wie überhaupt eigentliche composita mit *rîche* sehr selten sind; ich halte *eislich* trotz dem vorausgegangenen *vreislich* für das wahrscheinlichste[1]; vgl. II 12 *vreislich an zu sinne.* — 446. das seltene *sich gebâgen* (s. K.s anm. u. Bartsch Karlm. s. 266) ist auch im Vor. Alex. D. 209, 20 statt des hsl. *sich gerůmen* einzusetzen (: *lâgen*, hs. *langen*). — 449 ff. *dû quâmen zvâ Marîen undi bigunden sêre scrîen. di eine hîz Magdalê, er volgide vir Salomê — hene dorthe dar nirgin kumin bi, îdoch sô scrivit man ir drî. si brachten salvin undi*

[1] dass das nebeneinander von *eislich* und *vreislich* nicht anstöfsig ist, zeigen folgende stellen: Tund. (Lachm.) 113 f. Trier. Aeg. 1136 f. Herb. 17918 f. Leb. Jesu D. 266, 23. Strafsb. Alex. (Kinzel) 352. 1813. 5809.

krût. K. schreibt: *ên dirde dâr nit inquam in bî* und entfernt sich dadurch ziemlich weit von der hsl. überlieferung, die ich nach änderung von *nirgin* in *nimin* für richtig halte: 'obwol sie niemandem gestatteten, sie zu begleiten, zählen andere doch auch drei Marien'. schon Sprenger hat gezeigt, dass die berichte der evangelisten über die zahl der frauen auseinander gehn. die zweifel des Wilden mannes sind aber keineswegs die frucht eigener vergleichung der berichte; man vgl. nur, was zb. Petrus Comestor in seiner Historia scholastica, In evangelia c. 183 (Migne 198, 1635) sagt: *quidam non nisi duas venisse dicunt, quia supra tantum duae dictae sunt considerasse sepulcrum et revertentes parasse aromata. et dicunt quod additum est hic 'et Salome' expositio est alterius Mariae tacitae. contra quos sufficit opponere usum Ecclesiae, quae tres repraesentat.* zu jenen *quidam* gehörte unser dichter; auch er vermischt die *aromata* bringenden frauen mit jenen andern (455). — 456 ff. im anschluss an die ausgehobenen verse fährt die hs. fort: *dû sprach der engil ovirlût uidir gine gegrutin, wat si dâ sûchten.* K.s vorschlag *wes in gine gerûchten* ist unverständlich; ich schlage ähnlich wie Pfeiffer (Germ. 1, 226 ff) vor *widir gine dine* (= *di ine*) *gegrûtin* (= *gruozten*), s. zu I 171. dagegen hat Sprenger den einwand erhoben, von einer anrede oder frage sei Luc. 24, 5 nichts zu finden, wol aber von dem erschrecken der frauen, das man also auch im gedichte erwarte. das ist nicht stichhaltig: von dem erschrecken der frauen spricht unser dichter schon 450 (*bigunden sêre scrien*), und zu dem *gegrûtin* hat offenbar Lucas *cum declinarent vultum in terram* veranlassung gegeben. dass dies als huldigungsact gegenüber dem engel aufgefasst wurde, zeigen die worte des Petrus Comestor aao. c. 186: *nota quod sanctae mulieres non corruerunt, sed inclinaverunt vultum. et ideo mos ecclesiasticus est, ut exemplo earum a Pascha usque ad Pentecosten non flectamus genua orantes.* — 466 f s. JMeier aao. — 471 ist entweder *als* st. *dat* zu schreiben, oder besser der durch *dat* eingeleitete satz in parenthese zu setzen. — 476. *he sprach* ist keineswegs nötig, wie die anm. glauben machen will; es liegt wie öfter beim Wilden mann übergang aus der indirecten in die directe rede vor. — 478 ff. *unde trôste ouch Petrum dâ bî, dâ he ligit mit sorgen in Galilêa giborgen.* dass Petrus sorgenvoll gewesen, wird zwar Marc. 16, 7 nicht gesagt; gleichwol dürfte der ausdruck *mit sorgen* nicht dem reim zur last fallen; vgl. Werner Deflor. 920 *si enim hunc angelus nominatum* (l. *nominatim*) *non exprimeret, quia Magistrum negaverat, venire inter discipulos non auderet. vocatur ergo ex nomine Petrus, ne desperet ex negatione.* — 482 ff. *Lucas undi Cleophas — strichen ûz.* bekanntlich nennt das Lucasevangelium nur den Cleophas mit namen. die tradition, die in dem ungenannten discipulus Lucas sieht, ist jedoch alt, s. Bruno Astens. in Lucam II c. 24 (Migne 165, 446): *unus autem istorum, ipse qui haec scribit, beatus Lucas fuisse putatur. mos enim*

fuit antiquorum, ut in suis scriptis sic de se quasi de aliis loquerentur. beispiele aus älteren autoren bringt die note bei Migne; auch bei Gaudefridus (Migne 184, 970), bei Werner Deflor. 930 und in der Histor. schol., In evangelia c. 191 wird noch des Lucas gedacht; ebenso Griesh. Pred. II 141. Augustinus, Beda und Smaragdus dagegen bleiben bei der anonymität des jüngers. — 483 s. JMeier. — 509 f. nach *gûdis* komma, nach *is* kolon. — 513. *ouch* (K. *dû*) vermittelt den anschluss an 497. — 567. *pax vobis* genügt s. Friedb. Christ Denkm. XXXIII 9ª, 83 (: *dôde*); Messgebr. 501; Leb. Jesu D. 269, 6; Griesh. Pred. I 1. 2. 31; SPauler Pred. 87, 31. — 572 f. hs. *di wunden bludich he bivant a l s e h e d o v o r hadti gisin,* K. *a. h. dû bivore h. g.* der sinn fordert *si* st. *do.* — 578. hs. *dat du mich glouvich hás brath.* K. *gimath* st. *braht*; die überlieferung ist untadelhaft, vgl. *undertân(ich) bringen* Alex. (Kinzel) 4931. 6630; *gehôrsam* (adj.) *bringen* Kaiserchr. Diem. 456, 3; *sculdic brengen* Lit. 566; *sich bereite b(r)ingen* Credo 2789; Hohesl. 124, 33 (?). — 579 f. diese von K. angezweifelten vv. sind echt, vgl. Friedb. Christ Denkm. XXXIII 9ᵇ, 123 f; Credo 1283 f. — 601. *si* mit unrecht getilgt. — 647 f. hs. *irris giloven si bigunden, des edes nine kunden*, K. *irriz gilovin si bigunden, des si ê des nit inkunden.* aber der dichter wird doch wol nicht sagen wollen, die folge des pfingstwunders sei irrglaube gewesen! ich meine, es liegt, wie öfter, irrtümliche verwechselung der reimworte vor, s. K.s anm. zu I 467. danach wäre *irin* st. *irris* zu lesen: 'jetzt konnten sie ihren glauben verkünden, was sie früher nicht getan hatten' (nämlich aus mangel an sprachkenntnissen und aus furcht), vgl. 652 und Act. 2, 4. denselben sinn haben die zeilen in Arnolds siebenzahl D. 333, 20 ff; Urst. 117, 24; SPauler Pred. 125, 4 ff; Leben Jesu D. 272, 24.

II V e s p a s i a n u s. v. 36. *inwerde* st. *werde* ist eine überflüssige änderung. — 47. *he sprac* war nicht zu tilgen; doppeltes inquit ist mhd. sehr häufig. — 58. hs. *dat ich iz i m b e r in wil virschulden.* K. mit Haupt *umbe*; engeren anschluss an die hs. gibt *wider*, vgl. a. Heinr. 1486. — 97. *undir* war in *undi* zu ändern, das bekanntlich im vordersatze eines hypothetischen gefüges beliebt ist. — 125. l. *alse.* — 148. st. *des* schreibt K. *dat*, während doch dergleichen attractionen ganz gewöhnlich sind. — 150. *gisvâsheit* ist 'abgesonderter ort'; vgl. Kaiserchr. D. 413, 6. — 195 f. hs. *unde he dat antlitze undir sine ougen gidvanc, he wart gisunt*, K. *unde alse he.* zur not könnte man bei der hs. bleiben, indem *unde* temporal gefasst würde (s. Paul Beitr. 5, 48); da es jedoch methodisch richtiger ist, bei einer schlechten überlieferung an ein leichtes verderbnis zu denken, als eine immerhin seltene construction anzunehmen, schlage ich *uñ do* st. *unde* vor. — 206. hs. *danc iz gode*, K. *d. si g.*; l. *dancis* (= *danke is* wie 220 *musis*). — 254. *ei* als etwas wertloses findet sich nicht nur in verbindung mit der negation (K. p. XXIX anm.), s. zu Denkm.

xxvii 2, 151. — 264 f. *bisêgin si di aldin bûch, so soldin si si wal birichtin*: 'so könnten diese sie belehren'; K.s änderung *si sich* ist überflüssig. — 273 f. *di juden, di dan levinde sint, di werdint alli godis kint.* Roediger erfasst in seiner anm. den sinn richtig; worauf sich jedoch die ansicht, dass sich die Juden in den tagen des Antichrists bekehren würden, stützt, weifs er nicht anzugeben. auszugehn ist von stellen wie Rom. 9, 27. 11, 25; ihre deutung in diesem sinne ist sehr alt, und so wird von der einstigen bekehrung der Juden schon bei Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius gesprochen; ebenso findet sich die ansicht bei Isidorus, Rabanus Maurus, Bruno von Asti, Honorius, SBernardus, bei Adso und danach im Ludus de Antichristo; vgl. noch Werner Deflor. p. 747. auch in der deutschen litteratur wird oft von der bekehrung der Juden am jüngsten tage gesprochen; vgl. noch Otfr. v 6 (worauf mich MHJellinek aufmerksam macht), ferner Griesh. Pred. i 151; Schönb. Pred. ii 11, 35. 13, 33 f; Gleinker Antichr. Fundgr. ii 115, 23 ff (wo Hoffmanns citat zu berichtigen ist); Evang. Nicod. ed. Piper 4521 und Sibillen boich (Schade) 522 f. —

iii. *Van der girheit.* v. 13 ff. ähnliche gedanken über die *spotter* beim verf. der jüng. Judith D. 127, 5 ff. — 52 fasse ich anders als K.; *gisin* dürfte = *gisehen* sein und der satz somit auf die *tenebrae palpabiles* gehn, von denen ja auch unser dichter kunde hat, vgl. 36. 41. — 59. der satz *wan sich nîman vor ir inhûdit* ist die erklärung von 56 *dat wir doch dûn sô nôde* (nämlich uns vom ewigen tode abwenden). K. verkennt das und ergänzt *sô* vor *wan*; er versteht also: die habsucht ertötet die seele, wenn man sich vor ihr nicht in acht nimmt. das müste aber lauten *sô wan sich der man vor ir nit inhûdit.* — 64. *he wênit dat he suli werdin gilôst, want hê durch minnir sculde virlôs sînis schepperis hulde.* der sinn der stelle verlangt st. *want* eine concessive conjunction. — 67 f. *di girde vûdit die stolzheit, sine vriet dikeine barmherzicheit.* K. *si invûrit*, was ich nicht verstehe (Credo 538?); l. etwa *sine vīdit*, 'der habsüchtige wird keine barmherzigkeit finden'. ebenso heifst es in dem darauf folgenden parallelsatze 72 *dar umbe hât got der girheide virgezzen.* — 94. *want* = *wan*, vgl. Grimm Athis s. 19. — 115. hs. *of ime des got virhengit*, K. *dat*; warum? — 120 ff enthalten keineswegs, wie K. meint, eine 'anspielung auf das mahl des Thyestes', sondern eine ausführung nach Eccli. 34, 24: *qui offert sacrificium ex substantia pauperum, quasi qui victimat filium in conspectu patris sui*, vgl. auch Griesh. Pred. i 89. — 125 ff vgl. Freid. 37, 4 ff. — 164. *ich wênen, he ummer gesê*: 'ich glaube, er wird niemals säen' (vgl. zb. Bech Germ. 8, 468; Diem. zu Jos. 1059; Paul Mhd. gr.² § 372). Roedigers vorschlag in der anm. ist überflüssig. — 173 f. *undi sô wen di sûze erde versmêt, iz is alliz doch, dat he sêt*; K. nach Wackernagel *dôt*; aus graphischen gründen ist *dovb* wahrscheinlicher; *undi* hat K. mit

recht getilgt. — 194 ff. die ausführungen stammen wol aus einem commentar zu Cant.; vgl. die ähnliche stelle Hohenb. Hohesl. 57, 21 ff. — 246. *he inwirt nimmer gezurnit*; K. *gekornit*. was in der anm. über *kornen* gesagt wird, ist nicht geeignet, die besserung zu empfehlen; l. *irzornit* und vgl. 166 f und 225. — 277 ff. vgl. Bruno von Asti Expos. in Exod. c. 10 (Migne 164, 251); *has* (sc. *locustas*) *autem ventus urens elevat et portat, quoniam violento et impetuoso spiritu superbiae vita quaeque et maligni spiritus deferunt. initium enim omnis peccati superbia* etc. *hae sunt illae locustae quae omnia devorant, corrodunt, cuncta dissipant, nihil pulchrum, nihil viride in arboribus relinquunt*. — 284 f. *dâ vor hude sich menschenkunne al und so w e d i t is dat hes ave stê*. K. *sô wê dit lese*. 'das menschengeschlecht und die leser'? eher *sô wer it sî* 'wer immer er sei'; dem dichter kommt es darauf an, auch den höchstgestellten und mächtigsten vor dem hochmut zu warnen, vgl. 288 ff und 299. — 296 f. *sô is unse lange arbeit jêmirliche zu ende de k u m i n*; K. *kumin*; l. *bekumin*. — 315 ff. K. *unde inhêt he des nit giddn, sô mů̊z he u m b e di s t û l e gân undir di druppen anme dach; he ingvinnit nimmer gimach*. Roediger in der anm.: 'eine halb sprichwörtliche wendung. die stühle sind die im himmel für die seligen aufgestellten, die oft genug erwähnt werden. auf ihnen findet er keinen platz, sondern muss unter die dachtraufe gehn, an eine unbequeme und verachtete stelle'. mir leuchtet das wenig ein; auch fehlen m. w. belege, dass die wendung 'halb sprichwörtlich' sei. ich fasse *stule* als fehler für *svele* (= *swelle*); *umbe*, das neben *undir* auf keinen fall bestehn kann, wird auf *uber* (in der vorlage stand wol *ub*ˢ, was der schreiber als *ūb* fasste) zurückgehn. der gegensatz ist nunmehr deutlich: 'wenn er dem armen auf erden seine behausung nimmt (313. 15), so muss er nach dem tode über die schwelle der herberge (306 f *wâ sal he herberge vinden, dâ hê girûwe di êrste nat*?) hinaus in den regen, ohne ein dach zu haben (ich möchte bei dem hsl. *ane dach* bleiben; Haupt und Sprenger setzen *anme*[1]), — eine für den nur notdürftig bekleideten (302 ff) besonders empfindliche strafe. — 349. hs. *dv vuerf*; K. *du wêres*; l. *wêre*. — 359 f. K. *dat erve, dat du mir hês gigevin, des mûzistu n ô t l i c h e levin*; das hsl. *dotliche* ist beizubehalten, vgl. 39 *dâ sturve he gerne undi is doch dôt*; dass die beiden stellen mit recht zu einander in beziehung gebracht werden, geht daraus hervor, dass 362 die wörtliche widerholung von 37 bildet. zudem ist der gedanke in der theolog. litteratur häufig; *tôtliche leben* Lit. 1380. Marl. 133, 4. Himmelr. 53; Heinzel z. Erinng. 799; vgl. J. gericht D. 289, 27. — 365 f. *des indûchti dich ni nit gnûch, d e s dir di arme zû drûch*; K. *dat*; s. zu II 148. — 367 f. *des saltu mit wurmen levin di dir ummer hitze sulen gevin*. K. hat

[1] diese conjectur lässt sich durch hinweis auf die sammlungen zu Denkm. XXVII 2, 232 und zu MSF. 120, 18 nicht stützen, da in den dort erwähnten fällen von einem durchlöcherten dache die rede ist.

mit recht Sprengers vorschlag *bizze* unberücksichtigt gelassen: *tertia (poena) vermes immortales i. e. serpentes et dracones, visu et sibilo horribiles, qui ut pisces in aqua, ita vivunt in flamma* sagt zb. Werner Deflor. p. 922. — 380. komma st. semikolon. — 383 f. hs. *so we gode dinit, he wirt gikronit, der nu duvile dinit mit ubile ime lonit*; K. st. des zweiten verses *der dûvil mit uvile lônit.* ich sehe keinen grund, von der hs. abzugehn. für das fehlen des *he* im hauptsatze vgl. die beispiele Anz. XVII 32, und auch das fehlen des artikels vor *dûvile* ist nicht zu beanstanden; vgl. zu Denkm. XXXIV 12, 3; Gleink. Entecr. 109, 1 *ain sun er divels wirt*; Griesh. Pred. II 54, 19 *dc sint tievel*; fürs ahd. vgl. Grimm Gr. IV 395. — 392 ff. diese schwierige stelle hat auch bei K. eine behandlung erfahren, der ich nicht beistimmen kann. ich stelle der übersichtlichkeit wegen K.s und meine auffassung nebeneinander.

K.

sô wâ des heiligin geistis ên deil
gespringe an ein herze,
dat wirt invengit âne smerzen,
395 *dat wirt ein irwelit vaz,*
dâ inwanit inne nît noch haz.

	K.	
	wat is danne dat da inne bûwit?	*wat is d. dat da inne b.,*
	dat iz allir der werelde gitrûwit,	*dat iz a. d. werelde g.*
	want iz ouch nîmannen bidrôvit	*und iz ouch nîm. bidrôvit*
400	*unde wider got ni nît giôvit.*	*u. w. got ni nît giôvit?*
	wa mide wirt dat vûr gibût?	*wa m. wirt dat vůr gihût?*
	dat is gidult unde ôtmût.	*dat is gidult unde ôtmût*
	dâ is dir allirbeste mide,	— *dâ is dir a. mide,*
	want iz binimit alle ovili side.	*want iz bin. a. ovili side* —
405	*wese barmherzich widir dich selven nît,*	*unde w. b. w. s. selven nît.*
	wêne dat ênime andiren zu uvile gischît:	*w. d. e. a. z. u. gischît,*
	sô stîget dat wazzir durch di glût.	*sô stîget* usw.

gibût v. 401 ist unbedingt anstöfsig. der dichter betrachtet das feuer des heiligen geistes als etwas heilbringendes: wie sollte er also ein mittel zur einschränkung seiner würkungen vorschlagen?[1] auch in der deutschen predigt (vgl. Schönb. I 24, 20 ff. Leyser 9, 18 ff) finde ich keinen gedanken dieser art. man möchte versucht sein, das *wazzir* (407) heranzuziehen; eingehndere betrachtung zeigt, dass damit unmöglich ein gegenmittel gemeint sein kann, denn der dichter versichert (wie Marl. 107, 20) ausdrücklich, dass das wasser das feuer nicht befeuchte (410). die oben vorgeschlagene conj. bietet sich von selbst dar; vgl. 408 *si sint doch beide wol bihût.* eine weitere schwierigkeit ergibt die interpunction v. 397. Roediger scheint dies auch empfunden zu haben. er paraphrasiert in der anm.: 'was ist denn das, was darin haust? (es ist

[[1] der herr rec. hat wol die bedeutung 'schüren', 'heizen' für (*dat vůr*) *bûzen* nicht beachtet; vgl. Schiller-Lübben s. vv. *boten, buten* und *vůrboter*. Sch.]

die eigenschaft), dass das herz (*iz*) aller welt vertrauen schenkt'. ich halte eine solche ellipse für unstatthaft; obendrein ergienge sich der dichter in der baarsten tautologie, wenn er zuerst festgestellt hätte, dass feindseligkeit und hass einem solchen herzen ferne seien, und dann auf die feierliche frage, was denn darin wohne, antwortete: 'das gegenteil von feindseligkeit und hass'. mit ähnlicher ellipse erklärt K. das *want* v. 399. bei v. 405 ergeben sich gleichfalls übelstände: *unde* der hs. muss gestrichen werden, auf den merkwürdigen imperativ *wese* weist Roediger in der anm. hin, die beibehaltung des hsl. *sich* nötigt zur annahme einer seltenen construction; und trotz alledem bleibt der sinn der ausführungen unklar: das wasser kann doch nur auf die trähnen gedeutet werden — entweder auf die der barmherzigkeit (v. 406) oder die der reue (v. 192) —, auf keinen fall aber auf die härte des menschen gegen sich selbst. nach meiner ansicht ist der sinn der stelle folgender: was wohnt denn dann im herzen, so dass es der welt vertraut (gegensatz von *nît*) und auch niemanden betrübt (gegensatz von *haz*) und gegen gott nichts verübt? womit wird das feuer gehütet? das weitere ergibt sich von selbst. der dichter hebt also vier tugenden hervor: geduld, demut, härte gegen sich selbst, barmherzigkeit gegen den nächsten, und es mag zur bestätigung dienen, dass unmittelbar vorher (378—81) mit éiner geringfügigen variation dieselben tugenden empfohlen werden. schliefslich sei noch erinnert, dass nach v. 251 f der heilige geist das niederkämpfen des hochmuts veranlasst, was gleichfalls für meine auffassung spricht. — mit 419 f weifs ich ebensowenig anzufangen als K. *gât* erscheint nur hier im reime, in der vorlage wird *geit* gestanden haben und hinter *eine en hat* ein subst. auf *-heit* (*reinecheit*? *eigenheit*?) stecken. — 424. widerum (s. zu 115) *virhengen* mit accus. construiert, wo die hsl. überlieferung auf den gen. weist.

IV Christliche lehre. 1. über die etymologie von *Israel* vgl. Diem. z. Mst. Gen. 115, 1; Vor. Mos. 28, 19. — 33 f. *dâ her Ysâias ave sprach, dû hêz in deme heiligeste* (oder steht *heiligesten* in der hs.?) *gesach.* K. schreibt *heiligesten*; l. *heiligêste*, vgl. zb. SPauler Pred. 9, 29 *er sprach . . . imme heiligen geiste*; Babylon. gefangenschaft (Mone Anz. 8, 56) v. 72 f *er* (Jeremias) *sagit ez vmbe daz, wan ez der heilige geist vz sinem mvnde sprach*; SPauler Pred. 38, 2; Kaiserchron. D. 75, 26; Joh. Bapt. Fdgr. II 140, 1 ff; Frauengeb. D. 375, 10. statt des kommas nach *gesach* setze ich einen punct, statt des semikolons im folg. verse ein komma. — 42 f. *dat bizêchinit di magitheit, da sich got wolde an ir nûwin.* K. *dû*; mit nichten! vielmehr *dâ sich g. w. an irnûwin*, vgl. v. 87 *he wil sich an dir irnûwin.* — 46 ff. *si gilouvint, dat ein jude quêmi giridin durch eine porten, dî nît op inquam. unde ouch von der ewe, di her moyses nam giscriven an eime steine — wisti si got veste undi reine, sô hedde he iz an ein pergimint*

gisat, du is in her moyses gibat — dit gilovitlin si alli ane undirscheit. K. sind die vv. 48 ff unverständlich. ich gehe aus von v. 49 ff (*giscriwen* usw.). was der dichter meint, ergibt sich etwa aus Brunos von Asti Expos. in Exod. c. 31 (Migne 164, 366): *quia enim duri, lapidei et increduli semper Judaei fuerunt, ideo legem in lapidibus scriptam suscipere meruerunt, ut saltem per duritiam lapidum cordis sui duritiam intelligerent* (ähnl. Beda In Pentat. commentarii. Exod. c. 33. Migne 91, 331). v. 48 f dürften eine ausführung enthalten, die besagt, dass sich Gottes voraussicht von der unreinheit und dem wankelmute der Juden bestätigt habe: ich lese statt *unde ouch von* besser *und louchten* (vgl. I 299 *virlouchte*: *virkouchte*). der dichter stützt seinen satz, dass die Juden das richtige stets bekämpft hätten, durch zwei beweise, ihren Messiasglauben und ihre übertretung der göttlichen gesetze. bedenklich bleibt, dass v. 53 über den zweiten grund hinweg auf den Messiasglauben bezogen werden muss; da dieser jedoch das hauptinteresse des dichters in anspruch nimmt, so darf man sich darüber vielleicht hinaussetzen. — 80 f. Sprengers ergänzung wird durch v 175 f gestützt. — 102 ff. die etymologien sind die bekannten, vgl. zb. Werner Deflor. 765. 7. — 115 f = Luc. 11, 28. — 143 ff. trotz vielem suchen bei Pineda, Fabricius, d'Herbelot und neueren autoren ist es mir nicht gelungen, die vortreffliche conjectur K.s (v. 148) durch nachweis der indirecten quelle zu stützen. das citat *prudens prudenti* geht jedesfalls auf ein pseudepigraphisches product zurück. der sinn der ausführungen deckt sich mit bibelstellen wie etwa Eccli. 20, 32. — 169 ff. zur deutung vgl. Brunos Expos. in Gen. c. 18 (Migne 164, 193): (*Abraham*) *in Trinitate Deum cernit et in unitate adorat* usw., auch Vor. Gen. D. 16, 21 ff. — 182. statt *trûwe* ist vielmehr der lateinische ausdruck *fides* einzusetzen wegen 168 *sapientia*, 194 *obedientiam* und 208 *misericordiam.* — 205. das hsl. *barmherze* ist ohne not in *barmhertzicheit* geändert, vgl. die wbb. und W. Exod. 97, 22 (= Mst. 133, 18).

v. Die vier scheiben. 11 f. den reim *glich*:*himilrich* möchte ich nicht mit K. dem dichter zumuten, vielmehr *gliche*:*himilriche* schreiben, vgl. 657 f. — 34 ff. '*animus meus conturbavit me*', *dat quid* '*mîn mût hadde mich bidrûvit, dat hân ich nû êres giprûvit. nû bin ich kumin an den rechtin stap propter quadrigas Aminadap*'. *dat quid* '*von Aminddabis reitwagine*' *is uns ein deil zu sagine.* diese interpunction verkehrt Salomons worte in das gegenteil — Salomon ist wegen des wagens betrübt, nicht auf den rechten weg gekommen (Cant. 6, 11) — und steht zudem mit Wernhers eigenen worten 53 ff in widerspruch. man ist gezwungen v. 36 f als parenthese zu fassen, in der Wernher gewissermafsen im selbstgespräch sagt, diese stelle habe er nun hinter sich, mit den folgenden worten komme er ins richtige fahrwasser. nach *reitwagine* (39) setze ich einen punct; im beginn von v. 40 lese ich

statt *iz* der hs. *des* (mit bezug auf Aminadab). nach *bidrûvit* (35) und vor *propter* (38) sind nunmehr anführungszeichen zu setzen. — 41 f. *Ammináddap was mâch des grôzen Jûdas; ein vrowe wart ûz ir zweir gislethe giborin, di hadde got zu einir mûdir irkorin.* K.s anm. sagt, davon wisse nur Rupert von Deutz in seinem commentar zu Cant. 6, 11. abgesehen davon, dass Rupert etwas ganz andres im auge hat, ist nicht einzusehen, was K. an Wernhers worten auffällt. Amminadab, Nahassons sohn, gilt immer als dem stamme Juda angehörig (Num. 1, 7. 7, 12. 10, 14. Matth. 1, 4. Luc. 3, 32 usw.), und Maria stammt nach der nahezu kanonisch gewordenen ausdeutung von stellen wie Is. 6, 1 gleichfalls von Juda ab. zur ganzen stelle vgl. Beda, In Cantic. allegor. expos. l. 5 c. 28 (Migne 91, 1186) und für die deutsche predigt Leys. 99, 22. — 44. K.s umstellung ist unnötig. — 53 ff. zur deutung vgl. des Anselm von Laon Enarr. in Cant. c. 6 (Migne 162, 1218). — 61 ff. da K. zur stelle parallelen aus theol. litteratur gegeben hat, hätte er auf des Honorius ersten prolog zu seiner Expos. in Cantic. (Migne 172, 353) hinweisen sollen, eine stelle, die deshalb von interesse ist, weil sie bei der ausdeutung auch der vor den wagen gespannten rosse gedenkt, deren die bibelstellen (Cant. 6, 10 und Ezech. c. 10) nicht erwähnung tun. Honorius sagt nämlich: *huius quadriga est Evangelium, quo invectus est per mundum. rotae huius quadrigae sunt quatuor evangelistae, equi autem sunt apostoli, qui hanc quadrigam traxerunt, dum Evangelium Christi per mundum praedicaverunt.* — 88. warum nicht JMeiers *gidenken*? — 118. *ich wenis i diffir wurde*; K. *ich wênin, nît î difir inwurde.* das ist compliciert und sprachwidrig; l. *ich wênit* (= *wœne iht*) *î d. w.* — 129. *kindirin* war zu belassen, vgl. Wbld. § 454 und Marl. 106, 39. 107, 2. — 133 f l. mit Sprenger *ellin* : *quellin*; ebenso erfordert v. 407 der reim die form *quellin.* — 149 ff. die stelle über das dilemma, in dem Maria sich vor der wunderbaren geburt befand, hätte eine anmerkung verdient. die ansicht, dass unfruchtbare bei den Juden verachtet gewesen seien, spielt in den apokryphen evangelien eine grofse rolle; man vgl. das Protoevang. Jacobi minoris (bei Thilo Cod. apocr. c. 1), wo Ruben zu dem kinderlosen Joachim, der sich dem altare opfernd nahen will, sagt: *non licet tibi offerre munus tuum, quia semen in Israel non fecisti.* noch deutlicher im Evang. de nativitate S. Mariae c. 2: widerum ist es Joachim, der von Isaschar gefragt wird, *cur inter foecundos infoecundus ipse stare praesumeret: dicens munera nequaquam Deo digna posse videri, quem ipse prole indignum iudicasset, scriptura dicente, maledictum omnem esse, qui non genuisset masculum in Israel.* über die *scriptura* (Wernhers *andir bûch* v. 158), sowie über *masculum*, das durch *semen* ersetzt werden muss, vgl. Thilos anm. anderseits wird in den genannten Pseudoevangelien auch das keuschheitsgelübde der Maria hervorgehoben und besonders be-

tont, es sei unter den Juden das erste seiner art gewesen (s. aao. c. 3. 4. 7. Hist. de nativ. S. M. c. 7. 8 uö.); für die deutsche litteratur kommen die stellen Marl. 86, 15. 27 ff; 96, 7 ff; Leyser 99, 35 ff in betracht. — 161. hsl. *uz si* führt auf *ûzi*. — 162 l. *iuden* st. *kinden*? — 218. 20. 24 ist unnötig hsl. *nine* in *ni in* geändert. — 268. *der* ist nicht artikel sondern = *dâr*; vgl. I 44; Marl. 12, 29 f. 97, 32; Strafsb. Alex. (Kinzel) 1538; SPauler Pred. 111, 22. — 297 hat K. mit recht JMeiers vorschlag nicht aufgenommen; vgl. Marienl. 21, 31. — 338 ff. vgl. Diemer z. Ezzo 25, 7 (WSB. 52). — 344. die ergänzung der negationspartikel ist überflüssig. — 376. *he bat sich mit drinkine lavin* hat die hs., und das ist ganz correct. K. macht daraus *si in*, was um so verwunderlicher ist, als er in der anm. zu I 546 kenntnis jener regel verrät. — 392. hsl. *undi* ergibt *vō di* (= *von diu*), nicht *des*. — 407 s. zu 133. — 431 f. l. *ville* : *wille*. — 453. *girigen* ist part. praet. von *rîhe*, was schon Wackernagel vertrat. — 510 erg. *was* st. *wart*. — 528 vgl. Credo 606. — nach 545 ist das komma zu tilgen, nach 546 punct zu setzen; vgl. 435. — 585 ff. *di hét uns sô geervit, dat nimmer inkein dôt insteruit, dî dar girèchin kunne*. K. *dat nimmer inkein instirvit*; überlieferung wie reim lassen die änderung ungerechtfertigt erscheinen; l. *d. n. in kein dôt instervit* 'so dass denjenigen nie der tod trifft, der' usw.; oder es ist die phrase *dôt stervin* = 'sterben' anzunehmen und *inkein* ungetrennt zu belassen. — 591 ff. warum die vom adler erzählte geschichte gerade auf die éine stelle bei Rabanus Maurus zurückgehn soll, die K. in der anm. citiert, kann ich nicht einsehen; für ihr vorkommen in den vulgärsprachlichen litteraturen hat Lauchert Gesch. d. Physiologus 171 ff. 191. 196. 199 beispiele beigebracht und in der theol. litteratur wird sie gleichfalls gerne erzählt, vgl. Rabanus Maurus Enarr. super Deuteron. l. 4 (Migne 108, 974); Walafrid Strabo Glossa ordinaria (M. 113, 489); Rupertus Tuitiensis De Trinitate (M. 167, 967); Honorius Spec. Eccl. (M. 172, 869); Werner Deflor. 1147; Hugo de SVictore De bestiis etc. (M. 177, 53). — 601. die ergänzung *sich* ist unnötig, vgl. 632 und Mhd. wb. II 2, 802[a]. — 674 kolon st. komma, 675 komma st. punct. — 679. die überlieferte stellung ist nicht anzutasten.

Ich gehe nunmehr zur betrachtung der einleitung über. auf die beschreibung der hs. folgt eine untersuchung der mundart der gedichte und der schreiber. sie führt zu dem ergebnisse, dass in der sprache beider dichter nord- und südmittelfränkische elemente gemischt seien u. zw. in der weise, dass der consonantismus streng nordmittelfränkisches gepräge zeige, während auf den süden vereinzelte 'lexikalische' erscheinungen deuten. zur erklärung dieser mischung wird angenommen, beide dichter hätten ihre an der grenze von Nordmittelfranken gegen Niederfranken gelegene heimat verlassen und sich nach Südmittelfranken

gewendet, wo sie nach längerem aufenthalte ihre gedichte niederschrieben. die niederschrift wurde von einem rheinfränkischen schreiber copiert, dessen abschrift die vorlage der hannoverschen hs. war; diese ist in dem teil, der die in rede stehnden gedichte enthält, von einem südmittelfränk. schreiber geschrieben. K.s lösung befriedigt mich nicht; um meine ablehnende haltung zu begründen, dürfte es genügen, wenn ich darauf hinweise, dass K. durchweg lautliche formen, die sich nur im versinnern finden, also vielleicht lediglich der überlieferung angehören, ebenso zur entscheidung der frage nach der heimat der dichter benutzt, wie solche, die durch die reime gesichert sind. aber wie konnte ihm dieser methodische fehler begegnen? die antwort ist einfach genug: K. stellt gewissermafsen als thesen die sätze auf, dass zwischen der hannoverschen hs. und dem archetypus nur éin verbindungsglied liege und dass der schreiber der hannoverschen hs. die smfrk. elemente nicht eingeführt habe, 'da er ja mit peinlichster sorgfalt abschrieb'. für die erste annahme wird nirgends ein beweis geliefert, zur stütze der zweiten dient die bemerkung p. XI, der schreiber habe sogar so grobe reimstörungen wie *daz*: *gesatzt* beibehalten, obwol sie seiner mundart widersprachen. aber folgt denn daraus, dass er in allen fällen so conservativ verfuhr? lehrt nicht vielmehr die erfahrung, dass die sprache des dichters, wo sie der des schreibers widerspricht, bald erhalten bleibt, bald im sinne des schreibers geändert wird? damit aber fällt für mich jeder grund fort, den erscheinungen, die sich nur im versinnern zeigen, für die bestimmung der sprache der dichter irgend eine bedeutung beizumessen. wer die heimatsfrage beantworten will, muss gröfseres urkundliches material heranziehen, um sich von Buschs arbeit, die trotz ihrem hohen werte doch der berichtigung bedürftig ist, unabhängig stellen zu können. ich zweifle nicht, dass dann auch jene wenigen kriterien, die heute die annahme einer mischsprache zu empfehlen scheinen, eine andre erklärung finden werden.

Im 3 abschnitt werden reim- und verskunst besprochen. die einteilung der reime ist nach Rödigers schema (Zs. 21, 331 ff) getroffen; die aufzählung der ungenauen reime ist nahezu vollständig (nur p. XX vermisse ich v 133 f und 407 f). aus der verschiedenheit der reimgenauigkeit schliefst K. auf die ungefähre abfassungszeit der gedichte (vom ende der 60er jahre bis in die 2 hälfte der 70er jahre) sowie auf ihre zeitliche reihenfolge; die gedichte des Wilden mannes sind danach in der reihenfolge entstanden, die die hs. bietet; Wernher hat vor dem Wilden mann gedichtet. in dieser allgemeinheit darf man zwar einen schluss von der gröfseren reimgenauigkeit auf spätere entstehung schwerlich ziehen, wie schon Behaghel En. CXCIV seq. und Wilmanns HvMelk bemerkt haben, noch dazu in einem falle, wo die zeitliche differenz kaum 10 jahre betragen soll. gleichwol hat K.

hier richtig gesehen. das lässt sich auch durch vergleichung folgender beider stellen wahrscheinlich machen:

I 618 *dit gisâgen galilêische man.*	
'viri Galilei,	v 568 *si sprâchin 'viri Galilei' —*
620 *quid ammiramini?*	*of ich iz rechti gisagin kan,*
wes wundert ûch', sprach di stimme.	570 *dat quid 'Galilêisci man' —,*
'dat duse godis gimme	*'wes wundert ûch sô sêre?*
zu ûwir gisithe zu himile veret,	*in den selvin gibêrin*
di alli gilôvigin hât gineret?	*sal he zu jungist kumin widere,*
625 *alsus sô sal he wider kůmin*	*alse he nû verit zu himile'.*
al den sêligin zu vrůmin'.	

bei Wernher ist die erzählung der himmelfahrt schon v. 85 f vorbereitet; sie fügt sich trefflich in den zusammenhang und ist, was das wichtigste, streng nach Act. 1, 4 ff gearbeitet[1]. ganz anders beim Wilden mann: die anknüpfung an das vorhergehnde ist höchst gewaltsam (596 f), einige nicht kanonische, aber verbreitete züge stellen sich ein (localisierung auf dem Ölberg[2] wie im Friedb. Christ Denkm. XXXIII H^a 161, bei Schönb. Pred. I 176, 22 f. 198, 6, erwähnung der Maria und anderer gläubigen wie bei Schönb. Pred. II 107, 16 ff. III 107, 40 ff, sowie der empfang Christi durch die engel wie im Friedb. Christ H^b 9, im Leb. Jesu D. 270, 27). andres entfernt sich von der bibl. überlieferung so weit, dass man es für freie erfindung halten möchte, so der zug, dass Christus das pater noster unmittelbar vor der himmelfahrt gelehrt habe, sowie die art, wie die versammelten aufklärung über das geschehene erlangen: nicht durch die zwei engel, sondern durch *di stimme.* besteht somit überhaupt ein zusammenhang zwischen den beiden stellen, so ist er nur in der weise zu denken, dass dem Wilden mann die verse Wernhers vorgelegen haben. das bestätigt sich durch folgende erwägungen: auffällig ist der ausdruck *galilêische man* (618), nachdem der dichter früher genauer Maria, die jünger und die gläubigen genannt hat (597 ff, vgl. 628); es hat den anschein, als wäre diese bezeichnung nur aus 619 abstrahiert. die wahl des unbestimmten ausdruckes *di stimme* (621) mag durch die unklare wendung v 566 und die freie beziehung des *si* v 568 veranlasst sein. reimbedarf führte den dichter weiter auf *gimme* (nichts in der apostelgeschichte veranlasste diesen ausdruck); endlich nahm er an Wernhers reim *widere* : *himile* anstofs und beseitigte ihn durch zwei flickverse, denen widerum in der bibelstelle nichts entspricht (624. 626). deutet denn aber die tatsache, dass der Wilde mann mehr vom

[1] nur die zeitbestimmung (mittag) ist zutat des dichters; Leben Jesu D. 271, 4 setzt das ereignis ebenso willkürlich in die none.

[2] Matth. 28, 16 wird blofs von einem berg in Galiläa gesprochen, Marc. 16, 14, Act. 1, 9 ohne nähere bestimmung, Luc. 24, 50 in Bethanien.

lateinischen texte mitteilt (*quid ammiramini* 620), nicht auf seine unabhängigkeit von Wernher? die antwort ist einfach genug. da jener dichter die erscheinung der beiden engel übergieng, konnte er nicht berichten, dass mit ihrem erscheinen die jünger *ir vorthi wârin ... vrî* (v 567). den ersatzreim auf *Galilei* beschaffte er, indem er die von Wernher citierten worte *wes wundert ûch* (571), ins lateinische rückübersetzte [1].

Im 4 abschnitt handelt K. über inhalt und quellen der gedichte[2]. er ergänzt in II 1 *ein wunder zu Rôme giscach vor zwein undi vierzich jâren undi ein dach* mit Grimm *dûsunt* vor *zvein*. Grimm zog daraus den schluss, diese zahlenangabe stamme aus der quelle, die somit 1112 entstanden sei; aber während er an eine l a t e i n i s c h e vorlage dachte, nimmt K. eine in diesem jahre gedichtete d e u t s c h e vorlage an. seine gründe überzeugen mich nicht: der reim *gimartilôt* : *dôt* II 211 kann sehr wol aus litterarischer tradition erklärt werden (vgl. Diemers bemerkung zur Vor. Gen. 23, 14; Heinzel Orendel s. 11), und dass die andern vier bindungen in den zwei späteren gedichten sich nicht finden, kann ebensogut ein zeichen fortschreitender reimtechnik sein. der annahme endlich, dass auch der abschnitt I 197—648 jenem gedichte v. j. 1112 entnommen sei, steht entgegen, was ich über benutzung Wernhers ermittelt habe. dagegen schliefse ich mich K. an, wenn er es als zweifelhaft betrachtet, ob überhaupt eine unmittelbare schriftliche quelle für I und II vorhanden gewesen sei; zum mindesten die excurse dürften dem dichter angehören. das folgere ich namentlich aus der verwirrung, mit der tatsachen, die aus der bibel oder den apokryphen evangelien bei einiger belesenheit jedem geläufig sein musten, vorgebracht werden. auf die erzählung der himmelfahrt habe ich schon hingewiesen; hierher gehört ferner die auffällige tatsache, dass Christus das bildwunder vor seiner taufe vollzieht (s. die anm. K.s zu I 197), die unklaren vorstellungen I 210—14, die confusion, mit der Dismas tod und Christi höllenfahrt erzählt wird (I 363 ff), endlich der übergang von I 586 auf 597; dergleichen fehler mag man nur ungern einer lat. vorlage zutrauen; sie begreifen sich aber leicht, wenn man annimmt, der dichter habe jene excurse verfasst, ohne ein anderes hilfsmittel als seine etwas verblassten erinnerungen und gelegentliches nachschlagen der bibel[3].

[1] man könnte versucht sein, in dem umstande, dass es Act. 1, 11 heifst *viri Galilaei, quid statis aspicientes in coelum*? während Wernher und der Wilde mann *wes wundert ûch* bzw. *quid ammiramini* bieten, die bestätigung des vermuteten zusammenhanges beider stellen zu finden. dies geht nicht an, da in *quid ammiramini* offenbar eine alte variante zur bibelstelle vorliegt; vgl. Urst. 116, 82 *waz wundert ivch* und SPauler Pred., wo sich beide laa. finden (107, 1 bzw. 108, 20).

[2] auf Grässe Litterärgesch. II 2, 950. 953 ist nicht hingewiesen.

[3] so mag das *in Galilea* (I 480) auf einem misverständnis von Marc. 16, 7 beruhen.

Als terminus ad quem für I und II sieht K. das jahr 1183 an, in dem Jerusalem den Christen durch Saladin wider entrissen wurde: hätte der dichter von diesem ereignisse bereits kunde gehabt, so hätte er es wol erwähnt; einige wahrscheinlichkeit hat das immerhin für sich.

Der 5 abschnitt ist der betrachtung des stiles beider dichter gewidmet. sehr hübsch wird gezeigt, wie aus der art, in der der Wilde mann von seiner eigenen person spricht, eine bestätigung zu gewinnen ist dafür, dass die in der hs. eingehaltene folge seiner gedichte ihrer entstehungszeit entspricht.

Im 6 abschnitt endlich sucht K. aus den andeutungen des Wilden mannes ein bild seiner persönlichkeit zu gewinnen. viel ergibt sich dabei nicht. zum schlusse wird eine neue deutung seines namens versucht: *wilde* sei in dem sinne von 'fremd, unbekannt' zu verstehn; das stimme sehr gut zu der annahme, dass der dichter in dem ihm fremden Südmittelfranken gedichtet habe. ich sehe keinen grund, von Pfeiffers deutung abzugehn[1].

Wien, 8 februar 1892. CARL KRAUS.

Philippus Melanchthon Declamationes. ausgewählt und herausgegeben von KARL HARTFELDER. (Lateinische litteraturdenkmäler des 15 und 16 jahrhunderts, herausgegeben von MHERRMANN und SSZAMATÓLSKI nr 4.) Berlin, Speyer & Peters, 1891. XXXIX und 68 ss. — 1,80 m.*

Die herausgeber der lateinischen litteraturdenkmäler haben bei der auswahl ihrer publicationen eine glückliche hand. Melanchthons reden verdienten trotz des abdruckes in Corpus reformatorum XI und XII mit in erster linie vertreten zu sein. gerade in diesen reden, nach humanistischer auffassung freien betätigungen des gebildeten geistes (ἀγῶνες), tritt das krystallinische gefüge seines wesens am ungetrübtesten zu tage: die durch rasche entwicklung bedingte sauberkeit und durchsichtigkeit einer abgeschlossenen bildung. von der seite betrachtet, die der stil vom menschen ausmacht, heifst das die sorgsame disposition und die plane angemessenheit des ausdruckes, die *proprietas verborum*, wie es Melanchthon mit seinem vorbilde Quintilian nennt. *Ipsa orationis puritas nativaque facies elegantia est,* characterisiert er

[1] die bemerkungen von Behaghel, Eneide p. CLXXX. CCXXVIII sq. sind K. entgangen. die an der ersten stelle vorgebrachte vermutung eines zusammenhanges zwischen Wernher und Heinrich von Melk halte ich für zu gewagt. ebenso problematisch scheint mir Behaghels annahme einer beziehung zwischen der Eneide und den werken Heinrichs v. Melk zu sein: die beiden gemeinsame höllenstrafe, dass die verdammten beständig fallen, ohne festen grund zu erreichen, findet sich auch in einigen fassungen der Visio Pauli (Brandes Engl. stud. 7, 40) und im dän. Lucidarius ed. Brandt Nord. oldskr. VII 27: *thæt scriuæs, at thæt ær saa vit oc saa diypt, at thæs vidæ veth engæn vdæn guth enæ, oc the sæluæ siælæ, tith kommæ, the fongæ aldræ fundæt botnæn, oc forti ær thæt vfyllælegh.* [vgl. auch Anz. IX 25.]

* [vgl. Wochenschr. f. class. phil. 1892 nr 5 (GAKlix). — Arch. f. d. st. d. n. spr. bd. 88, s. 117 f (RSprenger). — Lit. centr. 1892 nr 27. — Mitteil. d. ges. f. d. erziehungsgesch. II 62.]

selbst sein wandelloses stilideal. nur in der ersten der ausgewählten reden, der ältesten überhaupt, zeigt sich dies frühfertige ingenium innerlich und äufserlich noch im werden.

Die auswahl Hartfelders beschränkt sich auf 5 pädagogische reden und schliefst sich so am unmittelbarsten an sein werk 'Melanchthon als Praeceptor Germaniae' an. mitgeteilt sind die reden: De artibus liberalibus (I), noch aus der Tübinger zeit — dass für sie 1517 terminus ad quem ist, haben die herausgeber der sammlung entdeckt (pag. XXXII fufsnote 2) —; De corrigendis adulescentiae studiis (II), die berühmte Wittenberger antrittsrede, die die humanistische bildung in den dienst ethischer stellt; das Encomium eloquentiae (III), das die notwendigkeit grammatisch-stilistischer bildung für die würksame entfaltung alles wissens betont; In laudem novae scholae (IV), aus anlass der Nürnberger schulgründung (1526), den wert humanistischer bildungsstätten hervorhebend. die letzte endlich De miseriis paedagogorum (V) gibt ein culturbild, das H. freilich in der einleitung wie in seinem buche zu ernsthaft nimmt. es ist der würklichkeit gewis nicht ganz unähnlich. für diesen und jenen passus könnte man sich etwa den kreuzbraven 'zuchtmeister' des ruchlosen Willibald in Wickrams Knabenspiegel als sprecher denken. aber das ganze ist natürlich effectvoll übertrieben und drastisch vorgetragen: der pädagog wird mit dem äsopischen *asinus* verglichen, und von der rednerbühne herab zeigt der sprecher (schwerlich der verfasser selbst) die *macies* seiner gestalt; eine probe Melanchthonschen humors.

In der einleitung legt H. den begriff der declamation und die echtheitsfrage kurz dar und characterisiert die reden als ganzes und im einzelnen. dass nach seinem erschöpfenden werke hier nichts wesentlich neues gesagt wird, liegt in der natur der sache. etwas umfangreicher hätten die anmerkungen zu den einzelnen stellen ausfallen können. einen zuwachs aber zeigt erfreulicherweise die bibliographie, deren angaben zugleich bestimmter geworden sind. dies und jenes wird sich noch immer nachtragen lassen. im gröfseren alphabetischen catalog der hiesigen kgl. bibliothek ist zb. ein Liber selectarum declamationum (Argentorati 1581. 4°) verzeichnet, das jetzt längst nicht mehr vorhanden, doch, wie der nach aussage der beamten ganz ordnungsgemäfse eintrag zeigt, einst existiert haben muss. sollte sich nicht anderswo ein exemplar befinden?

Für den text konnte ich bei I und II die benutzten ersten ausgaben, für III und V die Strafsburger sammlungen von 1541, für IV den Strafsburger abdruck von 1546 vergleichen. von diesen weicht H. mit fehlerhafter lesung ab: (I) 2, 12 *aperta*; 10, 28 *vir*. (III) 45, 12 *peteretur*. (IV) 61, 13 *Tum*. fraglich: (III) 32, 12 *id est enim eleganter*; (IV) 53, 20 *ubi*; 65, 2 *ἀπαθῆς est*. an folgenden stellen scheint mir die bewuste abweichung von den

zu grunde liegenden ausgaben unnötig oder falsch: 13, 2 *te* zugesetzt (fehlt ed. pr. und sonst); 26, 3 l. *audeatis* (die schlimmbesserung *audiatis* hat allerdings zb. auch die ausg. 1541); 61, 22 l. *conſtent* (so auch spätere ausgaben). dagegen war der text zu verbessern: 5, 29 *asciticia* (so 1546; vgl. 31, 3); 10, 25 *illius* (1546); 26, 3 f *quamquam ita se res habeat* (so 1541. 1546). das zu 26, 2 in der einleitung unter 'Lesarten' (p. xxv) vermutete *illi desiderati* steht ebenfalls zb. 1541, hätte also ruhig in den text gesetzt werden können statt der jetzigen sinnlosen lesung. 16, 14 würde ich lieber *καὶ τοῦ λοξίου similis* conjicieren wegen 16, 30 *similem praeceptoris*, wenn nicht die form *τοῦ λοξία* zu belassen war. 57, 30 fehlt wol ein *qui* hinter *Et*, oder *Et* ist fehlerhaft für *Qui*. das Corpus reformat. hat hier in manchen fällen schon das richtigere.

Auch die interpunction befriedigt nicht immer. sie ist frei behandelt: damit könnte man einverstanden sein; auch meine folgenden ausstellungen sind gewis zum teil subjectiv. an manchen stellen aber ist sie sicher verkehrt. lies 2, 23 *faenerat; dein.* 4, 18 *est. Puto, quae, ... contingit, ea.* 4, 22 hinter *initia* absatz. 5, 8 *conspiravit, quaeso.* 5, 11 hinter *fodiat* kein absatz. 5, 12 *disponit:* (H. hat wol die ganze stelle 5, 6 ff misverstanden; wenigstens ist mir sein besserungsvorschlag p. xxiv unverständlich: es ist bis 5, 14 *Aristoteles* subject, *illa* und *ipsa* sind ablative). 10, 28 *commentari:* 36, 23 *consideramus?* 53, 22 *expendit;* 55, 1 *instituantur.* 58, 1 *enecari, deinde.* 58, 17 *praeceptor:* 61, 10 *praeceptori:* 61, 24 f *discipulos (et — discendi): duplicatur.* 61, 30 *ordines (etenim* und 61, 33 *imperatoribus) ita.* der satz 61, 26—62, 1 ist bei der gegenwärtigen interpunction völlig zerrissen. überhaupt hätte die klammer häufiger zur anwendung kommen können, um das lesen zu erleichtern.

Einen letzten einwand endlich habe ich mehr an die herausgeber der ganzen sammlung zu richten, die offenbar jedem heft grofse eigene sorgfalt zuwenden, als an den des vorliegenden heftchens. er betrifft die orthographie. dass im allgemeinen das Brambachsche 'Hülfsbüchlein für lat. rechtschreibung' für die sammlung mafsgebend ist, kann man aus manchen gründen billigen, obwol der versuch des schriftstellers eigene orthographie herzustellen sich zb. für Melanchthon sehr wol durchführen liefse. das schlimme ist nur, dass sich die grenze zwischen orthographischen und sprachlichen eigenheiten schwer ziehen lässt, und hier liegt eine grofse gefahr, die von rigoroser durchführung der Brambachschen principien abschrecken sollte. so lange nicht ein idealeres verfahren platz greifen kann, dulde man lieber kleine ungleichheiten, die bei dichtern schon durch das metrum notwendig werden (s. jetzt LLD 5 p. xxxiv), und überlasse die entscheidung im einzelfalle gutem tact. ob *adfero* oder *affero*, darauf wird vielleicht niemand viel gewicht legen; bedenklicher ist in einer wol rhyth-

misierten rede das plus oder minus einer silbe. so kann ich es zb. nicht richtig finden, dass man nach einer bekannten regel vor folgendem vocal stillschweigend *atque* durchgeführt hat, während Melanchthon *ac* auch hier gebraucht. schlimmer noch wenn allenthalben die formen von *arcesso* eingesetzt werden, während die drucke nur die von *accerso* kennen, aus dem einzigen grunde, weil Brambach decretiert: 'die form *accerso* eignet sich bei Neulateinern nicht für die einfache, unpathetische sprache'. was würde man von dem herausgeber eines modernen deutschen autors sagen, der mangels einer mafsgebenden orthographie nach Puttkamer normierte und dabei *frug* in *fragte* umschriebe? anders ist das verfahren doch hier auch nicht.

Berlin, 3 märz 1892. VICTOR MICHELS.

Benedikt Gletting. ein Berner volksdichter des 16 jahrhunderts. herausgegeben von THEODOR ODINGA. Bern, KJWyss, 1891. 115 ss. 8°. — 1,80 m.*

In seiner ausgabe der Schweizerischen volkslieder hat LTobler widerholt des Berner dichters Benedikt Gletting gedacht und dabei (I 1882 einl. s. XCIV) den wunsch geäufsert, dass seine gedichte in einer besondern ausgabe gesammelt werden möchten, 'da er nicht nur fruchtbar, sondern auch nicht ohne talent war'; diesem verlangen will O.s buch entgegenkommen.

Von BGletting ist nur das bekannt, was er selbst in seinen gedichten über sich sagt. er ist zur zeit der reformation *gen Bern in Uchtland* gekommen (also doch nach der stadt Bern) und hat eine zeit lang am Thuner see gelebt, vielleicht in Thun. 1556 ist er schon ein alter mann. von beruf war er schulmeister. wegen seines namens bemerke ich, dass in den Fontes rerum Bernensium VI 443 ein Gleting im 14 jh. als zinspflichtiger der herschaft Spiez erscheint. — seine gedichte sind zum teil gelegenheitsgedichte, die meisten tragen geistlichen character. einige schlagen einen frischen, volkstümlichen ton an und erheben sich dadurch über die durchschnittsleistungen der zeit: aber das ist die minderzahl; die meisten erscheinen uns als ziemlich nüchterne reimereien, haben aber, wie die vielen ausgaben beweisen, zu ihrer zeit viel beifall gefunden. immerhin kann Gletting in seiner greifbaren persönlichkeit uns als vertreter der reichhaltigen durch flugblätter verbreiteten volksdichtung des 16 jhs dienen.

O.s ausgabe umfasst 25 gedichte. eine zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen alten drucke, die lieder unter Glettings namen enthalten, hatte Bächtold in seiner Gesch. d. d. lit. in d. Schweiz, anm. s. 129 gegeben. ihm folgt O., indem er die einzelnen gedichte nach den vermutlich ältesten auflagen abdruckt. eine selbständige durchsicht der von Bächtold angeführten quellen

* [vgl. Lit. centr. 1892 nr 23. — DLZ 1892 nr 40 (JBolte).]

ist unterblieben; daher fehlt das 52strophige gedicht 'Von Samson dem Nasir gottes' (Weller Ann. I 284). das bei Bächtold unter nr 7 erwähnte schöne mailied vermisst man ebenfalls: vielleicht hat O. mit der allerdings irreleitenden angabe bei Uhland Schriften IV 24 nichts anzufangen gewust und es daher einfach verschwiegen. es ist nach einem Berner drucke o. j. bei Wackernagel KL III 1267 veröffentlicht; dieser druck trägt zwar nicht, wie jener von Uhland angeführte, Glettings namen, ich sehe jedoch keinen grund, warum man das lied ihm absprechen sollte.

Die übrigen gedichte, die Glettings namen in alten drucken führen, sind ohne weitere kritik abgedruckt. wenn man beobachtet, wie häufig solche verfassernamen irrtümlich zugesetzt sind, wird man eine untersuchung über die berechtigung nicht für überflüssig halten. bei Glettings gedichten wäre eine solche untersuchung nicht allzuschwierig gewesen, da aufser einigen gedichten, die durch ihre beziehung auf Bern seine autorschaft wahrscheinlich machen, 10 gedichte zur vergleichung vorliegen, in denen er sich selbst nennt. ich will nur auf einen punct hinweisen. aus Glettings reimen geht hervor, dass er, wie es für einen Schweizer dichter ganz natürlich ist, zwischen altem *î* und *ei* unterscheidet: auf *î* reimen nur *î, i, ü, ie*; auf *ei* nur *ei, öu, ė*. ausnahmen von dieser regel sind 18, 6 *sîn* : *rein*, 16, 139 *heim* : *dîn* (an beiden stellen könnte man an änderung in *vîn* und *hin* denken) und 9, 46 *vil* : *heyl*. diese vereinzelten fälle können aber bei einem dichter, der sich reime wie *geriten* : *treten*, *stat* : *wert* usw. gestattet, nicht überraschen. ganz anders ist aber das verhältnis in nr 20 'O Jesu warer Gottes Son'; hier reimen *î* und *ei* ganz unbedenklich (v. 7. 30. 63): dies gedicht kann also nicht von Gletting verfasst sein. ein blick in Wackernagels KL IV 167 zeigt denn auch, dass schon in alten gesangbüchern über dem liede die buchstaben 'N. M.' stehn, die einen andern verfasser bezeichnen. Wackernagel bemerkt zu dem gedichte: 'nach vers 4, 9 und 6, 3 war der dichter ein jüngling'; weil das auf Gletting nicht passt, hat O. an der ersten stelle statt '*bin*' '*bin gsin*' eingesetzt, wodurch die zeile eine silbe zu viel bekommt. da das gedicht nicht von Gletting stammt, ist diese änderung unnötig. — ähnlich steht es mit einem zweiten gedichte, nr 10 'Was kan ich bessers singen', das sich durch seine characteristische ausdrucksweise auszeichnet. hier kommen vier reime zwischen *î* und *ei* vor (v. 18. 21. 37. 138) unter 16, die in betracht kommen; sie schliefsen auch für dies lied Glettings autorschaft aus.

Dem abdrucke der gedichte geht auf s. 3—13 eine einleitung voran, worin zunächst die stellen besprochen werden, die sich auf Glettings leben beziehen, und dann zu einzelnen gedichten erläuterungen folgen. die bibliographischen notizen Bächtolds sind hier nicht widerholt; bei dem liede nr 25 kann man nur mutmafsen, dass es mit einem der bei B. unter nr 13—15 auf-

gezählten identisch ist. zur erklärung ist so gut wie nichts getan. zwar ist zum 'Haslelied' litteratur angeführt und zu nr 3 sind zur verdeutlichung des amtes der 'Inlässer' aus dem eidbuche der stadt Bern zwei eide mitgeteilt: das ist aber auch so ziemlich alles. das zweite lied hätte doch gewis einer erläuterung bedurft. ebenso hätte zu nr 23 das citat aus Freidank nach Wackernagel IV 164 widerholt werden müssen, es ist aber nicht einmal dessen abdruck des gedichtes erwähnt. die datierung s. 16, 43 hätte besprochen werden müssen; denn wenn Glettings rechnung richtig ist, so ist das druckjahr des liedes falsch. — das einzige gedicht, welches ein bestimmtes selbsterlebtes historisches ereignis behandelt, ist nr 6 'Von dem saltzbrunnen'. O. bemerkt dazu s. 10: 'der ort dieses salzbrunnens war nicht mehr zu ermitteln'. bei der grofsen bedeutung, welche die salzversorgung für Bern hatte — der canton war gänzlich auf Frankreich angewiesen —, wäre das sehr auffallend. in der tat verschweigt auch kaum ein buch, das über den canton Bern im 16 jh. oder über salzwesen handelt, das ereignis, durch das die salzlager, welche noch heute ausgebeutet werden, erschlossen wurden. ich nenne nur die nächstliegende quelle, MStettlers Chronik; sie berichtet II 186 (Bern 1626) z.j. 1554: '*ein herrliches Kleynot stiefse der Stattt Bern dieses Jahrs, durch sonderbaren Göttlichen Segen zuhanden, dann es ward die Saltzquellen zu Panex der Kirchhöri Olon, inn der Amptheyung Aelen geoffenbaret*'. der druck des gedichtes von 1560 ist also wahrscheinlich nicht der erste.

Über die treue des abdrucks kann ich kein urteil fällen, weil mir kein einziger der von O. benutzten drucke zu gebote steht. wenn aber fehler wie VII 14 *sy* statt *sich*; 40 *es* statt *uß* (: *huß*); XXIII 19 *Wenn* statt *Wem*; XXV 58 *bsalt* statt *bzalt* würklich in den alten ausgaben stehn sollten, so wäre jedesfalls die treue gegen die quellen etwas zu weit getrieben.

Göttingen, juli 1892. KARL MEYER.

Das Faustbuch des Christlich meynenden. nach dem druck von 1725 herausgegeben von SIEGFRIED SZAMATÓLSKI. mit drei Faustporträts nach Rembrandt. (Deutsche litteraturdenkmäler des 18 und 19 jhs. hsg. von ASAUER nr 39.) Stuttgart, GJGöschen, 1891. XVIII und 30 ss. 8°. — 1,60 m.*

Das Faustbuch des Christlich meynenden lag bisher im neudruck nur bei Scheible Kloster II 76 vor. aber diese erneuerung fufste auf einer jüngeren ausgabe, der von 1728, und war nichts weniger als urkundlich genau. S. hat sich das verdienst erworben, einen druck, der die bisher bekannten an alter überragt, aufzuspüren und ihn in einer sorgfältigen, für jedermann leicht zu-

* [vgl. Arch. f. d. stud. d. neuern spr. bd. 88 s. 86 (KBiltz). — Nat. ztg. 1892 nr 7 (GE). — DLZ 1892 nr 35 sp. 1139 (EJeep). — Zs. f.d. öst. gymn. 1892, s. 530 (OFWalzel). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 6 (MKoch).]

gänglichen. ausgabe zu publicieren. die widergabe ist, wie ich mich durch eine beinahe die hälfte des textes umfassende vergleichung mit dem auf der Erlanger universitätsbibliothek aufbewahrten originale überzeugte, sehr genau. ich fand nur eine ganz kleine abweichung: 21, 30 *bisher* statt *bissher.* aufserdem sind bei S. *m̄* und *n̄* aufgelöst und einige offenbare, auf s. xi a. 1 angezeigte druckfehler verbessert; ein neuer hat sich 16, 20 eingeschlichen: *theis* statt *theils.* eine über die orthographische treue hinausgehnde widerspiegelung des druckes wäre nur unter aufwendung unverhältnismäfsiger kosten möglich gewesen; dagegen hätte e i n e eigenheit desselben ohne jeglichen mehraufwand leicht dargestellt werden können: der fettdruck einzelner stellen. dieser ist für die characteristik einer druckschrift nicht gleichgiltig; denn in ihm prägt sich nicht blofs etwas ä u f s e r l i c h e s aus. aufserdem kam er für die vorliegende ausgabe um so mehr in betracht, als er zugleich einen anhalt zur bestimmung der verwantschaft der späteren drucke mit der editio princeps gewährt. zur vervollständigung des druckbildes notiere ich deshalb hier die durch fette schrift hervorgehobenen stellen: 6, 6 *Cristoph Hayllingern*; 7, 29—37; 8, 17—9, 13; 14, 30 *Wagner*; 17, 36 *durch—verderbt*; 18, 21 *Hohenweyers*; 18, 35 *Christoph Wagner.* aufgefallen ist mir ferner, dass die unterschrift des titelbildes *Doct: Faust, Berühmter* usw. nicht unter dem bilde selbst steht, sondern in eine anmerkung auf s. xxiv verwiesen worden ist.

S. hat den neudruck nicht kahl und blofs in die welt geschickt, sondern ihm eine gefällige und lehrreiche einleitung beigegeben. das Faustbuch des Christlich meynenden ist kein volksbuch und will kein solches sein, wenn es auch gegen seine ursprüngliche bestimmung durch den Fausthunger des deutschen publicums später dazu geworden ist. es gibt sich als eine novelle für die *galante Welt.* mit unleugbarem geschick wirft der verf. den ganzen theologisch-philosophisch-naturwissenschaftlichen ballast seiner vorgänger über bord und zieht die frühere schwerfällige breitspurigkeit in eine *beliebte Kürze* zusammen. er begnügt sich jedoch nicht damit, den weitbauschigen mantel in ein knappes, zierliches habit umzuschneiden, sondern er durchwürkt es auch mit den der guten gesellschaft seiner zeit so wolgefälligen fremdländischen glitzernden fäden. sein Faust *setzt* nicht, wie bei seiner unmittelbaren quelle, dem Pfitzer, das studium theologicum *beyseits* und legt sich auf die *Artzney-Kunst*, sondern er *changirt* es mit dem *studio medico* und bringt seinen eltern von dem neuen studium ein gutes *Sentiment* bei; er hat nicht zu wenig *Muths*, sondern zu wenig *courage*, um nicht ein *Gespenst*, sondern ein *imaginirtes Gesicht* anzureden; *er macht sich* nicht hinter den ofen, sondern *er nimmt die Retirade* hinter ihn; der geist *ereiffert sich* nicht *sehr hefftig* über Faust, sondern er *expostulirt ihn mit sehr penetranten Terminis* usw. S. hat sich

darauf beschränkt, den hier angedeuteten character des werks im allgemeinen zu würdigen; aber es wäre eine lohnende aufgabe gewesen, bis ins einzelne hinein die characteristik durchzuführen. S. hätte damit einen über den nächsten zweck hinausreichenden, schätzbaren beitrag zur stilgeschichte des anhebenden 18 jhs. geliefert. dass auch Dumcke in seiner dissertation 'Die deutschen Faustbücher' (Leipz. 1891), in der er sich den vergleich der Faustbücher recht eigentlich zum vorwurf genommen hatte, an dieser untersuchung vorbeigegangen ist, könnte nur überraschen, wenn man sonst bemerkte, dass er sich des inhalts seiner aufgabe bewust war.

Über den verfasser vermochte S. nichts neues zu ermitteln. dass er ein mann von einer gewissen gelehrten bildung war, geht aus dem richtigen gebrauch der zahlreichen fremdwörter und der correcten abwandlung lateinischer nomina hervor. seine heimat hat Edward Schröder (VJL 5, 488) neuerlichst nach Obersachsen verlegt. dass er ein Mitteldeutscher war, ist sicher. ob gerade ein Obersachse möchte ich nicht mit gleicher bestimmtheit behaupten. manches macht mich stutzig. so zb. deutet *gosche* (15, 11) mehr auf den süden und westen, da östlich vom Hennebergischen *gusche* ausschliefslich im gebrauch ist.

Den stammbaum der mannigfachen drucke festzustellen, hat S. keine mühe gescheut. an der spitze steht unzweifelhaft die ausgabe von 1725 mit dem druckort 'Franckfurt und Leipzig' (a). ob sie aber tatsächlich die editio princeps ist, muss S. selber s. XVII für eine offene frage erklären. er hätte deshalb s. X nicht so bestimmt leugnen sollen, dass das büchlein in das jahr 1712 oder gar ins 17 jh. hinaufgerückt werden könne. ich will nicht unerwähnt lassen, dass auf dem titelblatt des Berliner exemplars der ausgabe h unter dem druckorte von alter hand vermerkt ist: 1699. nun ist diese ausgabe allerdings sicher jünger als a, aber der vermerk soll wol auch weniger das erscheinungsjahr dieser ausgabe, als das des Christlich meynenden überhaupt anzeigen, und da gibt er doch zu denken. aufserdem notiert auch Reichlin-Meldegg Kloster XI 499 a. — freilich ohne nähere begründung —, der Christlich meynende wäre zuerst um 1712 erschienen.

Die ausgabe a wurde schon 1726 von derselben druckerei erneuert und durch zwei zusatzcapitel (Wiener Faustspäfse) vermehrt (b). von b ist die mehrzahl aller weiteren drucke abhängig. am engsten an sie hält sich die undatierte, aber mit druckort 'Frankfurt und Leipzig' (S. schreibt irrtümlich 'o. o. u. j.') versehene ausgabe h. sie stammt trotz des gleichlautenden druckortes wahrscheinlich aus einer andern officin, wofür auch die verwendung einer neuen platte für das titelbild spricht. die ausgabe von 1728 (e) bringt bereits leichte redactionelle veränderungen von b. noch gröfsere abweichungen, darunter auch verdeutschungen, erlauben sich die jüngern ausgaben (classe i); namentlich mildern sie alle stellen, die ein katholisches gemüt verletzen konnten.

man merkt, dass sie zur massenverbreitung bestimmt sind. nebenher geht jedoch ein anderes volkstümliches Faustbuch, von dem JFKöhler 1791 erzählt, dass es in seiner jugend die lieblingslectüre der landleute gewesen sei. ein exemplar dieses wol auf dem Christlich meynenden ruhenden volksbuches mag Goethe in die hände gekommen sein.

Das titelbild des Christlich meynenden hat S. gereizt, auch der entwicklung der Faustbilder nachzugehn. insbesondere lag ihm daran, den stammvater der unter Rembrandts namen sich in sehr verschiedenen formen präsentierenden Faustporträts zu erkunden. unter führung Moehsens (Verzeichn. einer sammlung von bildnissen. Berlin 1771) und des Rembrandtcatalogs von Gersaint-Yver ist es ihm auch gelungen, bis zum 'urbilde' vorzudringen. es ist ein blatt, das Rembraudts schüler Jan Joris van Vliet nach einer vorlage des meisters im beginn der dreifsiger jahre des 17 jhs. geschaffen hat. an dieses blatt hat sich allmählich der name Faust geheftet, den FLDCiartres ein halbes jahrhundert später einer freien nachahmung ohne weiteres beigab. von Ciartres abhängig sind widerum die bilder beim Christlich meynenden und bei Hauber (Bibl. magica 1739); von Hauber die bei Müller-Arnim (Marlowe-übersetzung) und Scheible (Kloster II), bezw. Engel (volksschauspiel von dr Faust). die bilder von Vliet, Ciartres und aus dem Christlich meynenden sind bei S. widergegeben. sie spiegeln die entwicklungsphasen, die sich in der auffassung Fausts zwischen 1600 und 1700 vollzogen, überraschend wider. der grübler der reformationszeit, der alle gründe am himmel und auf erden erforschen wollte, wandelt sich in den klugen schwarzkünstler um, und dieser muss seinen platz an den öden genussmenschen abtreten, um uns die plattheit der 'galanten welt' beim beginne des 18 jhs. recht deutlich vor augen zu führen.

Berlin, april 1892. ALBERT BIELSCHOWSKY.

Die bardische lyrik im achtzehnten jahrhundert. von dr EUGEN EHRMANN. Halle a. S., MNiemeyer, 1892. VIII und 108 ss. 8. — 2 m.

Der verf. macht in seiner vorrede mit unwiderleglicher selbsterkenntnis darauf aufmerksam, dass seiner arbeit viele mängel anhaften: zunächst, dass die umgrenzung des themas, statt am beginn gegeben zu werden, erst auf s. 77 auftritt; dann, dass die einzelnen teile der untersuchung oft nur äufserlich und lose unter einander verbunden sind; ferner, dass die bibliographie am schluss des werkes grofse lücken aufweise; und endlich, dass der stil der arbeit durch eine umformung während des druckes gelitten habe. gewis ein stattliches sündenregister! und doch sind dies erst die geringfügigsten vorwürfe, die wir E. machen müssen.

Er will die bardische lyrik im zusammenhang untersuchen, wie es sein lehrer MvWaldberg mit der galanten und der renaissance-

lyrik getan hat. bei diesem unternehmen konnte er zwischen zwei principien der einteilung seines stoffes schwanken. entweder konnte er alle lieder der Barden unterschiedslos und gleichberechtigt auf technik, form, würkung usw. hin prüfen; oder aber er konnte um die beiden contrastierenden hauptvertreter der ganzen richtung, um Kretschmann und Denis, zwei gesonderte dichterkreise versammeln, ohne deshalb die übereinstimmenden merkmale übersehen zu müssen. dieses verfahren hätte ohne zweifel den vorzug grofser anschaulichkeit für sich gehabt. leider hat aber E. beide principien verquickt und schwankt nun fortwährend zwischen generalisieren und individualisieren planlos hin und her, wird daher auch oft, zb. s. 48 ff, 53 ff, sehr unklar.

Die sorgfältige zusammenstellung der belege und einzelne beobachtungen E.s über den gebrauch der bilder, über den zusammenhang von Kretschmanns dichtungen mit der musikalischen poesie und andres sind ansprechend durchgeführt. aber damit ist das bild, das wir bisher von der bardischen lyrik hatten, nicht wesentlich verändert worden. nichtsdestoweniger ist der zweifel eines 'verehrten meisters unsrer forschung, ob denn aus diesem stoff viel wissenswertes herauszubringen sei', nicht berechtigt. E. freilich hat auf diese frage die ausreichende antwort nicht zu geben vermocht. er hat sich bei seinen untersuchungen gar zu leicht mit dem äufserlichen begnügt. und aus dem, was er schuldig geblieben, liefse sich ein zweites büchlein von dem umfang des seinigen schreiben. wir hätten gern von ihm erfahren, welchen umfang die bardische bewegung annahm, was alles von ihr in stärkere oder schwächere mitleidenschaft gezogen wurde. eine solche anregung, wie sie Klopstock für die Bardendichtung gab, ist wie ein stein, den man ins wasser wirft und der nun weit hinaus die oberfläche kräuselt. es ist schwer, ja fast unmöglich, das ende der bewegung anzugeben; und vielleicht gilt auch hier Wallensteins wort: 'die kreise in den kreisen . . . . die sieht das aug' nur, das entsiegelte, der hellgebornen, heitern Joviskinder'. aber der versuch, richtungen und begrenzung anzudeuten, hätte doch gemacht werden müssen. dazu wäre in erster linie erforderlich gewesen, dass E. die technik der Barden genauer erörtert hätte. nicht nur harfe, eichenkranz und andre requisiten hat einer vom andern geerbt, nicht nur in der verkündigung derselben hohen gesinnungen gleichen sich ihre gedichte. auch einen eigenen wortschatz kann man nachweisen; eine wol umgrenzte phraseologie hat der schüler von seinen meistern überkommen. bis in die wortstellung hinein erstreckt sich die nachahmung. hier nicht nur die gleichheit zu constatieren, sondern auch ihren ursprung aufzuzeigen, wäre aufgabe E.s gewesen. von da aus hätte er dann aufsteigen müssen zum nachweis weiterer verwantschaft. die wichtige frage war zu erörtern: woher haben Klopstock und die Barden ihre nordische

mythologie? E. irrt gewaltig, wenn er s. 71 sagt: 'hierüber nun sind die acten geschlossen . . . . Muncker hat erschöpfend darüber gehandelt'. Muncker hat das problem kaum gestreift.

Was man aber am meisten bei E. bedauert, ist der mangel an historischem sinn. wir möchten wissen: was war die bardische lyrik für ihre zeit? wollen wir E. glauben, so war sie nichts als ein unglückliches experiment. und das ist grundfalsch. wir dürfen bei der würdigung einer solchen historischen erscheinung nicht unsern persönlichen geschmack in die dinge hineintragen, so unanfechtbar er an sich oder doch für unsre zeit sein mag. auch wenn uns die gesänge der Barden heute als eine verirrung erscheinen, wird man ihnen doch mit trocknem registrieren und disponieren, mit kühlem aburteilen oder gar mit überlegener ironie nicht gerecht. durchaus nicht jedem erschien diese poesie damals als blofse maskerade. statt vieler zeugnisse mag hier nur eines platz finden. Caroline Flachsland, die schon in der naivetät ihres brautstandes kein gröfseres glück sich erträumte, als dereinst mannhafte deutsche söhne zu erziehen, schreibt einmal an ihren verlobten (Aus Herders nachlass III 155): 'Mich dünkt, die taten unsrer väter, die menschen waren, müssen mehr auf uns würken als alle götter des Olymps. mich schauderts immer, wenn Hermann oder ein Barde aus seinem alten, zerfallenen, bemoosten grab gerufen wird. o schande, dass Deutschland so gefallen ist!'

Hätte E. mehr solcher kundgebungen gesammelt, vielleicht wäre sein urteil unabhängiger und gerechter geworden.

Marburg, aug. 1892. ALBERT KÖSTER.

Geschichte der Wiener journalistik von den anfängen bis zum jahre 1848. ein beitrag zur deutschen culturgeschichte von EVZENKER. mit einem bibliographischen anhang. Wien und Leipzig, WBraumüller, 1892. XI und 159 ss. gr. 8°. — 4 m*.

Zenkers buch ist von der kritik aufserordentlich günstig aufgenommen worden. ich meine natürlich nicht die lobenden recensionen der Wiener tagesblätter. die Wiener presse konnte selbstverständlich mit ihrer anerkennung einem buche gegenüber nicht zurückhalten, das die vorgeschichte des österreichischen journalismus zum ersten male auf breiter basis aufbaut, das überdies keine gelegenheit versäumt, für die journalistik eine lanze zu brechen. doch auch wissenschaftliche organe ersten ranges haben mit worten der anerkennung nicht gekargt. völlig einverstanden bin auch ich mit den voraussetzungen, von denen Z. ausgeht. eine geschichte des zeitungswesens ist notwendig, dringend notwendig; sie zu schaffen, bedarf es eindringender vorarbeiten. das material muss erst zusammengetragen und wird auf keinem andern wege beigebracht werden, als auf dem von Z. beschrittenen. ehe

* [vgl. Lit. centr. 1892 nr 17.]

an eine geschichte der journalistik gedacht werden kann, müssen monographien über die zeitungen der einzelnen culturcentren vorliegen. erspriefsliche studien lassen sich nur an ort und stelle machen. ich frage: wer wollte, ohne in Wien umständliche und langwierige untersuchungen anzustellen, gleich Z. für die jahre 1493—1848 die stattliche summe von 403 Wiener zeitungen zusammenbringen?

Der bibliographische anhang (s. 127—158), in dem jene summe von Wiener zeitungen verzeichnet ist, und von diesem vor allem die zusammenstellung der 'Newen Zeitungen und Relationen' aus den jahren 1493—1697, sie geben dem buche seinen unbestreitbaren wert. unermüdliche nachforschung an den bibliotheken Wiens, der hof-, der universitäts-, der stadtbibliothek und der bücherei des Schottenstiftes, dann an den bibliotheken der niederösterreichischen stifter, an den büchersammlungen von Budapest, Lemberg, Regensburg usw. haben gestattet, nicht weniger als 110 solcher relationen nachzuweisen; die fundorte sind durchweg angegeben, ältere litterarische nachweise sind notiert.

Lange nicht so erfreulich wie diese bibliographische musterleistung ist die zusammenstellung der in Wien von 1621 bis 1848 veröffentlichten periodischen blätter. befremdet hat mich vor allem, dass Z. nur selten oder fast nie die titel der zeitungen genau widergibt, vielmehr einige oft unrichtige schlagworte sich genügen lässt, denen er — und das auch nicht immer — den namen des herausgebers anhängt. ferner kann ich nicht genug bedauern, dass er meist nur das entstehungsjahr angibt, selten indes bestimmt, wie lange die einzelne zeitung erschienen ist. das ist ein grofser fehler. auch jetzt, nach Z.s arbeit, wird man sich durch eigene nachforschungen erst überzeugen müssen, welche zeitungen in diesem oder jenem jahre neben einander bestanden haben. wie leicht hätte Z., der doch gewis die grofse mehrzahl der von ihm angeführten 293 zeitungen in der hand gehabt hat, wie leicht hätte er diese methodisch gebotene, bibliographisch unbedingt notwendige ergänzung seiner angaben erzielen können! auch die angabe der fundorte hat Z. vom anfang des 18 jhs. ab eingestellt. und doch finden sich auch unter den zeitungen des 18 und der ersten hälfte des 19 jhs zahlreiche unica. ich bemerke etwa, dass von den Wiener bibliotheken nur die kk. universitätsbibliothek den jahrgang 1810 des 'Österreichischen beobachters' besitzt. auch jetzt wird selbst der Wiener gelehrte eine rundreise durch die bibliotheken seiner stadt machen müssen, um eine einzelne zeitung zu erreichen; wie wenig ist vollends dem auswärtigen durch Z.s nachweise geholfen.

Litteraturangaben fehlen auch für die zeitungen der jahre von 1621 bis 1848 nicht; nur vermisse ich manche notwendige notiz. dass Sauer im jahre 1884 Sonnenfels 'Briefe über die Wienerische schaubühne' von 1767 in seinen 'Wiener

neudrucken' (nr 7) erneuert hat, scheint Z. nicht zu wissen. über Otto von Gemmingens drei Wiener zeitschriften, die bei Z. die nummern 201. 206. 218 führen, hat Flaischlen in seinem buche über Gemmingen (Stuttgart 1890) s. 60 ff weit präcisere und richtigere mitteilungen beigebracht. zunächst ist aus Z.s angaben nicht zu ersehen, dass auch der 'Weltmann' (1782) von Gemmingen herausgegeben wurde. gar nichts weifs ich mit Z.s angabe anzufangen, Gemmingens 'Wiener ephemeriden' seien ursprünglich u. d. t. 'Ephemerides Vindobonenses' in lateinischer sprache publiciert worden. der politisch-litterarische inhalt vollends, den Z. ihnen s. 67 vindiciert, stimmt nicht mit dem inhaltsverzeichnisse, das Flaischlen s. 159 gibt. auch manche ergänzung wird sich nachweisen lassen. Goedeke III 578 nr 8 kennt eine von Castelli herausgegebene 'Thalia, ein abendblatt, den freunden der dramatischen muse gewidmet' von 1810 und 1811; Z. erwähnt diese Thalia nicht. auch Castellis 'Wiener conversationsblatt' (Goedeke III 578 nr 27) vermisse ich bei Z. der 'Österreichische beobachter' ist nicht schon 1809, sondern erst 1810 ins leben getreten. nicht zum vorwurf kann ich Z. machen, dass er von der 'Österreichischen zeitung' nichts weifs, die FSchlegel im jahre 1809 herausgegeben hat. in den verschiedenen biographischen notizensammlungen über FSchlegel erscheint mehrfach eine im jahre 1809 von ihm im hauptquartier des erzherzogs Carl redigierte zeitung. gewöhnlich wird sie als 'Armeezeitung' angeführt. so nennt sie auch Dorothea in ihren briefen an den gatten. Z. meint s. 113, FSchlegel sei an der 'Militärzeitung' journalistisch tätig gewesen; er denkt wol an die von ihm unter nr 294 notierte 'Österreichische militärische zeitschrift' (vgl. auch s. 122). ich habe lange umsonst nach der von FSchlegel herausgegebenen zeitung geforscht. erst nachdem meine populär gedachte einführung in das studium der brüder Schlegel (DNL 143) gedruckt war, gelang es mir, aus den acten des k. u. k. kriegsarchivs zu Wien den titel zu constatieren; der titel liefs dann die zeitung selbst leicht auf der hofbibliothek auffinden. diese 'Österreichische zeitung' erschien vom 24 juni bis 16 december 1809 zweimal wöchentlich in 52 nummern. nähere angaben auf eine andere gelegenheit versparend, bemerke ich nur, dass sie als erster keim des 'Österreichischen beobachters' in einer geschichte der Wiener journalistik erwähnt werden muss, wenn vielleicht auch keine einzige nummer in Wien gedruckt worden ist. damals war Wien im lager des erzherzogs Carl. das österreichische officielle organ, die Österreichische kaiserliche privilegierte Wiener zeitung, war ja im jahre 1809, seit ihrer nummer 37 einfach 'Wiener zeitung' betitelt, mit der besetzung Wiens durch die französischen truppen in Napoleons hände gekommen. FSchlegels 'Österreichische zeitung' ist also geradezu als ersatz für die dem österreichischen staatsgedanken zeitweilig entfremdete 'Wiener zeitung' anzusehen.

Um den begriff der periodischen zeitschrift nicht ins unendliche auszudehnen, scheidet Z. diejenigen organe aus, die nicht mindestens monatlich einmal erschienen sind (vgl. s. VII). leider sind diesem grundsatze die hochwichtigen 'Wiener jahrbücher', dann auch FSchlegels 'Deutsches museum' von 1812 und 1813 geopfert worden. consequent geblieben ist Z. nicht. FSchlegels 'Concordia', die es in den jahren 1820—23 nur auf sechs hefte gebracht hat, hätte auch wegbleiben müssen.

Wenn ich schon den bibliographischen anhang nicht tadellos finden kann, noch weniger befriedigt mich die darstellung der geschichte des zeitungswesens. schon Z.s stil, so leichtflüssig und gewant er ist, genügt nicht den ansprüchen eines geläuterten geschmackes. Z. scheidet drei perioden; mit zum teil wenig geschmackvollen titeln behandelt er das 16 und 17 jh. unter der überschrift 'Im flügelkleide', die Theresianische und Josephinische epoche u. d. t. 'Aus der schönen goldenen kinderzeit', die jahre 1790—1848 als 'Trübe lehrjahre'. auch innerhalb des darstellenden teiles möchte wol die erste periode am ehesten beifall finden. kann auch eine streng festgehaltene methode der characteristik nicht erkannt werden, sicher bietet diese partie (s. 3—35) viel dankenswertes material. weniger gut verhält sichs mit den folgenden abschnitten.

Ich bekenne zunächst, dass es keine kleine mühe ist, zeitungen und zeitschriften zu characterisieren. da eine erschöpfende beschreibung und würdigung von hunderten von zeitungen die arbeitskraft des einzelnen wol übersteigt, so scheint mir die nächste aufgabe zu sein, richtung und tendenz der einzelnen zeitschrift zu ergründen, ihre mitarbeiter, wenigstens die wichtigsten, namhaft zu machen. hat man diese daten, dann lassen sich leicht gruppen bilden; die politische oder litterarische richtung des einzelnen organs ergibt sich oft schon aus den namen der mitarbeiter. zu beachten wäre noch, ob ein und dasselbe blatt die parteifarbe wechselt oder nicht. mit diesen gesichtspuncten dürfte wenigstens für die zeit von 1621—1848 manch brauchbares resultat erzielt werden. leider hat Z. sie nur selten im auge gehabt. er setzt mit einer umfänglichen characteristik der zeitschriften von Sonnenfels ein, ohne freilich seine vorarbeiter, insbesondere Görner mit seinem 'Hanswurststreit' (Wien 1884), zu benutzen. die characteristiken schrumpfen dann im laufe der darstellung mehr und mehr zusammen, bis zuletzt alles in eine den anhang stilisierende und in ein paar ganz äufserlich gedachte gruppen ordnende aufzählung verläuft. im ganzen gewinnt man den eindruck, Z. habe die ihm nächstliegenden notizen zusammengerafft, ohne irgendwie auf einheitliche, gleichmäfsige verarbeitung bedacht zu sein. gelegentlich wird ein feuilleton von LAFrankl in extenso abgedruckt, gleiche ehre widerfährt einem artikel aus Brümmers 'Lexikon'.

Eine so wenig ausgeglichene, so wenig tief greifende arbeit konnte natürlich die feineren details der geschichte unsrer österreichischen journalistik nicht erfassen und darlegen. sehr interessant zb. und doch von Z. gar nicht erörtert ist der empfang, den die Wiener zeitungen den romantikern, den brüdern Schlegel vor allem, bereitet haben. ich kann an dieser stelle nur andeutungen geben und behalte mir eine ausführlichere darstellung vor. als die brüder in Wien ihren einzug hielten, spielten die 'Neuen annalen der litteratur des österreichischen kaisertums' (Wien, Anton Doll; vgl. Zenker nr 295. 305. 308. 311) die rolle des führenden kritischen organs. begründet von Jos. Aug. Schultes (Wurzbach xxxii 171 ff) als 'Annalen der litteratur und kunst in den österreichischen staaten' (Zenker nr 293) wurden sie zur zeit der ankunft des brüderpaars von Franz Sartori (Wurzbach xxviii 252 ff) geleitet. sie stehn auf dem litterarischen standpuncte, zu dem damals die majorität in Österreich sich bekannte; ihnen ist das goldene zeitalter der deutschen litteratur des 18 jhs. inbegriff und ideal wahrer poesie. natürlich stellte sich das blatt sofort in den dienst der gegner jener romantischen 'windbeutel'. eine starke stütze hatte Sartori an Schreyvogel-Wests 'Sonntagsblatte'[1]. ihm und den 'Annalen', an denen Schreyvogel — wie Schönbach vermutet — starken anteil gehabt hat, beiden glückte es alsbald, den ersten zarten schössling der Wiener romantik, den Prometheus von Stoll und Seckendorf (1808) im keime zu vernichten[2]. nicht lange aber sollten die antiromantiker ihres erfolges sich freuen. schon die erbitterten invectiven des 'Sonntagsblattes' zeigen, wie sich ihr herausgeber mehr und mehr in die minorität gedrängt fühlt. im jahre 1809 verschwindet er, wie Schönbach nachgewiesen hat, vom platze. FSchlegels 'Deutsches museum' führt in seinen beiden jahrgängen 1812 und 1813 die romantik zum siege. ich habe an andrer stelle (DNL 143, LIX) zu zeigen gesucht, mit wie glücklicher hand FSchlegel eine imponierende anzahl hervorragender schriftsteller im 'Deutschen museum' den idealen der romantik dienstbar gemacht hat. nicht litterarische, sondern politische verhältnisse, die grofsen ereignisse der zeit, haben dem 'Deutschen museum' ein ende bereitet. dass die romantiker ihre gegner überwunden hatten, wird mit jedem jahre klarer. 1813 wandelt derselbe Sartori, dessen 'Annalen' an den

[1] dieses ist, was Z. nicht zu wissen scheint, analysiert, gewürdigt und bibliographisch bestimmt worden in einem sehr lehrreichen artikel Schönbachs (Wiener abendpost 1879 beilage v. 4—8 märz). Z. kennt nämlich unglaublicherweise Minors bibliographie der österreichischen litteraturgeschichte nicht, die ihn leicht zu Schönbachs aufsatz geführt hätte.

[2] Z. nennt unter nr 304 nicht einmal die herausgeber des hochwichtigen organs. er hätte auch bei Minor (Zs. f. d. öster. gymn. 1886 s. 576) zahlreiche litteraturangaben gefunden, zu denen ich nachtrage: JFReichardts 'Vertraute briefe .. auf einer reise nach Wien ...' (Amsterdam 1810) II 107; dann Stoll betreffend: Varnhagens Denkwürdigkeiten II[3] 270. 320.

romantikern kein gutes haar gelassen hatten, sein blatt in eine 'Wiener allgemeine litteraturzeitung' um. jetzt wird FSchlegel angegangen, die redaction des philosophischen teiles zu besorgen (vgl. meine Schlegelbriefe s. 539 und note 1). ob er lange anteil genommen hat, weifs ich nicht. war es nicht der fall, so lag die schuld ausschliefslich an Schlegels hochmut. sicher indes ist, dass im herbste 1814 einer der treusten Wiener anhänger der romantik, MvCollin, dessen bruder zu den ersten parteigängern der romantik in Wien gehört hatte, die redaction des blattes antritt (vgl. die Jugendbriefe der brüder Grimm s. 355). i. j. 1818 nahm vollends Österreichs gröstes recensionsorgan, die 'Jahrbücher der litteratur', das programm des 'Deutschen museums' auf und gestaltete sich in seinem dreifsigjährigen würken, nicht zum wenigsten dank dem ersten redacteur MvCollin, zu einem sammelplatz romantischer doctrinen.

Ich glaube durch diese wenigen notizen gezeigt zu haben, dass eine geschichte der österreichischen journalistik auch nach Z. noch zu schreiben bleibt. selbst wenn ich mich ganz auf Z.s standpunct stelle, dem der bibliographische teil seiner arbeit nebensache, der culturhistorische aber hauptzweck war, selbst dann muss ich bedauern, dass Z. sich nicht eine eindringlichere ergründung der quellenwerke zur österreichischen litteraturgeschichte gegönnt hat. er hätte von Minor (aao. s. 575 f) lernen können, wo die entstehung von Bäuerles Theaterzeitung bequem nachzulesen, wo über die zeitungsverhältnisse der dreifsiger jahre des 19 jhs. auskunft zu finden ist. auch Reichardts 'Vertraute briefe' (I 323 f. 329 f) hätten ihm zu seinen an sich dankenswerten auseinandersetzungen über die censurverhältnisse der nachjosephinischen zeit (s. 87 ff) interessante und wesentliche ergänzungen culturhistorischer art geboten.

Trotz allen seinen methodischen mängeln bleibt Z.s buche der ruhm ungeschmälert, zum ersten male eine übersicht über die österreichische journalistik bis z. j. 1848 geboten zu haben. Z. will seine arbeit bis zur gegenwart weiterführen. eine schwere aufgabe! dem litterarhistoriker wird diese geplante fortsetzung freilich nur wenig mehr zu bieten haben. politik, börse und gerichtssaal beherschen heute die Wiener zeitung; der musik, dem theater, dem roman bleibt noch ein kleiner raum gewahrt; die buchlitteratur kommt als solche fast gar nicht zur sprache. Z. wird gut tun sich feste gesichtspuncte zu sichern, wenn er mit erfolg zeigen will, wie diese moderne Wiener zeitung sich gebildet hat. jedesfalls aber sollte er neben gröfserer bibliographischer exactheit sich auch eine sauberere correctur zur pflicht machen. ich bin gewis der letzte, der irgend einem schriftsteller druckfehler aufmutzt; ich rede deshalb auch nicht von den fehlern, die jeder leicht verbessern kann (wie s. 14 z. 6 v. u. *Pontus Axinus*, s. 104 z. 10 *Adoptirung* für *Adaptirung*). einiges aber muss im

interesse der fachgenossen notiert werden: s. 47 z. 18 *Herl* für *Herrl*; s. 68 z. 19 *Kagrau* für *Kagran* (u. so immer; auch *Kakrau* für *Kakran* findet sich); s. 101 z. 23 *Grutz* für *Gentz*; s. 103 z. 1 v. u. 40 *ff* für 49 *ff*; s. 121 z. 4 v. u. *Pratobera* für *Pratobevera*; im bibliographischen anhange nr 337 *Kiefs* für *Weifs*; nr 358 *njság* für *ujság*.

Wien, 28 mai 1892. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Die deutschen bestandteile in den lettischen sprachen. ein beitrag zur kenntnis der deutschen volkssprache von dr WALTHER PRELLWITZ. erstes heft: Die deutschen lehnwörter im preufsischen und lautlehre der deutschen lehnwörter im litauischen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891. x und 64 ss. 8°. 2,40 m.* — der schwerpunct dieser ausgezeichneten arbeit liegt in ihrem zweiten teile. es ist bekannt, dass eine grofse menge deutscher worte in das litauische gedrungen sind, teils direct, teils durch vermittelung des lettischen oder slavischen. P. fragt nach den schicksalen, die solche worte bei der herübernahme aus dem deutschen in das litauische erfahren haben, und stellt die these auf, dafs der gröste teil der veränderungen, wodurch sie sich von ihren in der deutschen schriftsprache liegenden urbildern entfernt haben, in den das lehnwort liefernden deutschen volksdialecten, nicht erst in der entlehnenden sprache vollzogen sei. dieser satz ist durch die s. 18 ff geführte untersuchung bewiesen: als welch wichtige quelle die deutschen lehnworte des litauischen für die geschichte unserer eignen sprache zu gelten haben, leuchtet also ein. FR. BECHTEL.

Über bedeutung und gebrauch der hilfsverba. I *soln* und *müezen* bei Wolfram v. Eschenbach. von ARNOLD ZEHME. Hallische dissert. Leipzig, GFock, 1890. 55 ss. 8°. 1,50 m. — obwol man meinen könnte, dass durch Grimm, Müller im Mhd. wb., Lucae und andre die bedeutungsentwicklung der mhd. hilfsverba hinreichend festgestellt sei, zeigt Zehme in seiner interessanten untersuchung über *soln* und *müezen* im Parzival (denn nur auf dieses werk Wolframs beschränkt sich der autor), dass die bisherigen darstellungen teils zu compliciert sind, teils an dem mangel eines einheitlich durchgeführten einteilungsprincipes leiden, und versucht nun, man muss sagen, mit glück und erfolg, alle erscheinungsformen und bedeutungsnuancen der beiden hilfsverba aus éiner grundbedeutung abzuleiten und auf éine aus ihr erschlossene allgemeine bedeutung zurückzuführen. bei *soln* liegt stets ein zwangsverhältnis, ein druck seitens eines andern vor; dieser druck war, wie Z. mit Grimm annimmt, ursprünglich der einer geldschuld (s. 9). es ergeben sich nun eine reihe von gruppen,

* [vgl. Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 7 (Hirt).]

je nachdem der druck von einer bestimmten person ausgeht, was gewis das ursprüngliche ist (wobei sich wider unterscheiden lässt, ob man soll, weil die person befiehlt, wünscht, rät usw.), oder aber die wollende person unbestimmt bleibt (also: ich soll, weil man will), oder schliefslich ein abstracter begriff den sollenden bestimmt (zb. ehre, sitte, liebe usw.). bei *müezen* geht Z. mit Heyne von der sinnlichen bedeutung 'raum haben' aus. über die bedeutungen 'ich kann, ich darf', die sich beide reichlich belegen lassen, kommt er dann zu der bedeutung 'ich muss', die sich am besten durch den gegensatz zu *soln* klar machen lässt, so wie die feststellung der bedeutung dieses hilfsverbs durch die gegenüberstellung von *weln* gewonnen wird. bei *soln* ist hauptsächlich und ursprünglich der wille einer person bestimmend; aber es liegt immer noch im belieben des sollenden, ihn auszuführen; bei *müezen* = 'müssen' erheischt dagegen meist eine höhere macht (zb. das schicksal oder naturgesetz) eine handlung, die notwendig ausgeführt werden muss. *soln* ist subjectiv, *müezen* objectiv (s. 40 f). s. 53—55 ist die vergleichung der bedeutungen von *soln* und *müezen* zusammenfassend durchgeführt.

Es ist klar, dass die einreihung der vorkommenden fälle unter diese kategorien nicht immer zweifellos ist; so zb. wenn 5, 2 gott als der bestimmende gefasst wird, während als solcher *ein wîse man* angegeben wird, oder wenn 439, 15 *klôsnærinne solten mîden âmûrschaft* unter den beispielen steht, in welchen für *soln* die bedeutung belegt wird: gott hat durch die bibel bestimmt. als bestimmung gottes kann das verbot etwa gefasst werden, steht aber gewis nicht in der bibel. doch das sind kleinigkeiten: die hauptsache bleibt, dass sich alle vorkommenden fälle leicht in die vorgeführten kategorien einfügen lassen, was am besten für die richtigkeit des principes spricht.

Die arbeit hat also vor allem für die semasiologische betrachtung der hilfsverba wert. daneben wird die textinterpretation aus Z.s darstellung reichen gewinn ziehen; erst in letzter linie kommt manches der syntax zu gute. um die genauigkeit der citate zu prüfen, controlierte ich sie auf den ersten seiten, muss aber gestehn, dass ich verhältnismäfsig viel zu corrigieren fand, wenn auch meistens der fehler leicht zu verbessern war[1]. — im einzelnen fiel mir auf, dass s. 10 die geltung des *ich sol* = ich soll, weil er erlaubt, als zwingender druck aufgefasst wird. —

[1] s. 14 l. statt 703, 27 : 28, st. 5, 3: 5, 4, st. 565, 29: 25; s. 15 ob. ist der unter 697, 13 ausgehobene satz *Gâwân dern befülhe in ir* nur verständlich, wenn auch der hauptsatz *dane wart des niht vermiten* hinzugesetzt wird; 375, 12 l. *ermel* st. *aermel*; st. 678, 3 l. 678, 5; s. 16 ist vor 745, 24. 22 ausgelassen, wo derselbe fall erscheint, desgleichen vor 696, 9, das in der klammer steht, ein gleichheitszeichen; st. 402, 27 l. 26; st. 610, 1 l. 2; s. 18 ist zu 252, 22 blofs der hauptsatz ausgehoben, der nebensatz *daz er niht langer solde lebn,* also gerade der beleg für *sol* fehlt; st. 50, 28 l. 29; s. 19 ob. soll es statt 565, 8 wol 29 heifsen; st. 544, 5 l. 6.

die interpretation der bekannten stelle 180, 14 leidet an einem widerspruch; zuerst übersetzt Z. wörtlich: 'zeugnisse für solche äxte lagen da zahlreich, wenn man behauptet, dass grofse umgestürzte baumstämme als ziel der axt gelten sollen'. das kann nur bedeuten, dass die *ronen* zerkleinert werden sollen. dies widerspricht aber dem ausdruck *slegels urkünde* und den folgenden worten Z.s: 'Parz. fand nicht den schlegel, sondern dessen resultate: gefällte bäume'. diese auffassung ist zweifellos die richtige, darum kann man nur sinngemäfs übersetzen: 'wenn man behauptet, dass grofse umgestürzte baumstämme ein ziel der axt gewesen sind'. das präsens passte nur zu 'baumstämme', passt aber nicht zu dem begriff 'umgestürzte baumstämme', in dem schon die folge der anwendung der axt ausgedrückt ist. wir haben es hier mit einer bei Wolfram häufigen contamination der gedanken zu tun: 1) baumstämme sind ein ziel der anwendung der äxte; 2) *ronen* sind eine folge ihrer anwendung. beide vorstellungen vereinigen sich zu W.s satz. — in den belegen für *soln* = gott hat bestimmt, dass (s. 18), ist weitaus nicht immer gott genannt oder gemeint; mitunter würde man eher an 'schicksal' denken. das hätte betont werden sollen.

Zehme leugnet, dass *soln* mhd. noch begriffsverb war, nimmt also überall ellipse an, wo ein abhängiger infinitiv fehlt. er spricht sich aber nicht weiter darüber aus, ob diese ellipsen nicht etwa auch schon mhd. so usuell waren wie nhd., wo man in ähnlichen fällen keinen mangel spürt, nichts zu ergänzen begehrt, also eigentlich von einer ellipse nicht mehr sprechen kann; vgl. Paul Princ². s. 270. — s. 39 folgert Z. aus dem umstand, dass in einem sechstel aller fälle *soln* in hypothetischen sätzen steht, es sei diese eigentümlichkeit vielleicht aus der bescheidenheit von Wolframs character hervorgegangen. vielleicht ist die deutung richtig; jedesfalls muss aber zuvor noch festgestellt werden, ob diese conditionalsätze in W.s erzählung stehn oder in den reden der personen erscheinen. nur im ersteren falle könnten sie für die vorgebrachte annahme beweiskraft erlangen.

Wien, october 1891. TOMANETZ.

Graphische litteraturtafel. die deutsche litteratur und der einfluss fremder litteraturen auf ihren verlauf vom beginn einer schriftlichen überlieferung an bis heute in graphischer darstellung von CAESAR FLAISCHLEN. Stuttgart, Göschen, 1890. 2 m.* — diese litteraturtafel ist ein ebenso geschmackloses wie unwissenschaftliches experiment, mit dem wir uns gar nicht abgeben würden, wenn es nicht leider von der angesehenen verlagsbuchhandlung mit unschöner reclame angepriesen worden wäre. die deutsche litteratur erscheint hier als eine kopf- und schwanzlose riesenschlange, die man der bequemern unterbringung halber in drei teile zerschnitten

* [vgl. Lit. centr. 1891 nr 8 (K.) — Arch. f. d. stud. der neuern sprachen 86, 415 f (MRoediger). — Beil. z. allg. ztg. 1890 nr 138.]

hat. in ihren leib, der sich nach willkür des schlangenbändigers bald rechts bald links krümmt, jetzt anschwillt, jetzt sich verdünnt, bohren sich von rechts und links her grell bunte sowie farblose würmer — das sind die fremden litteratureinflüsse. zwischen dieses unruhige geschlängel sind dann zahlreiche namen gedruckt und obendrein noch kreise geschlagen, die sich vielfach durchschneiden.

Man muss diesen wirrwarr nur sehen, und das unmögliche des versuchs, in dieser weise die entwickelung des geistigen lebens zu schildern, wird jedem litteraturkundigen klar. sollen graphische formeln würklich einen pädagogischen oder auch nur mnemotechnischen wert haben, so müssen sie unbedingt viel einfacher und anspruchsloser sein. merkwürdig genug sieht der verf., der ein ganz gutes buch zur litteraturgeschichte des 18 jhs. geschrieben hat, die elementaren schwierigkeiten selbst ein und setzt sie in der 'erklärenden einleitung' ganz verständig auseinander; aber gleichwol glaubt er, dass sein wurmragout auch für die fachleute schmackhaft sein werde: wenn nicht, so können sie sich ja nach belieben noch mehr namen drauf streuen! — ich will bei den zahlreichen historischen irrtümern, die besonders die auffassung der älteren zeit betreffen, gar nicht verweilen, sondern nur an ein paar beispielen zeigen, zu welchen schiefheiten die barocke ausführung des trivialen einfalls gelangt ist. da mündet bald nach 1130 von rechts her ein roter (französischer), von links her ein weifser (antiker) arm: an der mündung des einen steht 'Rolandslied', an der des andern 'Alexanderlied'. dass diese beiden frühsten dichterischen übersetzungswerke als litterarische erscheinungen unter den gleichen historischen gesichtspunct fallen, wird also völlig verwischt! was der wechselnde leibesumfang der litteraturschlange eigentlich zu bedeuten hat, erfahren und erkennen wir durchaus nicht. blüte und verfall kann damit nicht wol gemeint sein, denn nach Goethes tode beobachten wir eine beständige zunahme. also wol die schwankende litterarische production? aber 1210—1410 erleben wir gerade bei wachsender menge des schrifttums die tragische geschichte des suppenkaspars, und auch um 1620, zur zeit der grössten blüte des büchermarkts, sieht der leib recht schmächtig aus, während er sich um 1650 eines behaglichen embonpoints erfreut. wir kommen am ende darauf, dass die fremden einflüsse und ihr ausbleiben allein an allem schuld sind; denn allerdings zwischen 1250 und 1450 bleiben bei F. die bunten würmer ganz aus! ein rätsel ist uns auch, was eigentlich die wechselnde richtung des stromes veranlasst, denn ein terrain ist nicht angedeutet, und man erwartet (vgl. den titel) vergeblich, dass die einmündenden nebenflüsse den lauf beeinflussen werden. und gar vieldeutig sind schliefslich noch die idealen kreise, die das gesamtbild noch complicierter gestalten: einer von ihnen, XIV 'Jung-Deutschland', umfasst neben dem, was

wir gewöhnlich unter dem jungen Deutschland verstehn, fast die ganze 'schwäbische schule' und aufserdem Rückert, Freiligrath und Bodenstedt! Sch.

Das deutsche volksbuch von den Heymonskindern. nach dem niederländischen bearbeitet von Paul von der Aelst. mit einer einleitung über geschichte und verbreitung der Reinoltsage herausgegeben von dr Friedrich Pfaff. Freiburg i. B., Herder, 1887. lxxii und 208 ss. 8⁰. 3 m. — Pfaff versieht seinen neudruck der ausgabe von 1604 mit einer ausführlichen einleitung, in der er zuerst über die historischen grundlagen der sage handelt, so weit sie zu erkennen sind, hierauf über ihre verbreitung in Frankreich, England, Skandinavien, Italien, Spanien, den Niederlanden kurz berichtet, um sich dann dem deutschen volksbuch zuzuwenden; auch hier gibt er nur einen auszug aus seinem nachwort zum Reinolt. der weitere teil der einleitung beschäftigt sich mit einzelnen unterschieden des inhaltes und im besonderen mit der legende des hl. Reinolt. überall verwertet Pf. eine weitausgedehnte kenntnis, hat aber nicht die gabe, dem leser seine resultate klar vorzutragen; freilich kann nicht geleugnet werden, dass kaum eine schwierigere aufgabe besteht, als solche untersuchungen mit ihren zahllosen hypothesen halbwegs deutlich zu machen. nur zu leicht wird der vf. dieselbe vertrautheit mit dem stoffe, die er an sich kennt, auch bei seinen lesern voraussetzen und dadurch unverständlich werden; es ist eben für den leser unmöglich die verschiedenen fassungen, die ein herausgeber heranzieht, gegenwärtig zu haben und auseinander zu halten, wenn nicht mit scharfen strichen wesentliches und unwesentliches vom vf. selbst geschieden wird. besonders verwirrend würkt das zusammentragen von nachrichten, die erst der fleifs eines herausgebers aufgestöbert hat; ob es sich nicht empfehlen würde, sie von der untersuchung vollständig zu trennen und in einem urkundenteil zu vereinigen, wie es die historiker machen? dadurch könnte der darstellende teil entlastet und vereinfacht werden.

Der text des volksbuches wird nach der ältesten bekannten ausgabe, einem Cölner drucke, gegeben; als übersetzer macht Pf. den bekannten Paul von der Aelst wahrscheinlich; von der möglichkeit, dass dieser buchdrucker zu Deventer selbst einen druck veranstaltet und der Cölner Peter von Brackel mit seiner ausgabe nur einen nachdruck gewagt habe (Zs. f. vgl. lg. 1, 168), sieht Pf. hier ab, denn allerdings ist es unwahrscheinlich, dass ein nachdrucker den verleger des originaldrucks auf dem titel angeführt hätte. freilich bleibt aber das rätsel, warum PvdAelst 1604 ein werk in fremdem verlag erscheinen liefs, wenn er 1602 zu Deventer selbst als verleger würkte. Pf. gibt ein namen- und wortverzeichnis bei und als anm. unter dem text verweisungen auf P und die lesarten der ältesten drucke. auf die jüngeren fassungen geht er nicht ein. seine absicht, noch weitere volks-

bücher in derselben weise zu veröffentlichen, kann nur froh begrüfst werden; wir haben ein interesse daran, die ältesten fassungen dieser büchlein kennen zu lernen.

Mich wundert nur, dass er den titelholzschnitt des volksbuches von 1604 nicht beibehalten hat; ein mir vorliegender neuerer druck (Urfahr-Linz, PhKraufslich) ist mit einem holzschnitte versehen, der zur beschreibung Pf.s nahe stimmt; es wäre daher die reproduction des alten holzschnittes erwünschter gewesen als die abbildung des Cölner reliefs.

Lemberg. R. M. WERNER.

Der 'Sprachverderber' vom jahre 1643 und die aus ihm hervorgegangenen schriften von HANS GRÄF. Jenaer diss. Dresden, BGTeubner, 1892. 52 ss.* — seit einigen jahren hat sich die gelehrte forschung den bestrebungen des 17 jhs. für sprachreinigung lebhaft zugewendet. die bedeutendste der in jener zeit erschienenen namenlosen streitschriften gegen die sprachmengerei (für den Ehrenkranz hat HHSchill als verf. nachgewiesen werden können) ist unstreitig der sogenannte Sprachverderber; aus diesem grunde veranstaltete 1891 HRiegel in dem ersten Wissenschaftlichen beihefte zur Zs. des allgem. d. sprachvereins einen neudruck der ausgabe von 1643. darauf hin wies RBechstein, der schon 1862 in LBechsteins Deutschem museum einen mir leider unbekannt gebliebenen neudruck besorgt hatte, in Lyons Zs. f. d. d. unterricht 5, 319 nach, dass es zwei ausgaben v. j. 1643 geben müsse. Gräf hat nun das gegenseitige verhältnis der verschiedenen drucke von 1643 (1644) und 1650 festzustellen gesucht. seine untersuchungen sind sehr sorgfältig und die folgerungen besonnen und vorsichtig, so dass wir seine resultate anerkennen müssen. die neudrucke von Bechstein und Riegel repräsentieren je eine der beiden ausgaben von 1643. welche von ihnen älter ist, und ob die eine ein neu- oder nachdruck der andern ist, lässt sich mit sicherheit nicht entscheiden; doch ist es wahrscheinlich, dass die von Bechstein neugedruckte ausgabe die ursprüngliche war, die von Riegel zu grunde gelegte ein vom verleger besorgter flüchtiger nachdruck. die sprache ergibt einen oberdeutschen verfasser. die Kölner ausgabe von 1650 ist ein nachdruck des Sprachverderbers von 1643 und zwar der jüngeren ausgabe. neben diesem '*Vnartigen Teutschen Sprachverderber*' haben wir ein buch von 1644 mit dem titel '*C. S. Teutscher vnartiger Sprach-Sitten vnd Tugend verderber. Gemehret vnd verbesseret vnd zum andern mal in Truck gegeben. Getruckt im Jahr, da Sprach Sitten vnd Tugend verderbet war MDCXXXXIV*'. die grundlage dieses werkchens ist der Sprachverderber; daneben finden sich aber längere ausführungen über den verfall der sitte und ein verzeichnis von 742 verdeutschungen. G. macht es höchst wahrscheinlich, dass

* [vgl. Lithl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 8 (ASocin) — Z. f. d. d. unterr. 6, 369 ff (RBechstein)]

dieses buch eine vom verfasser selbst besorgte umarbeitung des Sprachverderbers ist. inhalt und sprache weist auf das westliche Oberdeutschland hin. sodann zählt G. noch auf, was auf weitere drucke des Sprachv. aus dem 17 jh. schliefsen lässt und behandelt endlich die Sprachposaune von 1648. dass diese eine matte bearbeitung des Sprachverderbers sei, war schon bekannt; G. weist nach, dass sie auf die von Bechstein neugedruckte ausgabe zurückgeht. leider ist G. auf die interessante frage nach dem unbekannten verfasser des Sprachv. nicht weiter eingegangen. er begnügt sich damit, ohne ein wort der kritik die beiden wichtigsten vermutungen anzuführen. für Reinhold Köhlers ansicht, Moscherosch sei der verfasser, spricht vor allem Moscheroschs eigene erwähnung '*in meinem Sprachverderber*'; ferner stammt er aus derselben gegend, der nach G. auch der verfasser des Sprachv. angehören muss. dagegen sprechen Moscheroschs lässige art in der verwendung von fremdworten gegenüber dem eifer des Sprachv. und seine beziehungen zu Schill: beide waren mitglieder der Tannengesellschaft, und dem Ehrenkranz ist ein lobgedicht von Moscherosch vorgedruckt: der Ehrenkranz aber wendet sich ziemlich scharf gegen den Sprachverderber. vermutlich gehört der verfasser gar nicht zu den bekannten litterarischen gröfsen des 17 jhs.; auch von Schill kennen wir ja keine weiteren schriften. — die arbeit von G. hat das unzweifelhafte verdienst, uns über die verschiedenen ausgaben einer nicht unwichtigen schrift gegen die sprachmengerei des 17 jhs. klarheit verschafft zu haben. ich verkenne den nutzen solcher untersuchungen gewis nicht. nur war das problem in diesem falle weder schwierig noch erheblich genug, um eine eigene schrift zu rechtfertigen. die litteraturgeschichte wird sich vor der zersplitterung in selbständige einzelforschungen von dieser winzigkeit hüten müssen, damit dem aufwande an sorgfalt, scharfsinn und raum auch der wert des resultates für das allgemeine einigermafsen entspricht.

Braunschweig. H. Schultz.

Der bildliche ausdruck in den reden des fürsten Bismarck von Hugo Blümner. Leipzig, SHirzel, 1891. vi und 198 ss. 8°. 3 m. — Herder wollte die redner des altertums von denen der neuzeit dadurch unterscheiden, dass jene mit einer vom zwange des augenblickes aufgerufenen kraft aus einer gegebenen gelegenheit heraus sprächen, diese nach mechanischer vorbereitung in matter zersplitterung. man hat inzwischen gelernt, auch hier als dauernden unterschied anzusehen, was anfangs als chronologische verschiedenheit galt. unter den rednern der neuzeit, die recht im geist jener für Herder allein 'echt antiken' redner ihre ganze kraft dem gewaltigen erfassen des moments verdanken, steht an der ersten stelle fürst Bismarck. eine studie über seine redekunst würde daher einen bedeutenden beitrag bilden zu der geschichte der beredsamkeit bei den Deutschen, einem wichtigen,

noch zu schreibenden werk, das der geschichte des geschriebenen wortes bedeutsame ergänzungen liefern müste.

Nur einen teil dieser studie, aber einen besonders interessanten, den bildlichen ausdruck in Bismarcks reden, behandelt ebenso gründlich und liebevoll als sachlich und klar die schrift des schon längst auch um die deutsche philologie hochverdienten archäologen. für uns hat diese arbeit doppelten wert: im sinne der methode wechselseitiger aufhellung gibt sie uns auch für autoren vergangener zeiten einen fingerzeig über das verhältnis der persönlichkeit zu dem bilderschmuck ihrer rede. da müssen wir, die wir so gern aus lieblingsbildern bei mhd. dichtern weitgehnde folgerungen ziehen, erstaunt sehen, wie wenig eine gestalt von so tiefgegründeter originalität in der bilderwahl originell ist. nur das allgemeine medium des preufsischen adelichen tritt in der bevorzugung militärischer und landwirtschaftlicher bilder, dasjenige des beamten in der wahl von metaphern aus seinem berufskreise hervor, und eine gewisse seltenheit, namentlich aber die ungenauigkeit der litterarischen citate würde dem philologen den schluss gestatten, dass der anonyme autor dieser reden kein mann der akademischen tätigkeit gewesen sei. weiter aber kann man kaum gehn. individuell bleiben höchstens ein paar lieblingsbilder: die 'uhr' verrät den mann der sauren arbeit, das 'fass' den trinkfrohen wirt unter den abendgästen. aber dem leidenschaftlichen naturell dieses gewaltigen redners würde ein dichter wahrscheinlich viel eher tropen zb. vom gewitter, vom vulkan, vom erdbeben leihen als die mäfsigen 'meteorologischen bilder', die er tatsächlich gebraucht.

Diese auffallende tatsache hat ihre für die litterarhistorische kritik wichtige ursache in der herschaft, welche die allgemein gangbare sprache des politischen kampfes auch auf die stärkste individualität übt. die *κοινή* ist auch hier mächtiger als der dialect. diese gemeinsprache des parlaments ruht aber wider auf der der presse. als Kürnberger vor fünfzehn jahren in seinen Litterarischen herzenssachen schon vieles predigte, was erst jetzt wider durch die feinde des grofsen Papierenen mit erfolg gelehrt wird, da führte er die metaphern der presse auf zwei hauptelemente zurück: der kampf auf dem turnierplatz und der kampf auf der strafse liefern dem zeitungsstil die meisten bilder. auf ein drittes hauptelement wies mit gewohnter feinheit Nietzsche hin: auf die rolle, die in der zeitungssprache die redeweise der 'nichtstudierenden studenten' mit ihren ironischen wendungen und hindeutungen spielt. man wird bei unsern rednern nicht viel mehr aus der bildersprache herauslesen können als eine characteristische bevorzugung oder vernachlässigung eines dieser drei elemente. in der bilderwahl würde, davon abgesehen, die beredsamkeit einer so gründlich verschiedenen persönlichkeit wie etwa Windthorst kaum wesentlich andere ergebnisse liefern.

Vielleicht wäre das dankenswerte buch für die beurteilung der individualität fruchtbarer geworden, wenn der verf. einen kurzen chronologischen abriss versucht hätte. das merkt man wol bald, dass der abgeordnete des landtags von 47—52 dem altmodischen, nicht aus lebendiger anschauung, sondern aus der tradition entnommenen bilderschatz viel eher seine redeblumen entnimmt als der ministerpräsident seit 62. statt dessen betont der schluss allzusehr das dauernde. characteristisch ist aber unter dem dort hervorgehobenen nur der reiche gebrauch allgemein üblicher redensarten und die wahl von bildern aus der augenblicklichen situation heraus. für diesen zweiten punct ist das überhaupt besonders lehrreiche capitel 'Repliken' reich an beispielen. sie beweisen eben, wie durchaus fürst Bismarck zu den 'gelegenheitsrednern' im sinn des Herderschen lobes gehört. und sollte für die rede nicht doppelt gelten, was Goethe für seine eigene poesie paradigmatisch aussagt?

So gibt das schriftchen uns philologen die wichtige lehre, dass bei schlussfolgerungen aus den von einem autor gebrauchten bildern der gewählte gegenstand lange nicht so bezeichnend ist als die art der anwendung. und so begrüfsen wir in diesem ersten wissenschaftlichen beitrag zur geschichte der neueren beredsamkeit in Deutschland zugleich ein für die methodik der litteraturgeschichte im allgemeinen förderliches werk.

Berlin, 19 jan. 1892. RICHARD M. MEYER.

Die sagen des Elsasses getreu nach der volksüberlieferung, den chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen quellen gesammelt von AUGUST STÖBER. neue ausgabe besorgt von CURT MÜNDEL. I teil: Die sagen des Ober-Elsasses. Strafsburg, JHEdHeitz (Heitz u. Mündel), 1892. xv u. 151 ss. gr. 8°. 2,50 m. — diese neue, dritte ausgabe des trefflichen im handel vergriffenen buches ist ein höchst dankenswertes unternehmen. der in elsässischer volkskunde wolbewanderte herausgeber hat der sammlung Stöbers alle die sagen einverleibt, die seit dem erscheinen der letzten ausgabe von Stöber selbst, von JGStoffel (Christophorus), GZetter (Fr.Otte), Ringel, Michel in Wolfs Zeitschr. für deutsche mythologie, in der Alsatia, dem Elsässischen samstagsblatt, dem Jahrbuch für geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens, der Revue d'Alsace, von ChBraun in seinen Légendes de Florival, endlich von Mündel selbst in der Alemannia veröffentlicht worden sind, so dass wir in dieser neuen ausgabe alles beisammen haben, was von elsässischen sagen bekannt ist. es hätte sich übrigens empfohlen, die ergänzungen — ich zähle im ganzen 62 nummern — durch irgend ein zeichen kenntlich zu machen. gegen 12 nummern der 2 ausg. sind als unwesentlich weggelassen worden, von denen jedoch einige wie nr 60 u. 73, die sich auf elsässische hexenprocesse beziehen, wol hätten bleiben können. die bemerkungen, welche Stöber den einzelnen sagen unmittelbar beizugeben pflegte,

hat M. mit recht in den anhang verwiesen, den er mit sachkundigen eignen beiträgen bereichert hat. möge der wunsch des herausgebers sich erfüllen, dass die neue ausgabe dazu beitrage, dem schönen buch im Elsass und im übrigen Deutschland neue freunde zu erwerben und das andenken an August Stöber wach zu erhalten. der zweite teil, die sagen des Unter-Elsasses umfassend, soll im nächsten jahre erscheinen. WILHELM HERTZ.

KLEINE MITTEILUNGEN.

MISCELLEN. 1. zu MSF. 3, 1. zu Boltes mitteilungen über *dû bist mîn, ich bin dîn* (Zs. 34, 161. Anz. XVII 343) erlaube ich mir einiges nachzutragen. die parallelstellen aus Veldeke, Liechtenstein und Tannhäuser sind bereits Anz. VI 151 verzeichnet, ebenda auch eine weitere, zuerst von Bartsch LD² s. 375 angeführte aus Konrads Trojanerkr. 38822: *dû wære mîn, sô was ich dîn vür al die welt besunder.* ich füge noch hinzu: Reinfrid von Braunschweig 4223 ff: *ich bin dîn, sô bist du mîn, ich wil bî dir, du bî mir sîn in herzen und in sinnen*; in den nd. leberreimen des Joh. Junior vom j. 1601 heifst es: *Denn ick bin dyn und du bist myn, Her Godt möcht ick doch by er syn* (Jb. f. nd. sprachf. 10, 85 nr 114); in der Comœdia genandt Dass Wohl Gesprochene Uhrtheil Eynes Weiblichen Studenten oder Der Jud Von Venedig (Meifsner Die engl. comödianten zur zeit Shakespeares in Österreich s. 154) fragt Pickelhäring: *o mein Kurtzweillige Biessen Katz! sage mir, Franciscina, Bistu mein?*, worauf Franciscina antwortet: *Du Bist mein Vnd ich dein allein*[1]. vgl. auch Altswert 27, 16: *wan ich bin du und du bist ich.*

Für die geistliche litteratur fällt die beziehung auf Cantic. 2, 16. 6, 2, vgl. 3, 37 stark ins gewicht (vgl. zu ALangmann 47, 9 ff. Anz. VII 268): Adelheid Langmann 47, 9 ff: *du pist mein und ich pin dein. wir sein vereint und süllen vereinet ewiclichen sein*; Seuse (Die briefe HSusos, hsg. von WPreger s. 41): *eya gemynter herre, wie gelust mich dein! sol ich aber dar zu komen, daz ich sprech: du mein und ich dein?* Else von der Neuenstadt im kloster Adelhausen zu Freiburg sprach oft die worte: *Gott ist in mir und ich in ime, er ist min und ich bin sin, er ist mir und bin ich ime* (Freiburger diöcesanarchiv 13, 180). vgl. noch Bartsch Erlösung s. 222 v. 189 f: *ich dû, dû ich, wir zwei sîn ein, alsô wirt ein von uns zwein.* — zu MSF. 3, 5 sei beiläufig auf HSachs (ed. Keller v 49 = Fastnachtsp. ed. Götze I 38) verwiesen:

Der Gesell: Ach wie mögt jr mein Hertz bekrencken!
Laszt mich doch meiner trew geniefsen
Vnd thut mir ewer hertz aufschliefsen!
Die Magd: Ey botz ich hab den schlüssel verlorn.

vgl. auch Böckel Deutsche volkslieder aus Oberhessen s. LXXXVI.

[1] man beachte die reime in dieser partie und auch s. 157 oben.

2. zu MSF. 3, 7. der unerfüllbare wunsch, die ganze welt sein eigen nennen zu können, wird in der älteren poesie gern als hyperbel verwandt, und zahlreiche variationen knüpfen daran an. Henrici (Zur gesch. der mhd. lyrik s. 66) und Berger (Zs. f. d. ph. 19, 454 f) haben mehrere belege gegeben, die ich im folgenden vervollständigen möchte, wobei ich mir erlaube, der übersichtlichkeit wegen Henricis und Bergers nachweise zu widerholen. ehe ich die formelhaften wendungen verzeichne, seien solche zusammengestellt, die einfach den gedanken, ohne rücksicht auf eine bestimmte ausdrucksweise, widergeben: Glauben 2506 ff: *wer die werlt elle in siner gewelde und solde tusint jar leben und solde di sele dar umbe geben, bezzer ime were, daz er den couf verbere*; Kaiserchr. ed. Schröder 4705 ff: *der mir alle dise werlt gæbe, wie ungerne ih die næme fur minen vil lieben man!*; Rugge 101, 7 ff: *mir ist noch lieber daz si müeze leben nách éren, als ich ir des gan, dan min diu werelt wære sunder streben*; Warnung 775 ff: *het ir elliu diu rîche unt al die werlt gewalticlîche unt gæbet ir si alle hin durch des himelrîches gewin — nimmer möhtet ir genesen unt wolt ir niht geminne wesen*; j. Tit. 1239, 4 ff: *und wær diu werlt mîn eigen, daz diuhte mich gén dîner wirde kleine. wærn alle berg von golde und edel stein die griezen, daz gæb ich dir ze solde*; Fastnachtsp. 218, 4 ff: *Nu hab ich all mein tag vernumen, wenn all dis werlt eins eigen wer* usw.

Für die formel *wær diu werlt alliu mîn* stehn folgende parallelen zur verfügung: Veld. En. 11082 f: *of al die werelt wâre mîn, so engewonne ich niemer ander wîf*; Eracl. 3858 ff: *wær al disiu werlt mîn, die woldich é verkiesen, é in ze friunde vliesen*; im Liber specialis gratiae IV 60 antwortet Mechthild von Hackeborn mit bezug auf Joh. XXI 15 f: *Tu scis, Domine, quod si totus mundus meus esset, cum omnibus quae in eo sunt, pro amore tuo ad integrum deserere vellem* (Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae II 315); Mechthild von Magdeburg s. 256: *were alle die welt min und were si luter guldin — daz were mir iemer unmære: also vil gern sehe ich Jesum Cristum minen lieben herren in siner himelschen ere.* wie die letztangeführte stelle sich daneben eine welt aus eitel gold ausmalt, so auch Glauben 2853 ff, wenn auch durch conjectur: *unde were die werlt* [*elle*] *al* [*rot guldin*] *unde were si din, vil gerne du di gebis, daz du uze der helle quemis*; vgl. noch Der sêle cranz 275 ff: *swer eine stunde solt dâ sîn, und wère die werlt rôt guldîn, die neme ich vor die vroude nicht noch vor daz wunneclîche licht* (Beitr. 5, 560); Von der gnaden überlast 35, 17 ff: *und wer alle dise werlt rotguldin und solst du sie niezzen als lang du wolst, die mohst du fur den lon niht nemen den dir unser herre dar umb geben wil*; Mechthild von Magdeburg s. 186: *und were das ertrich guldin und die clare sunne darin schine ane underlas* (lies *underlat*) *beidiu tag unde nahtes* (lies *naht*), *dar zuo des süessen meien luft, schœne bluomen*

mit voller fruht, so enwölte ich nit eine stunde darinne wesen: also wunnenclich ist dis leben; Hölscher Nd. geistliche lieder und sprüche aus dem Münsterlande s. 58 str. 8: *wer al de werlt von golde so roit, van alle tzyerheit kleyn und groit, mit perlen overgotten, vele lever wolde ik sterven den doit dan mynen Jhesum verlaten.* vgl. auch Rolandslied 12, 6 f: *waren di berge alle guldin, daz ne mochte in vrūme sin*; Egerer fronleichnamspiel 290 ff: *wæren alle perg silber und golt und solten alle wesen mein, das ich dort ain stundt solt sein, der woltich alle verzeichen mich*; Nd. leberreime des Joh. Junior (Jb. f. nd. sprachf. 10, 88 nr 126): *Ick wold dat alle berg wern goldt und alle water weren wyn und möcht ein her darōver syn: so wold ick lever dat vorlesen, eer ick myn leeff wold vorkesen*[1].

Tübingen. PH. STRAUCH.

EIN BRIEF MORIZ HAUPTS AN LUDWIG UHLAND. MITGETEILT VON PHILIPP STRAUCH. *der unten mitgeteilte brief stammt aus Hollands nachlass und befindet sich jetzt auf der kgl. universitätsbibliothek zu Tübingen. bekanntlich hat Uhland nie für unsere Zeitschrift einen beitrag geliefert, während er später Pfeiffers Germania mit der abhandlung Zur schwäbischen sagenkunde eröffnete.*

Wohlgeborener, hochzuverehrender herr, verzeihung der zudringlichkeit, mit der ich, ohne Ihnen bekannt oder empfohlen zu sein, Sie belästige, kann ich nur von Ihrer nachsicht hoffen; ich selbst weifs sie nicht zu rechtfertigen. mögen Sie mein anliegen gütig aufnehmen. ich bin im begriff im verlage der weidmannischen buchhandlung eine zeitschrift für deutsches alterthum erscheinen zu lassen, deren erstes, in der handschrift beinahe fertiges heft ich mir vorgenommen hatte, sobald es gedruckt wäre, Ihnen mit der bitte um Ihre theilnahme zu übersenden. meine verleger aber, die sich (s. 2) Ihnen empfehlen, meinen mit recht, dafs es dem unternehmen zu grofsem vortheile gereichen würde, wenn diese zeitschrift gleich bei ihrem beginn einen beitrag von Ihnen enthielte; auch ich würde dies für die beste vorbedeutung halten und ich hatte den gedanken daran nur deshalb aufgegeben, weil ich glaubte durch das erste heft der beabsichtigten zeitschrift mich und mein unternehmen bei Ihnen legitimieren zu müfsen. wenn ich jetzt, im vertrauen auf Ihre nachsichtige entschuldigung, doch selbstsüchtig genug bin noch vorher Ihre güte anzusprechen, so mufs ich vor allen dingen bitten etwas befseres zu erwarten als die von mir und Hoffmann herausgegebenen, gottlob beendigten altdeutschen blätter, deren zwei bände Ihnen vielleicht zu gesicht gekommen sind; denn mit zuversicht etwas befseres zu verheifsen

[1] [ferner vgl. Muscatplut 38, 82 *wer all duse werelt dan eigen min, die wuld ich ubergeben, ee ich vermede die hulde din*; Lieders. 28, 365 *und wär dü welt alli min, die wolt ich alli lan, das ich din huld solt han*; ebd. 176, 258 *wer dü welt alle min, mir kont nimer bafs gesin*; auch Püterichs Ehrenbrief 27, 1 und Alem. 18, 108, v. 16. R.]

berechtigt mich (s. 3) die mir zugesicherte unterstützung. von Jacob und Wilhelm Grimm bin ich besonderer theilnahme gewifs, Schmeller und Wackernagel haben beiträge versprochen und auch Benecke und Lachmann werden mich nicht leer ausgehen lafsen. betrachten Sie mich also als den boten, der Sie in die gemeinschaft dieser einladet, nicht als einen überlästigen, der mit selbstgefälligkeit in Ihre pfade störend einbricht.

da die neue zeitschrift bestimmt ist das gesammte deutsche alterthum, soweit es philologischer behandlung fähig ist, zu umfafsen, so würde mir von Ihnen jeder beitrag gleich willkommen sein, möchte er sich auf sprache, geschichte der poesie, sage oder sitte beziehen, eigene bemerkungen enthalten oder auch nur ein kleines sprachdenkmal, ein fragment.

(s. 4) kaum getraue ich mich günstigen erfolg meiner bitte zu erwarten; aber durch eine baldige, wenn auch versagende antwort würden Sie mich sehr verbinden, weil ich den anfang des druckes nicht gern lange aufgeschoben sähe.

Erlauben Sie dafs ich diese gelegenheit benutze die beiliegenden bücher Ihrer nachsicht zu empfehlen und die verehrung auszusprechen, mit der ich beharre Euer Wohlgeboren ganz ergebenster

Leipzig 15 oct. 1840. Professor Moriz Haupt.

Berichte über G Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

IV.

5. *was* (satz 36).

Die lautverschiebungsgrenze *-t/-s* (die verschiebenden orte *cursiv*): Falkenberg, *St. Avold*, Bolchen, Busendorf, Saarlouis, *Forbach*, *Saarbrücken*, *St. Ingbert*, *Ottweiler*, St. Wendel, *Kusel*, *Baumholder* (zweifelhaft, hart an der grenze), Oberstein, *Lauterecken*, *Meisenheim*, *Sobernheim*, Gemünden, Kirchberg, *Simmern*, *Bacharach*, *Caub*, *Oberwesel*, *St. Goar*, Boppard, *Nastätten*, Nassau, Diez, Limburg, *Runkel*, Hadamar, *Weilburg*, Westerburg, *Driedorf*, *Herborn*, *Dillenburg*, Haiger, Siegen, *Laasphe*, Hilchenbach, *Berleburg*, Schmallenberg, Winterberg, *Hallenberg*, Sachsenberg, *Frankenberg*, *Frankenau*, Fürstenberg, Sachsenhausen; der weitere verlauf stimmt mit der Anz. XVIII 307 f gegebenen *ik/ich*-linie überein, wenigstens in bezug auf die dort hergezählten gröfseren ortschaften, mit zwei ausnahmen: Harzgerode hat *wat* und Schlieben hat *was*; aber auch sonst decken sich die beiden characteristischen verschiebungslinien keineswegs dorf für dorf, und wie Schlieben (mit etwa zwanzig umliegenden dörfern) *ik*- und *was*-formen combiniert, so umgekehrt selbst an der sonst schärfsten und consequentesten hd./nd. grenzstelle Sachsenberg (mit drei benachbarten ortschaften) *ich*- und *wat*-formen. dasselbe gilt für das hd. gebiet östlich der unteren Weichsel. im *wat*-gebiet erscheint aufserdem wider vereinzeltes *was* in der nähe der grenze östlich der Elbe, namentlich in städten und in Berlins

umgebung (das selbst *wat* hat). immerhin kann man im allgemeinen sagen, dass die -*t*/-*s*-grenze von *was* mit der -*k*/-*ch*-grenze von *ich* übereinstimmt von der ostgrenze des reichs bis zum Rothhaargebirge, hier biegt sie plötzlich nach s. ab. weitere karten werden zeigen, dass eine ganze reihe characteristischer linien, die im Oder-, Elb-, Wesergebiet im wesentlichen mit jenen grenzen zusammengehn, sich immer an derselben stelle, etwa bei der quelle der Sieg, abzweigen und weiter nach w. selbständig verlaufen. in ihrer gesamtheit zeigen sie dann im Rheingebiet das bild eines fächers, dessen mittelpunct an der Siegquelle liegt und dessen nördlichster radius durch die *ik*-linie, dessen südlichster durch die *wat*-linie vertreten wird.

Den auslautenden dental werfen ab das dän. (*wa*, daneben *hva hvad* wol unter anlehnung an das schriftdän.) und ein teil des schwäb., wo *wa* vereinzelt schon zwischen Stuttgart und Ellwangen auftritt, weiter nach s. häufiger wird und in dem zwischen Schwarzwald und Bodensee gelegenen teile Badens herscht.

Das anlautende *w* ist in drei gröfseren gebieten in *b* übergegangen: *bat* heifst es im gebiete der Ruhr und Lenne um Lüdenscheid, Neuenrade, Altena, Hoh. Limburg, Iserlohn, Menden, Neheim, Arnsberg, Hirschberg, Beleke, Rüthen, Warstein, Meschede, Winterberg, zu beiden seiten des Rheins von Linz bis Coblenz und nördlich der unteren Mosel bis Cochem, *bos bas* etwa von einer nördlichen linie Homberg (im gleichnamigen kreise)-Waltershausen (am Thüringerwalde) bis zu einer südlichen Schlüchtern-Königshofen und über diese hinaus incl. Kissingen, Hammelburg. weitere karten werden zeigen, dass dieser wandel nur anlautende *w* betroffen hat, die auf ursprüngliches *hw* zurückgehn; die articulation des *w* in *hw*- muss also von jeher eine andere gewesen sein als die des *w*- (vgl. nhd. *w* und *qu*). von den mit ursprünglichem *hw* beginnenden wörtern werden aber weiter nur die pronomina interrogativa und die mit ihnen zusammenhängenden conjunctionen und adverbien dieses dialectische *b*- aufweisen, während substantiva, adjectiva, verba bezüglich ihres anlauts zu den wörtern mit ursprünglichem *w*- in lautliche analogie getreten sind und kein *b*- bieten.

Was die vocalfärbung betrifft, so ist *wat* durchweg die nd. form (auch fries., nur auf dem festlande gegenüber Sylt und im Saterland heifst es *wet*, auf Wangeroog *wut*); gedehntes *wāt* erscheint mehrfach im Moselgebiet, besonders im nördlichsten Lothringen südlich von Luxemburg; *wot* kommt in etlichen orten südlich von Hamburg vor und in geschlossenem gebiet an der *t*/*s*- grenze, im vocal sich an das östlich anstofsende *wos woas* anschliefsend, von St. Goar bis Westerburg mit Braubach, Ems, Montabaur; *wet* zusammenhängend in acht dörfern östlich von Siegen.

Auf hd. boden herscht *was* in der ostpreufsischen enclave, in einem md. gebiete, das im n. von der verschiebungslinie und im s. von der ungefähren grenze Cassel, Sontra, Waltershausen,

Schmalkalden, Plaue, Rudolstadt, Sulza, Borna, Mittweida, Döbeln, Dresden, Königsbrück, Spremberg, Peitz, Fürstenberg, Schermeifsel umschlossen wird, endlich in Süddeutschland östlich der *t/s*-linie bis zur ungefähren grenze St. Goar, Caub, Lang. Schwalbach, Wiesbaden, Hochheim, Oppenheim, Worms, Heppenheim, Erbach, Miltenberg, Mergentheim, Bartenstein, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Monheim, Rain, Augsburg, Weilheim, Füssen. sonst herschen *o*-vocale in den verschiedensten schreibungen, im gebiet der oberen Lahn und des Vogelsgebirges wol diphthongisches *oa*, sonst eine nüance der mannigfaltigen reihe *a* > *å* > *o*, wobei von fixierbaren grenzen keine rede sein kann.

6. *salz* (satz 7).

Die lautverschiebungslinie *t/z* (verschiebende orte *cursiv*): Eupen, *Aachen*, Geilenkirchen, *Linnich*, Heinsberg, *Erkelenz*, *Odenkirchen*, Dahlen, Rheydt, *Neufs*, *Düsseldorf*, Kaiserswerth, *Ratingen*, Mettmann, *Gerresheim*, Merscheid, Höhscheid, *Leichlingen*, *Burscheid*, Dorp, *Burg*, Hückeswagen (man unterlasse bis hierher nicht den vergleich mit der *ik/ich*-linie Anz. XVIII 307 einerseits, mit der *s/ns*-linie in *gänse* ib. 405 f und der *s/x*-linie in *sechs* 411 f anderseits), von hier ab übereinstimmung mit der *ik/ich*-grenze nach den dort aufgezählten ortschaften bis zum Unterharz, im weiteren jedoch Ballenstedt, Ermsleben, Hoym, *Aschersleben*, Cochstädt, *Stassfurt*, *Calbe*, *Barby*, *Zerbst*, *Roslau*, *Coswig*, *Zahna*, *Seyda* (die letzten acht orte hart an der grenze), Jüterbogk, *Schönewalde*, *Dahme*, *Baruth*, *Teupitz*, Zossen, Mittenwalde, *Königs-Wusterhausen*, *Fürstenwalde*, Lebus, *Frankfurt*, Göritz, Cüstrin, *Sonnenburg*, Landsberg, der rest wie *ik/ich*; dgl. die hd. enclave in Ostpreufsen. ausnahmen mit *-z* auf nd. boden bilden wider zahlreiche städte und flecken östlich der Elbe: vgl. entsprechende *eis* statt *īs* Anz. XVIII 409; dass diese ausnahmen auf schriftsprachlichem einfluss beruhen, nicht etwa auf einwürkungen der südlicheren verschiebungsgebiete, wird aus qualität und quantität des vocals erwiesen. dasselbe gilt auch für das grenzgebiet zwischen der *ich*- und der nördlicheren *salz*-linie von Elbe bis Warthe: es hat kurzen vocal, während im s. obersächsisches und schlesisches *sālz* angrenzen, ein sicherer beweis für die höhere altertümlichkeit der *ik/ich*-grenze.

Solt ist auf nd. (incl. dän.) boden die vorherschende form, in der regel mit offener kürze, wie gelegentliche schreibung mit *a*, *â*, *oa*, *ao* erweist (zb. in Schleswig, Westfalen). vorkommende *sult* weisen auf geschlossenes *o* westlich von Hamburg zwischen Elbemündung und Oste, im östlichen Mecklenburg und westlichen Pommern; ein zusammenhängendes und sich gut abgrenzendes gebiet mit *sult* liegt zwischen Ostsee und etwa dem 53 breitengrade einerseits, zwischen Odermündung und einer ungefähren linie Leba-Pr. Stargard-Bromberg anderseits. im westfälischen *solt*-gebiet liegt eine eigenartige *sölt*-enclave zu beiden seiten der Weser von Minden bis Bremen mit Melle, Lübbecke, Rhaden,

Petershagen, Sulingen, Nienburg, Hoya, und vereinzeltere *sölt, sült* treten noch nördlicher bis in die gegend von Ritzebüttel auf. hingegen *salt* (resp. *sālt,* wovon gleich zu reden) kommt einem zusammenhängenden streifen längs der verschiebungsgrenze von Remscheid bis Sachsa zu, dessen nördliche grenze bezeichnet sein mag durch die orte Hückeswagen, Wipperfürth, Attendorn, Brilon, Büren, Gesecke, Paderborn, Steinheim, Schwalenburg, Beverungen, Uslar, Moringen, Northeim, die alle *salt* haben. *salt* herscht ferner am Niederrhein von Düsseldorf abwärts in einem gebiete, das nach o. zu noch Angermund, Dorsten, Borken, Stadtlohn, Vreden, nach sw. noch Gladbach, Kempen, Straelen umfasst. *a*-vocal ist endlich den nordfriesischen inseln Sylt, Amrum, Föhr, der gegenüberliegenden küste mit Husum und Bredstedt und der insel Nordstrand eigentümlich, ebenso dem Saterland und einigen südwärts sich anschliefsenden ortschaften.

Die alte vocalkürze ist in den nd. gegenden bewahrt, nur im mecklenburgischen etwa zwischen dem 28 und 30 längengrade weisen zahlreiche schreibungen *sōlt, sohlt, soolt* ebenso auf dehnung, wie manche *sālt* auf den nordfriesischen inseln und der küste Schleswigs, *sȫlt* auf den Halligen. wenn auch die gegend südlich von Braunschweig und Helmstedt *sȫlt* und in dem der verschiebungslinie vorgelagerten *a*-gebiet der westlichste zipfel bis Neustadt und der östlichste rechts der Weser um Göttingen *sālt* spricht, so werden hier nur einflüsse der südlich angrenzenden hd. landschaften vorliegen, die alle gedehnten vocal haben.

Dem durchgängigen nd. *wat* gegenüber (oben s. 98) erklärt sich in dem vorherschenden nd. *solt* die trübung des alten *a* aus der natur des folgenden *l*. gutturale articulation desselben hat in einigen gegenden einen selbständigen vocal entwickelt, der mit dem vorhergehnden wurzelvocal einen diphthong bildet: *sault* schreibt das fries. formular von Langeness, und *sault* bildet drei gebiete, eins zwischen Weser und Oberharz von Höxter über Dassel und Einbeck bis Gandersheim, ein zweites längs der verschiebungslinie von Burg bis Ratingen, das Remscheid, Elberfeld, Velbert, Werden, Mülheim noch einschliefst, ein drittes zu beiden seiten der Vechte von Neuenhaus abwärts; sporadische *sault, soult* erscheinen auch sonst, vorwiegend im westfälischen. im dritten jener gebiete ist das *l* zum teil schon geschwunden; *saut* bildet aufserdem einen kleinen bezirk im westlichsten teile der Rheinprovinz mit Gangelt und Waldfeucht, während der gleiche process mit anderm resultat noch in dem *sōt*-gebiet vorliegt, zu dem Eupen, Geilenkirchen, Heinsberg, Dülken, Viersen, Kaldenkirchen gehören. eine besondere erklärung wird es aber verlangen, wenn die formulare einiger ortschaften zwischen Salzwedel und Wittingen *soot* schreiben: gutturalisierung und vocalisierung des *l* werden sich hier als nachwürkungen ursprünglichen Slaventums erklären und mit vielfachem *sauz, sāz* in Schlesien zu vergleichen sein; denn

jene orte liegen im sog. Slavenwinkel, wo noch im vorigen jh. slavisch gesprochen wurde. dass auch eine art mouillierung, wie sie sich im erwähnten mecklenburgischen *sōlt*-gebiet in mehrfachen schreibungen *soljt, sojlt, soilt* ausspricht, sowie in etlichen *sault, seult, soilt* an der Dievenowmündung, aus jenem selben grunde sich erklärt, ist zu vermuten.

In Mittel- und Oberdeutschland finden sich solche consonantische erscheinungen, um diese vorwegzunehmen, wider. auf colonistenboden begegnen die schon erwähnten *sauz, sāz*, besonders zwischen Meseritz und Züllichau, aber auch im westen vereinzelte *sauz* an der Rhön und im meiningischen, während das nd. *sōt* am westlichsten ende der verschiebungslinie jenseits derselben durch *söz* fortgesetzt wird, das etlichen ortschaften östlich von Eupen sowie nördlich von Aachen zukommt. vor allem aber fällt die bairische mouillierung des *l* ins gewicht, die in der überwiegenden schreibung *soïz* und in den selteneren *soëz, soöz, soüz, soilz* sich ausdrückt: diese characteristische erscheinung kommt dem ganzen bairischen *o*-gebiet südlich der Donau (s. u.) zu, nördlich der Donau dem Bairischen wald und dem lande des oberen Regen, während sie westlicher an der Naab ganz fehlt, an der Altmühl nur vereinzelt auftritt.

Die qualität des wurzelvocals ist hd. besser bewahrt als nd.; *solz* bildet ein gröfseres zusammenhängendes gebiet nur im bairischen und in den nördlich angrenzenden gebieten: seine grenze zieht sich vom Erzgebirge südlich an Hof vorbei zur Saalequelle, geht nordwestlich über den Frankenwald auf die südausläufer des Thüringerwaldes zu und wendet sich dann nach s., sodass auf der westseite des gebietes Eisfeld, Schalkau, Neustadt, Lichtenfels, Staffelstein, Bamberg, Baiersdorf, Erlangen, Nürnberg, Abenberg, Spalt, Gunzenhausen, Monheim noch *solz* aufweisen; die grenze geht weiter den unteren Lech hinauf, verlässt ihn aber schon nördlich von Augsburg, um sich nach so. zu wenden, zwischen Ammer- und Würmsee hindurchzuziehen und westlich von Mittenwald die reichsgrenze zu treffen. in diesem grofsen *solz*-complex weisen vielfache *a*-schreibungen auf ein offenes *o*; dehnung desselben ist in Nürnbergs nachbarschaft und in der gegend des Fichtelgebirges öfter belegt. aufserdem kommen zwei gebiete mit gedehntem *sōlz* in betracht: das eine im Jagst- und Taubergebiet, begrenzt im w. etwa von der linie Gaildorf-Stadtprozelten, im s. Gaildorf-Dinkelsbühl, im o. Dinkelsbühl-Kitzingen-Schweinfurt, während die nordgrenze von Stadtprozelten auf Grünsfeld und von hier über Würzburg nach Schweinfurt zieht; das andere längs der verschiebungslinie von Heiligenstadt bis Ermsleben, sich nach s. und so. erstreckend bis Dingelstedt, Ebeleben, Grofsenehrich, Weifsensee, Cölleda, Wiehe, Querfurt, Schraplau, Eisleben, Mansfeld, Sandersleben; östlich davon im gebiet der unteren Saale und Mulde vorgelagerte zahlreiche *soalz, sālz* uä. zeugen für ganz

allmählichen übergang in das benachbarte *sālz*-gebiet. sonst erscheinen die *o*-formen nur verstreut, so besonders zwischen Naumburg und Zeitz, in Lothringen um Falkenberg und St.Avold (hier wider mit *ō*, wie es scheint), im Elsass, im Allgäu; und in einem gebiet südlich von Darmstadt wechseln *salz* und *solz* mit *soalz*, *saolz*, *soulz*. führen sie auf eine trübe *å*-artige aussprache des stammvocals in jener gegend, so anderseits *sülz*, *sälz* auf eine helle an der Werra um Eschwege und Treffurt und nordöstlich vom Thüringerwald bis Erfurt, Weimar, bis zur Saale und darüber hinaus.

Im übrigen herscht reines *salz*, nur in weiten gegenden mit vocaldehnung als *sālz*, das noch abgegrenzt werden muss: es erscheint zunächst zu beiden seiten des Rheins in einem streifen von Düren über Köln bis zur lautverschiebungslinie; sodann in grofsem gebiete, das nordwärts vom Ederkopf bis Witzenhausen durch die verschiebungsgrenze und weiterhin durch den erwähnten nordthüringischen *sōlz*-complex begrenzt wird, westwärts durch eine linie Hilchenbach-Haiger-Braunfels-Königstein, südwärts ungefähr durch den Main und die beschriebene fränkische *sōlz*-enclave, ostwärts endlich durch die curven Schweinfurt-Hofheim-Hildburghausen und (wenn wir die behandelten *sälz*-strecken mit hineinnehmen) jenseits des Thüringerwaldes Blankenburg-Berka-Sömmerda; endlich setzt sich auch östlich des nordthüringischen *sōlz* die vocaldehnung fort: *sālz* herscht längs des gesamten übrigen teiles der verschiebungslinie, also namentlich im schlesischen und zum teil im obersächsischen, wo es gegen das südlichere *salz* abgegrenzt wird durch die etwaige linie Schafstädt-Frohburg-Dresden-Schandau. natürlich sind diese quantitätsgrenzen nur ganz ungefähr zu verstehn; auch im innern fehlt es nicht an ausnahmen, namentlich in grofsen städten wie Köln, Cassel, Leipzig, Breslau und ihrer nachbarschaft, und im südlichen Schlesien gibt es eine enclave mit Schweidnitz, Zobten, Reichenbach, Wartha, Ottmachau, die die kürze bewahrt; wenn auch das Wendenland am Spreewald *salz* spricht ohne länge, so lernte und lernt es sein deutsch eben im engen anschluss an die schriftsprache, ebenso wie schon oben s. 99 aus gleichem einfluss die *salz* im *ik*-gebiete zu erklären waren. die hd. enclave östlich der unteren Weichsel hat in ihrer westlichen hälfte *salz*, in ihrer östlichen *sālz*. im s. erscheinen die *sālz* häufiger nördlich der Mosel im westlichen teil der Eifel, ebenso am Bodensee und westlich von ihm, ferner zwischen den untersten läufen von Iller und Lech; letztere erweitern sich jenseits der Donau zu einem gebiete, das durch den bogen Ulm-Wiesensteig-Welzheim-Gaildorf-Dinkelsbühl-Wassertrüdingen-Monheim-Rain sich deutlich umgrenzen lässt; auch ein kleineres gebiet mit länge des vocals östlich und südöstlich vom Odenwald mit Miltenberg, Walldürn, Adelsheim hebt sich ziemlich scharf ab.

Mit einer endung *-e* erscheint das wort in fünf übersetzungen südlich von Hannover und häufiger in Schlesien.

7. *pfund* (satz 30).

Die lautverschiebungsgrenze des anlauts, die westlich von Strafsburg an der französischen sprachscheide beginnt (verschiebende orte *cursiv*): Saarburg, *Maursmünster*, *Zabern*, Pfalzburg, Lützelstein, *Ingweiler*, *Reichshofen*, Bitsch, *Wörth*, *Weifsenburg* (vgl. Zs. 36, 136), Bergzabern, *Lauterburg*, *Mühlberg*, Rheinzabern, Germersheim, *Philippsburg*, Wiesloch, *Waibstadt*, Neckargemünd, Neckarsteinach, Eberbach, *Mosbach*, *Adelsheim*, *Buchen*, *Walldürn*, Amorbach, *Külsheim*, Miltenberg, Freudenberg, *Stadtprozelten*, Lohr, *Gemünden*, *Rieneck*, Brückenau, *Bischofsheim*, Fulda, *Tann*, Geisa, *Lengsfeld*, Vacha, *Berka*, *Sontra*, Waldkappel, *Eschwege*, Lichtenau, *Grofsalmerode*, Cassel; zwischen Cassel und Münden biegt die grenze in die *ik/ich*-linie ein und stimmt zu ihr nach den Anz. XVIII 307 aufgezählten ortschaften bis *Nienburg*, läuft dann aber etwas nördlicher und folgt von *Calbe* an ungefähr dem laufe der oben s. 99 gegebenen verschiebungslinie von *salz*, nur dass sie auch *Göritz*, *Cüstrin*, *Landsberg*, *Driesen* als hart an der scheide gelegen noch dem hd. gebiete zuweist. widerum sei hervorgehoben, dass die aufgeführten orte lediglich den einheimischen dialect des umliegenden flachen landes vertreten sollen und dass trotzdem die eine oder andere als nd. bezeichnete stadt durch schriftsprachlichen einfluss bereits zur lautverschiebung gekommen sein kann; auf diese weise erklärt sich eine ganze reihe von *pf*- oder *f*-städten, die der verschiebungslinie nordwärts vorgelagert sind, wie Magdeburg, Burg, Brandenburg, Nauen, Neu-Ruppin, Zehdenick, und um Berlin eine ganze enclave; ihre *pfund* oder *fund* entsprechen den städtischen *eis* und *salz* in sonst rein nd. umgebung; widerum aber finden sie sich im n. allein östlich der Elbe, nicht im alten stammlande. hingegen verläuft im sw. von Rhein bis Spessart die *pf*-grenze etwas unsicher, und im gebiet des Odenwaldes sind nordwestlich von ihr noch etliche *pfund* im *pund*-lande verzeichnet; erst weitere paradigmen werden hierfür sicherheit und erklärung bringen können. das verschiebende gebiet östlich der Weichsel stimmt zu *ik/ich*.

Innerhalb des verschiebungsgebietes bedarf eine erscheinung noch näherer beleuchtung: der wechsel von anlautendem *pf*- und *f*-. im allgemeinen kommt reines *pf*- dem alten stammlande, vereinfachtes *f*- dem colonisierten osten zu. es wird hier auf ähnliche weise entstanden sein, wie es noch heute im ganzen *p*-gebiete in der schule entsteht an stelle des vom lehrer geforderten *pf*-. in den gegenden, wo colonisten aus dem *pf*- und solche aus dem *p*-lande durch einander siedelten, wird sich *f*- als allmählicher ausgleich ergeben haben, es sei denn dass die ersteren stark in der mehrheit waren und ihre affricata deshalb allein siegte. in rein erhaltenen dialecten gibt es also nur die anlaute *p*- oder *pf*-. zwischen *pf*- und *f*- ist scharfe grenzziehung natürlich nicht möglich, da viele schreiber der *f*-gegend doch der

schriftsprache gefolgt sein werden; immerhin lässt die relative häufigkeit des *f-* in den verschiedenen gegenden ein urteil zu. deutlich scheidet der Thüringerwald süddeutsches *pf-* und thüringisches *f-*; weiterhin mag die linie Rudolstadt-Dresden als ganz ungefähre grenze gelten; Schlesien hat *f-*, nur das gebiet der oberen Glatzer Neifse reine affricata; die ostpreufsische enclave hat *f-*.

Die auslautende consonantenverbindung des wortes hat zunächst auf die articulation des vorhergehnden vocals nasalierende würkung im schwäbischen gehabt, die im östlichen teile am weitesten gelangt ist, wo in einem von der ganz ungefähren linie Murrhardt-Ellwangen-Öttingen-Rain-Augsburg-Weifsenhorn-Ulm-Wiesensteig-Welzheim umgrenzten gebiete die schreibung *pfųd* vorherscht; letztere findet sich ferner im Fränkischen Jura etwa von Neumarkt-Nürnberg bis Waischenfeld-Kemnat, jenseits des Fichtelgebirges an der oberen Eger um Wunsiedel und Weifsenstadt und im südlichsten zipfel des königreichs Sachsen um Adorf, Neukirchen, Schöneck. assimilation zu *-nn* findet sich verstreut im westlichen Baiern, consequenter an beiden ufern der Enz in einem gebiet Karlsruhe-Gernsbach-Nagold-Leonberg-Lauffen-Bretten, verstreut zwischen Odenwald, Jagst und Tauber, ferner an der unteren Lahn und jenseits des Rheins bis Berncastel-Gemünden, im Vogelsgebirge und an der oberen Schwalm, endlich im o. zu beiden seiten der Netze südlich bis zur verschiebungsgrenze und nördlich bis gegen den 54 grad hin; doch in all diesen gegenden erscheinen neben den *-nn* ebensoviele *-nd*: des näheren vgl. u. unter *hund* und *kind*.

Übertritt des dentalen *-nd* in die gutturalreihe ist für das ripuarische characteristisch; die grenze zwischen *-nd* und *-nk* (dafür in einigen grenzstreifen die compromissbildung *-ngd*) ist folgende (*-nk*-orte *cursiv*): *Kaldenkirchen*, Straelen, *Kempen*, *Hüls*, *Crefeld*, Mörs, *Ürdingen*, Duisburg, *Angermund*, Mülheim, *Kettwig*, Werden, *Velbert*, Langenberg, *Neviges*, *Elberfeld*, *Barmen*, Schwelm, *Ronsdorf*, *Lüttringhausen*, *Lennep*, Rade v. Wald, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*, Meinertshagen, Gummersbach, Neustadt, *Eckenhagen*, Drolshagen (vgl. bis hierher die *ik/ich*-grenze und Anz. XVIII 307), Freudenberg, *Waldbröl*, Blankenberg, Siegburg, *Rheidt*, Bonn, *Euskirchen*, Rheinbach, Münstereifel, *Schleiden*, Blankenheim, *Montjoie*. ausnahmen mit *-nd* bilden Köln mit umgebung und einige städte, sowie zwei kleine districte an der westlichen reichsgrenze, der eine mit Eupen und Cornelimünster, der andere mit Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg, im letzteren wechseln *-nd* und *-njd*. vereinzelte *-ngd* finden sich noch in Niederhessen bei Borken, *-ng* in Oberhessen bei Grebenau, in Baden zwischen Elzach und Waldkirch und im südlichen Elsass so weit, dass Altkirch, Kandern, Lörrach, Hüningen dicht vor der *ng*-grenze liegen; endlich in der östlichen hälfte der hd. enclave Ostpreufsens mit Wormditt, Heilsberg, Guttstadt, Seeburg und noch östlicher über Bi-

schofstein und nördlicher über Mehlsack hinaus. palatalisierte *-njd*, *-nj* in Mecklenburg werden sich erklären wie dortige *soljt* o. s. 101.

Als vocal herscht *u* durchaus vor. *o* kommt einem gröfseren mittleren gebiete zu, dessen grenze von Isselburg bis Essen ungefähr dem Rhein parallel läuft (Mülheim und umgegend hat *pound*), dann der gutturalisierungsgrenze bis Drolshagen und etwa dem 51 breitengrade bis in die gegend von Erfurt folgt und im weiteren folgenden ungefähren grenzbogen beschreibt (*o*-orte *cursiv*): Erfurt, *Ilm*, *Rudolstadt*, Saalfeld, Gräfenthal, *Gehren*, *Schleusingen*, Königshofen, *Mellrichstadt*, *Fladungen*, *Brückenau*, *Schlüchtern*, Steinau, Orb, *Gelnhausen*, Frankfurt, *Homburg*, Usingen, *Braunfels*, *Weilburg*, Runkel, *Hadamar*, Limburg, Nassau, Boppard, St. Goar, weiter etwa dem Hunsrück und Idarwald folgend, *Birkenfeld*, Baumholder, *St. Wendel*, Ottweiler, *Saarlouis*, Bolchen. dazu kommen noch kleine *o*-bezirke südlich von Altenburg und in den schlesischen gebirgsgegenden von Reinerz bis Wilhelmsthal und von Neifse bis Katscher, während vereinzelte *o*-schreibungen, besonders im sächsischen nordöstlich von Dresden, im elsässischen, namentlich aber im gesamten schwäbischen auf sehr offenes *u* weisen; umgekehrt sind auch die *u*-schreibungen in den *o*-gebieten noch häufig genug, fehlen nur im ripuarischen und niederfränkischen (doch hat Köln mit umgebung *u*); zwischen Frankfurt und dem Vogelsgebirge treten zahlreiche *-uo-*, *-uor-*, *-ua-*, *-or-*, *-ur-* auf. innerhalb des grofsen *o*-gebietes mag die *-oi*-enclave (mit bunter vocalschreibung: *oui*, *aui*, *eu*, *öü*, *oai* uä.) um Schmalkalden noch genauer beschrieben werden: sie reicht im w. von der Fuldaquelle bis Vacha ein wenig über die *pf*-linie hinaus, lässt Lengsfeld und Salzungen gerade noch nordwärts liegen, wird gegen no. vom Rennstieg begrenzt und schliefst gegen so. Zella, Wasungen, Fladungen ein, Suhl, Meiningen, Ostheim aus. ähnlich nördlicher im *u*-gebiet *pfuind* um Treffurt und Mühlhausen. im übrigen erfordern die kleinen und verschränkten districte mit *pöngd* an der Schwalm, mit *pönd* östlicher an der Fulda, mit *pünd* nördlicher um Gudensberg und Melsungen, mit *peund* nördlich und *paund* südlich von Hersfeld, mit *pfaund* um Bischofsheim einsicht der originalkarte. wie weit solche vocalbildungen unter dem einfluss des folgenden nasals entstanden sind, kann erst der vergleich mit weiteren paradigmen ohne solchen erweisen. hingegen sind aus dem weiten *u*-gebiete nur häufige *ou* (selten *au*) im Frankenwald und die mannigfaltigen schreibungen im Elsass zu erwähnen, wo namentlich im mittleren teile aufser der erwähnten trübung zu *o* hin auch umlaute (*ü*, *ü̆*, *üe*) und diphthongierungen (*öü*, *öu*, *öi*) überliefert werden. gedehntes *ū* kommt im mecklenburgischen vor, ist eine art ersatzdehnung in den beschriebenen nasalierungsgebieten (*pfų̄d*, *pfį̄d*) und scheint vorstufe des nasalierenden *n*-schwundes in zahlreichen *pfūnd* zu sein, die vom schwäbischen *pfų̄d*-gebiet nordwärts zwischen 28 längengrad und verschiebungslinie bis zur Rhön hin vorkommen.

Im dänischredenden teile Schleswigs haben die übersetzungen häufig den auslaut *-n*, zum teil mit dehnung des vocals; auf Alsen geht der vocal nach *o* hinüber. die Nordfriesen haben *pünn*, Amrum und Föhr *pünj*.

Weiteres siehe zum folgenden wort.

8. *hund* (satz 39).

Das wort liefert zwei wertvolle beiträge zum idiotikon: Westfalen kennt in einem deutlich umgrenzbaren gebiet nicht *hund*, sondern *rüe* (so die vorherschende form, die verschiedenen mundartlichen vocalbildungen werden hier nicht weiter berücksichtigt; mhd. *rüde* usw.). es stöfst im sw. an das ripuarische *honk* (nur um Langenberg haben wenige grenzorte *hond*, um Neustadt, Drolshagen, Olpe *hund*) und folgt dann vom Rothaargebirge aus folgender grenze (*rüe*-orte cursiv): Hilchenbach, Berleburg, *Schmallenberg*, Winterberg, *Meschede*, *Eversberg*, *Warstein*, Brilon, *Wünnenberg*, Stadtberge, Rhoden, Peckelsheim, *Brakel*, Höxter, *Schwalenburg*, Blomberg, Rinteln, *Vlotho*, *Minden*, Petershagen, *Lübbecke*, Rhaden, *Osnabrück*, *Ibbenbüren*, Rheine, Burgsteinfurt, *Horstmar*, *Billerbeck*, Coesfeld, Dülmen, *Lüdinghausen*, Haltern, Dorsten, *Recklinghausen*, *Gelsenkirchen*, Essen, *Steele*, *Hattingen*, Langenberg. daran schliefst sich nordöstlich ein kleineres gebiet, in welchem *tiewe* (mit verschiedenen vocalabweichungen; vgl. Woeste Wörterb. d. westf. ma. 271) für *hund* üblich ist; es reicht etwa von Hameln bis Hannover, von Bodenwerder bis Wunsdorf, von Elze bis Stadthagen; doch sind zahlreiche *hund* schon eingedrungen, und der unregelmäfsige verlauf der grenze sowie die vielen aufserhalb noch zerstreut vorkommenden *tiewe* beweisen, dass dieses wort am verschwinden ist, während es früher bis in die gegend von Halberstadt mehr oder minder geherscht haben muss.

Von *hund* fällt der anlaut *h-* ab in der früher slavischen gegend nördlich von Salzwedel um Wustrow und Lüchow, ebenso im alten Wendenland der Niederlausitz; vgl. umgekehrt *heis*, *hīs* Anz. XVIII 411. bemerkenswert aber ist, dass die einst slavischen orte im sogenannten Slavenwinkel mit diesem aspirationswechsel keineswegs dieselben sind wie die oben s. 100 erwähnten mit gutturalisierung des inlautenden *l* (*soot* < *solt*); beide erscheinungen schliefsen sich aus, die grenze ihrer verbreitungsgebiete entspricht der grenze zwischen der Altmark und Hannover. wenn nun die früher wendischen gegenden der Lausitz denselben aspirationswechsel kennen, nicht aber das gutturale *l*, und wenn anderseits früher polnische landstriche in Posen und Schlesien wol das letztere, nicht hingegen den *h*-wechsel haben, so wird der historische schluss daraus berechtigt sein, dass wir es im Slavenwinkel mit den nachkommen nicht eines, sondern zweier slavischer stämme zu tun haben, welche von alters her durch die noch heute vorhandene grenze zwischen Hannover und Altmark geschieden waren.

Vocal und auslaut von *hund* entsprechen im allgemeinen denen

von *pfund*, aber eben nur im allgemeinen, und ein vergleich zwischen beiden wird deutlich dartun, wie jedes paradigma seine individuelle entwicklung hat und noch keine verallgemeinernden rückschlüsse schlechthin gestattet. wenn wir den lautlichen erscheinungen in derselben reihenfolge nachgehn, wie oben s. 103 ff bei *pfund*, so stimmt die verbreitung von *hūd* im wesentlichen zu der von *pfūd*, doch treten am Odenwald südlich von Miltenberg eine anzahl *hūd* auf, denen kein einziges *pfūd* entspricht. die assimilationsform *-unn* findet sich in beiden wörtern übereinstimmend lediglich an beiden ufern der Enz, während alle die andern gegenden mit *p(f)unn* keine oder ganz vereinzelte *hunn* aufweisen; dieser widerspruch wird sich vielfach daraus erklären, dass die *pfunn*, denen kein *hunn* entspricht, pluralformen sind (vgl. den dortigen satzzusammenhang) und ihre doppelconsonanz daher aus ursprünglichem inlaut stammt: sie liegen alle in gegenden, die auslautendes endungs-*e* getilgt haben (vgl. Anz. xviii 408 f); vgl. noch unter *kind*. die ripuarische *nk*-grenze oben s. 104 stimmt nach den dort aufgeführten orten für *honk* bis *Waldbröl*, dann aber reicht letzteres etwas weiter, und Blankenberg, Siegburg, Bonn, Rheinbach, Münstereifel haben *honk* neben *pond*; ausnahmen mit *-nd* fehlen beim vorliegenden wort fast ganz, selbst Köln hat *-nk*, doch stimmen etwa die kleinen grenzbezirke bei Eupen und bei Waldfeucht überein. niederhessische *-ngd* finden sich von Borken bis Neukirchen, es fehlen aber die *-ng* bei Grebenau. in Baden bei Elzach wird nur ein ort mit *hung* gegenüber fünf mit *pfung* überliefert, während die *-ng*-gebiete im südlichsten Elsass wider übereinstimmen. dem ostpreufsischen *p(f)ung*-bezirk entspricht *hungd* ungefähr in gleicher ausdehnung: auch hier wird der unterschied des auslauts auf ursprünglichen pluralgebrauch des ersteren wortes zurückzuführen sein. palatalisierte *-njd*, *-nj* in Mecklenburg kommen beiden paradigmen zu.

Im vocalismus stimmt die verbreitung des *o* im wesentlichen für beide wörter überein; doch fehlt für *hund* der kleine *o*-bezirk südlich von Altenburg, desgleichen der schlesische im Glatzer kreise. *hoind* an der Werra geht mit *p(f)oind* zusammen nur gegen no. bis zum Rennstieg, hingegen gegen w. und o. beträchtlich weiter, sodass es auch für Fulda, Hünfeld, Hersfeld, Vacha, Lengsfeld, Salzungen noch gilt. ebenso zeigen die hessischen kleinen gebiete (o. s. 105) grofse verschiedenheit: *hünd* und *pünd*, *hŏnd* und *pŏnd* stimmen noch einigermafsen, dagegen reicht *hŏngd* viel weiter als *pŏngd*, und dem *hongd* um Neukirchen herum steht kein *pongd* mehr gegenüber, hingegen dem *pong* bei Grebenau *haund*. im dänischen auf Alsen überwog bei *pfund* die schreibung *o*, während bei *hund* nur *u*, *ū*, *ue* vorkommen. im übrigen stimmt etwa die beiderseitige vocalentwicklung überein.

Ein teil der abweichungen zwischen beiden paradigmen wird sich aus der natur des *pfund* als markt- und geschäftswortes er-

klären, ähnlich wie bei der dialectischen entwicklung der zahlwörter (vgl. *sechs* Anz. XVIII 412).

9. *winter* (satz 1).

Ripuarische gutturalisierung des inlautenden nasals (*-ngt-*) stimmt in der begrenzung bis *Waldbröl* zu der gleichen erscheinung bei *pfund* oben s. 104 und *hund* s. 107, weicht weiterhin jedoch von beiden ab: *Blankenberg*, *Siegburg*, *Rheidt*, Bonn, *Euskirchen*, Rheinbach, *Münstereifel*, Blankenheim, *Schleiden*, *Montjoie*. Köln mit nachbarschaft und wenige städte bilden wider *nt*-ausnahmen; dem *pond-* und *hond*-gebiet um Eupen und Cornelimünster entsprechen nur Eupen und ein nachbarort mit *wenter*, aber der bezirk um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg hat wider *-nt-*, *-njt-*. ferner findet sich wider hessisch *-ngt-* von Borken bis Schwarzenborn, natürlich ohne dass seine abgrenzung sich mit der von *pöngd* und *höngd* deckt. hingegen stimmt *wingter* östlich der unteren Weichsel ziemlich zu *p(f)ung* und *hungd*. die gutturalisierung fehlt für *winter* aber ganz in Süddeutschland. ohne entsprechung bei jenen andern zwei paradigmen erscheint *wingter* an der Lausitzer Neifse von Forst abwärts und noch weiter bis Fürstenberg; jedoch bis der lautwert des inlautenden postconsonantischen *g* in dieser gegend festgestellt ist, bleibt abzuwarten, ob diese *-ngt-* nicht ebenso zu erklären sind, wie die zahlreichen palatalisierten *-njt*-östlicher in Schlesien, die zwischen dem 51 und 52 breitengrade mit *-ngt-* und *-nnt-* wechselnd vorkommen und eine nachwürkung des früheren Slaventums daselbst sein werden, ebenso wie die bei *pfund*, *hund*, *winter* gleichmäfsig überlieferten *-nj* (*-njd*, *-njt*) in Mecklenburg.

Den *pfūd*, *hūd* entsprechende bildungen von *winter* sind ganz selten und vereinzelt; nur etliche schwäbische *wa͂iter*, *we͂iter* südlich von Hechingen und *wı͂ter* um Spaichingen und Tuttlingen mögen hier erwähnt werden. ebenso kommen assimilierte *-nn*-bildungen nur ganz verstreut und einzeln vor.

Die entwicklung des alten *-nt-* unseres wortes und seine jüngere erweichung zu *-nd-* in vielen gegenden ist deshalb von besonderem interesse, weil es sich in fast allen dialecten scharf getrennt erhalten hat von dem jüngeren hd. *nt* < germ. *nd* oder von *nd* < germ. *nþ*, wie der vergleich mit späteren wörtern ergeben wird. die erweichung zu *nd* ist auf nd. boden verbreitet in ganz Schleswig-Holstein und in Mecklenburg und westlicher über die Elbe hinaus bis etwa zur Aller und unteren Weser, ferner zwischen Teutoburgerwald und Wiehengebirge; in diesen gegenden erfahren alle inlautenden alten *t* (> hd. *ss*) gleiche behandlung. im übrigen herscht nd. *winter*. allgemeiner ist die erweichung im hd.; hier fehlt sie nur dem ripuarischen (die gutturalisierung hat stets *-ngt-*), dem gebiet des oberen Mains (dem hoch- oder ostfränkischen, vgl. Zs. 36, 137) und dem schlesischen, worunter ich das hd. östlich vom alten Wendenlande, also etwa

vom 32 längengrade, zusammenfasse. aber der grad der erweichung wird sehr verschieden, die abstufung zwischen lenis und fortis mannigfaltig sein, wie die relative häufigkeit der *nd*-schreibung schliefsen lässt, sie erscheint zb. im bair. etwas seltener als im rheinfränkischen und schwäbischen, jedoch noch häufiger als im thüringischen und obersächsischen.

Gedehntes ī wird bezeugt für das westliche Mecklenburg (vgl. dort *pūnd, hūnd)*, für Hinterpommern im gebiete der Persante und Wipper, für Schlesien, seltener für Baiern. wenn hessisches und thüringisches *hoind* sich weiter ausdehnte als *p(f)oind*, so geht entsprechendes *weïnter* (häufig mit *äi*, *eu*, *öi* uä.) noch über jenes hinaus und umschliefst noch das nordthüringische *huind* (*eï*-orte *cursiv*): Sontra, *Creuzburg*, *Treffurt*, Wanfried, *Mühlhausen*, Dingelstedt, Schlotheim, *Tennstedt*, Gebesee, *Gotha*, *Ohrdruf*, Plaue, *Schmalkalden*, Zella, Suhl, *Wasungen*, Meiningen, Mellrichstadt, *Ostheim*, *Fulda*, Herbstein, *Lauterbach*, *Grebenau*, Alsfeld, *Hersfeld*, Rotenburg. schliefsen wir dieses *eï* mit ein, so lässt sich ein gröfseres mittleres gebiet mit modificiertem stammvocal vergleichen mit dem *o*-bezirk der beiden vorigen wörter: ihre grenzen decken sich im wesentlichen bis Drolshagen (Mülheim und umgegend hat *weïnter* wie *pound, hound*), dann folgt die von *wenter* der *ik/ich*-linie bis zum schnitt mit der Fulda und zieht südöstlich, um zwischen Rotenburg und Sontra auf das *weïnter*-gebiet zu stofsen, jenseits desselben folgt sie ungefähr dem für *pfund* und *hund* beschriebenen *o*-bogen, geht nur vom unteren Main bis zum Hunsrück beträchtlich südlicher (etwa Frankfurt, *Hofheim*, Hochheim, *Idstein*, Schwalbach, *Oberwesel*, Caub) und erweitert sich ferner etwas an ihrem südwestlichen ende in Lothringen. diesem so umgrenzten gebiete kommen die verschiedensten trübungsgrade des ursprünglichen *i* zu, die vom offnen *i* bis zum geschlossenen *o* reichen: selbst *wunter* wird überliefert für einen streifen von Daun bis Berncastel, *wonter* um St. Vith und um Adenau, *wanter* für die luxemburgische nachbarschaft bis Diedenhofen-Trier-Wittlich-Prüm, nördlicher folgt *wönter*, *wöngter* von Blankenheim-Waldbröl bis Montjoie-Köln (Köln selbst und umgebung haben *winter*), und noch östlicher reichen zahlreiche *ö* bis zum Westerwald, die auch im thüringischen jenseits des *weïnter*-gebietes sich widerfinden. ungefähr von Frankfurt-Wächtersbach bis Biedenkopf-Kirtorf entsprechen zahlreiche *ea*, *eä* uä. den *uo*, *ua* uä. bei *pfund* und *hund*. in der nähe der verschiebungslinie zeugen häufige *ä* für offenes *e*. die schreibung *e* ist am consequentesten im niederfränkischen und ripuarischen bis Köln (vgl. dort reines *o* bei *pfund*, *hund*). der rest hat gelegentlichen *i*-schreibungen gemäfs geschlossenes *e*. aufserdem entspricht dem isolierten *pfond*-gebiet bei Altenburg eine gröfsere *wenter*-enclave von Pegau bis Crimmitschau und von Borna bis Ronneburg, und in gleicher entsprechung kommt letztere form wider den schlesischen gebirgs-

gegenden von der ungefähren linie Friedland-Kosel südwärts zu. endlich ist im s. die trübung des vocals wider dem schwäbischen eigen, wo die schreibung *e* namentlich im ungefähren gebiet Pforzheim-Dinkelsbühl-Donauwörth-Münsingen-Freudenstadt herscht und der vocal nasaliert ist. bunt ist widerum die schreibung im elsässischen, wo *e* das *i* überwiegt, aber auch *eï* (zum teil in der form *weïter*) südwestlich von Strafsburg belegt wird; von hier reicht *e* noch in die südliche Pfalz hinüber.

Das dänische stimmt zum nördlichsten nd. im friesischen schreibt Sylt *wunter*, Amrum, Föhr und die Halligen *wonter*, das gegenüberliegende festland *wanter*, *wunter*, *wonter* in drei sich von n. nach s. folgenden abteilungen.

Der auslaut *-er* hat sein *r* abgeworfen zunächst längs des grösten teils der Ostseeküste: er erscheint als *-e* auf Alsen und in dem gegenüberliegenden teile Schleswigs, ebenso im westlichen Mecklenburg, als *-a* in der östlichen fortsetzung bis zur unteren Oder und nordwärts vom 53 breitengrade, als *-e, -ä* jenseits der Oder bis Stettin-Landsberg und zur *ik/ich*-linie (nur der küstenstreifen zwischen Stolpe und Nogat bewahrt *-er*), als *-a* endlich wider in Ostpreufsen zwischen den beiden ungefähren grenzlinien Elbing-Allenstein und Labiau-Angerburg. ferner ist *-e* eigentümlich dem linken Rheinufer von Jülich-Köln aufwärts bis Adenau-Neuwied, *-a* der gegend zwischen Westerwald und unterer Lahn, den Moselufern bis gegen Trier hinauf, der nachbarschaft von Saarlouis und St. Avold, dem obersächsischen östlich und südöstlich von Chemnitz; characteristisch aber ist *-a* für das ganze bair. dialectgebiet vom Fichtelgebirge bis zu den Alpen, im w. im gebiet der Regnitz langsam abnehmend und weiter südlich vom Lech begrenzt; nur im norden am obersten Main kommt neben sonst durchgängigem *-a* auch *-e* vor. sonst ist überall das auslautende *-r* bewahrt, häufig (zumal in Süddeutschland) mit apostrophierung des vorhergehnden *e*, besonders das schwäbische *-r* (*-er*, *-ar*) steht im scharfen gegensatz zum benachbarten bair. *-a*. mischung beider behandlungen des auslauts zeigt sich namentlich am rechten Rheinufer von der Murg bis zum Spessart.

Volle flexionsendung (*-eram*, *-erum*, *-erem*, *-erm*, statt des auslautenden *-m* auch *-n*) wird für das nordfriesische überliefert auf Sylt und Amrum, in den westlichen dörfern auf Föhr und in der nordhälfte des festlandfriesischen. im deutschen sprachgebiet erscheint der dativ auf *-ere* (seltener *-era*) zu beiden seiten der mittleren Weser in einem ganz ungefähren gebiet Lippstadt-Höxter-Braunschweig-Halberstadt-Worbis-Münden-Medebach, sonst noch ganz vereinzelt bei Erfurt und bei Naumburg a. S. und häufiger wider in einem schmalen streifen von Forst über Guben und Fürstenberg bis Müllrose.

Zum schluss noch die syntactische notiz, dass statt *im winter* der genitiv *winters* häufiger ist in Schleswig-Holstein und in Ost-

friesland, seltener im Harzgebiet, sowie als *-ersch* im nördlichen schwäbischen.

10. *kind* (satz 14).

Als anlaut wird für Leipzig und umgegend *g-* überliefert, das auch sonst vereinzelt im obersächsischen Saalegebiet erscheint. häufige *tch-* zu beiden seiten der Weichsel sollen einen dem polnischen *ć* nahestehnden laut widergeben. die hochalemannische *ch*-grenze durchschneidet das südliche Elsass und Baden (*ch*-orte *cursiv*): *Pfirt*, Altkirch, der Rhein bis oberhalb Altbreisach, Freiburg, *Staufen*, *Todtnau*, *Schönau*, Löffingen, *Stühlingen*, Fürstenberg, *Thengen*, *Blumenfeld*, Engen, Aach, Radolfzell; ausnahmen mit *k-* fehlen nicht; wenige übersetzer schreiben *cch*, *kch*.

In- und auslaut des wortes sind unter vergleich mit den drei vorigen zu betrachten. dem süddeutschen *hũd*, *hõd* entspricht im allgemeinen *kĩd*, *kẽd*, das aber von Neumarkt-Nürnberg bis zum Erzgebirge consequenter und zusammenhängender erscheint; aufserdem begegnet *kid* im östlichsten Baiern von Passau bis zur Schwarzach längs der landesgrenze, hier häufig noch weiter reduciert zu *kī*, *kĩ*. assimilierter auslaut *-nn* zeigt sich in *kinn* an den ufern der Enz übereinstimmend mit *pfunn* und *hunn*, ferner im westlichen Baiern, das schon *pfunn*, aber kein *hunn* hatte, sonst vereinzelte *kinn* sind immerhin häufiger als die *hunn*: danach scheint, wenigstens nach der übereinstimmung von *pfunn* und *kinn* im westlichen Baiern, es hier mit den *hund* doch seine eigne bewantnis zu haben, die vielleicht im satzzusammenhang, im folgenden dental (*hund tut*), zu suchen ist. die gutturalisierung des auslautenden dentals stimmt in Nord- und Mitteldeutschland bei *kind* und *winter* überein, wenigstens so weit die bei letzterem aufgezählten ortschaften in betracht kommen: ripuarisch *-nk* (in grenzstreifen *-ngd*), doch in Köln und nachbarschaft *-nd*, ebenso in Eupen und einem nachbarort, um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg *-nd*, *-njd*; hessisch *-ngd* von Borken bis Schwarzenborn (vereinzelte *-ngd* und *-nk* noch nordöstlicher an der Werra); ostpreufsisches *kingd* wie *p(f)ung*, *hungd*, *wingter*; endlich im schlesischen: *-ngd* von Forst bis Fürstenberg, sonst zu beiden seiten der Oder *-njd*, *-ngd*, *-nnd*; gleiche palatalisierung *-njd* widerum häufig in Mecklenburg. in Baden und Elsass stimmt *king*, *ching* zu *pfung*.

Für den vocalismus kann ganz auf *winter* verwiesen werden, wenn man sich bewust bleibt, dass die beiderseitigen dialect. abgrenzungen keineswegs von ort zu ort, sondern nur im grofsen und ganzen sich decken. so hat die hessisch-thüringische diphthongierung sich für *weinter* bereits bis Treffurt erstreckt, während für *kind* seine übersetzung und die einiger nachbarorte erst die vorstufen *ī*, *ii*, *ie* überliefern; im s. hingegen geht die gleiche erscheinung für unser wort schon etwas weiter als für *winter*: *Mellrichstadt*, *Ostheim*, *Bischofsheim*, Neustadt, Brückenau, Schlüch-

tern. die bei *winter* fehlende, bei *pfūnd* und *hūnd* aber vorhandene vocaldehnung nordwärts vom schwäbischen nasalierungsgebiet bis Spessart und Rhön gilt auch für *kīnd.* ebenso haben die *pfound* und *hound* im Frankenwald ihre *keĭnd*-entsprechung. für *kind* eigentümlich ist ein kleiner neun ortschaften umfassender bezirk sw. vor Cassel mit *keind*; ferner die erscheinung, dass am Niederrhein von der gutturalisierungsgrenze abwärts das *e* nicht rein wie bei *wenter* (und wie das *o* bei *pond* und *hond*) überliefert wird, sondern bunt mit *i* untermischt ist, das am linken ufer von Rheinberg-Geldern gen n. sogar das ausschliefsliche wird. endlich bedarf noch ein gebiet der erwähnung, das im w. und s. von der Ems begrenzt wird, im o. und n. von der ungefähren linie Detmold-Minden-Diepholz-Quakenbrück und der unteren Haase: ihm ist in seiner gröfseren westlichen hälfte etwa bis zur linie Warendorf-Lübbecke dehnung und circumflectierung (*iẽ*, selten noch *ī*) eigen, die in der kleineren östlichen bereits zum diphthong *ui* (seltener *eĭ*) geführt hat; diese kleinere hälfte gehört schon zum gebiet der eigenartigen westfälischen diphthongierung (vgl. *uis* Anz. XVIII 410), die also jünger sein muss als diese vocaldehnung in *kind.*

Das dänische hat *barn* (auch *ban*, *baēn* geschrieben). im friesischen hat Sylt *jungen*, Amrum, Föhr und der mittlere teil des gegenüberliegenden festlandes *bjarn*, der nördliche *börn*, der südliche *bērn* und *bjern*, Wangeroog schreibt *ben*, das Saterland *beiden* und im nördlichsten orte *bidde.* (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BERICHTIGUNGEN.

Meine bemerkung Zs. 36, 275, dass in Braunes got. grammatik got. *b* dem frz. *v*, also einem bilabialen laute gleichgesetzt wird, hat nur für die zweite auflage geltung. in der dritten auflage ist der hinweis auf frz. *v* gestrichen und inl. *b* nach vocalen ausdrücklich als labiolabialer spirant bezeichnet. M. H. JELLINEK.

Zs. 36, 265 u. 266 sind in beiden abdrücken der verse 170—183 der Hochzeit nach der letzten revision sinnlose spatien eingefübrt worden, welche den schein von strophen sehr gegen den willen von prof. Roediger hervorrufen: ebda. 248 z. 11 v. o. l. 'indessen' st. 'in diesem'.

In die anzeige von Weede Diu wârheit Anz. XVIII 399 ff sind zwei correcturen von mir ohne meine chiffre aufgenommen, denen der recensent CKraus nicht zustimmt: s. 400 z. 16 v. u. die bezeichnung der form *swâr* als mitteldeutsch und s. 401 z. 2 f die bemerkung 'freilich ist *heilôn* unbelegt': hr dr Kraus kennt diese bildung der übergangszeit aus dem Trierer Silv. 212. SCH.

Zu Anz. XVIII 390 z. 2 v. u.: Heine gibt das datum von Schlegels geburt richtig als den 5 sept. an. nach Prutzens Deutschem mus. 1862 II 823 ist der 5, nicht der 8 (wie Redlich und Schlegels neue Biographen angeben) Schlegels geburtstag; die angabe stützt sich auf die kirchenbücher. MINOR.

Prof. HERMANN PAUL in Freiburg im Breisgau folgt einem rufe nach München; an seiner stelle geht prof. FRIEDRICH KLUGE in Jena nach Freiburg. die aufserordentlichen professoren der engl. philologie dr LORENZ MORSBACH in Göttingen und dr ALBRECHT WAGNER in Halle wurden zu ordinarien ernannt. — für deutsche philologie habilitierte sich in Heidelberg dr ALBERT WAAG.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIX, 2 April 1893

Germanische mythologie von Elard Hugo Meyer. (Lehrbücher der germanischen philologie. I.) Berlin, Mayer und Müller, 1891. XI und 354 ss. 8°. — 5 m.*

Der hauptfortschritt, der in den letzten jahren auf mythologischem gebiete gemacht worden ist, besteht in der erkenntnis, dass die Eddalieder verhältnismäfsig junge producte sind, die von christlichen und fremden vorstellungen beeinflusst sein werden. hierin dürften wol die meisten fachgenossen einig sein, und auch Müllenhoff würde heute kaum mehr den standpunct des 5 bandes seiner altertumskunde vertreten. aber wie weit dieser fremde einfluss geht, was trotzdem in der Edda altheidnisch ist und deshalb schlüsse auf südgermanische und gemeingermanische verhältnisse erlaubt, als was wir uns ferner die dichter der Eddalieder vorzustellen haben, ob als heiden, die die fremden stoffe übernahmen und sich zurecht zu legen suchten, oder als christen, vielleicht gar als hochgelehrte theologen, die sich der alten mythologie nur als eines äufseren schmuckes bedienten, darüber sind wir noch zu keiner klarheit gelangt, und jede gesamtdarstellung der germanischen mythologie muss an dieser unsicherheit in der principiellsten, in der quellenfrage leiden.

M. selbst hat bekanntlich sein verhältnis zur Eddafrage in zwei arbeiten dargelegt, in seinem buche 'Völuspa' und in der 'Eddischen kosmogonie'. er gibt sich hier als den radicalsten unter den neuerern; denn nach seiner meinung ist die Völuspa und andere dichtungen der Edda die arbeit von theologisch gebildeten geistlichen. die Völuspa ist nach M. im 12 jh. entstanden, und für ihren verfasser hält er, gestützt auf das schwache zeugnis des 17 jhs., den weisen Sämund. dieser habe eine Summa theologiae geschrieben, eine geschichte der welt von der schöpfung bis zum weltuntergang. er habe hier ein reiches theologisches fachwissen niedergelegt und sich der nordischen mythologie nur als eines äufseren skaldischen darstellungsmittels bedient, also zb. gott vater mit Odin, den hl. geist mit Lodur bezeichnet usw. andere namen der Völuspa seien nordische übersetzungen und umbildungen von ausdrücken und namen, die

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 238 (ASchröer), nr 286 (WGolther). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 2 (Schullerus). — Zs. d. ver. f. volkskunde 2, 88 (KWeinhold). — Lit. centr. 1892 nr 6. — Archiv f. anthropol. 21, 145 ff (WGolther). — The academy 1891 nr 1013.]

Sämund in seinen quellen vorfand; also Gullveig ist ihm eine übersetzung von 'calix aureus', unter welcher bezeichnung die babylonische hure bei Honorius von Autun erscheint, Höni ist aus Henoch entstellt. dem verfasser der Vǫluspa seien andere theologen gefolgt, die dichter der Grimnismal, der Vafþrudnismal ua. auch Snorri habe als Oddischüler die manier des Sämund und seiner genossen fortgesetzt.

M. dürfte mit seiner auffassung, die natürlich auch in dem vorliegenden werke überall hervortritt, ziemlich allein stehn. sie enthält eine fülle von unwahrscheinlichkeiten, vor allem die, dass ein theologe es wagen konnte, in einer zeit, wo christentum und heidentum noch mit einander zu ringen hatten, diese mythologische form zu wählen, die aufserdem kaum seinem intimsten freundeskreise ganz verständlich sein konnte[1]. der beweis, dass diese Eddalieder von theologen verfasst sind, ist also von M. nicht erbracht, und auch sonst ist bisher ein derartiger quellennachweis nicht geglückt. in anderem haben uns aber die M.schen untersuchungen wesentlich gefördert. so ist es erst durch M. recht wahrscheinlich geworden, dass die eingangsstrophen der Vǫluspa und die eddische kosmogonie ihr vorbild in dem biblischen schöpfungsberichte haben, und es ist das um so glaublicher, da das gedicht auch an einer andern stelle deutlich christlichen einfluss verrät, nämlich am schlusse dort, wo von dem mächtigen die rede ist, der am ende der tage kommen soll, um gericht zu halten. oder es ist geradezu schlagend, wenn M. in Odin Vili Ve die hl. dreieinigkeit erkennt, wobei Alfödr gott vater, Vili Christus, den die kirchenväter als Voluntas oder Velle bezeichnen, und Ve den hl. geist widergibt. aber diese übereinstimmungen erklären sich genügend durch die beziehungen der nordleute zu ihren christlichen nachbarn, die nach Zimmers aufsatz über die frühesten berührungen der Iren und Nordgermanen (Sitzungsberichte der preufs. akademie 1891, 296 ff) schon mit dem jahre 617 begonnen haben, und die den nordleuten auch die wassertaufe lange vor einführung des christentums vermittelt haben.

Nachdem nun aber gerade die reichsten quellen der germanischen mythologie sich als unzuverlässig erwiesen haben, ergibt sich doch für jeden, der eine gesamtdarstellung unternimmt, die notwendigkeit, alles dasjenige zu sammeln, was sich durch vergleichung der zeugnisse aus den verschiedenen germanischen gebieten mit sicherheit oder wahrscheinlichkeit als gemeingermanisch ergibt. was darnach von dem gesamtstoffe übrig bleibt, natürlich der weitaus gröfsere teil, ist in zwei weiteren abschnitten über südgermanische und skandinavische zeugnisse zu behandeln. dadurch wird die darstellung historischer und damit auch wissenschaftlicher werden. eine solche historische behandlung des mytho-

[1] vgl. Heinzel Anz. xvi 341 ff; meine recensionen Arkiv f. nord. fil. 7, 89 ff. 8, 304 ff.

logischen stoffes wird auch wie die von M. und Mogk mit dem seelenglauben und totencult beginnen müssen; denn die ältesten zeugnisse für mythische vorstellungen sind die gräberfunde, die waffen und schmuckgegenstände.

Dagegen scheint es mir keineswegs die aufgabe einer germanischen mythologie festzustellen, dass der dämonenglaube sich aus dem seelenglauben entwickelt hat; das ist sache der allgemeinen culturgeschichte oder einer allgemeinen mythologie.

M. hat sich geradezu eine descendenztheorie zurecht gemacht: zuerst der seelencult, dann die dämonen u. z. zunächst die dämonen in tiergestalt, dann menschenähnliche dämonen, die aber entweder hinter dem mafse der menschlichen gröfse zurückbleiben wie elfen, zwerge, oder über dasselbe hinausgehn wie die riesen, und endlich die dämonen mit rein menschlicher bildung. danach teilt M. seinen stoff ein; er behandelt zuerst den seelencult, dann die dämonen in tiergestalt, dann elfen, zwerge, riesen und zuletzt götter wie Wodan, Donar usw. das aber kann doch unmöglich ein einteilungsprincip für die germanische mythologie abgeben, da ja die Germanen und schon die Indogermanen sowol niedere als höhere dämonen kannten. M. erweckt durch seine anordnung die falsche vorstellung, als ob sich auf germanischem gebiet diese entwickelung vollzogen hätte, und aufserdem entbehrt die theorie jeder festen grundlage.

In dem zweiten abschnitte, welchen eine mythologie nach dem oben skizzierten plane enthalten müste, dürften jetzt vor allem auch die inschriftlichen götter- und matronennamen nicht mehr fehlen, mit denen sich einige forscher mit recht in den letzten jahren eingehend beschäftigt haben: der Hercules Magusanus (Kauffmann Beitr. 15, 553 ff), der Jupiter Tanarus (Much Zs. 35, 372), Requalivahanus (Much Zs. 35, 374), Mercurius Hanno (Much Zs. 35, 207), Mars Halamardus, Mercurius Leudisio, Hercules Saxo (vGrienberger Zs. 35, 388 ff), Hercules Barbatus, ferner die göttinnen Nehalennia (Much Zs. 35, 325), Alateivia (Much Beitr. 17, 168), Vercana (Much Zs. 31, 357), Harimella (Much Zs. 36, 44 ff), Sandraudiga, Vagdavercustis (vGrienberger Zs. 35, 389 ff), Haeva (Siebs Zs. f. d. phil. 24, 461), Burorina (Kern Germanische woorden 324), Vihansa (Cosijn Nederlandsch spectator 1874, vGrienberger Zs. 36, 310), aufserdem die matronennamen Afliae, Alagabiae, Alaterviae, Arvagastiae, Aufaniae, Gabiae, Gavadiae, Vatviae, Suleviae, Saitchamiae (Much Zs. 35, 315 ff). nur die Hludana und den Mars Thingsus mit den beiden Alaisiagen verwertet auch M. ernstlich; die mehrzahl jener namen kommt bei ihm gar nicht vor. und doch haben wir in ihnen eine ganz stattliche reihe von götternamen, die zweifellos dem volksglauben angehört haben und deshalb für die germanische altertumskunde wertvoller sind, als mancher motivenreiche Eddamythus. auch die bedeutung der namen ist in den meisten fällen noch durchsichtig. der interessanteste unter ihnen ist wol Saithamiae, nach Muchs deutung die zauberbannenden (an. *seidr*).

Eine grofse rolle hat M. der mythendeutung eingeräumt, und hier steht er noch ganz auf Simrocks standpunct, dh. jeder, auch der kleinste zug in einem mythus, bedeutet für ihn den reflex einer naturerscheinung. so zeigt gerade das vorliegende werk, wie recht Noreen hat, wenn er in seinem vortrefflichen vortrage 'Fornnordisk religion, mythologi och teologi, populär föreläsning hållen till förmån för egyptiska museet i Upsala, den 9 mars 1892' behauptet, die mythologie habe sich trotz den hervorragenden gelehrten, welche sich auf diesem gebiete betätigt haben, noch immer nicht zum range einer wissenschaft emporgearbeitet.

Der hauptfehler, an welchem die mythologie krankt, besteht darin, dass man sich nicht dazu verstehn kann, die mythen vom litterarhistorischen standpuncte zu beurteilen. es ist doch selbstverständlich, dass jeder stoff, mag er nun von göttern erzählen oder nicht, sobald sich einmal die poesie seiner bemächtigt hat, erweiterungen und ausschmückungen aller art erfährt, so dass der eigentlich mythische bestandteil der eddischen göttermärchen verschwindend gering sein muss. es konnte ferner auch nicht ausbleiben, dass eine erzählung von den dichtern in mehreren variationen vorgetragen wurde. so ist es gewis ganz verkehrt, mit M. 125 die schweigsame ehe mit der Elbin und das verbot der frage, woher sie sei, physicalisch erklären zu wollen und etwa von der dem gewitter folgenden stille zu sprechen. das motiv verdankt seinen ursprung nur der glücklichen phantasie eines dichters und ist nichts anderes als eine ausschmückung der jenseitigen natur der Elbin, die sich mit einem irdischen manne verbindet. oder wenn in der Thrymskviđa Thor mit Freyjas Brisingamen angetan zu Thrym zieht, um seinen hammer zu holen, so hat man gewis nicht an regenbogen und lenzgewitter zu denken (Meyer 152. 207), sondern wir haben es hier einfach nur mit einer verkleidungsscene zu tun. Thor verkleidet sich als Freyja, die ja der riese erwartet, und zu dieser verkleidung gehört notwendig auch der berühmte halsschmuck der göttin.

Dieses suchen nach physicalischen parallelen hat auch die namendeutung nachteilig beeinflusst: der stier *Himinrjóđr*, mit dessen haupt Thor bei Hymi den miđgarđsorm ködert (Sn. E. I 168), ist weder 'der himmelsröter', das polarlicht, wie Mogk 1097 annimmt, noch 'der himmelsstier', wie Meyer 105 mit einem groben fehler meint — ags. *hrîder*, *hrŷder* gehört doch zu *rind* —, sondern *-hrjóđr*, *-rjóđr* ist zu *hrjóđa* 'zerstören' zu stellen. der name bedeutet 'der himmelszerstörer', wie auch die andere hs. (r) *Himinbrjótr* 'himmelsbrecher' hat, beides passende bezeichnungen für einen riesigen stier, der mit den hörnern den himmel einzustofsen scheint. dem *Himinhrjóđr* vergleicht sich *barkhrjóđr* 'qui fruticis corticem abrodit' (Egilsson). — oder warum muss Thors diener Thjalfi der blitz sein? *Þjálfi* ist gewis nicht, wie auch Mogk nach Vigfusson Dictionary annimmt 1093, 'der gräber'. zu ahd. *telban*,

delban, mhd. *telben* kann das wort kaum gestellt werden wegen ags. *delfan* in derselben bedeutung, sondern nur, wie schon Uhland Sagenforschungen I 27 richtig gesehen hat, zu neuisl. *þjálf* 'labor', *þjálfa* 'arbeiten'. Thjalfi und Röskva sind also 'der arbeiter und die flinke', ein dienerpaar und weiter nichts.

Ein nüchterner betrachter des mythologischen stoffes wird ferner auch den litterarischen zusammenhang der einzelnen mythen festzustellen suchen. ein solcher ist zb. in den erzählungen von Thor und Thrym, von Thor und Hymi, vom raub der Idun und von der widergewinnung des dichtermets gar nicht zu verkennen. allen vier erzählungen ist der zug gemeinsam, dass götter und riesen um ein kleinod in streit geraten, wobei die götter schliefslich die sieger bleiben und der riese von dem ihm geistig überlegenen gotte übervorteilt wird. im Hymimythus und beim raube des dichtermets spielt auch ein mädchen eine rolle, das den gott unterstützt. Thjazi und Suttung fliegen dem gotte nach, der mit seiner beute davoneilt, kommen aber zu spät. das kleinod ist als lösegeld in den besitz des riesen gekommen. Loki bringt Idun in die gewalt des Thjazi, um sich aus der gefangenschaft zu befreien. die zwerge erkaufen ihr leben durch die auslieferung des dichtermets; vgl. auch Loki bei Geirröd Sn. E. I 284 ff.

Wir haben es also hier mit vier variationen ein und derselben erzählung zu tun. es ist gewis nicht berechtigt, für jeden dieser vier mythen eine physicalische parallele zu suchen, und auch das grundmotiv von der entführung des kleinods ist wol nur eine dichterische ausschmückung des gegensatzes zwischen göttern und riesen. der hammer Thors bedeutet also nicht den während der wintermonate geraubten blitz, sondern ist einfach nur die waffe des gottes, Idun ist nicht die regenspendende sommerwolke, der kessel des Hymir ist nicht das meer, sondern ein ganz gewöhnlicher kessel, wie ihn jemals durstige nordleute zum bierbrauen verwendet haben.

In diesem sinne hat sich auch Noreen in dem oben erwähnten vortrage ausgesprochen. Noreen gibt hier in ungemein frischer und anziehender form einige sehr beachtenswerte winke zum verständnis der mythenbildung. er unterscheidet religion, mythologie und theologie und darnach drei perioden der mythenbildung. unter religion versteht er das primitive bewustsein des menschen, dass aufserhalb seiner sphäre höhere wesen existieren, die er durch opfer zu besänftigen und günstig zu stimmen sucht. solche gottheiten waren der donner, Thor, der wind, Odin, die sonne, Ty, das meer, Ægi, und der tod, Hel. diese wesen waren in keine rangordnung gebracht; jedes war in gewissen lebensverhältnissen das höchste, der donner, wenn es donnerte, der wind, wenn es stürmte. diese götter wurden ferner noch nicht als persönliche wesen gedacht, und auf diesem standpuncte verblieb der gemeine mann die ganze heidenzeit hindurch. zunächst

giengen nur die höheren stände, die priester, weiter und gelangten zur mythologie. der erste schritt zur mythenbildung war die personification der naturkräfte. Noreen nennt es einen groben fehler der mythenforschung, hinter jedem attribut eines gottes einen speciellen naturgrund zu suchen. es sei falsch zu fragen, was bedeutet der wagen des Thor, seine böcke, seine handschuhe, sein hammer, also den gott als eine allegorie zu fassen; sobald einmal das naturphänomen anthropomorphisiert worden war, arbeitete die phantasie rüstig weiter. man sagte in alter zeit vom donner (Thor) *hann ekr* 'er fährt', wie heute noch die kinder in Schweden *det kör*; daher muste man dem donnergott einen wagen geben. man sah ferner, wie der blitz die bäume und felsen spaltete; das konnte der donnergott doch nur mit einer waffe tun, man gab ihm also den hammer. der donnergott wurde jedesfalls als ungemein stark gedacht, dichter nannten ihn *fadir þrúdar ok magna.* Noreen hätte dazu auch den Hercules Magusanus vergleichen können. ein weiterer schritt war, wie Noreen sehr fein vermutet, dass man verführt durch das *fadir* den gen. *þrúdar* als den gen. eines namens *Þrúdr* und den gen. plur. *magna* als den gen. sing. von einem namen *Magni* fasste. so erhielt Thor einen sohn Magni und eine tochter Thruð. auch den namen *Gullinbursti* erklärt Noreen aus einem ähnlichen sprachlichen misverständnis. Frey hatte ursprünglich einen helm mit einem vergoldeten eberbild. dieser helm hiefs *Gullinbursti* oder *Hildisvini*, wie der helm des königs Adils *Hildisvin* oder *Hildigǫltr* heifst. erst später fasste man diesen Gullinbursti als einen würklichen eber auf. Heimdal war ursprünglich nur eine bezeichnung für den regenbogen, denn der name bedeutet 'weltbogen'; vgl. *dalr* 'arcus'. das naturphänomen wurde anthropomorphisiert, und der neue gott erhielt dann seinen platz als wächter auf der götterbrücke.

In der Wikingerzeit, welche den gesichtskreis des nordländers erweiterte, trat die mythenentwicklung in ein neues stadium, in das religionsphilosophische. die mythen werden vertieft und bekommen ethischen gehalt, der einfluss des christentums macht sich geltend. die alten götter werden immer christlicher, aber die altheidnische religion lebt auch noch in christlicher zeit fort. es entsteht das, was Noreen mit altnordischer theologie bezeichnet, nämlich die systematische bearbeitung von religiösen vorstellungen. der norden habe zwei solcher theologen gehabt, Snorri im 13 und — Rydberg im 19 jh., dessen Undersökningar Noreen mit köstlichem humor characterisiert.

Ich habe bisher nur die mängel des M.schen buches hervorgehoben, und in der tat scheint mir die ganze anlage desselben, die anordnung des stoffes, die wunderliche vermischung der bis zum extrem getriebenen Buggeschen ideen mit dem ganz veralteten Simrockschen standpunct vollständig verfehlt. das gleiche

gilt, wenn auch in geringerem grade, von der darstellung, die wir von Mogk im Grundriss erhalten haben. aber das buch des vielbelesenen verfassers hat das grofse verdienst, uns eine vortreffliche materialiensammlung gegeben zu haben, wol die beste, die wir bisher besitzen. das cap. über die quellen, die reichen litteraturangaben und sammlungen, welche im ganzen werke zerstreut sind, machen dasselbe zu einem unentbehrlichen und bequemen hilfsmittel für jeden, der sich mit mythologie beschäftigt. nur schade, dass der kleine druck die übersicht so sehr erschwert.

Wien, juni 1892. FERD. DETTER.

SCHRIFTEN ZUR MYTHOLOGIE.

1) Die eddische kosmogonie. ein beitrag zur geschichte der kosmogonie des altertums und des mittelalters. von dr ELARD HUGO MEYER, honorarprof. an der univ. Freiburg i. Br. Freiburg i. Br., JCBMohr (Paul Siebeck), 1891. VIII und 118 ss. 8°. — 3,60 m.*

2) Deutsch-mythologische landschaftsbilder von GUIDO LIST. Berlin, HLüstenöder, 1891. 264 ss. gr. 8°. — 4,50 m.**

3) Die deutsche götterlehre und ihre verwertung in kunst und dichtung. von dr PAUL HERRMANOWSKI. erster band: Deutsche götterlehre. zweiter band: Germanische götter und helden in kunst und dichtung. Berlin, FNicolai (RStricker), 1891. I: 284 ss.; II: VI und 278 ss. 8°. — 7,50 m.***

'Im fortgang meiner mythologischen studien', heifst es im vorwort des an erster stelle genannten buches, 'erscheint mir mein 1889 herausgegebenes Völuspabuch mehr und mehr nur als ein programm, dessen einzelne nummern einer gründlicheren ausarbeitung um so mehr bedürfen, als es in seiner jetzigen form aus verschiedenen gründen von vielen nicht begriffen worden ist'. welche richtung der vorliegende, an dem capitel der kosmogonie vorgenommene erneuerungsversuch einhalte, ist damit für jeden, der jenes verfrühte buch kennt, leicht zu erraten. ob jedoch in ihrer nunmehrigen, unleugbar vollkommneren gestalt diese glaubensstarke entlehnungshypothese an überzeugender kraft beträchtlich gewonnen habe, dürfte zu bezweifeln sein. auch wer im anschluss an EHMeyer dem inhalt der nordischen kosmogonie christlich-theologischen ursprung zuschreiben möchte, braucht deshalb noch nicht in den 18 ersten strophen der Völuspa die arbeit eines isländischen scholastikers zu sehen, der ein vergnügen daran gefunden hätte, jenem inhalt das gewand skaldischer ausdrucksweise überzuwerfen: es wäre ja doch, wiewol Grimm dessen 'abredig'

* [vgl. Wochenschr. f. class. phil. 1891 nr 41 (GDraheim). — Theolog. litteraturzeitung 1892 nr 2 (HGering). — Lit. centr. 1892 nr 1 (-gk). — GGA 1892 nr 5 (BKahle). — Arkiv f. nord. filol. 8, 304 ff (FDetter). — Zs. f. d. phil. 25, 399 ff (FKauffmann). — DLZ 1892 nr. 30 (FNiedner).]

** [vgl. DLZ 1892 nr 9 (Jahn). — Zs. d. ver. f. volkskunde 2, 90 (K. W.). — Lit. centr. 1892 nr 12 (Al. T.).]

*** [vgl. DLZ 1891 nr 30 (AHeusler). — Lit. centr. 1891 nr 51 (-gk). — Zs. f. d. unterr. 6, 443 ff (OLyon).]

ist (im vorwort zur ersten auflage der Mythologie s. xviii), immerhin denkbar, dass im laufe von jahrhunderten die sätze christlicher schulweisheit zu den nordleuten, denen einheimische kosmogonische vorstellungen mangelten, hindurchgesickert und begierig aufgenommen worden wären, die Völuspa also zwar christliches, aber in echt heidnischer aneignung und umbildung enthielte. wer zweitens die schöpfungslehre der scholastik durch das Griechentum und Judentum hindurch an eine babylonische urspeculation anknüpft, welche auch nach andern himmelsgegenden hin, bis China und zu unsern antipoden auf Neuseeland gedrungen sei, für den müste die frage nahe liegen, ob nicht lange vor dem auftreten des christentums unsre vorfahren, so gut wie andre völker, dieser vorderasiatischen ausfuhrware teilhaftig werden konnten. die dreiheit Odin, Vili, Ve muss doch wol einer zeit entstammen, da *Ódenn* sein anlauts-*v* noch nicht verloren hatte, gehört also spätestens den tagen Karls d. gr. an. noch viel weiter zurück führt uns *gap* 'chaos', mit *p* aus *mn* (vgl. meine German. völkernamen s. 10 ff), also = gr. **χάμα*, *χάσμα* (wie *δέμα*, *δέσμα*), das mit *χάος* nahe verwant ist; dass es sich nicht um eine junge übertragung handelt, so wenig wie bei *ginnung(a)* (worüber Beitr. 8, 159, anm. 2), erhellt aus der sonstigen bedeutung von *gap* und *gapa*. weit ab von christlichem weist auch die einstimmung des Ymimythus mit dem, was die Bataks auf Sumatra von dem zerstückelten huhn Manuk erzählen, aus dessen teilen die einzelheiten der schöpfung hervorgiengen und die zuvor öde, steinige welt erst ihre vollständigkeit empfieng (Globus 60, 289 ff); soll die ähnlichkeit polynesischer weltsagen mit alt- und neugriechischen (Schirren Wandersagen s. 41 f; Preller[2] I 45; BSchmidt Griech. märch. s. 133. 243) nach der auf s. 8 anm. 2 gegebenen andeutung aus gemeinsamem babylonischen ursprung erklärt werden, so wäre es nur billig, auch Ymi im verhältnis zu Manuk die nämliche gunst angedeihen zu lassen. überhaupt kann nur eine die alte und neue welt umspannende vergleichungsarbeit auf diesem gebiete klarheit schaffen; weil M., in den spuren von Bang, Bugge und Gruppe wandelnd, jene vergleichung glaubte auf wenigen seiten abtun zu dürfen, brachte er sich um die möglichkeit, in der nordischen kosmogonie zwischen altnationalem und ausländischem, zwischen früh und spät angeeignetem zu scheiden; die einseitig litterarische betrachtungsweise hat sich an ihm gerächt, wie seiner zeit an Benfey auf dem gebiet des märchens. dazu kommt, dass er noch immer der überzeugung ist, in seiner Achilleis den nachweis einer weitreichenden gewittermythologie gegeben zu haben (s. 113), und so lässt er ohne viel umstände die babylonische schöpfungslehre aus einer wettersage hervorgebildet sein. seltsamer weise wird im vorwort des an geschichtlichem sinn so augenfällig darbenden werkes die kritik aufgefordert, es 'von dem einzig richtigen standpunct aus, nämlich

dem historischen, zu beurteilen'. so anfechtbar die ganze einseitige aufstellung ist, so hat sie doch das verdienst, die ähnlichkeiten mancher altnordischen züge mit einzelheiten christlicher lehre hervorgehoben und künftiger forschung die puncte bezeichnet zu haben, wo die möglichkeit einer irgendwie vermittelten entlehnung aus mittelalterlicher theologie in frage kommen mag.

Einen ganz andern character trägt das zweite buch. der verfasser des antiquarischen romans Carnuntum erweist sich in diesen frisch geschriebenen, durch einen feucht-fröhlichen Scheffelton bemerklichen skizzen als einen liebhaber mythologischer dinge, der viel gesehen, viel gelesen und viel sinniert hat. leider will sich sein Pegasus dem joche besonnen vorschreitender forschung ganz und gar nicht fügen und strebt mit ungeduldigem flügelschlag der sonne einer verjährten lichtmythologie zu. die lebhaftigkeit des hier waltenden spieltriebs gestattete List nicht, sich mit seihen, weder von mücken noch kamelen, aufzuhalten. wenige proben genügen. um seinem grimmen hass gegen 'Karl den Sachsenschlächter' ausdruck zu geben, citiert er wolgemut das schöne gebet: *Helli Krotti Wudana.* am ufer des 'kalten Gangs' im grase liegend bebrütet er in echter dilettantenweise eine liste von flurnamen, und den mythischen gehalt daraus hervorzulecken sind ihm etliche bären behilflich, die ihm die dortige wassernixe aufbindet. kleine mängel der schreibung wie 'elypse' oder das beharrliche 'Veniluck' statt 'Venibuck' gehn in den kauf. es ist schade um manchen hübschen einfall, um allerlei beobachtungen und lesefrüchte, die in dem wuste willkürlichster combinationen verloren gehn.

Im gegensatz zu der eben besprochenen hütet sich Herrmanowskis fleifsige sammelarbeit vor jedem einhertritt auf der eignen spur und zeigt das bestreben, nur gesicherte ergebnisse darzubieten. auch wer einen ganz andern mythologischen standpunct einnimmt, wird für vielerlei belehrung, namentlich in der zweiten hälfte, dankbar sein. weiteren kreisen und besonders den künstlern die glaubens- und sagenwelt unsrer vorfahren näher zu bringen, ist ein gar löbliches beginnen, und vor diesem allgemeinen zweck mag zb. das ausführliche eingehn auf die Schnorrschen Nibelungenbilder, sofern es zugleich ein eingehn auf die sage ist, sich rechtfertigen. da jedoch der bezug auf kunst und dichtung das unterscheidende des werkes ausmachen soll, hätte es sich vielleicht empfohlen, eine musterung über die alten sagenstoffe zu halten, die sich für bildnerische und dichterische behandlung eignen, ihre ethischen und ästhetischen vorzüge nachzuweisen, überhaupt alles das hervorzuheben, wodurch jene schöpfungen des altertums auch heute noch widerhall in der volksseele zu wecken vermögen. damit hätte sich dann von selbst eine scheidung zwischen nordischer und deutscher mythologie ergeben, die unsre einheimische überlieferung mehr ins licht gerückt

hätte; wiewol der titel 'Deutsche götterlehre' nach dem von Grimms 'Deutscher mythologie' gebildet ist, darf doch gesagt werden, dass der heutige sprachgebrauch bei 'deutsch' nicht an das skandinavische denkt.

Stuttgart, 11 oct. 1892. LUDWIG LAISTNER.

Die metrik des westgermanischen allitterationsverses. sein verhältnis zu Otfried, den Nibelungen, der Gudrun etc. von KARL FUHR, dr phil. Marburg, NGElwert, 1892. 148 ss. 8°. — 3,60 m.

Aus Otfrids dichtung in erster linie hatte Lachmann die regeln für den altdeutschen vers, für die vierhebige kurzzeile, geschöpft. Lachmann selber glaubte diesen vers auch im Hildebrandsliede zu erkennen. Müllenhoff suchte ihn für das Muspilli nachzuweisen. man war auf dem wege, den stabreimenden vers der andern germanischen stämme aus der nämlichen grundform herzuleiten; vgl. besonders Müllenhoff De carmine Wessofontano s. 15 f. aber nur bei dem altenglischen verse ist der versuch gemacht worden. denn Jessens umfassende skizze des gesamten germanischen versbaus und noch weit mehr die deutung des Heliandverses, die Amelung unternahm, enthielten tatsächlich ganz neue ideen: die rhythmen, die Amelung aufstellte, waren von den Otfridischen nicht mehr graduell, sondern principiell verschieden, und nur mit verkennung seines gedankenganges konnten Rieger, Sievers, Hirt die äufserung tun, Amelung stehe noch unter dem banne der Lachmannischen vierhebigkeit.

Dass man innerhalb der stabreimtechnik keine tiefgreifenden gegensätze zwischen den vier litterarischen gruppen anerkennen wollte, ist begreiflich. und auf der andern seite lag es nahe, den spätern reimvers als nächsten verwanten, als organischen nachwuchs des germanischen verses zu erklären. der gedanke war von vorn herein ansprechend, dass auch nach der einführung des endreimes das tiefer liegende rhythmische formgefühl das gleiche geblieben war. daher Müllenhoffs ausruf aao. s. 10: quis illam (sc. internam versuum structuram) clericos a Latinis accepisse credat?

Von diesen voraussetzungen aus wagte Schubert seinen versuch mit dem altenglischen verse. es war ein wagnis; denn messungen wurden notwendig, die allem bisher für möglich gehaltenen widersprachen. man vergegenwärtige sich verse wie diese: *þrým gèfrûnòn*; *gèdòn wóldè*; *sè frúmgàrà.* derartiges muste den protest gegen die ganze richtung verstärken. Wackernagels widerspruch wurde von Rieger und Vetter aufgenommen und entwickelt. es bildete sich die zweihebigkeitslehre. sie ist von Sievers zum fünftypensystem ausgebildet worden.

Nach dieser neuen auffassung konnten die vier gruppen der stabreimpoesie als nahe verwante dargetan werden. der reimvers

dagegen erschien durch eine tiefe kluft geschieden. es waren wenig tragfähige brücken, die man sich mit hilfe der Otfridischen accentstriche zu zimmern bemühte. tatsächlich ist das phänomen, das uns die zweihebungstheorie in dem stabreimverse erblicken lehrt, von dem verse des evangelienbuches, des King Horn und der isländischen Rimur so völlig verschieden, dass man auf allen gebieten geradezu an die geburt einer neuen poetischen form glauben müste.

Viel enger erscheint der zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen nach der Amelungschen auffassung, die von Möller neu belebt und begründet worden ist. diese theorie vermittelt in gewissem sinne zwischen der frühern vierhebungs- und der neuern zweihebungslehre. aber auch sie kann den viertactigen reimvers nicht als einfache fortsetzung des allitterierenden zweitacters hinstellen. auch sie bedarf eines äufsern eingriffes in die entwicklung.

Von neuem sind versuche gemacht worden, ohne diesen äufsern eingriff durchzukommen und die clerici als nachahmer der Latini aus ihrer stellung an der spitze der reimverskunst zu beseitigen. die abhandlungen von Hirt und die vorliegende schrift von Fuhr haben vieles gemeinsam. der hauptunterschied gegen Lachmann-Müllenhoff-Schubert liegt darin: sie statuieren neben dem vierhebigen stabreimvers als gleichberechtigt den dreihebigen; in folge dessen ist es nicht sowol der constant vierhebige Otfridvers, den sie vergleichen, als vielmehr die verse des Nibelungenliedes und der Wiener genesis mit ihrer mischung von drei- und vierhebigen zeilen. diese verse können unmittelbar an die altgermanische technik angeknüpft werden, während für Otfrid, wie es scheint, der fremde einfluss nicht ganz geleugnet werden soll.

Gewis hat diese historische perspective, heute so gut wie vor dreifsig jahren, viel einleuchtendes; es kommt nur darauf an, heute wie vor dreifsig jahren, ob sich die stabreimverse würklich so lesen lassen, dass sie als die nahen gesippen der Genesis- und der Nibelungenverse gelten können.

Hirts messungen, soweit es gelingt, sie vom papier in klang umzusetzen, haben mir den eindruck höchster unwahrscheinlichkeit nicht zu benehmen vermocht. Fuhr lässt sich von besserem metrischen formgefühle leiten, indem er ein würkliches grundmafs, die vier tacte, als rythmische einheit gewährt; indem er die wechselnden figuren des tonfalls in genügender deutlichkeit vorführt; indem er endlich die übeln scansionen wie *scéadena þreátùm* = | ⏑́⏑× | –̀ | ×̀, *hŷran scòldė* = ×́ × |–̀| ×̀ vermeidet (mit dieser messung könnten die zeilen nicht mehr als exemplare des viertacters gelten). auch mit scansionen wie *féònd máncynnės*, *dǽ̂l ǽ̂ghwylcnė* werden wir von F. verschont. er hält sich näher an die weiland Schubertischen messungen; er list also

gûdgewéorcà; *féoll ón fédán*; *gègrétte đá*; *gèméted wǽs*; *gèþýld háfa*; — *hé þinum wìdsóc*; *tó Héorute ătédh* u. s. f. man sieht, sprachbehandlungen, die in Schuberts schrift als unerträglich aufgefallen waren, sind hier neu erstanden; nur sind sie an zahl geringer, weil F. ja auch verse mit blofs drei gesprochenen hebungen anerkennt.

F. hat, wie es scheint, die notwendigkeit nicht stark empfunden, dass vor allem andern diese messungen gerechtfertigt werden musten. er scheint zu glauben, dass man heutzutage etwas kräftigere kost wol vertragen kann. denn über diesen punct, wovon das leben und sterben seiner theorie abhängt, äufsert er sich s. 55 f. 75 f in einer art, die man mit dem besten willen nicht ernst nehmen kann. 'man hat bis jetzt immer angenommen, dass die einsilbigen schwachtonigen praefixe an sich nicht fähig seien, einen ictus zu tragen. doch warum soll ein praefix wie *á-*, *tô-* an sich weniger recht haben, als ein einsilbiges praepositiönchen wie *on, wiđ, æt, tô*, die doch auch sehr wenig tongewicht besitzen? . . . . im versanfang stehend bildet eine solche praeposition im guten mhd. noch öfters den ersten tact (vgl. § 85)'. wir schlagen den citierten paragraphen nach und finden 6 verse aus der Nibelungenhs. A, alle in discrepanz mit den übrigen hss., und ebenso viele aus Iwein, wovon fünf ganz anders gelesen werden können und m.e. müssen! weiterhin berufung auf die liedzeile: ***ein fréies, fróhes lébèn uns wóhl gèfällt*** und die versicherung 'es ist meinem gefühl nach nicht unnatürlich, wenn die kinder betonen ***éins, zwéi, dréi,*** ⨯ | ***an der bánk vòrbéi*** ⨯' (betonen die kinder so? nach der analogie ähnlich gebauter verse erscheint eine andere scansion als die stilgemäfse oder 'natürliche'). und s. 75: 'wollte man nicht dem praefix, sondern der flexionssilbe den ictus geben, also *ălédón þá* etc. betonen, so müste der nachweis geführt werden, warum in solchen versen stets auftact in gestalt eines praefixes steht..... nach meiner ansicht ist das praefix kein auftact, sondern erster ictus und deswegen auch ein notwendiger bestandteil des verses. wie ich bei den versen mit klingendem ausgang den schwachtonigen praefixen das recht einen ictus zu tragen zugestand, so muss ich es auch hier tun. denn ich halte es für consequenter ihnen dasselbe recht wie andern tieftönen zuzuerkennen, wodurch ganz normale verse entstehn, die sich in ihrer scansion in nichts von andern unterscheiden, als ihnen einer vorgefassten ansicht zu liebe eine ausnahmestellung zu geben und dadurch ein schema anzusetzen, das sonst im ags. keine entsprechung findet'.

Hiegegen ist zu bemerken: 1) auftact ist eben unter umständen auch ein notwendiger bestandteil des verses! es ist ein wol nur in der allitterationsmetrik gehegter irrtum, sobald man eine silbe als auftact spreche, sei sie kein integrierender bestandteil der rhythmischen reihe; — 2) der leser darf vielmehr von F.

den nachweis verlangen, warum wörter der sprachlichen form — ⨯ nur dann zwei tacte füllen dürfen, wenn der ausgang ⏊ ⨯ vorhanden ist; warum ist *hildè(-wǽpnùm)* zulässig, (*ge-*)*cýstè* (*þà*) verboten? — 3) wenn F. für die bewusten silben dasselbe recht wie für 'andre tieftöne' fordert, so setzt er das zu beweisende schon voraus, nämlich dass hier überhaupt tieftöne vorliegen; — 4) ist das 'vorgefasste ansicht', wenn man sich sprachgemäfser scansion fügt auf die gefahr hin, ein schema mehr ansetzen zu müssen?

Zu recht erkünstelten messungen lässt sich F., seinen regeln zu liebe, herbei; man vergleiche *þàm wífe þá wórd*; *tò séle dàm hédn* uä. s. 76. wie wenig harmoniert hier der metrische tonfall mit dem natürlichen sprachrhythmus! list man F.s zusammenhängende proben, so ist man erstaunt, wie grausam die natürlichen declamatorischen gruppen zerdehnt und verbogen werden, wogegen bei Möller eine steigerung der natürlichen proportionen eintritt, eine verstärkung der sprachlichen contraste, — das ausdrucksmittel des pathos! um einen fall, wo sich der einwand objectiver fassen lässt, herauszugreifen: die zeile *ne leóf ne lád* besteht aus zwei declamatorisch identischen gruppen: *ne leóf* = *ne lád*. bei Möllers scansion gelangt dies zu schönster ausprägung: ⨯ | ⏊ (r) ⨯ | ⏊ dh. ⨯ | ⏊ = ⨯ | ⏊. F. muss lesen | ⏊ | ⨯́, ⨯ | ⏊, und die symmetrie ist mit erfolg zertrümmert! es ist nicht anders, als wenn wir in Goethes 'Veilchen' sprechen wollten:

Dàhér, dahér, ` *die wiese hér und sáng*
Dùrch sie, durch sie, ` *zu íhren füſsen dóch.*

übrigens list F. dann doch nicht *gèsprǽc þá se gódà*, sondern *gesprǽc þà se gódà* (s. 61), nicht *þàm þe ǽr his élne forléás*, sondern *þám þe ǽr his élne forléás* (s. 77), und hier hat es dann mit der 'consequenz', wie er auch zugibt, ein ende.

Selbst wer mit F. eine messung *gègýred hǽfdè* für möglich hält, wird sie doch nicht für sprachgemäfs ausgeben wollen; noch weniger kann man an erstrebte kunstwürkung glauben bei dieser dehnung einer silbe, der keinerlei begrifflicher gehalt zukommt. als seltene licenz, als zugeständnis an den metrischen zwang könnte man also derartige messungen discutieren. dass sie aber mit vorliebe, zumal im zweiten halbvers, auftreten, das erregt die stärksten zweifel an dem system: ist es wahrscheinlich, dass die germanischen dichter eine verstechnik ausbildeten, die sie hinderte, die auftacte der sprachlichen kola als auftacte der metrischen reihen zu behandeln?

Es fällt auf, dass bei diesem heiklen puncte die quantitätsfrage gar nicht gestreift wird. und ebenso, wo es gilt, messungen wie *éordcýningès*, *cníhtwèséndè*, *swéordbèréndè* als möglichkeit bzw. notwendigkeit hinzustellen (s. 52. 83), wird nur die accentverschiebung entschuldigt; der verletzten quantität, woran uns vor allem liegt, wird nicht gedacht — oder doch nur ganz

im vorbeigehn, s. 53 o., mit hinweis auf die bekannten *manunge*, *gotinne* im Iwein, die nichts beweisen können, da über ihre scansion genau dieselben zweifel bestehn wie über die der gen. altenglischen wörter. —

Wer alle diese verletzungen von accent und quantität vor F.s tagen unannehmbar fand, der wird sie seither nicht günstiger beurteilen können. ich sehe also nach wie vor keine andre möglichkeit, einen vers wie *geþyld hafa* mit einem verse wie *wlitebeorhtne wang* auf éine basis zu stellen, als indem ich jenem den rhythmus × | ⎵́ | ×̇ × zuteile. und warum derartige messungen, wenn man sich vom Opitzischen oder Otfridischen versgefühle emancipiert hat, anstöfsig sein sollen, sehe ich nicht ein. was F. auf s. 76. 116 gegen Möller äufsert, ist recht belanglos. die überzeugungskraft der eignen theorie scheint ihm so fest gestanden zu haben, dass er auf eine gründliche untersuchung und bekämpfung der entgegenstehnden ansichten gern verzichtete. da ich einen grofsen teil seiner versmessungen für bedingungslos unmöglich halte, und doch diese messungen solidarisch mit dem systeme verbunden sind, glaube ich die einwände und zweifel, die sich an vielen enden aufdrängen, zurückhalten zu dürfen.

Wie F. im vorworte mitteilt, hat ihn die gleichzeitige lectüre von Beowulf und Nibelungenlied zu seiner arbeit angeregt. wir können ihm ja nachfühlen, dass der gedanke, einen sehr nahen zusammenhang zwischen den versen der beiden epen entdeckt zu haben, zu schriftlicher ausführung drängte. um eine neue theorie zu begründen, dazu brauchte es aber noch die eine und andre vorbedingung. ganz unerlässlich war die zuziehung des nordischen versbaues; man darf noch zweifeln, ob F. den mut hätte, die Eddalieder nach den hier dargelegten principien zu scandieren, und ob es ihn nicht stutzig machen würde, dass sich der eddische Ljoþahatt, dieser prüfstein der metrischen theorien, schlechterdings nicht unter sein joch beugen wollte. aber auch die ausschliefsliche berücksichtigung des deutschen reimverses, das consequente hinwegsehen über die höchst merkwürdigen englischen dichtungen des 12/13 jhs. muste die auffassung zur einseitigkeit verurteilen. — für einen methodischen fehler halte ich es ferner, dass aufs neue die sog. schwellverse 'vorläufig' ausgeschlossen wurden: dadurch, dass man diese verse mit einem besondern namen bedenkt, gewinnt man nicht das recht, sie von den andern loszureifsen; man kann nicht gesetze geben, die für den dichter von unverbrüchlicher heiligkeit gewesen sein sollen, und die wir dann doch in einer anzahl verse, genannt schwellverse, übertreten finden. — in einem der ersten abschnitte verbreitet sich F. auch über das volkslied: er begnügt sich indes, sattsam bekanntes aus Simrock und Stolte zu excerpieren. auch wo er den frühmittelhochdeutschen vers heranzieht, schöpft er gewöhnlich aus zweiter hand, und so kann es ihm denn zb. auf

s. 56 passieren, dass er gewicht legt auf einen vers wie *intgegen iegeren*, der unter zehntausenden als unicum dasteht und folglich keinerlei beweiskraft besitzt. hier wie in andern dingen zeigt sich eine zuversichtliche schnellfertigkeit und flüchtigkeit. das buch wäre vielleicht ungedruckt geblieben, wenn sein verf. sich erst mit zahlreichern quellen alter und neuer zeit vertraut gemacht hätte.

Weil F. mit nachdruck ausspricht, seine theorie erkläre die von Sievers rubricierten facta, während dies den anderen nicht gelungen sei, müssen wir darauf noch in kürze eingehn. ein beispiel genüge. den vers *hine twègen ymb* misst F. als |>̀ × | >′ × | –́. es entsteht die frage: warum würde ein **twegen* mit kürze dem rhythmus nicht ebensowol genüge tun? F. antwortet: 'der vocal in *twègen* muss lang sein, da sonst bei einsilbigstumpfem ausgang der zweite tact keine senkung besäfse (⏑́ × wird nicht als hebung + senkung aufgefasst, sondern als ersatz eines hochtons . . .)' s. 96; und über den letzteren punct finden wir s. 45 die aufklärung: –́ dürfe, mit gewissen einschränkungen, durch die gruppe ⏑́ × ersetzt werden; 'die zweite silbe dieser gruppe hat im ags. noch nicht den wert einer senkung wie im mhd., sondern sie gehört organisch zur vorhergehnden silbe, die mit ihr zusammen erst einen tact zu bilden vermag. wo also in einem fufs senkung gefordert wird, da muss immer zu ⏑́ × noch eine silbe hinzutreten, so gut wie zu –́′. man wird berechtigt sein, dies nicht eine erklärung, sondern eine umschreibung des tatbestandes zu nennen, und zwar eine recht umständliche umschreibung[1]. nach der Möllerschen auffassung müsten *hine twègen ymb* und **hine twegen ymb* e i n e n g a n z v e r s c h i e d e n e n r h y t h m u s erhalten; die forderung der länge in *twègen* wäre ohne weiteres motiviert. wie F. dennoch sagen kann, Sievers quantitätsbestimmungen 'finden nicht von Hirts und noch weniger von Möllers standpunct eine deutung' (s. 5), ist mir nicht klar. —

Als gelungen und wertvoll mag der abschnitt über die allitteration hervorgehoben werden (s. 15 ff). F. hat bemerkt, dass composita von 'doppelter begrifflicher kraft', wie etwa *ûhtsceada*, anders behandelt werden als composita 'von einfacher begrifflicher kraft', wie etwa *ælmihtig*. jene müssen anteil am stabreim haben. also ein **grim ûhtsceada* wird gemieden, während ein *cyning ælmihtig* unanstöfsig ist. F. hat das verdienst, damit zu weiterer untersuchung angeregt zu haben.

Die einteilung der verscadenzen halte ich für sachgemäfs, soweit sie Möller folgt. nicht gut scheint mir, dass nur z w e i cadenzen, klingend und stumpf, unterschieden werden; dass ausgänge wie . . . *hinfûs*, . . . *bèaduscèarp* den gewöhnlichen klingen-

[1] aufserdem ist die zuletzt erwähnte vorschrift unhaltbar; F. muss die unverdächtigen verse, die sich ihr nicht fügen, für 'fehlerhaft' erklären; s. 45. 74.

den gleichgestellt werden (§ 43), und dass auf der andern seite eine cadenz wie . . . *irmindeòt*, . . . *éorlscipe* als beginn einer neuerung gefasst wird (s. 123 note. 132). ich glaube, wir müssen uns näher an die accentschattierungen der sprache halten und da, wo ein starkton im vierten ictus steht, eine dritte art der cadenz, 'voll', statuieren.

In der beurteilung der Otfridischen ictenzeichen freue ich mich mit F. zusammenzutreffen. vgl. s. 126: 'bei versen der accentform 2 und 2. 4 hat das zeichen auf der zweiten hebung neben seinem positiven zugleich einen privativen character'; und s. 130: 'den allitterationsvers als kriterium heranzuziehen, wird hiernach überflüssig'. —

Dass der langzeilentypus stumpf-stumpf in liedern 'bis heute fortlebe' (s. 135), kann nicht mit *Nun danket alle Gott* erhärtet werden; denn dieses lied Rinkarts ist in alexandrinern gedichtet, die form stumpf-stumpf ist hier also importiert, steht nicht in historischem zusammenhang mit alten versen wie *ofer myrcan môr magoþegna bær.*

In Walthers von der Vogelweide elegie *Ôwê war sint verswunden* will F. wider achttactige langzeilen erkennen und glaubt, es falle dabei auf das wesen der caesuren 'ein ganz andres licht' (s. 136). ich mache ihn auf die worte von Paul Beitr. 8, 195 ff aufmerksam: dort ist gezeigt, wie bedenklich diese caesuren erscheinen, sobald man in ihnen die cadenz eines halbverses erblickt. —

Dass es F. nicht an klarem blicke und metrischem verständnis mangelt, möchte ich zum schluss ausdrücklich hervorheben. um die altgermanische verslehre auf einen neuen boden zu stellen, dazu hat er, wie ich glaube, das beobachtungsfeld zu eng umgrenzt und seine einfälle zu wenig durch kritik gezügelt.

Berlin, 7 juli 1892. ANDREAS HEUSLER.

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von KARL GOEDEKE. zweite ganz neu bearbeitete auflage. nach dem tode des verfassers in verbindung mit DJacoby, KJusti, MKoch, KMüller-Fraureuth, FMuncker, KChRedlich, ASauer und BSuphan fortgeführt von EDMUND GOETZE. vierter band. vom siebenjährigen bis zum weltkriege. erste abteilung. Dresden, LEhlermann, 1891. XII und 780 ss. 8°. — 27 m.*

Von der neubearbeitung seines grundrisses hat Goedeke selbst nur die drei ersten bände besorgen dürfen. dass ein einzelner das werk fortsetzen und zur vollendung führen könne, war für die nächste zeit um so weniger zu erhoffen, als die vorarbeiten für den noch zu behandelnden zeitraum, die sich in Goedekes nachlass gefunden, überaus ungleichmäfsig beschaffen waren.

[vgl. Litt. centralbl. 1890 nr 19. — DLZ 1890 nr 41, 1892 nr 20 (LHirzel). — Centr. f. bibl. 1892 s. 188 (W. Sch.).]

die verlagshandlung entschloss sich deshalb zur arbeitsteilung und bestellung eines redactors für das ganze. sie betraute prof. EGoetze, der Goedeke schon bei der correctur der ersten bände unterstützt und sich in dessen arbeitsweise eingelebt hatte, mit der gesamtredaction und überliefs ihm die auswahl der mitarbeiter. man darf den verleger zu seiner wahl beglückwünschen, und auch Goetze ist es gelungen, fast in jedem falle die geeignete kraft zu gewinnen. von der eigenen arbeit lässt Goetze im vorwort so gut wie nichts verlauten, und ich möchte gerade aus diesem grunde es mit besonderem nachdruck betonen, dass abgesehen von seiner redactionellen tätigkeit grofse partien des umfangreichen bandes von ihm neu bearbeitet worden sind und dass ihm unter den mitarbeitern die erste stelle einzuräumen ist. die 351 seiten der ersten auflage (s. 557—908) sind in der neubearbeitung zu 767 seiten angewachsen, was nicht wunder nehmen kann, da durch die erhöhte teilnahme, der sich gerade der in diesem bande behandelte zeitraum seit den siebziger jahren erfreuen durfte, fast für jeden artikel das material und somit auch unsere erkenntnis wesentliche bereicherung erfahren hat. wo ich nachgeprüft habe, ist der bibliographische stoff, der zu bewältigen war, in wünschenswerter vollständigkeit und genauigkeit verzeichnet. wer je selbst unter der last bibliographischer sammlungen und ihrer sichtung geseufzt hat, wird tolerant in der beurteilung ähnlicher arbeiten, und so widerstrebt es mir hier mit nachträgen aufzuwarten. es genüge zu sagen, dass, um nur von der benutzung des in meinen Verzeichnissen zusammengetragenen materials zu reden, die litteratur bis z. j. 1888 sorgfältig verwertet ist; dass nicht alles aus meiner bibliographie aufgenommen wurde, wird niemand berechtigter finden als ich selbst: mir, dem einzelnen, war es nicht möglich, in jedem falle durch persönliche einsicht über wert oder unwert eines aufsatzes zu entscheiden, und so muste zunächst das streben nach möglichster vollständigkeit mein ideal bleiben, selbst auf die gefahr hin, den wissenschaftlichen wert meiner bibliographie dadurch herabzudrücken. das übergangsstadium ist nun ja glücklich überwunden und der zweck erreicht: die begründung eines kritischen unter verschiedene verantwortliche mitarbeiter verteilten jahresberichtes. dass ich im neuen Goedeke, wo ich ihn mit meinen zusammenstellungen verglichen, gelegentlich einzelnes vermisse, das m.e. aufnahme verdient hätte, anderseits einiges notiert finde, was übergangen werden durfte, kann für das allgemeine urteil nicht in betracht kommen.

Die gröste mühwaltung in verwertung des bibliographischen materials erforderte der artikel 'Goethe', dessen neubearbeitung MKoch übernommen hat. was zunächst die Goethebiographie betrifft, so ist nur zu billigen, dass K. die ursprünglich in dieselbe eingeschalteten inhaltsangaben, durch welche die darstellung des dichterischen entwicklungsganges mehrfach unter-

brochen wurde, ausgeschieden hat; auch sonst wurden vielfach kleine änderungen, wie sie durch die ergebnisse jüngster forschung bedingt waren, vorgenommen. doch hätte K. damit noch freigebiger sein können, ohne die pietät gegen den verfasser zu verletzen. so zeigt zb. dank den neueren veröffentlichungen das bild des Leipziger Goethe jetzt wesentlich schärfere umrisse im vergleich mit früher, was zum ausdruck hätte gebracht werden sollen, und auch über den Urfaust durfte ein orientierendes wort im texte gesagt werden. doch der schwerpunct des Grundrisses liegt auf dem bibliographischen material, und da muss ich nun gestehn, dass ich K.s Goethebibliographie übersichtlicher in der anlage gewünscht hätte. wol lässt das sehr sorgfältig angefertigte register zum ganzen bande auch leicht die litteratur über ein einzelnes werk Goethes, über seine beziehungen zu dieser oder jener persönlichkeit auffinden; allein wie viel zweckmäfsiger wäre es gewesen, die bibliographie über Goethes gespräche, briefe und persönliche beziehungen alphabetisch anstatt chronologisch zu ordnen. die chronologische gruppierung ist freilich sonst im Grundriss die norm: bei Goethe aber war wegen des so aufserordentlich angehäuften materials ein abweichen von der regel, wenigstens für gewisse gruppen, geboten, wie sich dies denn auch die bibliographen Herders und Wielands bei der aufzählung einzelner briefe zu gunsten alphabetischer anordnung gestattet haben. ein chronologisches verzeichnis hat nur dann berechtigung, wenn das chronologische princip absolut festgehalten wird, wie zb. in SHirzels Verzeichnis. K. aber ordnet chronologisch und versucht daneben das system sachlicher scheidung zu befolgen, während das umgekehrte verfahren, — stoffliche anordnung unter berücksichtigung der zeitlichen folge oder besser noch mit alphabetischer folge der verfassernamen — für einen grundriss weitaus geeigneter gewesen wäre. K. verzeichnet zb. bei erwähnung der ersten publication von briefen Goethes an Lavater aus d. j. 1833 alles, was später über Goethe-Lavatersche beziehungen bekannt geworden ist; der suchende muss also das jahr 1833 wissen, wenn er überhaupt finden will. s. 581 wird die litteratur über Goethe und Lenz bei eintragung eines jüngst von Weinhold edierten Goethischen briefleins an Lenz untergebracht. K. hat dem abschnitt 'Gespräche, briefe und persönliche beziehungen' sechs unterabteilungen gegeben: 1 mit verschiedenen, 2 Goethes familie, 3 frau von Stein, 4 das weimarische fürstenhaus und Weimar, 5 Goethe und Schiller, 6 das weimarische theater: eine einteilung, deren zweckmäfsigkeit ich nicht recht einsehen kann. ich würde vorgezogen haben, die gröfseren sammelwerke voranzustellen, im übrigen aber, soweit es irgend angängig, die brieflichen und persönlichen beziehungen alphabetisch zu behandeln. auch sonst fehlt es nicht an sonderbaren abtrennungen. nach aufzählung der lebensbeschreibungen und bildnisse Goethes folgen 'Biographische einzelheiten', die mit

unterabteilungen wie 'Goethe in Leipzig', 'Goethe in Strafsburg' beginnen, dann aber ohne jede weitere sichtbar in die augen fallende einteilung sich fortsetzen: an die Lili-litteratur reihen sich zusammenstellungen über Goethes beziehungen zu den verschiedenen gegenden und orten, an denen er länger oder kürzer verweilte (doch abgesehen von Weimar, über welches die litteratur schon vorher verzeichnet ist). auch hierfür wäre alphabetische anordnung m.e. die einzig practische gewesen. K. löst obendrein selbst zuweilen seine früher geschaffenen gruppen wider auf. unter der rubrik 'Verhältnis zu den frauen' wird nur die litteratur über allgemeine oder zusammenfassende behandlungen dieses themas verzeichnet, das einzelne muss man sich aus allen ecken zusammensuchen: der frau von Stein hat K. schon vorher eine besondere rubrik gewidmet, über Lili vgl. s 599 f, die litteratur über Friedrike und Lotte ist erst später bei den werken eingeordnet. es ist mir einigermafsen peinlich tadeln zu müssen angesichts des grofsen fleifses, mit dem K. die litteratur, namentlich auch über die werke Goethes, wo die anordnung keine gröfsere schwierigkeit bot, gesammelt hat: er hat sich aber nicht genügend vergegenwärtigt, dass ganz besonders eine bibliographie von dem umfange dieser Goethischen übersichtlich, einfach und bequem angelegt sein muss, wenn man sich in ihr zurechtfinden soll; man list sie ja doch nicht, sondern schlägt in ihr nach.

Es erübrigt noch ein wort über die von Goetzes andern mitarbeitern behandelten abschnitte. FMuncker übernahm die neubearbeitung Klopstocks und Lessings sowie der an ersteren sich anschliefsenden barden- und geistlichen dichtung; auch die biographie Wielands rührt von ihm her; der vorzüglichen bibliographie zu letzterem kamen Redlichs und Seufferts sammlungen zu gute. den artikel Winckelmann hat KJusti durchgesehen, Herder in BSuphan den competenten biographen gefunden, während die Herderbibliographie mit benutzung von Suphans vorarbeiten Redlich lieferte. diesem verdanken wir auch die neubehandlung der musenalmanachlitteratur und des Göttinger dichterbundes sowie FvHagedorns. den stürmern und drängern ist Sauer in mustergiltiger weise gerecht geworden, nicht minder zeugt DJacobys darstellung der popularphilosophen von langjähriger vertrautheit mit diesem stoffe und vertiefung in denselben. KMüller-Fraureuth erneuerte den die romanlitteratur umfassenden § 224. so verdient denn dieser vierte band als ganzes wärmste anerkennung, und man kann nur wünschen, dass Goedekes eigenartiges werk unter Goetzes leitung gleich zuverlässig und gediegen zu ende geführt werde. — das fragezeichen s. 286 artikel $\pi\pi$) beantwortet sich durch einen hinweis auf meine bibliographie 1889 [1072.

Tübingen. PHILIPP STRAUCH.

Der Kalewala oder die traditionelle poesie der Finnen. historisch-kritische studie über den ursprung der grofsen nationalen epopöen. von Domenico Comparetti. deutsche, vom verf. autorisierte und durchgesehene ausgabe. Halle, MNiemeyer, 1892. xii u. 327 ss. gr. 8. — 8 m.*

Während das studium der vergleichenden litteraturgeschichte in Deutschland leider immer mehr ins kleinliche sich zu verlieren droht, arbeitet schon seit jahrzehnten die heimat Vicos mit grofsem eifer daran, hier wider die führung zu gewinnen. mit sehr verschiedener methode, gelehrsamkeit, gewissenhaftigkeit würken dort Vignoli, de Gubernatis, Rajna, Graf, Pizzi und andere; allen aber ist gemein, dass sie die grofsen gesichtspuncte im auge behalten, die von den grofsen deutschen problemfindern aufgestellt sind. ist es dennoch von diesen werken keinem gelungen, auf die deutsche forschung einen nachhaltigen einfluss auszuüben, trotzdem verschiedene in übersetzungen vorliegen, so wird der schrift Comparettis diese würkung schwerlich versagt bleiben. der berühmte verf. des 'Virgil im mittelalter' hat ein werk geschaffen, dem auch der vorurteilsvollste kritiker die an italienischen arbeiten gern, und nicht immer ohne grund, gemachten ausstellungen wird ersparen können. es wird kein pathos verschwendet, nicht mit grofsen namen misbrauch getrieben, auch nicht die litteratur bis auf ein paar zufallsproben ignoriert; nüchterner, ruhiger und sachlicher kann schwerlich geschrieben werden. ein gründlicher sachkenner unternimmt es, dem centralen problem aller litteraturgeschichte, der entstehung der volksepen, von einer besonders festen, freilich aber auch schon entlegenen operationsbasis aus näher zu kommen. gerade der vorhin angedeutete betrieb der litteraturvergleichung in Deutschland hat augenscheinlich C. zum entschiedenen feinde der bei uns immer noch herschenden theorien gemacht. für die 'kleinliedertheorie', wie die gegner es nennen, dh. für die lehre, dass die grofsen volksepen aus kleineren liedern gleichsam unter der hand der redactoren zusammengewachsen seien, wurde von Müllenhoff, den übrigens C. nie nennt, und andern gern die bildung des Kalewala durch Lönnrot angeführt. wie hier ein einzelner vorher selbständige lieder zusammengeschweifst hat, so sei auch bei Ilias und Odyssee, bei Nibelungen und Rolandslied die entstehung zu denken. dem gegenüber nun unternimmt es C. zu zeigen: 1) dass Lönnrots verfahren selbst der vorstellung unserer theoretiker nicht entspreche, 2) dass das ergebnis desselben nicht von der art sei, dass es einen vergleich mit den volksepen irgend zulasse und zwar a) weil die finnische dichtung an sich durchaus singulär und b) weil der Kalewala nicht ein einheitliches epos geworden sei.

Viermal hat C. Finnland selbst aufgesucht; die litteratur, besonders die auch in Deutschland in verdientem ruf stehnden arbeiten Krohns, vor allem aber den Kalewala und seinen grofsen

* [vgl. Lit. centr. 1892 nr 37 (G. v. d. G.).]

apparat hat er sorgfältig durchforscht. wir erhalten hierüber ein referat, das einfach die resultate klar und übersichtlich vorlegt; keine spur von der bei uns üblichen art, den leser die ganze arbeit noch einmal machen zu lassen, so dass eigentlich jede kritische studie in Deutschland eine art geistigen seminars wird, wo der verfasser für die tätigkeit der teilnehmer nur die allgemeine directive gibt. unsere art hat auch ihre vorteile; wer aber viel von ihr kennt, wird die abwechslung als eine woltat empfinden.

Eine kurze vorrede präcisiert C.s standpunct. das buch selbst gliedert sich in zwei teile, deren erster die dichtung selbst, deren zweiter ihre grundlagen behandelt. die finnische volkspoesie wird geschildert: ihre art, ihre abweichung von der poesie der nächstverwanten völker, ihre heimat, ihr vortrag. darauf folgt im 2 cap. eine treffliche analyse des Kalewala, im 3 die sehr wichtige besprechung seiner composition. Lönnrot ist durchaus auf den bahnen der volkssänger gewandelt; dennoch wäre keinem von ihnen sein werk auch nur denkbar gewesen. es erwuchs aus der bereits traditionell gewordenen vorstellung vom volksepos, die den ungelehrten sängern fehlt; es wurde vollbracht auf grund einer systematischen sammlung, die von ihren gelegentlichen aufnahmen neuer verse und gedichte weit verschieden ist; es wurde abgeschlossen mit der ihnen kaum verständlichen tendenz, ein vollständiges und dennoch künstlerisch geordnetes corpus poeticum zu bilden. Lönnrot ist also von seinen vorgängern fundamental verschieden: 'kein lied wird von ihm je so gegeben, wie es nach einer bestimmten version lautet, sondern er schöpft den text eines jeden einzelnen aus dem ganzen aller varianten desselben. bei diesem verfahren bindet er sich nicht an die örtliche herkunft der verschiedenen varianten, noch an die wechselnden geschicke der lieder, von denen einige corrumpiert, andre älter und besser erhalten sind. . . . Lönnrot gibt das lied nicht immer in seiner ursprünglichen inhaltsfolge . .' (s. 137 f, dazu als beispiel Kal. run. x s. 139 anm.). wenn also bisher das finnische epos als der einzig sichere fall galt, in dem tatsächlich unversehrte einzellieder aus der verschmelzung auszulösen seien, so ergibt sich, dass auch hier selbst dies nicht zutrifft. Lönnrot war nicht einfach sammler und redactor, sondern der gelehrte verarbeiter volkstümlichen materials.

Hiermit hat also C. sein erstes versprechen gelöst: zu zeigen, dass der finnische Homer anders, als die epische theorie es sich dachte, gearbeitet habe. im zweiten teil gelten cap. I (Der göttermythus) und II (Der heldenmythus) dem nachweis der finnischen singularität. hierbei scheint uns nun allerdings C. die innere einheitlichkeit der völkernatur doch zu sehr aufser acht zu lassen. er weist nach, dass die finnische religion noch völlig auf dem standpunct des schamanismus steht und von jeder genauen abgrenzung der competenzen, von jedem hierarchischen oder genea-

logischen system weit entfernt ist. wenn ich nun auch von den bisherigen ergebnissen der vergleichenden ethnologie, cultur- und religionsgeschichte ziemlich skeptisch denke, so scheint mir doch das einigermafsen sicher — und auch C. lehnt diese auffassung nicht ab —, dass ein solcher zustand in jeglicher mythologie einmal dagewesen ist; und singulär wäre also der finnische göttermythus nur in so fern, als er einen für die griechische, germanische, ja auch indische mythologie praehistorischen standpunct noch in voller reinheit zeigt — gerade wie die Beduinen dadurch merkwürdig sind, dass sie fast allein heut noch gerade so leben, wie vor jahrtausenden die ahnen der gegenwärtigen Pariser. — ähnlich steht es mit dem heldenmythus. C. betont die höchst auffallende tatsache, dass der finnische held nicht krieger, sondern zauberer ist. indes auch das entbehrt nicht ganz der analogien. C. selbst weist darauf hin, wie nah jener merkwürdige schmidheros Wieland und vor allem der runengott Odhin dem zaubererhelden kommt; die hebräische volkssage hat nicht den krieger David zum helden gemacht, so viel züge dazu herausfordern mochten, sondern den weisen könig Salomo, und mehr noch zeigt sich bei naturvölkern. welche rolle spielt in indischen und christlichen legenden der kampf zwischen dem wundermächtigen büfser, dem priester und dem könig! beginnt nicht die Ilias selbst damit, dass Chryses, durch die sichere anrufung seines Gottes mächtig, den herscher der heerscharen bezwingt? mit einem wort: auch die mächtige rolle des zauberers dürfte mehr chronologische als generelle verschiedenheit beweisen. der held des epos ist allemal der 'übermensch'; die periode, in der körperliche überlegenheit allein galt, mag leicht schon eine uralteste decadence sein der gegenüber, wo die geistige macht, der besitz der runen, die verfügung über die geheimnisse der dinge den halbgott characterisierte. damit hängt dann ein andres zusammen: die merkwürdige gleichgiltigkeit der finnischen poesie gegen jedes historische moment. alle naturvölker denken unhistorisch; wie nach Herder die 'besonnenheit' den menschen über die tiere erhebt, so ist der historische sinn der compass für die fahrt über das meer der cultur. die Finnen ignorieren die tatsachen, weil sie sozusagen selbst noch praehistorisch sind, vor der geschichte leben: weil ihnen der sinn für die bedeutung bestimmter momente, ortschaften, persönlichkeiten noch nicht aufgegangen ist.

Das dritte cap. des zweiten teils spricht über die geschichte der finnischen rune. ihre erweckung wird der grofsen bewegung zugeschrieben, deren träger die Wikinge sind. das wort *runa* kommt von den Scandinaviern; die anschauungen über das wesen der magie und des zauberspruches sind urverwant; specielle entlehnungen werden abgelehnt. und zwar ebensowol in bezug auf die form (allitteration, parallelismus) als in bezug auf den

inhalt (Vafþrudnismal, Alvissmal); auch der gemeinsame urbesitz der eddisch-finnischen priamel, den ich vermutete, wird abgewiesen.

Den schluss bilden kurze allgemeine betrachtungen 'über den Kalewala und den ursprung der grofsen nationalen epopöen'. auf interessante mitteilungen über liederkenntnis und vortrag der finnischen rhapsoden folgt eine entschiedene ablehnung der Wolf-Lachmannischen lehre. auch ihre fortbildung durch Kirchhoff wird mindestens nur mit grofser einschränkung anerkannt: sie gebe nur die geschichte des geschriebenen gedichtes, genüge aber nicht der mannigfaltigen bewegung des gesungenen. eine positive hypothese wird nicht aufgestellt, aber auf eine bald zu erwartende arbeit über die homerischen epen vertröstet.

Fragen wir uns nun, was durch das buch im ganzen geleistet wird, so ist zunächst herzlicher dank auszusprechen für das, was es für sein eigentliches schema, das finnische epos, vollbringt. unklare und falsche vorstellungen sind beseitigt, von art und entwicklung einer höchst merkwürdigen dichtung ein klares bild entworfen. was weiterhin die lehre vom epos überhaupt angeht, so scheint kein zweifel, dass der Kalewala aus den belegen für die alte liedertheorie fortan auszuscheiden hat. für die hypothese, die volksepen seien ein gefüge wesentlich selbständig entstandener und deshalb in nahezu völliger integrität herauszuschälender lieder — für diese annahme Wolfs, Lachmanns, Haupts, Müllenhoffs kann das werk Lönnrots fürderhin in keiner weise mehr als beispiel verwertet werden. dies hat grofse bedeutung, weil der Kalewala bisher ganz allein die gleichzeitige existenz selbständiger einzellieder und eines aus ihnen bestehnden sammelgedichtes vertrat (s. xi).

Beweist nun aber der Kalewala, weil er als zeuge für diese theorie nicht mehr angerufen werden darf, gegen dieselbe? ist nicht eben deshalb, weil C. ihm in den grundlagen wie in der redaction eine isolierte stellung gesichert hat, jeder schluss von dieser dichtung auf anders geartete epen a limine abzuweisen?

Ein schluss, der den erwiesenen verschiedenheiten keine rechnung trägt, gewis. die grenzenlose veränderlichkeit der finnischen rune zb. dürfte schwerlich zu argumenten irgend welcher art benutzt werden. varianten, wie sie hier vorkommen (interessante beispiele s. 61), sind nur möglich, solange ein fertiger epischer stil und damit zugleich ein vorrat stehnder formeln noch nicht ausgebildet ist. dies ist hier der fall; deshalb hilft der finnische sänger sich mit russischen oder scandinavischen formeln (s. 284). dagegen unterliegt es keinem zweifel, dass unsere volksepen eine lange epische übung vor sich haben. diese duldet gerade in solchen dingen keine abweichungen; wenn die finnische rune sechs, sieben, neun jahre nebeneinander nennt (s. 69), so hätte der griechische wie der deutsche spielmann éine geheiligte zahl durchgesetzt.

Dagegen können schlussfolgerungen, die die eigenart des Kalewala berücksichtigen, der lehre vom epos wichtige dienste leisten. behält unsere auffassung recht, dass diese singularität als die einzig dastehnde bewahrung einer sonst nur erschliefsbaren phase zu deuten sei, so wird eine uns nunmehr gut bekannte stufe sich vor die von unsern ältesten volksepen erreichte schieben und manches in ihnen erklären, was bisher freier, allzufreier vermutung zum spiele blieb. über die anfänge des epos gewinnen wir neues licht: über die beziehung von erzählung und zauberspruch (s. 280), über die älteste versification (s. 281), über die ersten umrisse bestimmter heroischer figuren und verhältnisse erfahren wir wichtige tatsachen. aber für die entwicklung des epos ist allerdings vor hastiger schlussfolgerung aus C.s ergebnissen zu warnen. wir wissen, dass der philosoph Comte seinen anhängern mit benutzung mannigfacher religiöser gebräuche eine liturgie, einen heiligenkalender usw. zurecht gemacht hat; beweist dies, dass die religionen nicht mit organischer notwendigkeit bestimmte stufen zurückgelegt haben können? zudem ist die tatsache, welche das buch am nachdrücklichsten predigt, die variabilität der überlieferung, längst auch von anhängern der liedertheorie stärker, als bei deren begründern der fall war, betont worden. schon Jakob Grimm selbst hat gegen Lachmann jene oft citierten, tief treffenden worte ausgesprochen, dass er von einer zu grofsen vollkommenheit des ursprünglichen epos ausgehe (Kl. schr. I 156), und hat die proteische natur der epischen poesie glänzend geschildert (ebd. 155); schon Uhland, dessen schriften C. viel genauer kennt als leider viele deutschen philologen, hat den weiteren schritt getan, den spielraum dieser variabilität systematisch zu ermessen. nachdem dann allerdings lange in bedenklicher weise mit abstractionen und schlussketten gearbeitet worden war, hat gerade in neuester zeit die liedertheorie von verschiedenen seiten correcturen und ergänzungen erfahren, die sie nicht getötet, sondern verjüngt haben. Wilamowitz hat an den ausgaben der antiken philologen den process der normalisierung selbst methodisch studiert, und für das germanische epos haben zwei männer von gröstem scharfsinn und sicherster methode neue gesichtspuncte gefunden: dem nebeneinander verschiedener fassungen hat ten Brink, der beständigen beeinflussung durch fertige muster Heinzel eindringende aufmerksamkeit zugewant. ein sorgfältiges studium der ausdehnung poetischer individualität in verschiedenen zeiten — denn nur die blasse theorie wird der zeit des Opitz und der von Lenz und Klinger den gleichen spielraum für originalität zuschreiben — wird aus der durch Scherer neu begründeten empirischen poetik hervorgehn; dann wird man genauer den anteil des einzelnen abgrenzen können als jetzt, wo vorschnelle vergleichung moderner und antiker dichtart mehr schadet als nutzt. durch

jede eingehnde einzelarbeit, wie hier eine musterhafte vorliegt, wird ein schritt mehr zur lösung der grofsen frage gemacht werden; dass aber die grundlage verlassen werde, die Wolf und Lachmann, Humboldt und Steinthal, Haupt und Müllenhoff gelegt haben, das will uns nach C.s werk nicht wahrscheinlicher dünken als vorher.

Auf die fülle einzelner aufschlüsse, die besonders die mythologischen partien auch für die vorgeschichte unserer mythologie bieten, sowie auf die vergleichung der finnischen und germanischen poesie (s. 267 f) sei noch besonders hingewiesen. die übersetzung ist vortrefflich[1]. über die behandlung von germ. anlautendem *h* im finnischen scheint C. s. 189 anm. 2 und s. 192 anm. 2 sich zu widersprechen.

Vielfältigem lob habe ich endlich noch einen entschiedenen tadel beizugeben, der aber weder verfasser noch übersetzer trifft. der druck mit den langen schmalen typen ist in höchstem grade störend; mir würden meine augen den täglichen gebrauch dieser nebelcolonnen nicht gestatten.

Berlin, 23. juni 1892. RICHARD M. MEYER.

Wernhers Marienleben in seinem verhältnisse zum 'Liber de infantia sanctae Mariae et Christi salvatoris' nebst einem metrischen anhange. von P.STEINHÄUSER. Rostocker diss. Berlin, Mayer u. Müller, 1890. 67 ss. gr. 8°. — 1,20 m.*

Kritische studien zu Wernhers Marienliedern. von JOHANNES WEIJGARDUS BRUINIER. Greifswalder diss. Greifswald, JAbel, 1890. XI und 246 ss. — 3 m.**

Dreifsig jahre lang, seitdem Feifaliks ausgabe von Wernhers Marienleben erschienen war, die doch zu erneuter und eindringender untersuchung des schönen und interessanten gedichtes geradezu auffordern muste, hat die philologie eigentlich nur im vorbeigehn davon notiz genommen, wenn ein neues bruchstück auftauchte und untergebracht werden sollte. über das verhältnis der recensionen war man sich im grofsen ganzen klar, und von der herstellung eines kritischen textes mochte vor allem die all zu grofse freiheit abschrecken, der man sich bei der überlieferung des vollständigen gedichtes in zwei stark abweichenden überarbeitungen preisgegeben sah. nun sind wir gleichzeitig mit zwei arbeiten beschenkt worden, einer Rostocker und einer Greifswalder dissertation, die, da sie verschiedene ziele verfolgen, wenigstens nicht das unglück hatten, sich gegenseitig überflüssig zu machen.

[1] s. 259 ist 'politeismus', eine hübsche mischform, zu verbessern.

* [vgl. Arch. f. d. stud. d. n. spr. bd. 85, s. 320 (KWeinhold). — DLZ 1892 nr 39 (SSinger).]

** [vgl. Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 5 (JMeier). — DLZ 1892 nr 39 (SSinger).]

Steinhäusers arbeit behandelt im ersten teile das verhältnis des dichters zu seiner quelle. es werden darin die wenigen genaueren anlehnungen an die Infantia Virginis, dann die zusätze des deutschen dichters verzeichnet, die nach hergebrachter weise in rubriken verteilt werden, und zuletzt seine auslassungen. ein kurzer absatz über den stil Wernhers im vergleich zur quelle und eine characteristik des dichters schliefsen diesen teil. im zweiten teile wird das verhältnis der überarbeitungen A und D zum originale und unter einander erörtert. St. steht hier auf dem standpuncte, den die bisherige forschung der dichtung gegenüber eingenommen hat, und sucht diesen standpunct durch eine auswahl von übereinstimmungen und verschiedenheiten verständig zu stützen. das resultat ist, dass D, der erste überarbeiter, als selbständiger dichter durch eigene, nicht ungeschickte zutaten das aussehen des gedichtes vielfach geändert hat, während der überarbeiter A, ein mann ohne eigene gedanken, hauptsächlich auf auslassungen und dadurch notwendig gewordene flickarbeit seine tätigkeit beschränkt. beide fassungen sind unabhängig von einander. der anhang, in dem die reime Wernhers und seiner bearbeiter einer vergleichenden betrachtung unterzogen werden, ist dankenswert. da hier nur die in F und C überlieferten partien mit A und D verglichen werden, so ist das resultat verhältnismäfsig sicher. es zeigt sich, dass D mehr unreine reime tilgt als A, nicht weil D jüngere bearbeitung ist, sondern weil D künstlerisch und A nur handwerksmäfsig ändert und lieber einen unreinen reim stehn lässt, als sich die mühe gibt über änderungen nachzudenken. so erscheint die dissertation St.s in keiner hinsicht als bedeutende leistung, aber sie ist im ganzen verständig gearbeitet. zu tadeln ist die flüchtige correctur.

In mancher beziehung das gegenteil dieser Rostocker dissertation ist die abhandlung von Bruinier. der verf. hat ganz und gar nicht die absicht, die bisherigen anschauungen durch seine arbeit zu bestätigen, sondern sein zweck ist, die schiefen und falschen vorstellungen, die sich über das gedicht gebildet und fortgeerbt haben, aufzudecken und den wahren sachverhalt klarzulegen. das bild, das wir durch ihn von der Wernherfrage erhalten, ist denn in der tat völlig verschieden von dem, wie wir es bisher kannten. an neuen ideen und beobachtungen ist das sehr fleifsige buch, dessen umfang den durchschnitt unserer dissertationen weit überschreitet, nicht arm. als gradmesser für das erworbene wissen ist es eine rühmenswerte leistung. trotzdem muss ich die aufgewante mühe als verloren bezeichnen, weil B. die klar liegenden verhältnisse durch eingebildete schwierigkeiten verdunkelt und einen auffallenden mangel an kritischem urteil zeigt. glücklicherweise ist nicht zu befürchten, dass seine neuen lehren grofsen anklang finden; er hat selbst dafür gesorgt, dass das studium seines buches auf einen kleinen kreis beschränkt bleiben wird.

diese folge wird wenigstens der unverantwortliche einfall haben, die alten seit dreifsig jahren eingebürgerten handschriftbezeichnungen durch neue zu ersetzen. nur B und C haben die alten siglen behalten, weil sie zufällig im alphabet die stelle einnehmen, die ihnen nach B.s wertbestimmung zukommt. A ist F und F ist A geworden, E heifst jetzt D, G heifst E, D wird in G umgetauft, ohne dass auch nur mit einer silbe der alten benennungen gedacht wird. dass diese neuerung, die ich nicht anstehe als einen mangel an wissenschaftlichem tact zu bezeichnen, bei einem buche mit tausenden von citaten den nachprüfenden bei jedem schritt aufhält und ärgert, das bedarf nicht der versicherung, namentlich, wenn das nachprüfen so überaus unerlässlich ist, wie hier, wo die flüchtigkeit wahre orgien feiert. die fehler zweier seiten, die ich aufs geratewol herausgegriffen habe und in der anm.[1] mitteile, werden genügen, das zu bestätigen. wen es nach mehr gelüstet, der kann auf allen seiten reiche nachlese halten. ich will nur noch eine perle ans licht ziehen. s. 13 bemerkt B., dass der schreiber F[2] an zwei stellen aus einem reinen reime des originals durch verschreibung eine assonanz gemacht habe. die erste ist F 279, wo aber die lesart von F *nahen unde verren ist din gnade getailet, din trost vz gebraitet* sicher das ursprüngliche bewahrt hat gegenüber den andern hss.: *trost geleitet* : *gebreitet*. die zweite stelle wird von B. folgendermafsen mitgeteilt: '402, 603 (155. 29) *ir wibe einer ruofte sie — diu kom ir alze seime* (*ire wip rief si ane — diu komen al ze same* A),

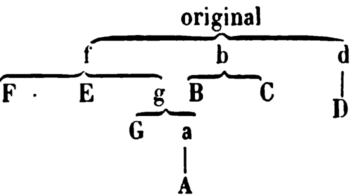
[1] s. 25 hat zunächst 13 einfache schreibfehler: lis z. 1: G 164, 39 statt 38; z. 18: G 163, 41 statt 40; z. 20: F 1194 statt 1198; z. 21: G 158, 28 statt 25; z. 22: G 189, 37 und DG statt F 189, 27 und DF; z. 24: F 409 statt 109; z. 26: F 515 statt 815 und G 154, 22 statt 158, 22; z. 27: F 517 statt 817 und G 154, 23 statt 158, 23; z. 34: F 1269 statt 269. — dieselbe seite birgt aber noch allerhand wunderliches: zeile 17 soll C 908 mit A zusammengehn in der lesart *dô tet got wol schîn* gegenüber *vil wol* in FD. in A steht aber: *dô tet got vil wol schîn.* in F heifst es nicht *vil wol*, sondern *vil gůt*, und D schreibt: *dô wart al der werlte schîn.* — zeile 21 soll der abschreiber von C 200 das *sô* vor *flêgen* ausgelassen haben. sinn hätte das citat nur, wenn die andern hss. alle *sô* hätten. aber in D 158, 28 fehlt es ebenfalls, und A ist zur vergleichung gar nicht heranzuziehen, da es den text ganz ändert. — zeile 26 soll in D 153, 21 *du* vor *gewaltiger got* fehlen, wie dies in FA der fall ist. aber für die zeile *ouwe* (*du*) *gewaltiger got* schreibt D *owi got der gnadige vñ der riche.* wie lässt sich also D überhaupt hier heranziehen? — zeile 27 soll C 134 *von allen sachen* haben gegenüber FAD *von allen den sachen.* aber auch F. (= B.s A) lässt *den* weg, und in D fehlt die ganze zeile!

Seite 215 15 fehler! lis z. 1: F 2443 statt 244. z. 2 (*zœigele uf den heilant vnt umbeviench in zehant*) statt (*er wærez der rîche krist, der armen trôst der sêle genist*); z. 5: G 202, 14 statt 15; z. 10: G 163 statt 164; z. 11: F 2177 statt 2077; z. 12: G 211, 14 statt 94; z. 17: F 3342 statt 3392; z. 18: G 202, 13 statt 202, 27; z. 20: F 4222 statt 4225; z. 21: F 4628 statt 4623; z. 24: A 506 statt 507 und G 158, 38 statt 35; z. 32: G 205, 11 statt 205, 7; z. 36: C 386 statt 381; z. 37: F 2873 statt 2874.

[2] ich wende die üblichen siglen an und muss in folge dessen auch Bruiniers hypothetische zwischenstufen a e f g in f g a d umsetzen.

die andern hss. fehlen. für das sinnlose *ane*: *same* von A ist *einer* (*eine*): *seime* aus F herzustellen'. eine assonanz ist ja freilich da, aber doch im original, nicht in F. das original hatte also nicht reinen reim, wie B. behauptet, sowenig wie F mit seinem *sie*: *seime* eine assonanz hergestellt hat. dem verf. mag, als er diesen wunderlichen satz niederschrieb, eine andere stelle vorgeschwebt haben, F 488 *die rieten algemaine dz si furen saime*, wo D und A *seine* schreiben.

B.s arbeit zerfällt in 4 abschnitte. das 1 cap. handelt von der hslichen überlieferung, für die folgender stammbaum aufgestellt wird:



hierauf bespricht B. die herkunft der hss. der dialect von F ist eine mischung von md. u. alem. bestandteilen, der von B al. mit bair. spuren, C ist von einem Thüringer nach bair. vorlage geschrieben (so schon Bartsch), E nordelsässisch oder südrheinfränkisch, G ebenfalls, nur aus etwas nördlicherer gegend, A ist österreichisch und D alemannisch. auf dieser grundlage baut B. seine hypothese von der verbreitung des gedichtes auf, das am Mittelrhein von Wernher gedichtet sei.

Im 2 cap. stellt B. den wert der einzelnen hss. fest. die überlieferung in F ist vorzüglich, B ebenfalls von hohem werte, ohne dass bei der kürze des fragments viel für die emendierung zu gewinnen wäre. C ist ungefähr 150 jahre jünger als das original; seine vorlage war gut, wenn auch in äufserst verwahrlostem zustand; da auf jedem blatte fast regelmäfsig 90 zeilen stehn, so lässt sich auch der umfang der lücken bestimmen, was eine controle für A und D ermöglicht (s. 26). die güte von E ist trotz ihrem alter sehr gering, und ebenso ist G ziemlich wertlos. A zeigt deutlich spuren von mindestens 2 überarbeitungen. D ist abschrift einer umarbeitung, die eine frau gemacht hat. cap. 3 characterisiert den umarbeiter A und cap. 4, das genau zwei drittel der ganzen dissertation umfasst, den umarbeiter D.

Ich muss natürlich darauf verzichten, B.s arbeit in allen einzelheiten zu prüfen und mich auf eine auswahl des wichtigern beschränken. die für einen herausgeber nächste und wichtigste frage nach der verwantschaft der hss. tut B. auf genau 2 seiten ab und gewinnt seinen stammbaum durch vergleichung von ganzen 6 zeilen! und dabei ward ihm, wie er s. 3 sagt, 'die aufstellung dieses stammbaums durch das geringe material, das die bruchstücke bieten, sehr erschwert!'. dem völlig haltlosen stammbaum

stelle ich einfach die wechselnden gruppierungen gegenüber, die ich dem kleinen teile entnommen habe, der in 4 hss. F C D A überliefert ist. ich citiere dabei nach A.

409 *al* (*allez*) *sin chorter* F D, *allez* (*al*) *sin vihe* C A; 521 *ioh* F D, *und* C A; 840 *ioh* F D, *und* C, *und ouch* A; 513 *alterseine* F D, *al eine* A C; 854 *unbedrozzen* F D, *unverdrozzen* C A; 545 *charle* F D, *alt man* C, *man* A; 862 *karelin* F, *charle* D, *man* C A. diese übereinstimmungen von F D gegenüber C A könnten auf den gedanken bringen, dass wir in F D und C A zwei gruppen vor uns haben, deren jeder eine hs. zu grunde liege. darin stören aber fälle wie die folgenden: 407 *in einer wůste verre* F C, *von den liuten verre* D A; 457 *genedichaite mère: mere* (= *mare*) F C, *genaden* (*sælden*) *mė: sė* A D; 550 *keiserlicher burde* F C, *einer keiserlichen* (*chunklichen*) A D. und ebenso lassen auch die von B. mitgeteilten stellen, durch die er das nähere verhältnis von F A gegenüber C D beweisen will, sich mit jener gruppierung nicht in übereinstimmung bringen. etwas weiter hoffen wir nun durch solche verse zu kommen, in denen mit F D eine dritte hs. stimmt. da finden wir zu unserer freude recht viele, die eine nähere verwantschaft von F D A verraten. man vergleiche: 420 *der ir man* F D A, *ir man* C; 436 *klageliche* F D A, *tugentliche* C; 439 *bedenken* F D A, *bekennen* C; 458 *denne griezes* F D A, *danne griz* C; 461 *die du wil berůchen* F D A, *der du wil geruchen* C; 481 *lorbǒme* F D A, *birnboume* C; 543 *als er kunec* F D A, *also der k.* C. aber einer leichten verwertung dieser zum teil recht gewichtigen concordanzen stellen sich wider von zwei seiten hindernisse in den weg. einmal stimmen nicht nur F D A gegen C, es kommt auch die gruppierung F D C gegen A vor: 442 *angeste vil* F D C, *angest al ze vil* A; 449 *daz můz ergėn* F D C, *daz ist ergân* A; 523 *Bedaz* F D, *Ê daz* C, *Also schiere* A. und dann steht endlich auch F öfters allein D C A gegenüber: 459 *dine sternen* F, *die sterne* C D A; 486 *verren* F, *verre* C D A; 487 *ist din gnade getailet* F, *din trost geleitet* C D A; 518 *uf dem urspringe* F, *uz d. u.* C D A; 519 *mit dinem gewalte* F, *dines gewaltes* D C A; 520 *dar uz hastu genomen* F, *hastu mich genomen* D C A; 539 *machen* F, *gemachen* C D A; 552 *lusten* F, *gelusten* C D A. es ist keineswegs ausgemacht, dass die alleinstehnde hs. hier überall im unrecht sei. die sache liegt nicht so einfach, wie sie B. an der hand seiner 6 beispiele darstellen möchte. das einzig sichere ergebnis, auf das B. aber in seinem ganzen buche nicht kommt, ist, dass D, die in allen angeführten fällen zwei andere hss. zur seite hat, auf einer sehr guten überlieferung ruht. ähnlich wie da, wo F in betracht kommt, verhält es sich auch, wo E sich mit D A C vergleichen lässt. auch da die gruppierungen E D-C A; C D-E A; C E-D A.

So macht der stand der überlieferung es uns unmöglich, einen stammbaum der hss. anzufertigen. ich sehe darin nicht

etwa eine speciell fürs Marienleben giltige schranke unserer kritischen scheidekunst. die übliche methode, nach der übereinstimmung oder divergenz der hss. im einzelnen ihre abhängigkeit von einander schematisch darzustellen, scheitert nicht nur, wie es in diesem falle scheinen könnte, an der fragmentarischen überlieferung, sondern weit mehr an der mannigfach möglichen art derselben, die aus dictat, benutzung mehrerer vorlagen, mehrfacher niederschrift durch denselben schreiber nach einer oder verschiedenen hss. oder auch aus dem gedächtnis uam. hervorgegangen sein kann, ohne dass wir auch nur in der mehrzahl der fälle sicherheit gewinnen. und anderseits werden auf änderungen wie *vihe* für *chorter*, *und* für *joh, unverdrozzen* für *unbedrozzen, man* für *charl* zweifellos schreiber derselben gegend und zeit ganz unabhängig von einander verfallen sein.

Eine höchst merkwürdige schlussfolgerung zieht B. aus dem dialecte der hss. auf die verbreitung des gedichtes (s. 11 f). der dialect fast aller hss. wurde von ihm entweder als alem. oder bair. bestimmt. es liegt nahe, den dichter in Alemannien, oder in Baiern, oder auf dem grenzgebiete beider zu suchen. nicht so B. seine auseinandersetzung ist glücklicherweise kurz genug, dass ich sie hier wörtlich aufnehmen kann: 'die auf f zurückgehnden hss. F E G zeigten alle ein mehr oder minder mitteldeutsches, genauer mittelrheinisches, a ein österreichisches gepräge. B und C liefsen in b eine bairische vorlage vermuten. d ist alemannisch. das gedicht trat also folgende wanderungen an. am Mittelrhein von Wernher gedichtet, wurde es in der heimat von f und E abgeschrieben und wanderte dann in das alemannische sprachgebiet. hier entstanden F und die umarbeitung d, von der eine abschrift in D vorliegt. das gedicht trat inzwischen in noch ziemlich unveränderter gestalt den weiteren weg nach osten an; b entstand in Baiern und sante dann B in etwas retrograder bewegung wider nach Alemannien hinein und C nach Thüringen. indessen hatte man in Österreich von dem ruhme des Rheinländers Wernher vernommen; um recht sicher zu gehn, verschrieben sich dortige kunstliebhaber eine handschrift aus der heimat des gedichtes. hier war aber inzwischen das werk in die hände des rohen umarbeiters g geraten, dessen umarbeitung in G bereits einen weiteren ableger gefunden hatte, und die Österreicher erhielten nun unglücklicherweise gerade ein exemplar dieser umarbeitung. da aber das gedicht auch in dieser neuen gestalt den bestellern bereits etwas zu altertümlich geworden war, so wurde es zum zweiten male modernisiert: es entstand a, und wer weifs, wie viele hände noch an diesem a tätig gewesen, bis endlich ein Czeche A zu stande brachte'. man sieht, an phantasie fehlt es B. nicht. die hss. F E G Mitteldeutschland, genauer dem Mittelrhein, zuzuschieben ist eine geradezu verblüffende leistung. in den 100 versen von E und den

90 arg verstümmelten von G erkennt B. mit beispielloser sicherheit nordelsässischen dialect. das einzige einigermafsen sichere kriterium für diese zeit wäre das auftreten des hochdeutschen und namentlich des germanischen *t* (vor *r*) als *d*; davon zeigt sich in beiden bruchstücken auch nicht die spur[1]. in beiden ist hd. *d* sogar zu *t* verhärtet: *magetin* E, *entechen* G. beide hss. müssen als alemannisch angesehen werden, ohne dass innerhalb dieses gebietes eine engere begrenzung möglich ist; nur gerade elsässisch sind sie sicher nicht. ebensowenig lässt sich aber F für Mitteldeutschland gewinnen. es hat unverfälscht oberdeutschen lautstand. der widerstand gegen den umlaut des *â* ist durchgängig: *brahte* (conj.), *gnadich*, *seltsaniv*, *scephare*, *naher* (comp.), *gabe* (conj.), *swaregen*, *ware* (conj.); der umlaut fehlt ferner in *fravel*. für *ei* steht fast durchweg *ai*: *scraib*, *volaiste*, *laide*, *swaiment*; *k* wird meist durch *ch* widergegeben: *chunde*, *smechen*, *diche*; *qua* wird > *ko*, *quâ* > *kô*, *qui* > *ku* in *chomen* 390, *bechomen* 398, *chom* 403, *chumet* 411, *chômen* 442 (daneben das streng alem. *chelte* 208). dieser dialect mit seinen teils bairischen teils alemannischen lautfärbungen weist auf das berührungsgebiet beider mundarten, also etwa auf Augsburg hin. an eine md. vorlage von F zu denken, was B. bei seiner vorliebe für verlorene zwischenstufen wol im auge hat, dazu haben wir um so weniger veranlassung, als auch D ihrem lautstand nach offenbar derselben gegend angehört wie F[2]. den ausschlag gegen B.s ganze theorie von md. oder mittelrheinischer herkunft gibt aber die unbedingt feststehnde tatsache, dass Wernher selbst ein Oberdeutscher gewesen ist. es findet sich im gedicht nicht éin ausschliefslich md. reim, während reime wie *ahte: mahte* F 62, *geslahte: mahte* 122, *tieren: ziehen* 291, *du wil: vil* 229 auf Oberdeutschland hinweisen. vor allem der wortschatz, das einzig sichere kriterium, spricht mit entschiedenheit für die oberdeutsche heimat des dichters. von den zahlreichen wörtern, die sich nur aus oberdeutschen quellen belegen lassen, seien folgende genannt: *urschîn* F 1. 250. D 148, 37; *winthalsen* F 57. D 149, 22; *hecken* F 59. D 149, 23; *hiwisch* F 150. 212. 535. 551. D 152, 18. 153, 12; *refsen* F 158. D 152, 22; *karl* F 235. 338. 523. D 154, 38. 159, 4; *harn* F 406. D 155, 30. 208, 13; *gesiune* F 516. D 159, 1; *trôr* D 160, 5. A 935; *tult* 161, 32. A 1061; *orthabe* 163, 5. A 1443; *gezinneloht hâr* 176, 2. C 758; *getelôse* 183, 18. A 2516; *gehucke* 183, 46. C 1100; *rein* 184, 19. C 1135; *wizzôt* 192, 26. C 1638; *künnelinc* 203, 35. A 3910; *warch* 210, 16. A 4367. denselben oberdeutschen character verraten eine grofse

[1] E. hat *tranc*, *wutinden*, *tou*, *geturrest*, *gotes*, *betwungen*, *tot*, *rat*, *truge*, *verwerten*, *beherten*, *gebieten*, *entet*, *witen*, *getriben*; G *tot*, *tou*, *teil*, *tach*, *tugent*, *guter*, *muter*, *vater* und *getruwen*.

[2] wenn B. sagt, D sei alemannisch und schon von Weinhold verwertet, so hat er wol übersehen, dass dieser sie als bair. quelle in der Bair. grammatik benutzt.

anzahl wörter, die nur in D überliefert sind, die aber deswegen allein dem dichter noch nicht abgesprochen werden dürfen. doch wird schon durch jene auswahl bei dem völligen fehlen von md. oder mrh. wörtern der gedanke an einen mittelrheinischen dichter ausgeschlossen. gerade im wortschatze zeigt Wernher auffallende ähnlichkeit mit dem Augsburger Servatius, und es ist die höchste wahrscheinlichkeit, dass auch er in Augsburg gedichtet hat, wie schon Schröder GGA 1884, 569 vermutet hat. so erscheint die beziehung auf den Wernherus presbyter majoris ecclesiae Augustensis v. j. 1180 und auf den gleichzeitigen Manegoldus senior von SUlrich, an die Greiff Germ. 7, 315 erinnert, nicht so schlechthin abzuweisen, wie B. tut, der in den Wernher und Mangold die mhd. Müller und Schultze sieht. verständiger ist sie jedesfalls als B.s eigne idee, nach einem flüchtigen einfalle Reifferscheids, Mangold zum praepositus einer Margaretenkirche zu machen, weil *sante Margarete* C 888 allein von allen denen genannt werde, welche das himmlische gefolge Mariens bilden (s. 234). dass nur Margarete an dieser stelle der verkündigung vorkommt, hat seinen guten grund darin, dass sie die christliche Lucina war, zu der kreifsende frauen beteten: vgl. AA.SS 20 juli u. Vogt Beitr. 1, 263.

Das zweite cap. 'Kritik der hslichen überlieferung' erscheint mir von grund aus verfehlt. was namentlich über die grofsen hss. C A D vorgebracht wird, hat mich in keiner weise überzeugt. über die vorlage von C äufsert B. sich s. 18f folgendermafsen: 'dass sie lückenhaft war, beweist folgende rechnung. das erste von C erhaltene blatt ist, wie aus der bezifferung der lagen hervorgeht, das vierte der ersten lage einer handschrift, in welcher den Marienliedern kein andres gedicht voraufgieng. da nun jedes blatt von C durchschnittlich ziemlich genau 90 verse enthält, so müsten die verlorenen drei ersten blätter der ersten lage in C den raum von 270 versen einnehmen. der erste vers von C ist aber der 434 des ganzen gedichtes. C begann also mitten im texte, etwa mit vers 163. die 162 ersten verse des gedichtes verteilen sich auf 3 seiten der vorlage; das erste blatt derselben war verloren gegangen, die erste seite des zweiten blattes gänzlich unleserlich geworden, etwa wie in der Iweinhandschrift A. den beweis hierfür liefert der zustand der letzten lage. diese war, wie die verwirrung in C zeigt, aus einander gerissen; dabei muss ein blatt verloren gegangen sein. denn das fehlen von ungefähr 120 versen (113 nach F) in C ist unmöglich dem sklavisch getreuen schreiber von C schuld zu geben. ein blatt der vorlage umfasste also ungefähr 120 verse'. diese rechnung ist falsch. wir betrachten zuerst den von B. aus der verwirrung der letzten lage von C hergeleiteten beweis. vom bruchstück C[a] ist vers 1—62 = A 4641—4684; v. 63—202 = A 4455—4572; v. 203—370 = A 4685—4850. die letzten 168 verse in C schliefsen sich also an die ersten 62 an. dazwischen stehn an

falscher stelle in C 140 verse, die vor C 1 gehören, denen aber noch 68 verse von A, nämlich 4573—4640, also rund 70 verse fehlen, um an C 1 = A 4641 anzuschliefsen. die in C an falsche stelle geratenen 140 verse (= A 4455—4572) lassen sich nur dadurch erklären, dass ein blatt der vorlage, die in abgesetzten zeilen geschrieben war[1], an falsche stelle geriet. sie hatte also nicht, wie B. will, 120 verse, sondern 140 auf dem blatte, 70 auf jeder seite. der fehler ist so gekommen: er hat zwischen C 202 und C 203 (= A 4572 und 4685) eine in C bestehnde lücke angenommen, während doch A 4641—4684 gar nicht fehlt und nur versetzt ist. dann hat er diese anscheinende lücke (von 113 versen in A) einem blatte der vorlage von C gleichgesetzt und mit berücksichtigung der kürzungen dieser recension ca. 120 verse für das blatt der vorlage angenommen. es leuchtet aber ein, dass nicht diese scheinbare lücke, sondern nur die an falscher stelle in C überlieferten 140 vv. die zeilenzahl auf den blättern der vorlage berechnen lassen.

Ein blatt ihrer letzten lage war demnach nicht verloren gegangen. die lückenhaftigkeit und schlechte conservierung der hs. wird also durch den zustand der letzten lage nicht gestützt. sie anzunehmen liegt aber auch sonst kein grund vor. dass C mit ca. vers 163 begann, schliefst B. daraus, dass C auf quaternionen geschrieben war, und dass demnach dem ersten erhaltenen blatte von C, dem vierten, nur drei blätter, jedes mit ca. 90, also zusammen mit ca. 270 versen, vorausgegangen sein könnten. da aber das gedicht vor dem anfang des fragmentes C 434 verse habe, so müsten nach B.s meinung die ersten 162 verse auf drei seiten der vorlage gestanden haben. nun hatte aber die vorlage von C, wie wir berechnet, 70 zeilen auf der seite; ihre drei verdorbenen ersten seiten hätten also 210 zeilen gefasst, was zu den 270 versen, die auf den 3 verlorenen blättern der ersten lage von C gestanden haben, hinzugerechnet 480, aber nicht 434, verse vor dem erhaltenen anfang von C ergeben würde.

Nun lässt sich freilich an den lagen zu 8 blättern nicht zweifeln. aber man kann getrost annehmen, dass den quaternionen ein doppelblatt vorgeheftet war, das bei der laufenden zählung der quaternionen natürlich nicht mitgerechnet wurde. damit wären mit einschluss der drei vom ersten quaternio verlorenen blätter dem anfang von C fünf blätter vorausgegangen mit 5 × 90 = 450 versen, was vorzüglich zu D stimmt, in welchem 443 verse vor dem einsetzen von C stehn. als gewinn unserer rechnung für die kritik ergibt sich eine verstärkung der wahrscheinlichkeit, dass D in den ersten paar 100 versen im wesentlichen dem originale nahe bleibt. und das leistet widerum der vermutung vor-

[1] für diese von B. s. 18 richtig beobachtete tatsache führe ich als beweisend noch an C 20 *in der mensclichen brod*, was aus den beiden zeilen *in der einode menneschlicher brode* zusammengezogen ist.



schub, dass die verse, die B. in seinem 4 cap. s. 88 ff als religiöse einlagen des umarbeiters D auffasst, höchst wahrscheinlich zum gröfsern teile original sind. denn C hat bis zu D 216, 6 *daz wir si loben da in eternum et ultra*, wo beide hss. auseinandergehn, ca. 5740 verse, während D nur 5118 hat. D hat demnach ganz bedeutend gekürzt. dass sie viele längere zusätze gemacht habe, erscheint ausgeschlossen.

In A entdeckt B.s kritik deutliche spuren von mindestens zwei überarbeitungen. er stützt sich dabei auf seine behauptung, dass A und G auf eine umarbeitung g zurückgehn. der umarbeiter g soll mit assonanzbeseitigung sehr vorsichtig sein, während sein nachfolger a viel stärker einschneide. als hauptbeweisstück für diese aufstellung soll folgende beobachtung dienen. D 147, 20 ff lauten *got hat daz ir spunne gesogen abe ir vil reinen brusten, die mannes nie geluste noh deheiner sunden teil. si ist iemer muter ane mœil.* die letzten beiden zeilen heifsen in A 41 f *noch gewan der sünden val. sie ist muoter âne mâl.* die dritte hs., die in betracht kommt, G, hat blofs das letzte reimwort *meil* erhalten. jeder unbefangene wird aus dieser constellation entnehmen, dass in D das echte erhalten sei, G wahrscheinlich dasselbe gehabt und A geändert habe. B. scheint diese annahme zu einfach. er setzt für das original die assonanz *dehein : meil* an (s. 28). 'dass die assonanz *dehein* : *teil* [soll heifsen *meil*!] original ist, ist zwar nur erschlossen, aber sicher. D hat dafür *teil* : *meil*, A *val* : *mâl*; g tastet dieselbe nicht an, da das neue (zweite) bruchstück von G mit *meil* anhebt'. der letzte schluss, wonach einem reim angesehen werden kann, dass sein verlorener gegenreim unrein gewesen sei, ist hochinteressant. die auffassung setzt als bewiesen voraus, dass G die assonanzen treu bewahrt, während D grundsätzlich reine reime dafür einschmuggelt. 18 zeilen vorher liegt der fall direct umgekehrt. D 147, 3 belässt anstandslos, auch von B. unbezweifelt, die assonanz *erreinen*: *mœile*, während G daraus *erreine*: *me(i)ne* gemacht hat. und diese änderung in G benutzt B. nun wider, um den umarbeiter g als einen zu kennzeichnen, der mafsvoller als sein schneidigerer nachfolger a die assonanzen beseitigt. der letztere kann aber nach B. nicht mit dem schreiber der hs. A identisch sein, weil dieser seine vorlage so gedankenlos nachmalt, dass ihm derartige reimänderungen gar nicht in den sinn kommen. A ist nämlich Czeche gewesen (s. 12)!

Natürlich ist auch D, wie A, die abschrift einer umarbeitung. 'der schreiber von D setzt nämlich den umlaut von *â* fast regelmäfsig ein, während der umarbeiter denselben nicht kannte, wie aus folgenden reimen hervorgeht: 161, 1 *genœme* : *Adâme*; 177, 7 *râte* (1 sg. praes.) : *stœte*; 185, 26 *wœre* : *furwâre*; ähnlich *brût* : *liut* 163, 9. ferner finden sich in den umgearbeiteten stellen folgende schreibfehler, welche nicht von dem umarbeiter selbst herrühren können; 180, 25 [nicht 23] *den er den werlte*

hab getân; 280, 20 *des frŏte sich diu maget mit dem alten — daz er scholte* (*behalten* fehlt) — *daz unschuldige kristes bluot'*. diese schreibfehler lassen sich einfach damit erklären, dass der verfertiger von D das eine mal durch das gleich vorausgehnde *den* unbewust verleitet wurde, nochmals *den* statt *der* zu schreiben, das andre mal aber, *alten* in auge und sinn, geglaubt hat, *behalten* schon geschrieben zu haben. so was passierte und passiert noch heute oft genug auch gescheiten leuten. die drei beispiele vom *â*-umlaut zeigen zunächst nur wider flüchtigkeit: 185, 26 hat die umgekehrte stellung *furware* : *wære*; 161, 1 findet sich nichts von *genæme* : *Adâme*, sondern der reim *gezam* : *man*, citiert sollte wol 166, 28 werden; 177, 7 steht nicht *stæte* im reim auf *râte*, sondern *hæte*, und *râte* ist nicht 1 sg. pr., sondern dativ: *von des tievels râte*! wie diese drei fälle für umlautvorliebe des schreibers, abneigung des dichters gegen ihn beweisen sollen, das versteh ich würklich nicht. ist es denn durch irgend etwas erwiesen, dass der umarbeiter *gename, hate, ware* geschrieben, sein abschreiber den umlaut eingesetzt habe? das gegenteil möchte man eher annehmen, wenn man 156, 28 *schepfære*:*kamerare*, 163, 18 *uolgære* : *sagerare* vergleicht. warum hätte sich der schreiber den umlaut beim zweiten reimworte geschenkt, da er ihn im ersten eingeführt hatte? durchgehends hat D die form *altære*, ebenso *rihtære*; aber 170, 24 *altære* : *rihtare*! nichtumlaut im ersten reimwort ist ebenso häufig: 167, 6 *ware* : *schepfære*; 177, 17 *kame* : *uernæme*; 180, 30 *sware* (adj.) : *mære*. und im versinnern finden wir 170, 25 *sundare*, 188, 7 *sundarinne*; 180, 24 *gnadigin*. um dieses schwanken zu erklären, bedarf es doch nicht der annahme zweier personen. es ist das natürliche folge und ausdruck des übergangsstadiums, in dem alte schreibung und neue aussprache noch mit einander ringen. auch hier existiert das zwischenglied d nur in der idee B.s. keine tatsache scheint mir in der ganzen mhd. poesie gesicherter zu sein als die, dass der schreiber der hs. D der verfertiger der umarbeitung selbst gewesen ist. wir kennen keine altdeutsche hs., die so vollkommen frei ist von sinnstörenden fehlern und verschreibungen, wie B. selbst s. 34 zugestehn muss: 'der schreiber von D war ein muster von sorgfalt'. dadurch ist D für die erkenntnis der mhd. metrik eine höchst wertvolle quelle, die bisher noch gar nicht berücksichtigt worden ist.

B. schliefst seine kritik von D mit dem satze, dass der umarbeiter eine frau gewesen sei. 'nur eine frau konnte in jener zeit so prüde sein, wie d das ist; nur eine frau konnte dort die zöllner und die schächer am kreuze vergessen und nur Magdalena, die grofse sünderin, anführen, wo es galt die vergebung der sünden zu lehren. nur bei einer frau dürfen wir endlich in jener zeit eine so tiefe religiösität voraussetzen.' der gedanke, eine frau habe das gedicht bearbeitet, hat an sich ja nichts be-

fremdendes. die dichterin stünde in jener zeit nicht vereinzelt, und gerade dieses preislied der hl. jungfrau, zu dessen fleifsiger verbreitung der dichter die frauen direct auffordert, mochte eine frau wol zu eigenen poetischen versuchen reizen. doch die möglichkeit ist noch keine wahrscheinlichkeit oder gar notwendigkeit. dass es dem 12 jh., dem jahrhundert der allgemeinen religiösen schwärmerei und gefühlsseligkeit, an männern mit tiefer religiöser gesinnung gefehlt habe, das wird B. niemand glauben. ebensowenig wird man seine meinung teilen, dass in der von ihm besprochenen stelle zöllner und schächer besser am platze gewesen wären als Magdalena. es galt hier gar nicht schlechthin die vergebung der sünden zu lehren. die fraglichen zeilen 179, 32 ff schliefsen sich an die verkündigung an und sind eine lobpreisung der mutter Gottes; ich finde es also nicht nur begreiflich, sondern menschlich und poetisch gerechtfertigt, wenn der reinen jungfrau, die uns durch ihren sohn die erlösung von der schuld geschenkt hat, als vertreter dieser schuld die sünderin gegenübergestellt wird. von prüderie kann ich in D nichts wahrnehmen, selbst wenn ich mit B. unsern heutigen mafsstab an das gedicht anlegen wollte, was freilich so verkehrt wie möglich wäre. B. zählt s. 37 wol eine ganze reihe von versen auf, in denen D dinge, die mit zeugen und gebären in beziehung stehn, etwas anders darstellt als C oder A. allein dass C oder gar A anders erzählen, ist an sich noch kein grund zu B.s praxis, die überlieferung von D als unecht anzuzweifeln. und wenn würklich die änderungen von D aus prüderie vorgenommen wurden, warum hätte die frau dann andres von derselben art unbehelligt gelassen? denn stärker sind auch die von B. mitgeteilten verse nicht, als etwa die folgenden: 184, 33 *unts er des wart inne an der heren kuneginne daz si lebentigez kint truch*; 185, 19 *ja meget ir selbe sehen daz si kindes swanger ist*; 189, 38 *die schulde kiesen wir an din selbes libe.* ja D hat sogar solche nach B.s meinung unzarten redensarten selbst erfunden, zb. 185, 21 *ich liz si unberuret und han si grozze funden*; oder 188, 25, wo die harmlose wendung von A *unt si die warheit sahen* in D lautet *swie si die bernde wambe sahen.* es findet sich nun aber in D manches, was die annahme, eine frau sei die verfasserin gewesen, direct unwahrscheinlich macht. A 2551 wendet sich der dichter an die frommen frauen mit der aufforderung, sein gedicht fleifsig abzuschreiben zu ehren der hl. jungfrau; D lässt die stelle einfach weg, was eine frau kaum getan hätte. nicht minder auffallend wäre es, dass gerade eine frau die erwähnung der hl. Margarethe, der schutzpatronin der kreifsenden, unterschlagen haben sollte. den unterschied in der darstellung vom kindermorde in D und der andern recension betont B. selbst. in A reifsen die mörder die kinder den müttern von den brüsten, D lässt die kinder bei den ammen schlafen. B. sieht darin höfischen

einfluss. mag sein. aber eine frau hätte in diesem besondern falle höfischem einfluss zu allerletzt sich gebeugt. sehr gegen B.s hypothese spricht D 155, 21 ff *ia was ir* (Elisabeth) *an der selben zit als einem man der da gelit begrifen mit swarem troume slafend under einem boume.* F 386 und A 587 schreiben *io was ir an der selben zit alse ein man oder ein wip mit swaregem troume sliefe under einem boume.* die frage, was hier echt ist, will ich nicht erörtern; jedesfalls sieht der text in F A aus wie die verbesserung eines superklugen pedanten. wer aber die frage beantworten soll, welcher text am ehesten einer frau zuzutrauen sei, der wird sich wol nicht im sinne B.s entscheiden.

Schliefslich sei auch noch der zeitbestimmung B.s für D (s. 34) kurz gedacht. den terminus ante quem findet er in D 164, 17 ff *Sæligen swester wonten do in Salomonis templo . . . sit habent ez besezzen riter vil uermezzen, die ez werent mit chrefte uor der heidenschefte*; da oct. 1187 Jerusalem fiel und die Templer wegzogen, so würde D diese verse nicht haben stehn lassen, wenn er nach dieser zeit gearbeitet hätte. ich halte die umarbeitung freilich auch nicht für jünger; ob aber B.s schluss sicher sei, möchte ich doch bezweifeln. merkwürdiger ist seine bestimmung des terminus a quo. 'Rom ist für das mittelalter identisch mit dem hl. römischen reiche deutscher nation, und das *sère geniderte Rôme* ist das nach der schlacht von Legnano (1176) allerdings sehr gedemütigte kaisertum Friedrichs I.' wer bisher in dem mittelalterlichen begriff Rom die hauptstadt der welt wegen des weltbeherschenden papsttums zu sehen gewohnt war, der wird sich dieser höhern weisheit nunmehr fügen müssen.

Meine betrachtung hat sich im wesentlichen auf B.s 1 und 2 cap. bezogen, auf 40 seiten von 246! nicht nur die nötigung, dem mir gewährten raume rechnung zu tragen, lässt mich hier einhalten. einmal ist in den beiden ersten capp. in nuce alles enthalten, was B. über die Wernherfrage neues vorbringt; dann aber und in erster linie bestimmte mich die überzeugung von der ganz unhaltbaren grundlage, auf der B. sein 4 cap. aufbaut. während er im 3 cap. eine im allgemeinen zutreffende characteristik von A entwirft, die in dem satze s. 81 gipfelt 'die umarbeitung von A ist eine ganz rohe verschlechterung des originals', bildet im 4 cap. genau das seine voraussetzung, was er beweisen will, nämlich die völlige inferiorität von D, sogar gegenüber A. infolge dieses kritischen cardinalfehlers werden seine überaus fleifsigen sammlungen, besonders über den gebrauch der poetischen kunstmittel, einfach illusorisch, und es hat keinen zweck im einzelnen das richtige von dem zweifelhaften und falschen zu scheiden. ich bedaure, dass so viel fleifs vergeblich aufgewendet worden ist. wenn B.s absicht, eine ausgabe des gedichtes zu liefern, noch nicht zur vollendung gediehen ist, dann möchte ich ihm den wunsch ans herz legen, seinen zweiten

reconstructionsversuch ebenso ad acta zu nehmen, wie er das nach seinem vorwort mit dem ersten getan hat. besser ists, wir bleiben noch einige zeit lang 'auf diesem gebiete so unwissend, wie es unsere ahnen vor 80 jahren waren', als dass eine ausgabe, wie sie nach B.s kritischen studien zu erwarten ist, einer würklich nötigen kritischen arbeit für lange zeit den weg verlegt.

Marburg i. H., im mai 1892. KARL KOCHENDÖRFFER.

Engelhard eine erzählung von Konrad von Würzburg mit anmerkungen von MORIZ HAUPT. zweite auflage besorgt von EUGEN JOSEPH. Leipzig, SHirzel, 1890. XVI und 320 ss. 8°. — 5 m.*

Die kenntnis des Engelhard verdanken wir Lessings[1] interesse für altdeutsche litteratur. durch seinen hinweis auf den Wolfenbüttler druck hatte sich Eschenburg anregen lassen, eine inhaltsangabe des gedichtes mit proben und einem 'kleinen glossarium' im Deutschen museum 1776 I 131—147 zu veröffentlichen. dieser aufsatz und ein neudruck desselben in des verf.s Denkmälern altdeutscher dichtkunst (Bremen 1799) s. 39—60, sowie ein auszug daraus von CBLengnich in dessen Nachrichten zur bücher- und münzkunde (Danzig 1782) II 110—120 bildeten lange zeit die einzige quelle für die kenntnis der erzählung. auch der vortreffliche Konradforscher Docen schöpfte aus ihr sein wissen über das gedicht (Mus. f. altd. litt. und kunst I 1, 43)[2]. später führte die beschäftigung mit der Goldenen schmiede und dem Silvester WGrimm auch zum studium des Engelhard, wie aus seiner einleitung zur Gsm. hervorgeht und er es selbst KAHahn gegenüber in einem briefe vom 16 jan. 1840 ausspricht (Germ. 31, 373): '*Engelhard habe ich*

* [vgl. Zs. f. d. phil. 24 s. 128 ff (KKochendörffer). — DLZ 1892 nr 8 (ESchröder).]

[1] dass das buch in den alten bücherverzeichnissen steht — bei GDraudius Bibl. germ. class. (Frankf. a. M. 1625) s. 626, wie vdHagen-Büsching im Grundriss s. 313 anmerken, und schon vorher bei JCless Unius seculi ab 1500 ad 1602 elenchus librorum (Francof. 1602) II 219 —, ist richtig. aber wer hätte aus den dort mitgeteilten titeln zu erkennen vermocht, dass sie ein werk Konrads verbergen?

[2] nicht JGrimm (Gr. I², 1822, s. 776), wie Pfeiffer Germ. 12, 1867, 1 berichtigen zu müssen glaubte, hat die in Myllers Fragm. s. XII—XIV publicierten Meliurbruchstücke zuerst Konrad zugewiesen, sondern weit früher (1809) Docen (aao. s. 43 f). an der gleichen stelle der Germ. — hier ohne sein verschulden — irrte Pfeiffer auch darin, dass er sich für den ersten germanisten hielt, der auf die Riedegger Partonopierhs. aufmerksam wurde: Haupt hatte sie schon 1844 'herausgewittert' (WGrimm Kleine schr. III 336). [war Haupt erst wider durch Lachmann aufmerksam gemacht worden? vgl. KLachmanns briefe an MHaupt, hg. v. JVahlen (Berlin 1892) s. 135. wer diese stelle mit den bemerkungen über Meliur aao. s. 125 vergleicht, wird nicht blofs den mangel der Hauptschen briefe beklagen: auch ein Lachmannsches schreiben scheint hier zu fehlen. 25 XII 1892.]

von Wolfenbüttel hier gehabt und mit vergnügen gelesen; es ist eine von den besseren arbeiten Konrads, aber ich bezweifle, dass es Ihnen gelingt, aus diesem text das gedicht ins reine zu bringen, stückweise mag das wohl angehen'. WGrimm schritt nicht zur ausführung einer ausgabe: er hatte wol auch nie die absicht. aber auch KAHahn gelangte nicht dazu — abgesehen von einer probe in den Wiener jbb. 88, anzeigebl. s. 26 ff —, sei es, dass er den rat JGrimms befolgte, der ihm am 12 märz 1842 schrieb (Germ. 12, 148): '*Ihr Titurel thut uns allen noth und soll willkommen sein; auf den Engelhard warte ich schon eher*', sei es, dass er WGrimm gehör schenkte und ihn die aufgabe zu schwierig dünkte. inzwischen hatte sich ihrer ein mann bemächtigt, dem daran lag, *seine gedanken in eine abgeschlossene arbeit zu versenken* (Haupts Engelh. vorr. s. VII). Moriz Haupt lieferte 1844 die ausgabe des Engelhard und schuf damit ein standardwork der deutschen philologie. durch die musterhaftigkeit der methode, durch den reichen schatz sprachlicher, stilistischer und metrischer anmerkungen und auch durch den umstand, dass hier ein werk Konrads, des akademischen meisters mhd. poesie, vorlag, wurde Haupts Engelhard mit Benecke-Lachmanns Iwein eine der pforten, welche den lehrling in das heiligtum der wissenschaft führten.

Auserwählter jünger hat die deutsche philologie indes stets nur wenige gehabt: und so sind fast funfzig jahre verstrichen, bis sich das bedürfnis einer neuen auflage herausstellte.

Es gab verschiedene mittel der nachfrage zu genügen. entweder half der verleger dem mangel an exemplaren durch einen schlichten neudruck ab; oder er liefs eine jener eckige-klammer-ausgaben veranstalten, in welchen der text des originales bis auf die verbesserung der druckfehler und offenkundiger versehen unverändert bleibt, während die zusätze — meist bibliographischen inhaltes — in parenthesen hinzugefügt werden; oder endlich er erteilte den auftrag einer völligen neubearbeitung. und gerade beim Engelhard schien dieser weg angezeigt. denn weder war hier wie bei einem darstellenden werke etwa JGrimms die anlage des ganzen und die gestaltung im einzelnen unversehrt zu erhalten, noch galt es wie beispielsweise bei Müllenhoff-Scherers Denkmälern eigenartige hypothesen, die der discussion noch unterworfen sind, zu conservieren, noch auch musten untersuchungen über weite gebiete der sprache und litteratur — parerga nach art der anmerkungen zum Iwein — überliefert werden; sondern in Haupts Engelhard lag nur die musterausgabe eines mhd. dichters vor, gefertigt nach den grundsätzen, die in der deutschen philologie auch heute noch gelten oder wenigstens gelten sollten. abschliefsend konnte freilich die leistung nicht sein, so wenig wie irgend eine auf dem gebiete philologischer forschung, die mit der gröfseren oder geringeren vollständigkeit ihres materiales zu rechnen hat: und diese einschränkung muste besonders bei

der ausgabe eines Konradschen werkes in betracht kommen. hatte doch Haupt damals, den Engelhard eingeschlossen, nur die knappe hälfte der verse des dichters vorgelegen und zwar zum grösten teile im abdruck nach nur éiner hs. oder in unvollkommenen editionen. darum waren so wenige der zahlreichen untersuchungen über sprache und metrik erschöpfend geführt und öfters fragen absichtlich offen gelassen worden, deren lösung der herausgeber allein von der publication weiterer werke, besonders des damals von Frommann erwarteten Trojanerkrieges, erhoffen durfte. hätte Haupt indes die notwendigkeit einer zweiten auflage erlebt, so wäre ihm die verpflichtung erwachsen, auf grund des inzwischen bekannt gegebenen materiales jene untersuchungen zu vervollständigen und möglichst zu ende zu führen. dieselbe anforderung war aber zweifelsohne auch an den neubearbeiter zu stellen, sobald er nur einmal änderungen an der ursprünglichen fassung vornahm. seine aufgabe muste es sein, das überkommene organisch auszugestalten und für die gegenwart zu leisten, was Haupt für seine zeit getan hatte: Haupts schild aber führte dann die zweite auflage nur fort als den namen dessen, der den grund gelegt und die wege gewiesen hatte.

Dieses höchste ziel wurde dem neuen herausgeber — oder hat er sich selbst — nicht gesteckt. Joseph huldigt einem eklektischen verfahren. während er die einleitung bis auf wenige zusätze[1], die er in klammern schliefst, unverändert widergibt, hat er den text ganz selbständig behandelt und bietet widerum in den anmerkungen eine verquickung Hauptscher und eigener untersuchungen. es sind darum die fragen, welche die einleitung behandelt, zb. diejenige nach der quelle, die Haupt unter berufung auf den büchermangel in Leipzig nur streifte, gar nicht, und in den anmerkungen die hauptpuncte, die recherchen über sprache und metrik, wenig gefördert worden. so war es in der anm. zu 716 schlechthin geboten, das problem von der ausdehnung des hiatus bei Konrad endlich zum austrag zu bringen, da Bartsch wie J. an vielen stellen den Hauptschen text nur durch beseitigung des hiatus geändert hatten, ohne den brauch des dichters endgiltig festzustellen. die behauptung, dass 'der hiatus in den epischen gedichten Konrads von Würzburg nicht die ausdehnung hat, die ihm Haupt (zu Engelh. 716) zuschreibt', bildet schon these 3 der 1874 erschienenen Breslauer dissertation von GScheibler Zu den lyr. gedichten Konrads v. Würzb. I. der strofenbau. zu 209 hat sich J. eine gelegenheit entgehn lassen, sein QF 54 s. 68 anm. gegebenes versprechen einzulösen, eine unter-

[1] zu s. V liefs sich bemerken, dass bereits WMüller GGA 1845 I 548 f auf das Göttinger ex. des druckes aufmerksam gemacht hat und dass sich ein facsimile desselben in Könneckes Bilderatlas s. 46 findet; auch auf Haupts selbstanzeige seiner ausgabe im Leipziger Repertorium f. d. und ausl. litt. II 2 (1844) s. 131 hätte hingewiesen werden sollen.

suchung über die behandlung des präfixes *ge-* bei Konrad zu liefern. aber auch im kleinen heischten die anmerkungen nachträge. zu 43 (s. 214) kennt Haupt nur éin beispiel von *dem* im reime aus dem Troj. und fragt zweifelnd, ob die lesart richtig sei, da ihm nur der abdruck bei Mone zugänglich war; hier muste darauf hingewiesen werden, dass der reim gar nicht so selten ist, vgl. Troj. 27042. 27104. 27214. 31550. oder wenn Haupt zu 1929 schreibt: 'die form *kerker* (denn etwas besseres weifs ich nicht) ist, obwol aufser dem reime, sicher Silv. 341 *in einen kerker legen hiez*', so verlangte diese bemerkung den zusatz, dass in einem der später veröffentlichten gedichte *kerker* auch im reime vorkommt, s. Pantal. 1571 *sterker* : *kerker*.

Muss ich es beklagen, dass J. nicht ganze arbeit gemacht hat, so bleibt auf der andern seite hervorzuheben, dass es dem hsg. doch auch nicht gelungen ist, neben der neuen auflage die alte überflüssig zu machen. dass sich aus J.s ausgabe nicht in jedem falle ersehen lässt, wie Haupt den text gestaltete, hat bereits Kochendörffer Zs. f. d. ph. 24, 128 f dargelegt. seinen erörterungen füge ich hinzu, dass J. auch deswegen sämtliche emendationen des alten Hauptschen textes hätte mitteilen sollen, weil in den anmerkungen öfters bezug auf dieselben genommen wird und J. es unterlassen hat, jene immer entsprechend abzuändern oder zu erläutern; daher bleiben jetzt zb. die bemerkungen über v. 752 (zu 395 s. 232) und v. 827 (zu 209 s. 221 z. 10 v. u.) nicht recht verständlich. — aber auch die anmerkungen lassen in ihrer jetzigen gestalt ohne herbeiziehung der ersten auflage eine volle würdigung der leistung ihres verf.s nicht mehr zu. mich will es ein unrecht gegen Haupt bedünken, den belegstellen, aus denen er seine regeln gewann, nicht den wortlaut zu belassen, den er ihnen gab, sondern sie nach den neuern ausgaben umzuschreiben[1]; denn jetzt erscheint das material, das dem ersten herausgeber zu gebote stand, in einem viel günstigern lichte, und es gehn conjecturen verloren, deren studium dem philologen förderlich sein konnte. m.e. hätten die anmerkungen, da sie ihrem inhalt und wesen nach nicht umgearbeitet wurden, auch äufserlich in ihrer alten fassung unangetastet bleiben sollen, und sämtliche zutaten J.s, auch die abweichungen der kritischen ausgaben nach seite des textes wie der verszahl, hätten in klammern geschlossen werden müssen.

Trotz diesen ausstellungen, die an der einrichtung der neuen auflage zu machen sind, erkenne ich mit freuden an, dass viel tüchtige arbeit in J.s buche steckt.

Die neue collation des druckes ist ergebnisreicher ausgefallen als man hätte glauben sollen. Haupt hat nicht nur die variante seiner änderung öfters nicht angegeben, zb. 392 *breit*]

[1] das ist übrigens nicht immer genau geschehen, vgl. s. 210 zu v. 35 Troj. 17314 ff und 6627 ff, sowie s. 217 zu v. 115 Troj. 1618 ff.

weit, 440 *durch*] *mit*, 705 *Wir*] *Vnd*, 980 *minniclicher*] *wunniglicher*, 1186 *namen*] *Mann*, 1306 *geleit*] *angeleit* —, sondern er unterliefs es häufig auch zu bemerken, wo er worte strich oder zusetzte, so 146. 537. 863. 917. 2410. 2674. auch im kleinen fehlt die akribie, vgl. 190. 1289 *den*] *dem*, 1080 *Menschen*] *Mensch*, 1185 *lobesamen*] *lobesam*, 1205 *selbe*] *selber*. dass an den angeführten stellen Haupt und nicht J. irrt, ist augenfällig. J. vermehrt weiterhin die varianten durch angabe auch unbedeutender graphischer abweichungen, die wir gemeinhin in den apparat nicht aufnehmen, zb. 8. 33. 444 *ræte*] *rede*, 317 *vil*] *viel*, 650 *ern wolte*] *er entwolte*, 991 *an dem mære*] *ander mehre*. die aufzählung dieser kleinen dinge, die in der regel unnützen ballast bilden würden, erscheint hier geboten. denn beim Engelhard steht der germanist der überlieferung ähnlich gegenüber, wie der classische philologe der hs. eines antiken schriftstellers, den der schreiber nicht verstand und dessen worte er nicht nach dem sinne, sondern nach der äufseren gestalt niederschrieb. so half sich auch der Frankfurter drucker, wenn ihm das vor 300 jahren in oberdeutscher und überdies stark manierierter sprache verfasste gedicht unverständlich blieb, durch buchstabengetreue widergabe unbeschadet des reinsten blödsinns (vgl. Haupt vorr. s. vi); darum dünkt mich J.s mahnung (vorr. s. xv), 'dass der wert graphischer beobachtungen von den herausgebern altdeutscher gedichte überhaupt zu wenig gewürdigt wird', für den gegebenen fall richtig; in der vorgetragenen verallgemeinerung kann sie indes jeder nur sehr cum grano salis entgegennehmen, der sich die bekannte erscheinung vergegenwärtigt, wie willkürlich häufig die schreiber mit ihren deutschen vorlagen verfuhren, die sie jeweilig in sprache und geschmack ihrer zeit umzuschreiben trachteten.

Durch beobachtung der graphischen eigentümlichkeiten hat J. den text an vielen stellen gebessert und geglättet; dazu treten conjecturen, wie sie nur vollbürtigen philologen gelingen. die zahl der J.schen änderungen kann jeder aus dem register zusammenrechnen, das am schlusse des bandes die abweichungen des neuen textes vom alten unter angabe der emendatoren verzeichnet. ihr wert liefse sich für das erste viertel des gedichtes (v. 1—1618) etwa so bestimmen: richtig sind v. 3. 18 (nach 17 steht besser ein komma). 134. 178 ff. 247. 313. 366. 443. 813. 834 f. 975. 1022 ff. 1166. 1466. 1616 (davon durch anschluss an den druck gewonnen 3. 18. 178 ff. 313. 443. 975. 1466. 1616, recht gut sind 366 und 1022 ff, besonders schön 366); — wahrscheinlichkeit besitzen die emendationen von 76. 122. 123. 403. 1233. 1372. 1581 (403 und 1581 beruhen auf dem drucke); — möglich sind 42. 57. 66 anm. 372 anm. 441 f. 453. 509. 534 anm. 586. 603. 605. 688. 830. 960 (hier angesetzt, da J. die notwendige untersuchung über den hiatus bei Konrad nicht ergänzt hat). 1128. 1254 (durch den druck veranlasst 603

und 1254); — unnötig erscheinen die umstellungen von 451. 1150. 1280; — besserungen leichter Hauptscher versehen bringen 847 und 1522; — unwahrscheinlich wird 721 das überlieferte *sicher* in das nichtssagende *bî mir* geändert: besser wäre wie sonst *schiere* dafür einzusetzen und *ist* mit *wirt* zu vertauschen; — von Haupts emendationen hätte die zu 448 nicht aufgenommen werden sollen, lis: *der was gestellet reht als er*, s. die beispiele bei Lexer II 1172; 629 verlangt der sinn mit dem druck *ûf eins endes zil* zu lesen, s. Silv. 3949, wo auch so zu schreiben ist, und vgl. ebenda 3653; 1611 f scheint es mir leichter einen weiteren fall des reimes *e* : *ē* bei Konrad zu constatieren*, als die überlieferung mit Haupt und ESchröder so gewaltsam zu ändern: ich lese *und sande in heim nâch sîner ger. betrüebet wart des hoves her*, denn *hoves her* belegt Haupt zu der stelle und *nâch . . . ger* ist bei dem dichter ungemein häufig[1]. — von der textkritischen litteratur sind dem herausgeber die conjecturen WGrimms zu 66 (Zur gesch. d. reims s. 56) und zu 2560 (s. Kochendörffer aao. s. 131), vor allem aber die vorschläge WMüllers in GGA 1845 I 550 f entgangen. danach gebührt letzterem die priorität für die besserung der verse 160 und 2833 vor Bartsch, für 4594 vor ESchröder, für 5829 vor J.; 1649 war Müller schon vor Sprenger auf *ungeschihte* verfallen; erwägung verdienen die bemerkungen zu 294. 1826. 6237.

Zu den anmerkungen sei nachgetragen, dass s. 213 z. 3 f v. u. mit *troj. kr.* 119ᵃ v. 16260 bei Keller gemeint ist; s. 214 z. 3 ff v. o. wollte Haupt *zuome* statt *ze deme* gelesen haben Zs. 6, 580; s. 219 zu 179 war auf anm. zu 1417 hinzuweisen; s. 268 zu 2411 sollte auf v. 2284, s. 269 zu 2475 f konnte auf Parton. 13507 verwiesen sein.

Im stark vermehrten register dürfte jeder den artikel 'besserungsvorschläge' willkommen heifsen, aber mit bedauern bemerken, dass nur die conjecturen J.s, nicht auch die zahlreichen Haupts aufnahme gefunden haben, die nun nach wie vor mühsam aus den anmerkungen zusammengeklaubt werden müssen.

Haupts versehen sind in der neuen auflage nicht alle gebessert; es blieben stehn s. 214 z. 5 v. o. 2, 310ᵃ statt 2, 311ᵃ; ebenda z. 14 v. u. 130ᵇ statt 131ᵇ; s. 226 z. 28 v. o. Silv. 4484. 85 statt Silv. 4483. 84[2]; s. 232 z. 13 v. o. 53ᶜ statt 52ᶜ; ebenda

[* freilich sind unter allen belegen JGrimms, Haupts, Weinholds höchstens zweie, die nach den ergebnissen der neuern grammatischen forschungen für einen reim *é* : *è* verwertet werden können. Sch.]

[1] *nâch dîner* (*sîner*, *ir*) *ger* (*gir*) Parton. 2982. 4402. 17739. Silv. 2867. 3051. Troj. 5583. 8001. 10240. 13009. 13090. 15920. 16257. 17636. 39977; *mit stæter* (*reiner*, *vîentlicher*, *vrîer*) *ger* Troj. 10223. 23212. 25974. 34525. 34677. 38014; *nach mînes* (*dînes*, *sînes*) *herzen ger* (*gir*) Parton. 2436. 2912. Troj. 2161. 11504. 15555; *mit willicliches herzen ger* (*gir*) Parton. 218. 2450. 6382. 9906. 16695. 18038. Troj. 3690. 4873. 12645; *mit lûterliches* (*reines*, *snellecliches*, *innecliches*, *vîentliches*) *herzen ger* Parton. 6906. Troj. 8621. 25693. 29472.

[2] dies die verszahlen in WGrimms ausgabe; die richtigen sind es frei-

z. 7 v. u. 2, 332ᵃ statt 2, 232ᵃ; s. 235 z. 8 v. o. 45, 6. 46, 1 statt 45, 6. 7; s. 236 z. 15 v. u. 103ᵃ statt 103ᶜ; s. 239 z. 16 v. u. war 71ᶜ anders einzureihen; s. 246 z. 10 v. o. 1959 statt 1958; s. 249 z. 9 v. u. 864 statt 863; s. 252 z. 11 v. o. *hât* für *hat*; s. 270 z. 9 v. u. 4430 statt 4431; s. 274 z. 14 v. o. 105, 1 statt 104, 6; s. 282 z. 15 v. u. 318ᵇ statt 318ᵃ. — dazu sind eigene irrtümer getreten: s. 3 lis in den varianten z. 11 statt z. 10; s. 1354 blieb im text fälschlich *der* stehn, vgl. die anm.; s. 76 lis 2325 statt 3325; s. 210 steht die seitenzahl der ersten auflage an der unrechten stelle, wodurch ein weiterer fehler entstand: z. 5 v. o. lis *trüge*, nicht *triwe*; s. 213 z. 16 v. o. gehört *an dem mer* in die klammer, *und dem mer* vor dieselbe; ebenda z. 5 v. u. lis 136ᶜ statt 136ᵃ, s. 225 z. 1 v. o. 447 statt 441; s. 257 z. 15 v. o. schrieb Haupt *ez rehte gesagen*. — üblen eindruck machen die für den druck verwendeten altmodischen abgenutzten typen, von denen nicht viele mehr heil sind, vgl. etwa s. 41 und 45, vv. 1395 ff, 1424 ff usw.; auch unsauberkeiten begegnen, besonders in den varianten wie v. 461. 578. 686. 694. vor 805. 1008 usw., im text zb. v. 5698, in den anmerkungen zb. s. 210 z. 6 v. u. *deutschcn*, s. 211 z. 8 v. u. *aueh*. da hatte die erste auflage ein weit vorteilhafteres äufsere.

Im ganzen zeigt J.s buch bei allen vorzügen, die es besitzt, ein wie misliches und undankbares geschäft es doch meist ist, neuen wein in alte schläuche zu giefsen.

Erlangen. G. A. H. Wolff.

Schweizerische schauspiele des sechzehnten jahrhunderts. bearbeitet durch das deutsche seminar der Züricher hochschule unter leitung von Jacob Bächtold. herausgegeben von der stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, JHuber in Frauenfeld in comm., 1890—1891. 2 bde. x u. 291 ss., iv u. 353 ss. 8°. — 8 m.*

Tobias Stimmers Comedia. mit achtzehn federzeichnungen desselben zum ersten mal herausgegeben von Jacob Oeri. Frauenfeld, JHuber. 1891. xxviii und 58 ss. gr. 8°. — 4 m.**

Die schwer zugänglichen Schweizer dramen des 16 jahrhunderts in passender auswahl dem gelehrten publicum vorzulegen, ist die absicht des unter Bächtolds leitung von seinem Züricher

lich auch noch nicht. denn WGrimm hat nach v. 703 eine zeile ausgelassen und v. 2370 doppelt gezählt, so dass der Silvester tatsächlich nicht 5220, sondern 5222 verse umfasst. die ausgefallene zeile lautet in der hs. *vliegen alle stunde*, wie ich durch Steinmeyers gütige vermittlung von hrn dr Pirig in Köln erfuhr, der das ms. in Trier auf meine bitte hin hatte nachschlagen lassen.

* [vgl. DLZ 1890 nr 46 (FSpengler). — Beil. z. allg. ztg. 1890 nr 144 (LHirzel). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 9 (LFränkel), 1892 nr 4 (GBinz). — GGA 1892 nr 12 (BSeuffert). — Lit. centr. 1892 nr 36 (C.).]

** [vgl. Lit. centr. 1891 nr 52. — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 4 (GBinz).]

seminare herausgegebenen sammelwerkes. erscheint der gedanke schon an und für sich im höchsten grade dankenswert, so kann man auch mit der ausführung, über die der kenner der Schweizer litteraturgeschichte wachte, im ganzen einverstanden sein. die vorliegenden 2 bände bringen 7 werke zum abdruck: 1) das anonyme drama vom Reichen mann und armen Lazarus, 2) Kolros Fünferlei betrachtnisse, beide von ThOdinga bearbeitet, 3) Bullingers Lucretia, bearbeitet von JBächtold, 4) Binders Acolastus, bearbeitet von JBosshardt, 5) das Osterspiel von Muri, bearbeitet von JBächtold, das einzige bereits früher im neudruck publicierte denkmal, dem aber erneute paläographische und kritische bemühungen zu gute gekommen sind, 6) Birks Susanna, 7) Boltz Weltspiegel, bearbeitet von AGefsler. man sieht, eine stattliche zahl bedeutungsvoller dramen, deren bekanntschaft hier vielen überhaupt erst vermittelt wurde. mit besonderer freude begrüfse ich den abdruck des Boltzschen dramas, eines der lebensvollsten werke der damaligen litteratur. die hsgg. haben von umfangreichen litterarhistorischen einleitungen abgesehen und lediglich, vielleicht etwas zu sparsam, über persönlichkeit des verfassers, stellung des werkes im stoffkreise orientiert. gelegentlich treten da kleine erweiterungen ein, so wenn Bofshardt I 174 über das verhältnis Binders zu seiner lateinischen quelle handelt, oder Gessler in dankenswerter weise moderne transscriptionen der singnoten zu den liedern bei Boltz gibt. das wertvolle tagebuch Gasts ist von B. jetzt auch in den nachträgen seiner Schweizer litteraturgeschichte entsprechend verwertet worden. bei Sixt Birk wäre auch mein buch Der ägyptische Joseph im drama des 16 jh. s. 39 ff heranzuziehen gewesen. diese anzeige soll sich wesentlich mit der textlichen gestaltung einiger dramen beschäftigen[1], für die manche nachlese übrig geblieben ist.

Für den reichen mann und den armen Lazarus ist dem hsg. eine interessante ausgabe entgangen: die von Strafsburg, bey Jost Martin am Kornmarckt, anno 1611, eigentum der universitätsbibliothek Strafsburg (Goedeke II² 343, 50 f). gerade diese ausgabe zeigt bemerkenswerte erweiterungen und änderungen, die ich hier registriere. der anfang stimmt mit dem texte. zwischen v. 18 und 19 findet sich folgender einschub:

So bitt ich euch vnd schweiget still |
Das seind die Personen in dem Spiel |
Die dazu ring weifs vmb mich stahn |
Vnd dafs der Reich geitzige Mann |
Vnd auch der arme Lazarus |
Darab der Reichmann hat Verdruss |

[1] ich will nur nebenbei erwähnen, dass ein wichtiger beitrag zum Homulusdrama vor kurzem aus Holland gekommen: Elckerlijk a fifteenth century dutch morality (presumably by Petrus Dorlandus) and Everyman a nearly contemporary translation . . . edited by HLogeman. Gand 1892 [Université de Gand. Recueil des travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres 5e fascicule.]

Lazarus ward von den Engeln getragen /
Der Reichmann ward in der Höll begraben /
Muſs pein leiden vber die maſs
Lazarus ward gsetzt in Abrahams Schoſs
(vgl. den einschub in St s. 4).

dann folgt der einschub wie St (vgl. ausg. s. 5) mit varianten: s. 5, 5

Ein schönes Weible hab ich auch
Dass bey mir lebt ohn alle Schmach
Schön freundlich vnd wolgestalt
Sonst kein auff Erden mir baſs gefalt
Sie hat der schönen Jungfrauen viel /
An meinem Hoff in aller still /

folgt v. 7. nach v. 8

Hab auch darnach mein Singer gut
Ander Seitenspiel vnd Freudenmuth
Welche mir zum Essen hoffiren thon /
Sehr lieblich darzů auch schon /

11 *golts genůg.* — 15 *Wald der ist mein.* — 16 *Darinn der wilden Thier gar fein.* — 19 *mein Gesten könd zessen geben.* — 20 *jhn dort einher streben.* — 29 *Nun Jäger versorg.* — 31 *nun sagen.* — 33 *Hat mir ein Bewrlein* — 34 *Vnd gsegt wie.* — 35 *ringen.* zwischen 36 und 6, 1

Jäger.

Gnediger Herr es hat gar kein noth/
Ich wolt daſs er jetz leg Todt /
Also hab ich mir fürgnommen /
Wie ich jhm allweg wolt für kommen /
Jetz will ich gahn die Hund versorgen /
Ich kan kaum warten biſs Morgen.

nach 6, 8 folgt

Der Reichmann.

Woher Bawr Eberlin so frů /
Bringstu mir din Gult herzů /
So must du mir Gott willkumm sein /
Wo nit so leg ich dich in Thurn hinein.

Bawr Eberlin.

Gnediger Herr ich bring bar Gelt /
Denn das Korn steht noch auffm Feld /
Ich sorg ich werd so viel nit schneiden ein /
Als ich euch soll führen herein /
Wann jhr nun so wol theten /
Vnd ein klein mitleiden hetten /
Mit mir armen Schweiſse /
Auf dem Feld steht nit wol der Weiſse /
Wo soll ich auff ein ander Jar nemen /
Daſs ich die äcker mög besämen.

Der Reichmann.

Was darffstu mir vom andern jar sagen /
Ich will die Korn gült jetzt haben /
Darumb so schick dich eben drein /
Dass du mir die Gült führest herein /
Oder zeuch von meinem Gut ab /
Will schawen dass ich ein andern hab /
Das solt du dich zu mir vermessen /
Pack dich / ich muſs jetzt eſsen.

Bawr Eberlein.

Ach Gott wie will es mir ergohn/
Ich mag mit meinem Herrn nit bestohn /
Soll jetzt ab dem Gut ziehen /
So mufs ich aufs dem Dorff fliehen/
Mufs reifsen mein Kinden aufs dem Mund/
Was sie gebrauchen zu aller Stund /
Es kan jm die leng nit wol gon /
Es wird kein Stein auff dem andern stohn /
Ach wie sein wir also ungelich /
O Gott nimm mich auff in dein rich /
Vnd hilff mir von dem Wüterich /
So bitt ich Herr von hertzen dich.

das häufig widerkehrende motiv dieser scene auch bei Boltz Weltspiegel (II 242). — der eigentliche text setzt mit v. 33 (s. 18) wider ein. — 38 *Vnd tractiern sie aufs.* — 40 *vom für.* — die in St zwischen v. 56 und 57 eingeschaltete episode hat hier nach v. 60 ihren richtigeren platz gefunden. s. 6, 11 *Gnedige Fraw wann es.* — 13 *Kellerin Jeneve.* — 15 *es nur.* — 19 *Kellerin Jeneve* — 20 *man vom Tisch* —. 24 ff

Vnd wills zu meiner Schwester jehen
Komm her mein Schwester Margret mit mir
Wir wöllen gehn zum Kämmering schier/
Vnd wöllen jhn fragen eben /
Wie viel er Gschirr auf den Tisch hab geben/
Kämmerling du solt vns nun sagen
Wie viel der gschirr auff den Tisch hast tragen/

s. 7, 2 *diese seind in.* — 3—6 fehlt. — dann geht der text weiter. v. 90 *zyt mehr.* — 97 *denckend wir sin nümer mee.* — 100 *hin vnd.* — 110 fehlt. — 113 *allein.* — 117 *Der glych.* — 120 *hüpsch vnd.* — 139 *ist mir.* — 143 *nun* fehlt. — 145 *nit hat.* — 146 *Dem werd es in der Höll nit geben.* — 147 *dört / es syg gross pyn.* — 148 *mög* fehlt. — 153 *aller.* — 162 *die beste sprüch.* — 173—194 fehlt, dafür:

Der arm Lazarus.

Hie kompt ein armer krancker Mann /
Der sein Speiss nimmer gwinnen kan /
Bitt euch durch Gott gebt mir ein Gab /
Als lieb jhr Gott den herren habt /
Mein bitt die ist doch nit so grofs /
Ich bger nur ein Süppchen blofs/
Dafs ich mein Seel möcht behalten /
Darnach will ichs Gott lafsen walten.

Der Reichmann.

Pfui dich wie stinckst / wo kompst du her /
Dafs du nit zu bindest dein geschwer /
Wie darffst du also für mich gehn /
So frefflich für den Tisch her stehn /
Die Suppen drumb du mich thust bitten /
Die wurd ich dir geben nitten.

Der arm Lazarus.

Ach Herr lasst mich nit also sterben /
Vnd durch grofsen Hunger verderben /
So beger ich nur die Brosam so trucken /
Dü sonst nur die Hund verschlucken.

Der Reichmann.

Mein Hund haben darnach verlangen /
Hand mir ein grofsen Hirtzen gefangen /
Kein Brodt hab ich dafs dir ist bachen /
Drumb solt du dich hinweg machen /
Knecht du (sic!) *dapffer auff jhn streichen /*
Er will mir nit vom Tisch weichen.

über 195 *Nun kommend.* — *mit einanden* fehlt. — *gegen Lazarum* fehlt. — *vnnd kumpt der dritt knecht auch.* — *der.* — *also* fehlt. — 196 *vertreiben.* — auf 204 folgt die antwort des Lazarus wie in St (7, 16 ff): v. 17 *darhin.* — v. 18 *bin jetzund wol halber.* — 206 *eins* fehlt. — die bemerkung nach 210: *Yetz macht der tod sine bofsen vor dem tisch vnd spricht nüt* fehlt wie die meisten scenischen anweisungen. — 217 *nur.* — 241 *mag nit.* — 243 *nun sol.* — 262 *wirt nicht.* — über 265 *spricht.* — *ist* fehlt. — 268 *wirstu.* — über 273 *Der erst Engel.* — 276. *nimb dein speiss.* — 281 *gantz* fehlt. — 284 *bist.* — 290 *sönd* fehlt. — 292 *werden* fehlt. — 293 *Die barmhertzig seind im läben.* — 294 *Sorgfältiglichen im.* — 302 *den andern üwer hend.* — 314 *in ire hell.* — über 317 nur: *Der Todt.* — 324 *erwerben.* — 325 *O* fehlt. — 333 *brechen.* — 338 *machen.* — 340 *nach einem.* — nach 342: *Jetzt hebt man den Tisch auff.*

Die Margredt.

Komm her mein Schwester Jeneve /
Vnserm Herren ist worden weh /
Wir wöllen vns nit lenger bedencken /
Vnd wöllen das Silbergeschirr thun schwencken /
Vnd wöllen bringen dem Kämmerling fein /
Dafs ers schliefs in die kisten hinein /
Kämmerling wir bringen becher vnd kannen /
Das seind die Silbergeschirr allsammen /
Wird etwas verlohren davon /
Daran wöllen wir kein Schuld mehr han.

Die Fraw.

343 *wee* fehlt. — 359 *üch die Fraw hat.* — 363 *gehen.* — nach 376 nur: *Der Keller.* — nach 396 folgt die auch in St vorhandene rede des teufels Sawrscheifs, hier nur *Der Lucifer* überschrieben (10, 9—22).

12 *Dass sich jung vnd alt müfsen frewen /*
Ich kan seen jhn also weit /
Der Teuffel hat also viel Leut /
Nun hat mich der Todt her gesant /
Mein Gesell ist wol bekandt /
Er will auch nit lang aufs bleiben /
Ich soll mein Handel weitlich treiben:
Der Teuffel folg jhm bald hernach /

Wo einer were von kranckheit schwach / Vnd wolt in vnsern himmel hinein / Dem wollen wir mit füren tragen hülfflich sein /

13 *da / will keiner dran.* — 14. 15 fehlt. — 16 *Das Fegfeuer ist gezündet an.* — 18 *So schwitzen jhr ohn.* — 19 *Gold.* — 20 *wend begären länger leben.* — 22 *Ich mufs.* — 407 *Doctor* fehlt. — 416 *gar* fehlt. — 417 *ouch* fehlt. — 418 *beben.* — 428 *jetzt schlecht.* — 434 *Kein artzney.* — 467 *mit üch* fehlt. — 486 *Es dörfft dafs.* — 501 *yetz erst.* — 511 *üch ouch.* — 512 *vnd wolt etwas.* — 514 *gedencken.* — 515 *mines Bruders haufs.* — 517 *mich anders segnen.* — 519 *meinen Bruder.* — 528 *dem Teufel heim.* — nach 528 folgt 537—552 die rede des todes. — 530 *bistu gar so.* — 535 *gantz daruon.* — 536 *du must dohin gon.* — 542 *vnd* fehlt. — 545 *yetz.* — 546 *doch.* — 556 *zu* fehlt. — 562 *Damit vns der.* — 566 *jms.* — 567 *der grofsen sach.* — 573 *im* fehlt. — 575 *Vndt findt.* — 578 *diser zyt blyblich.* — 583 *euch not.* — 585 *hilfft.* — 588 *nur.* — 595 *O* fehlt. — 597 *diser.* — 601 *kleines.* — 609 *klapffen.* — 610 *wirt han.* — 613 *ouch nur.* — nach 622

Lazarus in der Schofs Abraham.

O höchster Vatter ich danck dir / Aufs grofser Freud vnd hertzen begier / Dass du mich ernehrt hast all mein Tag / An allem ich wol sehen mag / Aller liebster Vater mein / Vergieb dem Mann die Sünde sein / Auff dass er mir auch werde gleich / Vnd mit mir besitz das ewig Reich.

Abraham.

Sohn dein bitten ist vmb sust / Hie haben wir alles was dich glust.

Teuffel.

Ihr Teuffel schüren jhm dapffer zu Ja ich lass jhm auch gar kein Ruh.

648 *frag ich.* — 654 *ouch keinr von dir.* — 662 *gsehn* fehlt. — nach 662 folgt 799—840. — 672 *mee mag.* — 673 *mee* fehlt. — 674 *dem tod ist.* — 675 *mir nur gon.* — 676 *mich auch.* — 679 *warlich selber.* — 687 *jhr hand.* — 695 *in kurtzem glücken.* — nach 698

Die erst.

O Schwester ich hab vernommen Wie vnser Herr in angst vnd not sey kommen / Darumb so darff ich warlich jehen / Ich hab mit meinen Augen gsehen / Dafs die Höll auff thet jhren Mund / Da safs vnser Herr in der Hölle grund.

Die ander.

Schwester was mähr bringst du mir / Ich erschreck von gantzem hertzen begir / Difs grofsen Jammers vnd Noth / Wie hat er das verschuld vmb Gott.

Die dritt.

Ach lieben Schwestern was sagen jhr /
Fürwahr jhr sollt nun glauben mir /
Vnser Herr hat allzeit ghaſst die armen /
Darumb will sich Gott sein nit erbarmen.

Die vierdt.

Lieben gspielen nun merckend eben /
Ich rath wir lond von disem leben /
Dann vns Gott hiemit warnen will /
Wir wissen weder Stund noch ziel /
Es möcht vns sonst also gelingen /
Darumb förcht Gott in allen dingen.

Die fünfft.

Mag es dann nicht anderst gesein /
So rath ich auff die trewe mein /
Daſs wir vns nit theten bschemen /
Vnd lieſsen vns hie vrlaub nemen /
Von vnsers Herren Frawen /
So möcht sie vns dest baſs erlauben.

Die sechst.

Ach Fraw vns ist worden geseit /
Wie euch zhertzen gangen sey groſs leid /
Daſs jhr kommen vmb vnsern Herrn /
Deſs sollen jhr euch nit sperren /
Sondern vnſs freundlich vrlaub geben /
Dann wir land auch von disem Leben.

711 *kein verdruss.* — 722 *hab.* — 732 *von üch.* — 739 *herr* fehlt. — 746 *gar recht.* — 752 *dritt ist.* — über 755 *Der Leutenampt.* — 756 *wans.* — 757 *ein.* — 758 *Neapolis drinnen.* — 762 *vf die.* — 763—798 fehlt. — 801 *Sollst alls.* — 815 *Dass.* — 818 *Gottes schnell.* — 819 *Gott dir geben hat sein ziel.* — 822 *must darvon, es.* — 830 *noch kein.* — 831 *noch kein.* — 848 *diser.* — 853 *Hand sollich gut.* — 858 *von.* — 859 *so es.* — 865. *Die denen auch.* — 895 *das Spiel.* — 897 *Gott euch auch.* — 898 *vns* fehlt. — 910 *sich Gott.* — 918 *nit von vns.* — 919 *verlohrn.* — zum schlusse ein personenverzeichnis.

St hat eine reihe erweiterungen dieses textes aufgenommen, dieselben noch ausgedehnt, aber auch zahlreiche verkürzungen eintreten lassen. verse wie 276. 293. 294. 302. 511. 865. 895 zeigen, dass unser text auf einer grundlage beruht, die mit St vielfach übereinstimmt. die tendenz der erweiterungen gegen die ausgabe von 1529 ist klar: der dichter sucht möglichst durchzuführen, daher die ausführliche scene der dienerinnen, er macht pedantisch ordnung wie diese. darin fühlt ihm St gar nicht nach. es verstümmelt, wenn es die ganz characteristische scene der bauern streicht, auf die ausdrücklich hingewiesen wird, es schiebt die verse bei 56 an falscher stelle ein. es ist aber höchst auffallend, dass manchmal diese ausgabe von 1611 einen

besseren text bietet als die von 1529. erst auf die rede des reichen mannes 537—554, schliefsend: *O hab vnd gut, wem wilt du werden?* kann der tod mit 529 antworten: *O ho! o ho! ligt dir dein gelt noch an.* in der anordnung aller andern texte wird der sinn gestört. ähnlich steht es mit der umstellung der rede des Evangelista 799 ff, die gar nicht zu der scene der hauptleute passt, sich aber genau an 662 anschliefst. ferner: sollte dieses drama den biblischen zug, dass Lazarus fürbitte für den reichen mann einlegt, vernachlässigt haben? das ist fast undenkbar: aber nur die ausgabe von 1611 verwertet in den an 622 anschliefsenden versen dieses motiv. auch einige textstellen sprechen dafür, dass nur hier das richtige erhalten, zb. 711, wo alle andern ausgaben schreiben: *Darum, herr kämerling, hand kein grufs*, wo es richtig nur heifsen kann: *hand kein verdrufs.* ähnlich steht es wol mit *sein* und *kein* v. 819. so unwahrscheinlich es klingen mag, man ist fast gezwungen anzunehmen, dass wir in dieser ausgabe von 1611 einen, vielleicht nach handschrift hergestellten, teilweise correcteren text besitzen, als ihn sämtliche andere ausgaben bieten, der aber vielleicht bereits interpoliert worden war.

Auf die bei Goedeke II² 347, 50c erwähnte ausgabe Binders habe ich Anz. XIV 231. XVI 116 hingewiesen. sie bietet eine eigentümliche mischung von A und B, indem sie bald die lesarten des einen, bald des andern textes aufnimmt, sogar gelegentlich in demselben verse. v. 159 f heifst es: *Er ist nun gar das liebhartlin gewesen Vnd alle lust vnd fröude gewesen.* — 281 *Solt ich jn nit jhnen vndertruck.* — 288 *ist gar.* — 355 ff *Philaute nimm, Philaute nimm, On allen scherz Spring auff.* — 671 *Ich hab wol drey stet me undertan.* — 687 fehlt. — 1165. *Wann.* — 1189 *sein haufs.* — 1484 *auch wol.* — 1493 *Das mein.* — 1498 *zu* fehlt. — 1595 *Er.* — 1867 *Vnd gieng.* — 1889 *mir selbst mach.* — 1896 *die* fehlt. — 1921 f *Er sprach wie bist So voller mist.* — 1929 *Ich für.* — 1932 *Das wert Gott.* — 1955 *bin* fehlt. — 1976 *auff vnd.* — 2080 *künden sagen.* — 2201 *Wie er.* — 2231 *sey mein.* — 2293 *beiden.* — 2320 *ye* fehlt. — 2340 *dhaus von.* man sieht: neben mehreren versehen und misverständnissen auch einige bewuste änderungen, so dass sich also diese ausgabe nicht 'lediglich durch den lautstand', wie der hsg. s. 179 sagt, von den andern unterscheidet.

Hier sei auch die frage der sprachlichen anmerkungen erwähnt, die von den hsgg. hätte principiell und einheitlich entschieden werden müssen. aber nur gelegentlich werden ausdrücke erklärt, nicht einmal immer die schwierigsten. so lesen wir zu Weltspiegel v. 2486 eine anmerkung über *semlich*! im Acolast ist von jeder erklärung abgesehen, und gerade dieses drama bietet in seinem sprachschatze manche schwierigkeit. einige beispiele: v. 256 zu *fechten*, das lateinische *fugam parare* wider-

gebend, vgl. Schweiz. idioticon I 664. — v. 591 *bufsen, bofsen* = schlagen. — v. 1275 *zusel* vgl. Zs. 4, 58 *concubina* mhd. *zusse.* — zu 1470 *So muss man thůn dem grauwen tuoch* vgl. das sprichwort *Dem grauen Tuch muss man also thun, sonst kommen die Schaben hinein* Wander IV 1353 — v. 677 *lürlifs tranck*, vgl. im Lazarus 10, 17 *Lauris land*, bringt neue belege zu Schmeller I 1500, Grimm VI 1151. auch ein verbum kommt schweizerisch vor: *er het glürlet* s. Sutermeister Die schweizerischen sprichwörter der gegenwart s. 64. — geradezu unverständlich bleiben aber die verse 1393 f: *zwen lawe rübling můss ich han, Damit ich jm den rybhart rum.* man muss Avé-Lallemant Das deutsche gaunertum zu hilfe nehmen, um zu erfahren, dass *rybling* würfel, *law* falsch, *rybhart, rippart* säckel heifst (s. I 131. 134. 184. 204. 207. II 276. IV 80. 564. 591. 592). nicht klar wurde mir das wort *muliffee* v. 685. in solchen fällen hätten anmerkungen zu hilfe kommen sollen, zumal da dieselben anderweitig nicht ausgeschlossen wurden.

Der zweite band gibt keinen anlass zu nachträgen. dass aus dem Weltspiegel v. 1067—1756, 1825—1875, 3220—3548, 5173—5506 nahezu wörtlich in Zurflües Bruder-Clausenspiel übergegangen, hat Bächtold Geschichte der schweizerischen litteratur s. 390 kurz erwähnt. auch die mahnungen zur kinderzucht scheinen von den reden Helys 2788 ff abhängig. *Ein schelmenbein steckt jhm im rucken* wird den bettlern hier wie dort (4764) zum vorwurf gemacht. dieser offenbare diebstahl macht uns auch die andern oft glänzenden episoden Zurflües verdächtig.

B. stellt noch einen dritten band in aussicht, der Rufsche dramen, die Tell-spiele, Schertwegs Bigandus bringen soll. das Stapfersche kreuzerfindungsspiel, das auch ins auge gefasst ist, möchte ich lieber unterdrückt sehn, da es mir als ein ganz ödes uninteressantes product erscheint, dagegen eher für das bereits genannte Zurflüesche Bruder-Clausenspiel stimmen.

Stimmers fastnachtspielmäfsige Comedia ist nicht nur durch die persönlichkeit des verfassers, über die der hsg. ausführlich berichtet, interessant, der aus unbekannter quelle stammende stoff ist auch äufserst lebendig und ziemlich discret behandelt, trotz einer schleppenden und überflüssigen einleitung. interessant sind die fehlreime, die jedesfalls auf anregung Binders zurückgehn. Stimmer hetzt aber das motiv fast zu tode. vgl. über fehlreime meinen Joseph s. 52, Anz. XIV 231, Bolte DLZ 1887 sp. 1515. durch den schönen druck und die 18 hübschen federzeichnungen ist die ausgabe ein kleines typographisches kunstwerk geworden.

Wien, october 1892. ALEXANDER VON WEILEN.

Hamburgische dramatiker zur zeit Gottscheds und ihre beziehungen zu ihm. ein beitrag zur geschichte des theaters und dramas im 18 jahrhundert. von dr Ferdinand Heitmüller. Dresden und Leipzig, EPierson, 1891. 102 ss. 8°. — 2,40 m.*

In dankenswerter weise erneuert Heitmüller das andenken der fast vergessenen drei hamburgischen dramatiker Georg [nicht Friedrich Georg] Behrmann, Peter Stüven und Hinrich [nicht Heinrich] Borkenstein. was sich aus erhaltenen theaterzetteln einerseits, aus zeitungen aller art und büchern anderseits an kunde über ihr würken und speciell über ihr verhältnis zu Gottsched ermitteln lässt, ist mit grofsem fleifs zusammengetragen, und es ist auf diesem gebiet nur weniges hinzuzufügen. übersehen ist zb. die Sammlung theatralischer gedichte nebst einigen gedichten und epigrammen auf schauspieler und schauspielerinnen. erste sammlung. Leipzig 1776, aus welcher H. hätte lernen können, dass Behrmann seine Horazier im eigenen hause vom 28 oct. bis 9 dec. 1751 mit seinen kindern und jugendlichen hausfreunden nicht weniger als siebenmal aufgeführt hat. die sieben 'abdankungen' d. h. epiloge, die dort s. 10 ff abgedruckt sind, werfen erst das rechte licht auf die beiden, welche der ersten ausgabe der Horazier von 1751 angehängt sind, und dasselbe buch gibt s. 39 ff mit der einladungsschrift der Schönemannischen gesellschaft in Hamburg 26 nov. 1756, der danksagung der mademoiselle Schönemann, als am 29 nov. 1756 die Horazier zum benefiz für sie aufgeführt worden, und der danksagung nach der zum benefiz der demoiselle Schönemann 1 dec. 1756 widerholten aufführung der Horazier (mit der lobrede auf Behrmann, zu der die verse bei H. s. 32 gehören) völlige aufklärung über den Schützeschen bericht, an dem H. s. 20 ohne grund anstofs nimmt. er hätte auch das noch ebendaher entnehmen können, dass diese verse nicht von der Schönemann, sondern von Joh. Matth. Dreyer herrühren, gerade so wie die abdankung zum Timoleon, die er s. 17 nach der wertlosen abschrift bei den Hamburgischen theaterzetteln abdruckt, während sie ihm correct in Dreyers Gedichten s. 103 zur verfügung stand[1]. zu erwähnen wäre ferner gewesen Pyras urteil in einem briefe an Bodmer vom 21 apr. 1744 (Litterar. pamphlete s. 72): *Herr Beermann ist nach meinem Urtheil nicht ein viel besserer Dichter als Gottsched. wenigstens kann ich seinen Timoleon nicht lesen*; und von der gegenpartei (Johann Henrich Oest) Bremische gedichte. Hamburg 1751 s. 110 f., der seinem freunde Samuel Christian Lappenberg, subrector am kgl. Athenäum in Bremen, dem grofsvater unseres bekannten Joh. Martin Lappenberg, zuruft:

* [vgl. DLZ 1891 nr 26 (AKöster). — Lit. centr. 1891 nr 51 (C.).]

[1] das sinnlose *Mth.* s. 17 z. 2 ist lese- oder druckfehler statt *Rath* der hs. oder *Magistrat* des theaterzettels.

Bring das junge Paar Horazer
Deines Behrmanns ihm zu Gespielen mit.*

* *herrn B. noch ungedrucktes trauerspiel: die Horazier.*

Von einzelnen versehen ist anzuführen: s. 3. Chr. Widow st. Conrad Widow, der mit seinen freunden nicht 'anfänglich', sondern 'immer' anonym den Patrioten schrieb. die namen der verf. hat Richey in der vorrede zum 3 bde. genannt; aber von wem die einzelnen beiträge herrühren, ist nie aufgeklärt worden. — s. 5. frau Ilsabe geb. von Lengercke war keineswegs eine adliche, sondern die tochter des gutbürgerlichen kaufmanns Georg oder Jürgen von Lengercke und nichte des hamburgischen bürgermeisters Peter von Lengercke. — s. 6 ist der ausdruck 'städtische ausschüsse' verfehlt; gemeint sind die sog. deputationen. über Behrmanns verwaltung des kalkhofs zb. besitzt der Verein für hamb. geschichte noch eine ausführliche eigenhändige abrechnung. das amt eines Amsterdamer boten hatte vor ihm seiner mutter bruder, Peter von Lengercke, innegehabt. — s. 7 wird als Behrmanns frau irrtümlich Margaretha Gull genannt; sie hiefs Magdalena und war die schwester seines schwagers, des dr Wilhelm Gull, der mai 1730 Behrmanns jüngere schwester geheiratet hatte. die reihe ihrer kinder beschränkte sich auf fünf, von denen wenigstens zwei in zartem alter gestorben sind. seine familie ist jedesfalls lange ausgestorben, und sein namensvetter Georg Behrmann, der jetzt das hauptpastorat von SMichaelis bekleidet, hängt verwantschaftlich keineswegs mit ihm zusammen. — s. 9 hätten die Hagedornschen verse nicht nach der Eschenburgschen ausgabe, sondern nach dem ersten druck 'Versuch in poetischen fabeln und erzählungen, Hamburg 1738 s. 127' citiert werden sollen. — s. 11 a. 26 war der neue redacteur des Hamb. correspondenten, Zinck, der den frontwechsel gegen Gottsched machte, umsomehr zu nennen, als Danzel seinen namen unrichtig widergegeben hat. — s. 13 ist der satz 'Corneilles Horace setzt schon vor beginn des sechskampfes ein' irreführend; das tun Behrmanns Horazier natürlich auch, sonst bliebe für sie ja auch gar keine handlung mehr übrig; es müste, wie in Behrmanns vorrede, heifsen: 'Corneilles stück fängt schon vor der schlacht an, die zwischen den Römern und den Albanern gehalten werden sollte', dh. vor der grofsen schlacht, die auf des Mettus Fuffetius vorschlag des sechskampfes unterblieb. Behrmann nennt den Albaner s. 13 Suffez nach der lesart, mit der die stelle Liv. I 23 in Corneilles einleitung gedruckt ist. — die anm. 30 nennt nur Uhlich, den begründer der poetischen zeitung, schweigt aber von seinem nachfolger WAPaulli, von dem doch die citierten verse herrühren. — s. 20 a 50. Dreyer war 1741 gewis noch nicht holsteinischer secretär. am 29 jan. 1744 nennt ihn Ebert in einem brief an Hagedorn mit einem mir unverständlichen

witze *'den sog. Sekretär von Jonquille'*. 1741 war er theaterdichter, wie sein damals auf die bühne gebrachtes und gedrucktes vorspiel 'Hamburgs vorzüge' zeigt (vgl. Gottscheds Vorrat I 314; Bremer beitr. V 6, 486 ff; Dreyers Gedichte s. 67 ff). die unterschrift *D.* weist schon darauf hin, dass auch die von H. s. 32 angeführte anzeige von Behrmanns tod und leichenfeier von Dreyer herrührt. — s. 29 a. 68 ist Schütze misverstanden. ein vorspiel 'Machiavel mit dem Timoleon' existiert nicht. am 27 aug. 1750 spielte Schönemann vor einem hochedlen und hochweisen magistrat *ein hier in Hamburg verfasstes Trauerspiel Timoleon*, das vorspiel 'Machiavell oder die geburt der Minerva aus dem gehirne Jupiters' und zum schluss den Sieg der zukünftigen zeit (nach dem franz. des Legrand). von 'des herrn Peter Corneille gedanken', die s. 34 a. 77 erwähnt werden, ist die erste abteilung schon Bremer beitr. V 3, 220 ff gedruckt, also wider durch Dreyer, der bekanntlich die herausgabe der beiden letzten bände besorgt hat. zu der Behrmannschen sammlung von gelegenheitsgedichten wäre wol erwähnenswert gewesen, dass Behrmann selbst kein unglücklicher gelegenheitsdichter war; aufser den s. 5 f angeführten trauergedichten über den tod der mutter und den oben genannten sieben abdankungen zu seinen Horaziern besitzen wir von ihm aus d. j. 1731 ein glückwunschgedicht zu der vermählung seiner schwester Maria Elisabeth mit dem oberalten Phil. Boetefeur und ein gedicht an die eigene braut, mittelst dessen er sich an seinem hochzeitstage *noch fester in die Gunst seiner Geliebten zu setzen suchte*, aus d. j. 1738 ein hochzeitgedicht für seinen bruder Peter, den nachmaligen senator, und ein trostgedicht an Richey beim tode seines sohnes Joh. Richey (Richeys Gedichte III 307).

Befremdend ist mir die hilflosigkeit H.s bei der feststellung von personalien. es ist schon hingewiesen auf die fehlerhaften angaben über die vornamen Behrmanns und seiner frau, wie über die familie der mutter. alles hätte leicht aus dem bekannten buche Bueks über die hamburgischen oberalten genommen werden können, ganz abgesehen von den kirchenbüchern, die sogar eine beträchtliche anzahl von den 28 verstorbenen und 58 überlebenden nachkommen der frau Ilsabe geb. v. Lengercke liefern. wer die auszüge aus den familienpapieren der familie Boetefeur (Mitteilungen des vereins für hamb. gesch. V 49 ff) sorgfältig mit den kirchenbüchern vergleicht, wird über Behrmanns sociale stellung und verwantschaftliche beziehungen viel mehr erfahren, als H. beigebracht hat.

Spärlicher fliefsen diese quellen über Peter Stüven. sie ergeben nur als ergänzung der unsichern angaben s. 35, dass seine mutter, Antoinette Widow, eine schwester des am Patrioten beteiligten senators Conrad Widow gewesen, und dass er selber am 29 jan. 1710 getauft, also vermutlich am 27 jan. desselben

jahres geboren ist. seine schwester heiratete 1734 den senator Joh. Joach. Boetefeur; die älteste schwester von Behrmanns frau war seit 1718 frau bürgermeisterin Garlieb Sillem; so schlingen sich auch bande der verschwägerung um die familien, die wir um die mitte des vorigen jhs. an der spitze der vaterstädtischen litteraturbewegung sehen. dass Peter Stüven das akademische gymnasium besucht hat, ergibt sich aus der von WSillem herausgegebenen matrikel desselben (nr 2212). diese verzeichnet ihn als am 17 märz 1728 unter Michael Richey inscribiert, und der zusatz *J. U. L. et Praet.* von späterer hand überhebt uns aller mutmafsungen über sein Hamburger leben. sein ende liegt auch für mich im dunkel.

Die nichtbenutzung der kirchenbücher ist am verhängnisvollsten für die besprechung des dritten hamburgischen dramatikers, Hinrich Borkenstein, geworden, während auf litterarischem gebiet H. über ihn die interessantesten neuigkeiten erforscht hat. der wirrwarr über die Borkensteinsche familie beginnt in Jügels Puppenhaus mit der folgeschweren verwechslung von Klopstocks grab und Klopstocks wohnhaus. Carl C. T. Litzmann gibt in seinem Leben Hölderlins neben teilweise berichtigten daten neue fehler; im wesentlichen war das von Schröder im Schriftstellerlexicon vermutungsweise berichtete allein richtig. ich gebe hier nur die urkundlich gesicherten resultate einer erneuten durchforschung der quellen.

Hinrich Borkenstein war das sechste von eilf kindern des kaufmannes Julius Borkenstein, der als zeuge bei der verhandlung über den stürmischen bürgerconvent am 27 sept. 1703 in dem bekannten process gegen Baltzer Stielcken aufgetreten war. geboren am 21 oct. 1705 war er bis ungefähr 1745 buchhalter in Hamburg, gieng dann nach Spanien und kam 1764 mit einem ansehnlichen vermögen in seine vaterstadt zurück. dort privatisierte er, seit 1766 mit dem titel eines kgl. dänischen commercienrates. dreiundsechzigjährig heiratete er am 16 mai 1768 Susanne Bruguier (nicht Brugier und nicht Brugnier), die tochter des Hamburger kaufmanns Jean Alexandre Bruguier und der Johanna Susanne geb. Sarrasin aus Frankfurt a. M., und gewann von ihr noch drei töchter und einen sohn: 1) Susanne oder Susette, Hölderlins Diotima, getauft am 9 febr. 1769, die am 9 juli 1786 in der französisch-reformierten kirche in der königstrafse, dem bekannten städtischen wohnhause Klopstocks gegenüber, von pastor Dumas dem Frankfurter bankier Jacob Friedrich Gontard angetraut ward; 2) Dorothea Amalia, spätere frau Thierry; 3) die unverehelicht gestorbene Luise Catharina und 4) Heinrich, kaufmann und weinhändler in Hamburg, dessen drei kinder, ein sohn und zwei töchter, soviel ich weifs, alle am leben sind, der sohn als kaufmann in London, die ältere tochter als gattin des französischen landschaftmalers Ortmans in Fontainebleau, und die jüngere als witwe des kürzlich verstorbenen Hamburger

lithographen Ritter. ein doppelter stammbaum der familien Borkenstein und Bruguier, den ich der freundlichkeit des letzteren verdanke, lässt, verglichen mit den hamburgischen kirchenbüchern, nicht den geringsten punct unaufgeklärt.

Zu den litterarischen angaben H.s über Borkenstein habe ich nur zwei unbedeutende ergänzungen: s. 72 a. 154 mischt irreleitend die steinwein enthaltenden bocksbeutel ein; diese bauchigen flaschen haben den namen von der ähnlichkeit ihrer form mit scrotum capri, hangen also mit dem hochdeutschen bock, nicht mit dem plattdeutschen *bôk* zusammen. — s. 77 ist ein theaterzettel vom 20 sept. 1751 vergessen, der auch die bemerkung trägt: '*Drei Rollen in niedersächsischer Sprache*' und die bekannte stelle aus Karl Lessings brief an seinen bruder vom 11 nov. 1768 über eine Berliner aufführung des bookesbeutels: *Sie* (die kenner und die gelehrten auf der galerie) *wussten auf ein Haar, wann der Schauspieler nicht recht hamburgisch kauderwälschte.* dass hochdeutsch geschriebene rollen in Norddeutschland plattdeutsch gespielt wurden, beweist auch das beispiel Ekhofs, des hamburgischen stadtsoldatensohnes, der den Jürgen in Krügers Bauer mit der erbschaft immer plattdeutsch gespielt hat.

Von druckfehlern, die zum teil sinnstörend würken, sind noch zu nennen s. 13 z. 1 *Seciena* st. *Secienia*, s. 19 z. 8 *Taraninius* st. *Tarquinius*, s. 20 z. 4 *fort* st. *fast*, s. 73 z. 5 *Bramabas* st. *Bramarbas* und s. 77 z. 10 v. u. *missigst* st. *missingsch.*

Hamburg, 1 nov. 1892. REDLICH.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi. herausgegeben und erläutert von ALBERT LEITZMANN. Halle a. S., MNiemeyer, 1892. VIII u. 141 ss. 8°. — 3 m.*

Der herausgeber dieser überaus wertvollen briefe bemerkt treffend in der vorrede, dass WvHumboldts bedeutung nur darum so oft verkannt werde, weil seine schriften durch ihre philosophische schwere und dunkelheit nicht leicht zugänglich seien. auch seine briefe leiden an dieser schwere und dunkelheit, und der kreis derer, die sie würdigen, wird immer ein enger sein. sie behandeln die tiefsten probleme der philosophie und die feinsten linien in den characterbildern der bedeutendsten individuen oder einzelner nationen und philosophieren, um mit Humboldts eigenen worten zu reden, auf eine art, bei der alles auf anschauung und gefühl, also auf etwas ankommt, das nicht so ganz mehr mit worten ausgedrückt werden kann. wenigstens muss ich bekennen, dass es mir oft schwer wird, den inhalt Humboldtscher aufsätze und briefe klar und kurz zusammenzu-

* [vgl. DLZ 1892 nr 50 (RSteig). — Lit. centr. 1893 nr 11 (M.).]



fassen. um so wichtiger erscheint es aber, seine briefe möglichst vollständig kennen zu lernen, weil jede neue sammlung das verständnis der früher bekannten fördert und ergänzt. und es belohnt sich die mühe, seinen ideen sorgsam nachzugehn; denn ob auch sein kritischer freund Körner an der form seiner aufsätze manches zu tadeln wuste: dass er die erwartung nicht genug spanne, durch unnötige ausführlichkeit ermüde, ins schleppende falle und licht und schatten nicht genug zu verteilen wisse, so rühmt er doch auch die fruchtbarkeit seiner ideen, wie denn überhaupt seine freunde geist und feinheit und grofsen sinn in allem fanden, was er sprach und schrieb. mit der form, dem ausdruck, hatte er zu ringen, aber seine ideen waren ihm klar, und die individualistische lebensansicht, unter deren vertretern ihm, wie L. gut bemerkt, eine der ersten stellen gebührt, bestimmte sein ganzes wesen und forschen und leitete ihn auch in seiner politischen tätigkeit. ausbildung der eigenen individualität galt ihm als eigentlicher lebenszweck jedes einzelnen, achtung der fremden individualität als ein gebot zur gegenseitigen sicherung, und auffassung möglichst vieler verschiedener individualitäten schien ihm reichtum des lebens und die quelle zu sein, aus der das eigene sein immer neue frische und neue nahrung aufsauge. so hat er zu den verschiedenartigsten geistern nahe beziehungen gehabt und den genius namentlich immer wie etwas ihm verwantes unter jeder hülle erkannt.

WvHumboldt hatte auf Forsters empfehlung FHJacobi am 31 oct. 1788 besucht und blieb bis zum 5 nov. sein gast. die kurze zeit hatte genügt, beide männer trotz ihren weit abweichenden meinungen fürs leben zu verbinden. das leben hat sie selten wider zusammengeführt, und auch der briefwechsel stockte immer von neuem trotz ihren widerholten versprechungen häufiger zu schreiben. aus siebenundzwanzig jahren liegen nur vierundzwanzig briefe Humboldts vor, und sicherlich ist ihre zahl, wenn auch einer (vgl. s. 113) oder vielleicht auch einige verloren gegangen sind, kaum viel gröfser gewesen. auf 16 dieser briefe steht von Jacobis hand ein vermerk, dass er sie beantwortet habe, und die antwort auf den einen sicher verlorenen brief Humboldts liegt auch vor. von diesen 17 briefen sind leider nur 5 in FHJacobis auserlesenem briefwechsel abgedruckt und auch diese nur unvollständig. ich vermisse eine notiz, ob L. den originalbriefen Jacobis nachgespürt habe. aus den bereits gedruckten sind stellen in den anmerkungen widergegeben. ich wünschte, das vorhandene wäre vollständig eingeschaltet, wenn ich auch zugebe, dass bei den meist langen zwischenräumen zwischen dem empfang der briefe und ihrer beantwortung der zusammenhang ihres inhalts oft nur sehr locker ist.

Aber für den mangelnden zusammenhang der briefe unter sich entschädigt der ideenreichtum der meisten einzelnen briefe

Humboldts, und L. erachtet sie mit recht den sonst bekannten briefen Humboldts als ebenbürtig. was diesen zu Jacobi hinzog, war nicht die übereinstimmung in ihren ansichten, sondern gerade umgekehrt, die eigenartigkeit des älteren freundes, der vielfach an die stelle des logischen verstandes die unmittelbare wahrnehmung, die perception setzte. Humboldt konnte Jacobis resultate nicht annehmen, sich die ganze art des Jacobischen philosophierens nicht zu eigen machen, er sprach sich selbst geradezu den metaphysischen sinn gänzlich ab, aber es interessierte ihn eben wegen der verschiedenheit der ansichten Jacobi nur um so mehr. er fand bei ihm eine fülle von ideen und tiefsinn, seine schriften reizten ihn zugleich zum widerspruch und damit auch zur immer erneuten prüfung der eigenen principien; vor allem aber liebte er den m e n s c h e n Jacobi. kurz, er stand im grunde Jacobi gegenüber (wenn er sich dessen vielleicht auch nicht so klar bewust war) wie Goethe, der diesem 5 mai 1786 aufrichtig und klar geschrieben hatte: *An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes pppp. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphisick gestraft und dir einen Pfal ins Fleisch gesezt, mich dagegen mit der Phisick geseegnet, damit mir es im Anschauen seiner Wercke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens bist du ein guter Mensch, dass man dein Freund seyn kann ohne deiner Meynung zu seyn.* nur darin stand Humboldt dem gemeinsamen freunde noch näher als Goethe, dass ihm nicht die 'physik', sondern der mensch der mittelpunct seiner interessen war. die vergleichung der individualitäten der grofsen männer, denen das schicksal ihn zum zeitgenossen zugesellt hatte und die er persönlich kannte, war seine liebste beschäftigung (vgl. br. 15), und so machen m.e. die zum teil ausführlichen characteristiken Jacobis, Schillers, Schlegels, Lavaters, Goethes und vor allem die geistvolle vergleichung der deutschen und französischen nation in seiner zeit (br. 19) auch den grösten wert der vorliegenden briefsammlung aus. hier bewährt sich Humboldt geradezu als ein meister der personenkritik und -zeichnung; mit einer weiblichen milde weifs er menschen und völker, sobald er sie erkannt hat, auch zu entschuldigen. so gelang es ihm, mit ganz entgegengesetzten naturen in nahem verkehr zu stehn, mit Biester und Jacobi, mit Schiller und Friedrich Schlegel usw.; so konnte er, der echt deutsche idealist, freiwillig und mit vorliebe in der fremde leben, und gerade dort lernte er seine deutschheit und seine individualität erst recht ausbilden. ich müste den grösten teil der briefe abdrucken, wollte ich alle zeugnisse hierfür sammeln. nur eine bemerkung möchte ich anreihen und mit Humboldts eigenen worten belegen dürfen. was er vom damaligen französischen volksgeist als idealist vom reinsten wasser im gegensatze

zum deutschen urteilt, gilt zum teil, so will es mich dünken, heut auch vom neuen deutschen geist gegenüber dem des vorigen jahrhunderts. es ist wol eine würkung der französischen revolution, dass seitdem auch mehr und mehr in Deutschland die politik ruhige bildung, und die realen wissenschaften die philosophie zurückgedrängt haben, und wenn Humboldts geist heut hernieder stiege, so glaube ich, würde er die worte, welche er 1798 (br. 19) über Paris schrieb. jetzt auch über Berlin sprechen: *Nur ein Theil der Wissenschaften macht merkliche Fortschritte; gerade aber der, welcher den Menschen am nächsten liegt, der eben auch eine höhere Spannung des Geistes und Gefühls erheischt, die Philosophie in allen ihren Theilen liegt und schlummert ganz und gar; die Poesie macht blofs einige schwache und meist vergebliche Anstrengungen, ihrem längst erreichten Maximum nur irgend nahe zu kommen; in der Kunst zeichnet sich nur wenig aus. Der Gesellschaft mangelt das bessere Leben, das Interesse des Geistes und Herzens; und selbst den öffentlichen Vergnügungen fehlt es an Raschheit und Mannigfaltigkeit, sie sind oft so einförmig und langweilig, und selbst der verschrieene Luxus ist für die Masse der Menschen, die hier zusammengedrängt sind, nicht weit her, wenn er die Eitelkeit derer befriedigt, die ihn zeigen, so gibt er dem Zuschauer verhältnismäfsig nur immer wenig zu bewundern oder zu belachen.*

Doch ich gehe mit dieser übertragung einer Humboldtschen idee über den rahmen einer recension hinaus. aber da entschuldigt mich eben der tiefe und reiche gedankengehalt der briefe, der ein durchgehn des buches von seite zu seite doch nicht zulässt. mir lag es nur daran, die leser auf das erscheinen des briefwechsels aufmerksam zu machen und einmal wider darauf hinzuweisen, wie alles, was Wilhelm von Humboldt geschrieben, den tiefsten kern des menschlichen geisteslebens trifft.

Das, was L. an erläuterungen hinzugefügt hat, führt im einzelnen in das verständnis der briefe ein und verdient nach meinem urteil uneingeschränktes lob. die im anhange beigegebenen 7 briefe Humboldts an den grafen Schlabrendorf ergänzen ebenfalls unsre nachrichten über Humboldt und seinen freundesverkehr in erwünschter weise.

Berlin, im oct. 1892. F. Jonas.

Aus dem Goethehause. briefe Friedrich Wilhelm Riemers an die familie Frommann in Jena (1803—1824). nach den originalen herausgegeben von dr Ferdinand Heitmüller. mit einem bildnis Riemers. Stuttgart, JGCotta, 1892. viii u. 356 ss. gr. 8°. — 6 m.

Riemer ist eine persönlichkeit, die wegen ihrer langjährigen nahen beziehungen zu Goethe in der litterarhistorischen betrachtung wol eine stelle beanspruchen darf. mit Meyer, Müller und

Eckermann bildete er den kreis, ohne den wir uns den alternden Goethe in Weimar nicht denken können. sein briefwechsel mit Goethe, seine aufzeichnungen von Goethes' aussprüchen sind sehr wertvoll. anders liegt nun freilich die frage, ob auch briefe Riemers an andere persönlichkeiten die veröffentlichung lohnen. für die vorliegende sammlung möchte ich die frage bejahen. die briefe sind zwar nicht geistreich oder überhaupt inhaltschwer; sie bewegen sich auf einem ziemlich niedrigen niveau; aber sie geben doch viele einzelheiten über Goethes leben, da Riemer wissen konnte, dass die familie Frommann sich für sie interessierte. dass die sammlung nur bis 1824 reicht, ist, wie der hsg. wol mit recht meint, durch zufällige umstände verschuldet; es ist mit sicherheit anzunehmen, dass die correspondenz auch später fortgesetzt wurde; die briefe lassen sich aber nicht mehr auffinden. die bei weitem gröste anzahl der schreiben ist an den buchhändler Frommann gerichtet; daneben finden sich einige an dessen gattin und ganz vereinzelt auch an Frommanns vertreter, Wesselhöft. H. hat das rein geschäftliche, das sich auf die so viele jahre beanspruchende lexikonarbeit Riemers bezieht, sowie andres belanglose übergangen, auch einige inhaltsleere briefe gänzlich ausgeschieden, über das fehlende jedoch in einem anhang s. 339—350 rechenschaft gegeben. ein solches verfahren muss hier durchaus gebilligt werden. abgedruckt sind im ganzen 242 briefe oder brieffragmente; sie sind mit einer orientierenden einleitung und sehr zahlreichen anmerkungen ausgestattet, die eine bedeutende litteraturkenntnis zeigen. die folgenden bemerkungen haben nicht die absicht, die anerkennung für die bemühungen H.s zu verringern.

An einigen stellen sind mir textfehler aufgestofsen, die sowol aus druck- wie aus schreibversehen entstanden sein können: s. 40 *Homers* statt *Humors*, s. 46 zweimal *Laerimas* statt *Lacrimas* (richtiger *Lacrymas*, von Schütz), s. 118 *Murhard* statt *Morhard*. insoweit versehen Riemers hierzu den anlass gegeben haben, wären sie in den anmerkungen hervorzuheben gewesen. zu der annahme H.s, Riemer habe während seines zerwürfnisses mit Goethe (1816—1818) den umgang mit ihm gemieden und tatsächlich nicht sein haus betreten, muss ich bemerken, dass Riemer selbst aus dem april 1817 über einen abendbesuch bei Goethe berichtet (Biedermann nr 693). im übrigen hat H. gerade die zeitweilige entfremdung zwischen beiden teilweise erst in das richtige licht gestellt. die aus dieser zeit stammende höhnische bemerkung Riemers: *Auch muss er* (Goethe) *ja für den Sohn arbeiten*, auf deren erklärung H. verzichtet (s. 242), möchte ich mit zwei andern stellen in beziehung setzen; erstens mit dem briefe (s. 239): *Auch wird die öconomische Gesinnung des Sohns ziemlich alles von ihm entfernen, das ihn zerstreuen und aufheitern könnte*; zweitens mit jenem bekannten ausspruch

Goethes, er habe früher entwürfe oder überflüssig gewordene papiere meist vernichtet, nun aber bewahre er nach dem wunsch seines sohnes alles auf. dass August in der tat von sehr 'öconomischer' gesinnung war und beispielsweise die verhandlungen wegen der 'ausgabe letzter hand' in nicht ganz nobler art führte, ist zweifellos; so mochte ihm auch mehr als dem vater der buchhändlerische wert jedes blattes aus dessen feder deutlich werden, und die arbeit, die Goethe 'für den sohn' leistete, dürfte daher wol in ordnung und sichtung älterer papiere bestanden haben, auf die der dichter selbst wenig wert mehr gelegt hatte. Riemers ironische äufserung könnte dann darauf deuten, dass auch er als secretär diese arbeit für wertlos gehalten hatte, sich aber durch den sohn bei dem vater überstimmt fand.

Über den fortgang von Goethes arbeiten enthalten die briefe viele dankenswerte notizen; besonders die Farbenlehre, die Wahlverwantschaften, Philipp Hackert, Dichtung und wahrheit, die Wanderjahre werden oft genannt. das letzte dieser werke wird schon am 10 juli 1810 mit der versicherung angekündigt, *dass Sie einen Theil der Wanderjahre . . . . auf alle Fälle so erhalten werden, dass er zu Michael noch erscheinen kann*; bekanntlich verzögerte sich das erscheinen bis z. j. 1821. für den Philipp Hackert ist die mitteilung interessant, dass Riemer seit 1804 eifrig russisch lernte; danach rühren die verbesserungen in den russischen namen und ausdrücken dieses werkes (gegenüber Hackerts originalmanuscript) jedesfalls von Riemer her, mit dem Goethe die redaction gemeinsam besorgte. für die Weimarer kunstausstellungen, die Goethe 1805 eingehn liefs, bezeugt Riemer das zuletzt völlig erstorbene interesse des publicums, das unter dem einfluss der neuen romantischen tendenzen Goethes classicistischer kunstrichtung fremd wurde; die ausstellung, schreibt er den 16 nov., wurde '*von Niemand besucht*'.

Zu Goethes leben liefert einen ergreifenden beitrag der bericht über den tod seiner gattin, der ja erfolgte, als Goethe selbst erkrankt war. '*Der Tod gleicht alles aus, und so müssen wir mit Antheil und Bedauern gestehen, dass es ein hartes und schreckliches Ende war, welches die Frau genommen, ob man gleich voraussehen konnte, dass es über kurz oder lang so kommen müsste. Das Detail weifs G. selber schwerlich so wie wir, und zu seinem Glücke bleibe es ihm ferner verhüllt. Bey seiner Art zu seyn und zu leben wird er sie nur zu oft vermissen. Ob er gleich gefasst erscheint und von allem andern spricht; so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Thränen er umsonst zurückzudrängen strebt*' (s. 239). das vierzeilige gedicht aus diesen tagen entspricht dieser schilderung vollkommen. — von biographischem wert sind auch die häufigen berichte über Goethes krankheitszustände, die zeigen, unter welchen mühen oft diese scheinbar vom schicksal so erleichterte und geglättete lebenslast

geschleppt werden muste. besonders seine leiden in Schillers todesjahr werden in ihrer bedeutung für die fernere lebensführung deutlich, und der grofse unterschied zwischen dem freunde Schillers und dem wenig später altgewordenen mann erklärt sich daraus. im herbst 1807 schreibt Riemer, es gehe Goethe gut, Karlsbad habe ihm genützt; aber ihn wider jung zu machen, dazu sei auch 'Medeens Sprudel' unfähig (s. 400). die mitteilungen über Schillers tod und die sich anschliefsenden vorgänge bestätigen die berichte von Voss. interessant und zahlreich sind die nachrichten über Zacharias Werners aufenthalt in Weimar und die nicht durchweg glückliche, aber doch hervorragende rolle, die er dort gespielt hat. über Kleists 'Zerbrochenen krug' berichtet Riemer 9 märz 1808 in einer art, die zeigt, dass dieses stück in Goethes kreise zwar nicht ausnehmend geschätzt, aber auch durchaus nicht misgünstig betrachtet wurde. *Der zerbrochene Krug wurde sehr gut, auch dem Costume nach gegeben und gefiel im Ganzen, ob es gleich zu lang dünchte. Nur einige armselige Patrone unterstanden sich beym Schluss als applaudirt wurde, zu pochen.* anders freilich heifst es von der 'Penthesilea': *Ich fürchte, ... die busenlose Penthesilea wird Sie eben nicht charmiren*; das epitheton deutet jedesfalls auf dieselbe scene, die auch Goethe so abstiefs (Biedermann Gespräche II 450).

Was nun Riemers persönlichkeit betrifft, wie sie aus diesen briefen hervortritt, so kann ich freilich die hoffnung H.s nicht bestätigen, dass das bild sympathischer wird als es früher war. im gegenteil, der unglückliche, kleinliche character des mannes tritt nur deutlicher hervor. und vor allem ergibt sich, dass seine unzufriedenheit, das 'problematische' seines wesens nicht etwa der ausfluss eines idealismus ist, der sich in die würkliche welt nicht zu finden vermag, sondern einfach die von schlechter erziehung zeugende folge eines groben, ganz naiv sich äufsernden egoismus. es ist keine erfreuliche beobachtung, wenn man bemerkt, dass jemand in der vertrautesten aussprache gerade den schlechtesten eindruck macht. und das ist bei Riemer der fall, der sich Frommann gegenüber nach belieben gehn lässt. wie er sein fortbleiben von Schillers begräbnis erklärt, wie er sich über eine geistesstörung seiner schwester äufsert, dies und ähnliches beweist geradezu innere roheit. seine bemerkungen über seine tätigkeit am Weimarer gymnasium (vgl. besonders nr 258) zeigen auch keine spur von einem bewustsein sittlicher berufsmäfsiger verpflichtungen. der egoismus geht bis zum unbewust komischen, wenn Riemer von der *eigennützigen Forderung* redet, dass er *das was er in seinem ganzen Leben mit Mühe und Aufopferung errungen*, nun andern beibringen solle. Goethe hatte wol sehr recht mit der ernsten mahnung, die auch H. anführt, *dass wir nur insofern etwas gelten als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäfsige und zuverlässige Weise entgegen kommen.*

nicht in günstigem licht zeigen Riemer auch seine beziehungen zur familie Humboldt, bei der er in Rom ein jahr als hauslehrer verbracht hatte. er ist in mismut geschieden, redet von ent-teuschungen, verhält sich Humboldt gegenüber sehr reserviert, während dieser fortdauernd für ihn das lebhafteste interesse zeigt, an seinem fortkommen anteil nimmt, seinen rat für die erziehung des sohnes noch in liebenswürdigster weise erbittet. schlimmer noch war Riemer auf Humboldts gattin zu sprechen. sie selbst schreibt von ihm an Charlotte Schiller 17 sept. 1803: *Mich freut es, dass Riemer zu ihm* (Goethe) *gekommen ist. Der Arme be-durfte sehr gehoben zu werden, und das tut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweist.* allerdings mochte der verbitterte, in sich gezogene gelehrte in Rom eine unglückliche figur gemacht haben. seinerseits redet er von Karoline Humboldt anfangs nur in den bittersten wendungen; selbst zu ausdrücken wie *diefs Unheil, der Satan* versteigt er sich, während er nicht das mindeste be-lastende anführt und bei einem widersehen unmittelbar neben diesen kraftäufserungen doch ihre freundlichkeit anzuerkennen hat.

Riemers verhältnis zu Goethe schwankte, wie schon oben erwähnt wurde. Goethe hatte wol manches an ihm zu ertragen, während Riemer in späterer zeit sich über August zu beklagen hatte. erfreulich erscheinen Riemers beziehungen zu Frommanns. hier zeigt er wahres freundschaftliches interesse für den einzelnen wie für die familie, und an dieser einen stelle gewinnt allerdings Riemers bild durch diese briefe einen freundlicheren zug.

Rom, nov. 1892. O. Harnack.

Das junge Deutschland. ein buch deutscher geistesgeschichte von Johannes Proelss. mit den bildnissen von Gutzkow und Laube. Stuttgart, JGCotta, 1892. vi u. 804 ss. — 12 m.*

Eine wissenschaftliche darstellung des jungen Deutschlands braucht ihre existenzberechtigung heute nicht mehr nachzuweisen; sie ist ein dringendes bedürfnis geworden. auch nach und neben dem lichtvollen, in scharfen umrissen glücklich characterisierenden 6 bande der Hauptströmungen von GBrandes bleibt für eine ein-dringende, nicht nur von höhe zu höhe springende, sondern auch ins tal hinabsteigende forschung die hauptarbeit übrig. P. hat diese aufgabe zu lösen gesucht. sein buch ist sehr umfangreich ausgefallen. doch der beliebte vorwurf der dickleibigkeit liegt zu nahe, um bei ihm zu verweilen; der litterarhistoriker zumal wird gern auf ihn verzichten, er kann nicht genug belehrung bekommen; je mehr material man ihm darbietet, desto dank-barer ist er. freilich muss auch er auf einer öconomie der dar-stellung bestehn, die dem unbedeutenden nicht zu viel raum

* [vgl. Lit. centr. 1892 nr 35 (C). — Beil. z. allg. ztg. 1892 nr 285 (WKirchbach).]

überlässt. bei aller anerkennung für die grofse arbeit, die in P.s buche steckt, kann ich mich, um im bilde zu bleiben, dem eindrucke nicht entziehen, dass er allzu behaglich im tale hinschlendert, während ihm von der höhe ein umfassender blick möglich wäre. grade Brandes hat, so viel sich auch im einzelnen gegen seine methode einwenden lässt, ein grofses geschick, die gipfel herauszufinden, von denen aus eine weite rundschau auf berg und tal möglich ist. die fehlerhafte architectonik des P.schen buches tritt am klarsten hervor, wenn man Brandes danebenstellt.

P. erzählt im vorworte die entstehungsgeschichte seines 'Jungen Deutschlands'. bald nach Gutzkows tode entschloss er sich, die biographie des hingeschiedenen zu schreiben. äufsere verhältnisse, buchhändlerische constellationen hinderten die ausführung. endlich nahm die Cottasche buchhandlung den plan in veränderter gestalt auf. aus der biographie Gutzkows wurde eine geschichte des jungen Deutschlands. hätte P. dieses bekenntnis auch zurückgehalten, die nähte liefsen sich doch leicht aufdecken, mit denen die einzelnen teile des buches aneinanderhängen. den grundstock bildet heute noch die biographie des jungen Gutzkow bis zu seiner verurteilung durch das Mannheimer hofgericht und bis zum verdict des bundestages, das den jungen Deutschen in ihrem vaterlande licht und luft entzog. dieser biographie parallel und — mirabile dictu — ihr gleichwertig und ebenbürtig angegliedert ist Laubes jugendleben. vorangeschoben ist ein mageres capitel über Börne, eine treffliche erörterung der Heineschen journalistik; eingefügt sind nähere mitteilungen über die um Wienbargs 'Ästhetische feldzüge' sich gruppierende litteratur der nebenmänner, dann ein capitel über Bettina, Rahel und die Stieglitz[1]; den abschluss bildet ein knapper überblick über die spätern arbeiten Gutzkows und Laubes. die nötige einheit hat P. durch seine an- und zubauten nicht erzielt. auch das polemische einführungscapitel ersetzt sie nicht, das sich über die allgemeinen gesichtspuncte des themas auslässt. die entstehung des jungen Deutschlands, seine vorgeschichte und seine vorläufer sind nicht bis zur letzten und höchsten klarheit entwickelt. jetzt versteht der leser sehr wol, wie Gutzkow, wie Laube zu vertretern des jungen Deutschlands geworden sind; wie aus den litterarischen und politischen verhältnissen eine neue litterarische schule erwachsen ist, lässt sich aus P.s buche nicht lernen. die weiten litterarhistorischen blicke, die eröffnet werden müsten, um die genesis einer ganzen litteraturperiode zu erhellen, sie fehlen ebenso, wie eine breite basis, auf der das ganze buch aufgebaut sein könnte. die individuen

[1] zu der polemik des jahres 1890, die sich um Charlotte Stieglitz und um die motive ihrer tat dreht, und die ich in den JBL unter IV 13, 59—63 zusammengestellt habe, nimmt P. nicht stellung.

drängen sich zu stark vor, der zeitgeist kommt nur ihretwegen, nicht um seiner selbst willen zur sprache.

Schon im Börnecapitel lässt sich P. zu stark von seinem materiale gängeln. denn — und dies muss vor allem mit grofser anerkennung betont werden — P. hat der litteraturgeschichte grofses und reiches neues material zugeführt, er hat auf das emsigste in archiven und bibliotheken nach neuen quellen geforscht. zunächst bietet er aus dem für die biographie Gutzkows ihm eröffneten nachlass des dichters der 'Wally' briefe von Menzel (305), Rosenkranz (648), Glafsbrenner (721), Lewald (722), Rehfues (723), Herwegh (754) und von der Birch-Pfeiffer (755). derselben quelle entstammt ein brief Gutzkows, an seine braut gerichtet (376). aufsergewöhnlich reiches material fand sich im archiv der Cottaschen buchhandlung: eine ganze reihe von briefen Börnes aus den jahren 1817—27; drei briefe Heines (148. 156 ff. 166), die wenigstens zum teil noch nicht gedruckt waren; ein brief Laubes (337); endlich umfängliche documente, die Gutzkows verhältnis zu Cotta beleuchten (314. 355 ff. 360—70. 592—96. 696). ein brief Gutzkows an WWagner, den redacteur der Didascalia (696), konnte den bundestagsacten entnommen werden; er war confisciert und diesen einverleibt worden. dem gleichen im generalarchiv zu Karlsruhe verwahrten schatze entstammt eine nur wenig gekürzte widergabe des verhandlungsprotocolles der gegen Gutzkow geführten untersuchung (688—93), fragen und antworten, wie sie vom untersuchungsrichter gestellt und von Gutzkow gegeben worden sind. dieses neue documentenmaterial — ich habe nur das wichtigste genannt — ist weit überwiegend in extenso, sogar mit überschrift und unterschrift der darstellung eingefügt. mich wundert, dass ein gewiegter und gewanter stilist, wie P., so rücksichtslos die form seiner darstellung zerstört. wir sind heute an solche formlosigkeit nicht mehr gewöhnt. warum verarbeitet P. die briefe nicht im text und verweist ihre vollständige widergabe, wenn sie notwendig war, in einen anhang? jetzt heifsts, sich die briefe in einem registerlosen bande mühsam zusammensuchen, während dem leser der zusammenhang durch ihre einschiebung fortwährend zerstört wird. ein registerloses buch von vielen vielen hundert seiten, das doch den anspruch macht, wissenschaftliches repertorium zu sein! das register ist wol ebenso dem grofsen publicum geopfert worden, wie die anmerkungen. es heifst ja, dass weitere kreise durch diese zeichen wissenschaftlicher form sich abschrecken lassen. ich muss gestehn, ich finde es weit geschmackloser, in den text eines darstellenden werkes litteraturangaben zu verweben; gradezu ärgerlich ist die eigenartige gewohnheit, diese angaben, offenbar auch dem publicum zu liebe, möglichst ungenau abzufassen. dass der aufsatz von Franzos, auf den P. s. 44 anspielt, in der Frankfurter zeitung

1890 nr 144. 149. 155 steht, muss man erraten; und ein anderes mal mutet P. seinem wissenschaftlichen leser zu, einen ganzen jahrgang der Münchner Allgemeinen zeitung durchzupirschen, um einen seiner artikel zu finden! Ohne Strauchs bibliographie und ohne unsere Jahresberichte lässt sich P.s buch überhaupt nicht wissenschaftlich verwerten. muss nicht jetzt, nachdem P. das ganze material in unerreichter vollständigkeit in der hand gehabt, die ganze bibliographische arbeit nochmals für den neuen Goedeke gemacht werden? ich kann nicht begreifen, wie ein schriftsteller seine besten trümpfe so gleichgiltig verschleudern kann.

Ich habe schon bemerkt, dass das material vor allem im Börnecapitel auf der darstellung lastet. statt Börnes bedeutung für das junge Deutschland auszuschöpfen, stellt P., von den schätzen des Cottaschen archivs erdrückt, im wesentlichen nur Börnes beziehungen zu diesem geschäfte dar. P. scheut nicht den anschein, JFCotta, den freund Schillers und Goethes, zum vater des jungen Deutschlands zu machen. bei ihm setzte die darstellung ein, und seinem verhältnisse zu Börne, Heine, Gutzkow, Laube bleibt das hauptaugenmerk gewahrt. ganz unrecht hat P. gewis nicht, wenn er dem alten Cotta und seinem verlage eine wichtige stellung in der geschichte der neuen schule anweist. doch vergesse man nicht, dass Cotta im besten falle nur ihr nährvater, ein nur wenig verwöhnender nährvater war. mit vielleicht gröfserem rechte könnte Julius Campe genannt werden. Campe wenigstens hatte keinen Wolfgang Menzel im sold, ja er beschnitt und benörgelte kaum die Heineschen sachen, wie dies von der redaction der Augsburger Allgemeinen zeitung regelmäfsig geschah . . . nun, vielleicht bekommen wir nächstens aus dem verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg eine geschichte des jungen Deutschlands vom standpuncte der Campeschen buchhandlung!

Natürlich erfahren wir auch einiges über Börnes tätigkeit vor seiner verbindung mit Cotta. doch P.s vorliebe gehört den an sich hochinteressanten briefen an den Stuttgarter verleger. man könnte meinen, Börne sei erst durch Cotta zum Johannes des jungen Deutschlands geworden. sehr kurz characterisiert wird Börnes litterarische kritik; wir hören nochmals, wie er sich als naturkritiker bekannt hat. seine theaterkritiken werden als hilfsmittel politischen wirkens erwiesen. ich bemerke nebenbei, dass sich zur characteristik der bühnenkritik, die Börne in der Wage ausübt, doch auch noch andre bestimmungen gewinnen lassen. ich habe einmal versucht, seine kritische methode darzustellen und die kritischen principien aufzuzeigen, mit denen er arbeitet (vgl. Zs. f. öst. gymn. 1888 s. 1091 ff). die 'Pariser schilderungen' werden auf éiner seite abgetan. von der schrift 'Menzel ein Franzosenfresser' hört man nichts befriedigendes.

und doch ist grade dieses Börnesche pamphlet hochwichtig zur characteristik des jungen Deutschlands. in ihm zeigt sich deutlich, wo diese neue gruppe andre wege betrat als ein fortschrittsmann vom schlage Wolfgang Menzels. auch Holzmann hat sich in seiner Börnebiographie aus dem citatenwuste der darstellung nicht zu einer würdigung der schrift emporarbeiten können.

Menzel hat in die entwicklung des jungen Deutschlands mächtig eingegriffen. dass er nicht nur zerstörend gewürkt hat, dass er lange zeit hindurch den jungen Deutschen ein wolwollender schützer und förderer war, hat P. actenmäfsig belegt, ausführlicher und eindringlicher, als irgend einer seiner vorgänger. Menzel war die revolutionierende kraft eines Börne oder Gutzkow nicht unangenehm. für seine zwecke fand er ihren anschluss nur förderlich. doch er muste zu der überzeugung kommen, dass in diesen jungen kräften, in Gutzkow vor allem, ideen schlummerten, mit denen er nichts gemein haben wollte. die jungen Deutschen haben diese ideen aus Frankreich geholt. an ihrem interesse für Frankreich scheiterte der bund mit dem Teutonen Menzel. P.s ganzes buch krankt an der vernachlässigung und unterschätzung dieses einen gesichtspunctes.

P. wendet (s. 5) gegen die kurz vor der veröffentlichung seines eignen buches erschienene darstellung von Brandes ein, sie umgehe die geschichtlich gegebene grenzbestimmung und fasse unter dem begriffe des jungen Deutschlands die freiheitsdichter zusammen, von denen die revolution des jahres 1848 vorbereitet wurde. 'seiner kosmopolitischen betrachtungsweise gemäfs' sagt er von Brandes, 'ist ihm die freiheitliche richtung jener poeten interessanter als ihr deutschnationales empfinden.' was P. hier seinem vorläufer Brandes vorwirft, ist in meinen augen grade ein vorzug des Dänen. P. möchte — er erklärt es selbst — das junge Deutschland retten. scheint ihm die rettung gefährdet, wenn er schrankenlos eingesteht, dass die jungen Deutschen unter dem einflusse des Frankreich ihrer zeit standen?

Zweifellos bleibt die tatsache merkwürdig, dass gleichzeitig in Frankreich die romantik Victor Hugos und in Deutschland das junge Deutschland seinen anfang nimmt. da die wichtigsten probleme der internationalen litteraturgeschichte — ich benutze absichtlich nicht das oft misbrauchte wort: vergleichende litteraturgeschichte — fast alle noch der erledigung harren, so ists nicht wunderbar, dass die beziehungen der französischen romantik zur vorangehnden deutschen romantik und zum nachfolgenden jungen Deutschland noch keine erschöpfende darstellung gefunden haben. i. j. 1830 konnte in Frankreich ebensowenig eine litterarische wie eine politische bewegung in gang geraten, ohne in Deutschland einen mächtigen widerhall zu finden. gewöhnlich begnügte

man sich zu widerholen, was französische kritiker und litterarhistoriker über das interesse sagen, das die französischen romantiker der deutschen litteratur entgegenbrachten; wie weit das junge Deutschland mit den waffen der französischen neuerer kämpfte, hat noch niemand erforscht. auch P. verhält sich principiell überskeptisch (s. 46). nach seiner ansicht hat die deutsche bewegung mit der geistigen revolution der encyclopädisten grofse ähnlichkeit, mindestens viel verwantes. die anklänge an die französische romantik tut er auf anderthalb seiten ab. im wesentlichen hätten, wenn P. recht hat, die jungen Deutschen von ihren französischen zeitgenossen nur gelernt, als bundesglieder vereint aufzutreten.

Das genügt doch nicht. wenn schon nicht schüler der französischen romantik, sind die jungen Deutschen doch akoluthen des Frankreichs ihrer tage. zu eng darf freilich der begriff der französischen romantik nicht gefasst werden, soll man ihren einfluss feststellen. die sturm- und drangtendenzen der jungen Pariser verengen sich — in der darstellung Theophil Gautiers etwa — auf wenige stilistische neuerungen. man wollte nicht mehr in abgedroschenen metaphern sprechen, das kind sollte fortan bei seinem namen genannt werden. der gute alte Theo wird nicht müde, immer wider von den stürmen zu erzählen, die sich gelegentlich eines verses von Victor Hugos Hernani erhoben. Die worte *Est-il minuit? — Minuit bientôt* haben schlachten entfesselt. ein könig sollte wie der nächste beste philister sprechen? und man antwortete ihm kurz angebunden, als wäre er ein bauernrüpel? hätte man doch wenigstens gesagt: *L'heure atteindra bientôt sa dernière demeure.* solche stilistischen neuerungen lagen dem jungen Deutschland ferne. das hatten schon die stürmer und dränger der siebziger jahre des 18 jhs. besorgt. auch die mittelalterliche tendenz, das im deutschen sinne romantische Victor Hugos und seiner freunde war ihre sache nicht. grade die opposition gegen die absterbende romantik führt sie auf andre geleise. doch die französische romantik war der dichterische reflex der Pariser julirevolution, und eben diese spielt in der geschichte des jungen Deutschlands eine grofse rolle, gewis eine gröfsere, als ihr P. zuweisen möchte (s. 30). das interesse für französische politik und französisches geistesleben war in Deutschland von langer hand vorbereitet. die reaction hatte Napoleon in Deutschland ebenso zur populären gestalt gemacht, wie die restauration und ihre miswirtschaft seinen namen zum symbol aller freiheitlichen regungen erhob. P. selbst stellt (s. 136), anknüpfend an Heines Napoleonverehrung, einige daten über den deutschen Napoleoncult zusammen, die sich leicht vermehren liefsen (vgl. Brandes Hauptströmungen VI 122 f und meine einleitung zur ausgabe von Chamissos werken in Kürschners DNL 148, CVII f). ich bemerke beiläufig, dass schon 1829

Gottlieb Mohnike 'Napoleon-stimmen aus dem norden und süden' (Stralsund, Löffler) sammeln, dass Menzel in seinem Litteraturblatt der Napoleonlitteratur eigne rubriken anweisen konnte (vgl. etwa 1831 nr 18 f). derselbe Menzel bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten (s. 201), dass Deutschland in den jahren, die der begründung des jungen Deutschlands vorangiengen, sich nicht weniger an den memoiren der marschälle Napoleons erfreute als Frankreich. nur dieser zusammenhang lässt begreifen, dass Börne und Heine sehr gute patrioten zu sein glaubten und doch das Frankreich ihrer zeit dem Deutschland der gleichen epoche als muster vorstellten. ferner der Saint-Simonisme. P. erörtert ihn in seinem Heinecapitel. dieses Heinecapitel ist mir überhaupt das liebste stück des buches; es spricht jedesfalls mit mehr litterarhistorischem sinn über Heine und seine journalistik, als die grofse mehrheit der Heinedarstellungen älteren datums; vor allem bin ich ihm für die feinsinnige parallele von Byron und Heine dankbar. in diesem vortrefflichen capitel betont P. (s. 176), dass die dem jungen Deutschland so geläufige und so oft vorgeworfene formel von der 'rehabilitation des fleisches' ihren urheber in Enfantin hat, dem prediger des Saint Simonisme. warum hören wir später so wenig von Saint Simon, während doch grade auf ihm und auf seiner lehre die darstellung des jungen Deutschlands sich aufbauen sollte? 1832 trat ein pamphlet in die welt, das ich nur aus Menzels Litteraturblatt (1833 nr 5) kenne: 'Neueste wanderungen, umtriebe und abenteuer des ewigen juden unter dem namen Börne, Heine, Saphir ua. zum besten der anstalten gegen die St. Simonie ans licht gestellt von Cruciger (Friedrich Wilhelmstrafse 1832)'. ich bekenne, dass in dem titel allein mehr culturgeschichte steckt, als in P.s ganzer auseinandersetzung über den Saint Simonisme. solche stimmen der zeit wollen gehört sein, soll ein klares bild der damaligen geistesbewegung zu tage treten.

Der Saint Simonisme steht mit der französischen romantik in engster beziehung. George Sand setzte in dichtung um, was Enfantin predigte. und jetzt muss ich einen schweren vorwurf gegen P. erheben. George Sand spielt in seinem buche gar keine rolle; er nennt sie nicht einmal bei Gutzkows 'Wally', die doch — wie auch Brandes weifs (s. 273) — ihrer Lélia nachgebildet ist. grade an dieser stelle wäre zu zeigen gewesen, wie das junge Deutschland nur französische ideen und französische form nach Deutschland verpflanzte. dass schon früher in Deutschland vereinzelte frauen wie Rahel die befreiung der sinne fordern, kann doch nur beweisen, dass die französischen romantiker in Deutschland einen wolvorbereiteten boden fanden. die litteraturgeschichte ist verpflichtet, an solchen klaren internationalen beziehungen nicht geschlossenen auges vorüberzugehn.

Ich habe bisher noch gar nicht von dem realistischen, sagen

wir kurzweg naturalistischen zuge gesprochen, der das junge Deutschland ebenso characterisiert, wie die französische romantik. wie die letztere der französischen classicistik gegenüber auf ihrem streben besteht, unverhüllt darzustellen, was ist, so haben die jungdeutschen ihren romantischen vorfahren gegenüber gleiches getan. und beiden schulen ist ein starker trieb zum lebensgenuss gemeinsam. auch in dieser frage täte es not, die priorität unwiderleglich festzustellen. P. glaubt allerdings, die übereinstimmung beruhe nicht auf entlehnung, die deutsche bewegung sei aus eigenen heimischen ursachen emporgewachsen (s. 353). er kann sich zur begründung seiner these auf Laube berufen, der die deutsche bewegung gegen Lewald und Schlesier für autochthon erklärte und ihre realistische tendenz von Goethe ableiten wollte. P. bemerkt, Gutzkow habe diesen standpunct geteilt; ich wäre für einen näheren beweis dieser behauptung sehr dankbar gewesen. möglicherweise hat P. da äufserungen nicht citiert, die für die erledigung der frage von höchster wichtigkeit wären. was er würklich heranzieht, ist mir von gar keiner bedeutung. Laubes erklärung entstammt dem jahre 1833. die 'Wally' ist erst 1835 erschienen. welcher schaffende dichter ferner fühlt sich nicht von mustern unabhängig, will nicht um jeden preis seine originalität verfechten, von der er durchdrungen ist? auch heute glaubt mancher der jüngsten Deutschen weit über Zola, Bourget, Maupassant hinaus zu sein, der entweder noch bis über die ohren in ihrer art steckt oder dessen würkliche fortschritte ohne jene vorgänger nicht denkbar wären.

Und dann hat ja Laube gewis recht, wenn er auf die heimischen ursachen der jungdeutschen geistesbewegung hinweist. litterarische processe lassen sich nicht von einem land in ein andres verpflanzen, wenn dieses land nicht von selbst den ideen und den formen nahegekommen ist, die es aufnehmen soll. ich verzichte darauf, physiologische parallelen anzuziehen. sicherlich bleibt es die aufgabe des litterarhistorikers, genau zu scheiden, was die ursache der receptivität, was das tatsächlich recipierte war. P. aber geht beinah geflissentlich allen auseinandersetzungen aus dem wege, die für unsre frage klarheit schaffen könnten. grade die an Victor Aimé Hubers alberne und kurzsichtige construction der französischen romantik anknüpfende debatte, an der aufser ihm Gutzkow, Schlesier und Laube teil nahmen, dann die erwähnten behauptungen Laubes, die sich gegen Lewald richten, alle diese wichtigen zeugnisse hätten einer eindringlichen untersuchung bedurft. P. durfte nicht die internationale litteratur der zeit, die er (s. 327) rhetorisch feiert, zu einer characteristik des von Laube redigierten jahrgangs 1833 der Leipziger 'Zeitung für die elegante welt' misbrauchen. auf dieser characteristik wäre sein buch aufzubauen, die wege wären aufzuzeigen gewesen, die von den dort genannten, von Victor Hugo, Dumas,

George Sand, Balzac, Nodier, zu den vertretern des jungen Deutschlands führen. und wäre er zu der überzeugung gekommen, dass beziehungen nicht vorliegen — was ich nicht glauben kann —, hätte er actenmäfsig die völlige unabhängigkeit der jungen Deutschen erwiesen — was ich zu bezweifeln wage —, wir hätten wenigstens ein wissenschaftliches ergebnis, sein buch wäre erst eine im höchsten sinne litterarhistorische leistung geworden. alle zeugnisse, alle urteile der jungen Deutschen über die französischen zeitgenossen, nicht zum geringsten Gutzkows Pariser berichte von 1842 über die häupter der französischen romantik wären zu beachten und zu prüfen gewesen. jetzt kann der wissenschaftliche leser des reichen materiales sich freuen, das P. verarbeitet hat, er kann die sorgfältigen analysen entlegener bücher mit warmem dank entgegennehmen, doch er wird sich nicht verschweigen, dass P. jene litterarhistorischen fragen nicht beantwortet hat, die wir heute stellen und stellen müssen.

Mich wundert nur, dass P. sich für diese fragen nicht erwärmte, als er Menzels stellung zum jungen Deutschland zu characterisieren sich anschickte. man blättere doch Menzels Litteraturblatt durch, vor allem die auf das jahr 1830 folgenden jahrgänge. deutlich lässt sich verfolgen, wie aus anfänglicher achtung vor den jungen Franzosen, vor Victor Hugo und seinen freunden, immer mehr und mehr abneigung gegen ihre politischen, socialen und litterarischen tendenzen sich entwickelt, bis zuletzt der helle hass durchbricht. Menzels beschränkter teutonismus verführte ihn dazu, die französische litteratur von tag zu tag heftiger anzugreifen. solange er in ihr deutschromantische tendenzen ahnt, urteilt er milder. dann aber, je mehr sie sich emancipierten, desto unbarmherziger wird er. schon 1833 (nr 65) wird George Sand abfällig besprochen. Gutzkow und seine freunde wurden ihm verhasst, weil sie täglich den französischen regungen sich enger anschlossen. dank ihrer grundverschiedenen stellung zu Frankreich trennten sich menschen, die einst als treue bundesgenossen gegen die '*fürchterliche Gemeinheit der Zeit*' (so spricht Menzel noch in seinen Denkwürdigkeiten s. 201) gemeinsam vorgehn zu können gedacht hatten. denn auch Menzel — und das kann nicht genug betont werden —, auch er wollte nicht mit dem gespenstigen philistertum der zeit vor allem heiligen, grofsherzigen und schönen fliehen. Börne, Heine, Gutzkow waren mit ihm éiner ansicht; doch sie liefsen sich von Frankreich belehren, dieses heilige, grofsherzige, schöne anderswo zu suchen als Menzel. das konnte er ihnen nicht verzeihen, und er brach mit einem nach dem andern, zuletzt mit Börne. ebendeshalb ist die schrift 'Menzel ein Franzosenfresser' ein so wichtiges document. hätte ich die geschichte des jungen Deutschland darzustellen, ich baute sie

auf dem gegensatz des Menzelschen teutonismus und der jungdeutschen verehrung für Frankreich auf. ausgezeichnet liefse sich da verwerten, dass Menzel, als er 1835 mit der recension über die 'Wally' (nr 93 f) den krieg gegen das junge Deutschland begann, als er ihn mit angriffen gegen Bettina, Rahel und die Stieglitz (nr 108 f) fortsetzte, als er endlich Wienbargs 'Ästhetische feldzüge' unter der rubrik '*Unmoralische Litteratur*' (nr 109 f) abtat, dass er bei diesem concentrierten angriff auf die jungen Deutschen auch Victor Hugos 'Marie Tudor' (nr 95), diese *fürchterliche Gallerie verbrecherischer, sinnlicher und blutgieriger Königinnen*, zu vernichten nicht vergafs. 1832 hatte Menzel für Hugos im deutschen sinne romantischsten roman, für 'Nôtre-Dame de Paris' noch worte der anerkennung gefunden (nr 18 f).

Um nicht misverstanden zu werden, betone ich zum schlusse ausdrücklich: den litterarhistorischen voraussetzungen der einzelnen jungdeutschen arbeiten und tendenzen, den anregungen und veranlassungen, die sich innerhalb des deutschen geisteslebens nachweisen lassen, schenkt P. in seinen ausführlichen analysen eine liebevolle beachtung, die von fleifsigen studien zeugt. ich bedaure nur, dass er dem französischen geistesleben der zeit nicht die gleiche aufmerksamkeit zuwendet.

Wien, 16 nov. 1892. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Karl Lachmanns briefe an Moriz Haupt. herausgegeben von JVAHLEN. Berlin, GReimer, 1892. xv u. 264 ss. gr. 8⁰. 4 m.* — am kommenden 4 märz werden hundert jahre verflossen sein, seit Karl Lachmann das licht der welt erblickte. mit inbrünstigem danke gegen Gott, der solch ein erwähltes rüstzeug dem vaterlande schenkte, werden classische wie deutsche philologen das gedächtnis des genialen fackelträgers der kritik begehn. zur vorfeier dieses centenariums hat uns Johannes Vahlen eine ebenso würdige wie köstliche gabe beschert, die 117 briefe nämlich, welche der grofse forscher an seinen ihm treu verbundenen schüler, genossen und freund Moriz Haupt richtete. sie bilden eine schier unerschöpfliche quelle für die geschichte der philologischen wissenschaft während der jahre 1834—1850; sie zeugen von einer schaffenskraft und schaffensfreude sonder gleichen; sie gewähren einblick in ein gemütsleben von seltener tiefe; sie atmen frischeste unmittelbarkeit und lassen witz, humor und schalkhaften scherz in breitem strome sich ergiefsen. kaum jemals sind briefe von ähnlichem reiz und gleichem werte vor die öffentlichkeit getreten: möge niemand, der auf den namen eines philologen anspruch erhebt, diesen schatz ungelesen bei seite legen! freilich empfangen wir sie nicht in ganz originaler ge-

* [vgl. DLZ 1892 nr 44 (HGrimm). — Nationalzeitung 1892 nr 659 (RSteig).]

stalt: und das ist der einzige vorwurf, den ich der publication machen muss. weil er fürchtete, die herbheit des ausdrucks und des urteils möchte anstofs erregen, hat V. gröfsere und kleinere abschnitte, teils mit teils ohne andeutung der lücke, ausgeschieden, hat er einzelne worte unterdrückt oder mit gleichwertigen vertauscht. Lachmanns rede war gewis scharf: aber sie war es, weil er vermöge seines hasses wider alle heuchelei die nämliche strenge gegen andere wie gegen sich übte, nicht weil er an spott und hohn gefallen fand. darum entspringen selbst seine härtesten aussprüche, will man sie nur objectiv erwägen, stets einem durchaus richtigen gefühl. hand aufs herz: müssen wir ihm in der sache nicht recht geben, wenn er s. 106 sagt 'es kränkt mich in die seele, dass Koberstein des historikers aufgabe ins abschreiben setzt' oder s. 96 bemerkt 'in WGrimms anmerkungen pflegt auch weniger zu stehn als ich gedacht habe' oder s. 242 von der 'fahrigen genialität' des alternden JGrimm spricht? meines erachtens hätten die briefe unbekümmert um sentimentale weichlichkeit ohne jeden censurstrich ihrem vollen wortlaute nach gedruckt werden sollen, dann erst würden sie zur gebürenden geltung gelangen. immerhin bieten sie, wie sie vorliegen, des characteristischen und interessanten die fülle. ich verweise, um nur einige unter den stellen zu markieren, welche den germanisten angehn, auf die urteile über Hagen, Pischon, Mafsmann s. 46. 187, über Hahn s. 68. 96. 97. 158, über Sommer s. 118. 131, über Müllenhoffs Kudrun s. 158 f, über JGrimms GDS s. 202, über Zarncke s. 243. besonders häufig ist selbstverständlich von Lachmanns und Haupts eignen ausgaben die rede: vom Gregor s. 7. 30. 32, vom Walther s. 104 ff, vom Erec s. 35. 37. 52, vom Guten Gerhard s. 58. 67, von Hartmanns liedern, büchlein und dem Armen Heinrich s. 91 ff, vom Engelhard, dessen correcturbogen Lachmann regelmäfsig durchsah und mit zahlreichen besserungsvorschlägen begleitete, s. 108 ff—133, von Konrads Alexius s. 124, von MSF, der seinen namen nach ATschernings Deutscher gedichte frühling empfieng und zusammen mit dem Walther und dem geplanten buche 'Walthers schule' eine trilogie bilden sollte, s. 113. bemerkungen über Dietrich und Wenezlan stehn s. 5, über den Rheinauer Paulus s. 124. anderes mag man in Vahlens vorzüglichem register nachschlagen.

Wie Lachmanns und Haupts arbeiten in gleichem mafse der classischen und deutschen philologie galten, so bewegt sich auch ihr briefwechsel auf beiden gebieten. er bedurfte darum in höherem grade als mancher andere des erläuternden commentars. diesen hat V. knapp aber erschöpfend geliefert. nur wenige rätsel, die seinem scharfsinn und seiner gelehrsamkeit trotz boten, harren noch der lösung: zb. wer s. 121. 132 unter Paull Fleming zu verstehn sei, woher der halbe alexandriner 'jung, wachsam,

unbesorgt' s. 116 vgl. 121 stamme, auf wen der versteckname Turnebus s. 8 (auf den Giefser prof. und bibliothekar Adrian??) gehe. ein anderes glaube ich aufklären zu können. s. 9 heifst es: 'dass in Raupachs Ino ein weiberchor war, zeigen die fragmente, nicht aber wie darin ein gesang an Hekate vorkommen konnte'. sicherlich ist hier Euripides Ino gemeint: fragm. 403 Nauck mit der anrede *φίλαι γυναῖκες* beweist den 'weiberchor', und dass Livius Andronicus in seiner Ino das gleichnamige stück des Euripides nachahmte, hat wahrscheinlichkeit (Hartung Euripides restitutus I 453). das finstere wesen des griechischen und des Berliner dramatikers mag für Lachmann das tertium comparationis gewesen sein. — im übrigen merke ich folgende kleinigkeiten an. s. 1 der 'griphus' der unterschrift des ersten briefes, von V. *Jahn.* gelesen, soll vermutlich *Lchn.* bedeuten. die erwähnung Grimms ebendaselbst bezieht sich auf Gramm. I[2] 350. — s. 96 anm. † war nicht Iwein[2] 401 f, sondern 417 (zu v. 1321) anzuführen: das ergibt sich schon daraus, dass Lachmann den fünften bogen des Iwein, dh. seiner anmerkungen dazu, also den 27 des ganzen buches citiert. — s. 101 anm. *** Gottfried von Strafsburg wird gleich im eingang des Hagenschen artikels genannt, HMS IV 487[a]. — s. 102 *wunderlichez kunder* (: *wunder*) HMS III 22[b]. — s. 107 vgl. 104 die von Haupt unter Hartmanns liedern nicht gefundene Waltherische strophe war 17,13: zu Walther 120,24. bei vdHagen steht sie I 239[a]. — s. 211 letzte zeile ist 'underseiten' ein lesefehler statt *undersniten.* St.

Goethe und die brüder Grimm. von Reinhold Steig. Berlin, WHertz, 1892. 269 ss. gr. 8⁰. 5 m.* — Jacob Grimm hat Goethe 1815 zu Frankfurt 'im blick' (s. 96) dh. im fluge gesehen, aber nicht gesprochen, wie Wilhelms zeugnis (s. 227) erhärtet. sein bruder suchte Goethe 1809 und 1816 in Weimar auf; ferner traf er mit ihm 1815 in Frankfurt und Heidelberg zusammen. die erste visite hatte zur folge, dass zwei Weimarer hss. nach Cassel entliehen werden durften und dass Wilhelm seine Altdänischen heldenlieder überreichte; Goethe bedankte sich dafür. die andere visite veranlasste die vorlage der bis dahin veröffentlichten gemeinsamen arbeiten der brüder an Goethe; dieser ergriff in seiner antwort die gelegenheit, ein gutachten über Savignys entwurf der statuten einer gesellschaft für deutsche geschichte sich zu erbitten, um es später, nachdem es eingelaufen war, seinem grofsherzog und dem freiherrn vStein mitzuteilen. aufserdem hat 1) Jacob 1823 Wuk Stephanowitsch an Goethe empfohlen und im folgenden jahre seine verdeutschung von dessen serbischer grammatik überschickt; jedem schreiben lag ein von Grimm

* [Beil. z. allg. ztg. 1892 nr 257 (MCarriere). — Grenzboten 1892 nr 47. — Preufs. jahrb. 71, 136 ff (OHarnack). — Rev. crit. 27 nr 7. — DLZ 1893 nr 4 (BSuphan). — Lit. centr. 1893 nr 3. — Nationalztg. 5 III 1893 (EJeep). — Deutsches wochenbl. 6 nr 9 (Phil.Strauch).]



übersetztes serbisches lied bei, das beidemal Goethe in Kunst und altertum aufnahm, nicht ohne brieflich seinen dank auszusprechen; 2) Wilhelm 1823 und 1824 radierungen seines bruders Louis eingesant, für die Goethe durch lobende notizen seiner zeitschrift quittierte. die tatsächlichen beziehungen zwischen Goethe und den Grimms beschränken sich somit auf mehrere fruchtlos gebliebene versuche der brüder, den dichter für ihre studien zu erwärmen. aber diese zufälligen und sporadischen berührungen bauscht hr Steig zu einem 'fast zwanzigjährigen verkehr' (s. 1) auf und gewinnt dadurch, dass er aus den werken und dem briefwechsel der Grimms ihre aussprüche über und ihre citate aus Goethe mit bienenfleifs sammelt, den willkommenen stoff für ein buch, welches zwar äufserlich einem hause mit vielen kämmerchen gleicht, in wahrheit aber auf sand ruht. dass die brüder lebenslang dem sprachgewaltigen olympier huldigten, ist selbstverständlich und nicht neu; dass sie von dem einflussreichsten schriftsteller der zeit sich vorschub erhofften, ist begreiflich; aber dass Goethe jemals bestimmend auf ihre wissenschaftliche tätigkeit gewürkt habe, ist nicht zu erweisen. wie viel leute haben Goethe verehrt und ihm ihre bücher übersant! sollen sie sämtlich nach ihrem verhältnis zu Goethe betrachtet werden, so können wir uns einer sturmflut überflüssiger monographien versehen. ähnlich wie Goethe in den ersten decennien unseres jhs. die teilnahme der gebildeten welt erweckte, wenden sich heute aller augen auf den herzog von Lauenburg. ich fürchte daher, falls die modische schreiblust fortdauert, dass mein verehrter Göttinger freund, der belege für sein wörterbuch mit vorliebe den reden des altreichskanzlers entnimmt, nach verlauf von acht oder zehn lustren ein denkmal mit der aufschrift 'fürst Bismarck und MHeyne' erwarten darf. doch im ernst gesprochen: vom germanistischen standpunct aus vermag ich in der vorliegenden schrift nichts zu entdecken, das unsere kenntnis des entwicklungsganges der brüder Grimm erweitert oder vertieft, zumal ihre an Goethe gerichteten briefe bis auf einen ganz unerheblichen Wilhelms (s. 127) längst im 9 bde des Goethe-jahrbuches gedruckt und hinlänglich erläutert waren. damit will ich allerdings nicht gesagt haben, dass nicht dieser oder jener nebensächliche umstand von Steig auf grund handschriftlichen materials richtiger gestellt sei. welcher wert dem büchlein vom standpunct der 'Goethephilologie' oder, wie sie jetzt vornehmer sich nennt, der 'Goethewissenschaft' (s. 234) aus zukomme, überlasse ich deren adepten zu beurteilen. St.

Weitere beiträge zur altersbestimmung neuhochdeutscher wortformen. von prof. dr Albert Gombert. programm-abhandlung des kgl. gymnasiums zu Grofs-Strehlitz, ostern 1889. progr. nr 198. 24 ss. 4°. — diese fortsetzung der bekannten Gombertschen arbeiten, in alphabetischer anordnung artikel von *abdachung* bis *bürger-*

meister umfassend, spendet wider, wie wir es vom verf. gewohnt sind, manches interessante. natürlich lassen sich zu diesen beiträgen wider nachträge und berichtigungen anbringen, es ist die bekannte endlose geschichte: wenn zb. G. das wort *allerseits* 1663 bei Schottel nachweist, so zeige ich es schon aus dem jahre 1631 bei Opitz auf; *baldig* ist keine bildung erst des 17 jhs., in anderm sinne schon 1420, vgl. Diefenbach Nov. gloss. 300ᵃ; die form *anspruchslos* mit innerem *s* für *anspruchlos* ist nicht so ganz neu, wie G. annimmt, bereits Rückert im Liebesfrühling 1, 1 hat sie usw.; und so könnte man seitenlang fortfahren. G. weifs, dass ich über diese art lexikographischer bereicherung nicht eben sehr hoch denke. lieber hebe ich artikel hervor, wie *abgelagert*, *äther* und *ätherisch*, *bandit*, *bruch* ua., aus denen würklich etwas zu lernen ist. wenn doch die ganze äufserliche art der altersbestimmung nhd. wortformen, wie sie jetzt so im überschwang geübt wird, etwas zurückträte! weit gröfseres verdienst um die deutsche lexikographie erwürbe sich der, der auf das alter von bedeutungsänderungen und bedeutungsschattierungen eines wortes achten und dafür belege sammeln würde. und der herr verf. scheint mir dazu durch seine ganze achtsame art und seine belesenheit recht berufen.

Göttingen, 22 jan. 1893. M. Heyne.

Weitere beiträge zur altersbestimmung neuhochdeutscher wortformen, mit besonderer berücksichtigung des Heynischen deutschen wörterbuches. von Albert Gombert. programm-abhandlung des königlichen gymnasiums zu Grofs-Strehlitz, ostern 1893. progr. nr 209. Grofs-Strehlitz, GHübner, 1893. 20 ss. 4⁰. — vor zwölf jahren besprach G. in diesen blättern eine lieferung meiner fortsetzung des Grimmschen Wörterbuches. er lobte mein rüstiges vorwärtsarbeiten und sprach aus, dass ich den freunden und benutzern des grofsen werkes die meiste freude bereite. er verglich meine art mit der Hildebrands: 'ich verstehe Hildebrands tiefeindringende, nahezu erschöpfende und bis auf die gegenwart abschliefsende darstellung wol zu würdigen: aber da ich nicht hundert jahre zu leben habe und nicht selbstlos genug bin, die durch Hildebrands weise gebotene bereicherung unsers wissens nur dem späteren geschlecht zu gönnen, so freue ich mich, dass Heyne auch der gegenwart schon gedenkt und in nicht zu grofsen zeitabschnitten heft für heft zum druck befördert'. und eine seite später spricht er von dem überschwang Hildebrands und dass bei ihm des guten eben zu viel sei. für diese liebenswürdige beurteilung meiner leistungen habe ich mich leider nicht dankbar erweisen können. G. liefs 1883 einen unglaublich unnützen beitrag zum Deutschen wörterbuche der gebrüder Grimm unter dem titel 'Nomenclator amoris' erscheinen, in welchem er zu den von mir gegebenen 257 zusammensetzungen mit *liebes-* weitere 550 beibrachte; ich muste mich gegen diese art der lexikalischen

tätigkeit in der DLZ leider scharf aussprechen und fragen, welcher gewinn wol aus der aufzeigung von wörtern wie *Liebesacker, Liebesaffe, Liebesbast, Liebesdunst* usw. hervorschaue. man muss dessen sich erinnern, wenn man die wandlung der stimmung G.s und den ton verstehn will, der in dem eben jetzt vorliegenden heftchen gegen mich angeschlagen wird und der in dem sachlich beigebrachten eine stütze nicht findet. nun ist Hildebrand 'unvergleichlich' (ich gönne meinem collegen dies lob ganz neidlos), und ich bin der geringsten einer. sogar zur erheiterung G.s trage ich unfreiwillig bei. ich bin menschenfreund genug, jedem eine erheiteruug zu gönnen, auch wenn er auf meine kosten lacht. für die geschmacksrichtung G.s bezeichnend ist dabei nur, dass er anlässlich eines von mir nicht erwähnten platten lateinischen schulwitzes so heiter gestimmt wurde; dass er im übrigen von der lateinischen kunst, von der die alten jäger erzählen, nichts weifs, will ich ihm als büchermenschen gar nicht übel nehmen. schlimmer ist es, wenn er mir in entrüstetem tone vorwirft, ich hätte in der vorrede zu meinem eigenen wörterbuche, das er nun zum gegenstande seiner bemerkungen macht, des Weigandschen wörterbuches nicht erwähnt. ich habe im allgemeinen gesagt, dass ich meine lexikalischen vorgänger nach recht und pflicht benutzt habe; Weigand besonders hervorzuheben, dazu lag um so weniger veranlassung vor, als dieser in seinem wörterbuche einen ganz andern plan durchführte als ich in dem meinen. Weigands wörterbuch verzeichnet nur eine anzahl wörter, vielfach wortcuriositäten; er gibt dazu eine definition, die oft nur zu pedantisch ausgefallen ist, notizen über das erste vorkommen des wortes (die herzensfreude Gomberts!), dürftige formangaben und noch dürftigere etymologien; vielen, das läugne ich nicht, wird das wörterbuch, wie bisher, auch ferner eine gern gebrauchte quelle der belehrung sein, und es wäre unrecht von mir, nicht willig zu erklären, dass ich Weigand, wie andern, manche belehrung verdanke; aber ihm ein besonderes loblied zu singen, das war würklich weder sittlich noch schicklich geboten. ferner verdriefst es G., dass ich Bismarcks reden so oft citiere. früher verdross es ihn, dass ich reichliche belege aus HHeine brachte. darüber lässt sich schwer streiten.

Und nun bringt er, mit dem tone des siegers, auf s. 3—20 seines schriftchens eine reihe jener lexikalischen nichtigkeiten, durch die sich das ganze Gombertsche litterarische leben auszeichnet; nichtigkeiten, die zum grofsen teile aus alten vergessenen schmökern gezogen sind. das ist auch eine rechte kunst, solche belege beizubringen; das kann man bequem auf dem sopha liegend, mit der langen pfeife im munde machen; und nachher, sauber zusammengedruckt, siehts wie wunder was aus. welcher gewinn, wenn man erfährt, dass *butterschnitte* bereits 1627 vorkommt, oder dass so wichtige worte, wie *andermalig, anderseits, ander-*

wärtig, dasig, derartig ua., älter sind, als die von mir gegebenen belege. ich habe, indem ich an meinem wörterbuche arbeite, noch auf andere dinge zu achten, und kein vernünftiger und wolwollender leser wird mir zumuten, dass ich meine zeit mit derartigem käfersuchen vergeude.

G., der mich mit solchen sachen so scharf ins gebet nimmt, hat offenbar keine empfindung dafür, was ich mit meinem buche bezwecke. das, was ich als hauptsache ansehe, beiträge zur wortgeschichte in höherem sinne zu geben, den begriffskern eines wortes, so weit wie möglich, herauszuschälen, zu zeigen, unter welchen umständen er sich bildete, wie er wuchs und sich ausbreitete, das auch für ein weiteres wissenschaftliches publicum nach meinen kräften kurz und klar, allgemein verständlich und durch ausgewählte belege belebt darzulegen und damit die ehre der deutschen philologie auch weiteren kreisen gegenüber zu vertreten, — das scheint G. nicht verstehn, wenigstens nicht anerkennen zu wollen, denn sonst hätte er sein schriftchen so wie es vorliegt nicht geschrieben.

Wenn ich am wege baue und infolgedessen viele meister haben muss, so soll doch keiner vergessen, dass mein bauholz ein anderes ist, als das holz eines drechslers und nippsachenschnitzers, und dass ich, wenn es sonst solid und tragfähig ist, auf kleine unebenheiten und risschen weiter nicht achten kann. denn sonst wird nichts fertig. ich habe, nachdem das Grimmsche wörterbuch seiner ursprünglichen bestimmung entfremdet ist, den alten Grimmschen plan wider aufgegriffen und nach meinem können zu verwürklichen gestrebt; da ein wörterbuch, wie ich es nach Grimm plante, würklich bis jetzt nicht vorhanden ist, so hoffte ich, wie Grimm seiner zeit, ein buch zu geben, das bei allen seinen mängeln, deren ich mir recht wol bewust bin, doch alle freuen sollte. nun ist auch mir eine spinne auf die kräuter meines wortgartens gekrochen. es ist für mich erheiternd, dass ähnliches bemühen ähnliche folge gehabt hat. und da gerade G. mir diese erheiterung verschafft, so hat er sich für diejenige, die ich ihm einst unfreiwillig bereitet habe, glänzend ausgelöst.

Göttingen, 7 april 1893. M. HEYNE.

Harbardssången jämte grundtexten till Völuspá. mythologiska undersökningar af dr FREDRIK SANDER med några Eddaillustrationer. Stockholm, Norstedt & söner, 1891. 72 ss. gr. 8°. 2,25 m.* — die abhandlung polemisiert gegen zwei puncte: 1) gegen die neuerdings von Rydberg (Undersökn. i. germ. myth. II 296 ff) wider behauptete identität Harbards mit Loki. hierin ist S. durchaus beizupflichten. die obscöne auffassung der vorgänge am Radseyjarsund sowie die erklärung dieses wortes und *Hildolfr* werden als verfehlt erwiesen. ebenso Rydbergs versuch, v. 30 auf Idun

* [vgl. GGA 1892 nr 5 (AHeusler). — Lit. centr. 1892 nr 10 (-gk). — DLZ 1892 nr 37 (WRanisch).]

zu deuten. dort ist von mehreren frauen die rede. die leinweifse und goldglänzende sind verschiedene personen, jene geht auf Billings maid, diese auf die tochter Gunnlöðs. beides ist freilich schon vor S. behauptet. da auch in der strophe Ulf Uggasons, wie Jonsson hervorhebt, die worte *Hárbarþs véa fjǫrþr* eine umschreibung für poesie enthalten und auf Loki nicht gehn können, fällt damit die letzte stütze für Rydbergs behauptung. es wäre zu wünschen, dass, nachdem so reiches beweismaterial (vgl. Aarb. f. nord. oldk. 1888, 140 ff und Zs. 31, 217 ff) für Harbarðodin angeführt ist, das von Bergmann heraufbeschworene trugbild des Harbarðloki endlich einmal verschwände.

2) gegen den versuch, aus dem überlieferten text des gedichtes einen ältern kern herauszuschälen, wie es unabhängig von einander Finnur Jonsson (aao. s. 138 ff) und ich (aao. s. 240 ff) versucht haben. trotz der classischen aufforderung S.s 'lass die bestie stehn' vermag ich nicht von meiner alten ansicht abzugehn, dass das lied in der vorliegenden fassung ungeniefsbar ist und, wie Jonsson mit recht betont, so in alter zeit nicht entstanden sein kann. ich halte, was die scheidung von echtem und unechtem im liede anbetrifft, in allem wesentlichen noch heute an meiner aao. geäufserten ansicht fest: davon, dass alles, was nicht im malahatt gedichtet ist, für das gedicht überflüssig und gleichgiltig sein soll, kann ich mich nicht überzeugen. dagegen glaube ich jetzt, dass in vielen fällen, wo ich kviþuhattzeilen herstellen wollte, Jonsson richtiger malahatt annimmt. in einigen puncten, wie in der tilgung des angehängten artikels, auf die schon Jacob Grimm wies, treffe ich übrigens mit ihm zusammen. am allerwenigsten erscheint S.s übersetzung und interpretation des gedichtes, die überdies durch die aus früheren abhandlungen des verf. bekannte eigentümliche phantastische auffassung der Eddalieder ungünstig beeinflusst wird, geeignet, jemanden von der ursprünglichkeit der überlieferten fassung zu überzeugen.

Was die beifügung des Völuspatextes (mit sämtlichen interpolationen) hier soll, ist ganz unerfindlich. hübsch sind die illustrationen sowie die ganze ausstattung des büchleins.

Berlin, febr. 1892. F. Niedner.

Heinrichs buch oder Der junker und der treue Heinrich. ein rittermärchen. nach einer Dillinger handschrift mit einleitung herausg. von dr Sebastian Englert, k. gymnasiallehrer. Würzburg, AStuber, 1892. xvii und 66 ss. gr. 8⁰. 2 m*. — eine, wie es scheint, bisher unbekannte papierhs. der Lyceal- (kreis- und studien-)bibliothek zu Dillingen** enthält auf den letzten 16 bll. eine abschrift des zuletzt von mir nach einer Heidelberger hs. herausgegebenen ge-

* [vgl. Zs. f. d. phil. 26, 127 (GRosenhagen).]
** [Steinmeyer macht mich freundlich darauf aufmerksam, dass 'die Dillinger hs. bereits erwähnt und (freilich schlecht) beschrieben ist Idunna und Hermode 1813 s. 32'. R.]

dichtes 'Der junker und der treue Heinrich' (Berlin, WWeber, 1880), das bis jetzt nur nach diesem einen texte bekannt war. es beginnt:

H	D
Wollent ir stille getagen,	*Nu hôrent was wil ich sagen,*
so horent ich will uch sagen,	*was ich han hôren wagen,*
was hie vor ist geschit	*das hie vor vil offenture ist geschicht,*
abenture der man nu findet nit,	*der man nun enfindet sicher nit,*
wonder manger hand.	*wunder mancher hande.*

das ende lautet folgendermafsen:

H	D
Heinrich bleib auch al da,	*Heinrich bleib ouch aldo,*
zu land was ime nit gagh.	*zu lande was ime nit goch.*
hie laß ich dieß rede beliben	*hi loß ich die rede bliben.*
got muß unß in sin rich schriben	*got muß uns in sin rich schriben.*
Amen.	*hie uß get Heinrichs buch.*
	der zu himel gett der hat gnug
	und do mit ein ende.
	got behůt dem schriber di hende.

Dieser letzte wunsch des schreibers der Dillinger hs. hat seinen guten grund, wie schon die beiden als beispiele ausgehobenen stellen zeigen. denn er ist nicht nur ein schreibseliger mensch, der sich nicht genug tun kann und überall etwas hinzuzufügen hat, sondern er hat auch an seiner vorlage allerlei auszusetzen gehabt und mit recht ungeschickten händen an dem texte herumgebessert. bald nahm er anstofs an einem einzelnen wort, das ihm nicht recht verständlich schien, bald an einem seiner mundart nicht zusagenden reim, bald war ihm der ausdruck des originals zu praegnant und nicht deutlich genug, bald war ihm der vers zu kurz und schien ihm eine erweiterung zu heischen. E. hat in seiner einleitung eine grofse reihe solcher änderungen nach gewissen gesichtspuncten zusammengestellt, aber die eben genannten gründe, welche den schreiber dazu bewogen, hat er unberücksichtigt gelassen.

Schon dies zeigt uns, was wir von dem text der neuen hs. zu halten haben: er entfernt sich von dem originale weiter, als der der hs. H, in der wir nur eine etwas nachlässige abschrift des originals mit formellen aus dialectischen gründen gemachten änderungen zu sehen haben. dennoch ist D natürlich wertvoll, weil sie nicht auf H fufst. so wird eine anzahl von fehlern in H durch sie gebessert, und einige lücken lassen sich ausfüllen. der hsg. hat darüber das wichtigste in seiner einleitung zusammengestellt, ist aber dabei widerholt in den fehler verfallen, die bessere, glattere lesart in D auch für die ursprünglichere zu halten.

Bekanntlich hatte Bartsch in seiner besprechung meiner ausgabe (GGA 1881 s. 1342; die übrige litteratur und der Jahresb.

f. germ. phil. 1881 nr 744 und 1882 nr 681 scheinen E. unbekannt geblieben zu sein) einige 40 besserungsvorschläge veröffentlicht. nur etwa 14 davon werden nunmehr durch die neue hs. bestätigt, ebenso viele erweisen sich als falsch und doppelt so viel als zweifelhaft. E. selbst bringt 17 neue verbesserungen, allein vielfach nicht überzeugend. ich hebe hier nur einiges hervor. H 670 soll *in irem mut das si sprach* aus D 693 *in irem m u n d das sie sprach* corrigiert werden; der sinn wird doch aus H vollkommen klar: sie sprach es bei sich, in ihrem sinn. über H 447 hat Kummer (vgl. Jahresb. aao.) gehandelt. H 716 soll die richtige md. form *sin* (*min here ist an sin gemach*) geändert werden in *sim*. H 1571 *ich nit enließ, ich gebe* ist *gébe* natürlich conj. praet., kann also nicht durch *gap* in D gebessert werden, udgl. mehr. man sieht, nach dieser richtung ist E. nicht competent, und der vergleich beider hss. ist durch ihn noch nicht erledigt. ob der abdruck ganz genau ist, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden; dass am schluss eine ganze seite 'übersehen' verzeichnet sind, ist nicht erfreulich.

Was die einrichtung seines textes anbetrifft, so ist es recht störend, dass die verszahlen von H nicht am rande verzeichnet sind. eine stelle der einen in der andern hs. zu finden, macht einen höchst überflüssigen zeitaufwand nötig. endlich mache ich auf ein merkwürdiges misverständnis aufmerksam. E. schreibt p. vi: das gedicht war bisher nur nach einer Heidelberger hs. bekannt, und der letzte herausgeber derselben KKinzel glaubte so fest, dass es die einzige sei, dass er s. 17 schreibt: 'dass das gedicht von einem md. schreiber überliefert worden ist, i s t e b e n s o k l a r , w i e d a s s e s u n s n u r i n e i n e r a b s c h r i f t v o r l i e g t' (von Englert so gesperrt). es ist nicht abzusehen, wie aus diesen worten hervorgehn soll, dass ich die Heidelberger hs. als die einzig mögliche, nicht als die einzig bekannte ansah; der nachdruck liegt doch auf 'schreiber' und 'abschrift', nicht auf 'einer'.

Friedenau im oct. 1892. KARL KINZEL.

Zur geschichte des deutschen meistergesanges. von dr OTTO WEDDIGEN. 18 ss. gr. 4°. Leipzig, GFock, 1892. 1 m. — der 'zeitgemäfse' wunsch, 'vielen (!) flachen und falschen darstellungen in etlichen (!) litteraturgeschichten zu begegnen, vor allem aber unserer von materialistischen und socialistischen ideen erfüllten zeit das bild eines schlichten, genügsamen und idealen bürger- und handwerkerstandes vorzuführen', heifst es im vorwort, habe die vorliegenden blätter veranlasst. es ist zu bezweifeln, dass sie für die erstrebte bekämpfung der socialdemokratie von wert sein werden; ihre wertlosigkeit für die litteraturgeschichte ist nicht zu bezweifeln. was W. uns vorsetzt, ist ein ragout aus Wagenseil, Goedeke und vier oder fünf andern schriftchen, darunter Hagens 'Norica'. die übrigen citierten werke und aufsätze spielen lediglich die rolle der verdeckten schüsseln — tafelschmuck: vom

inhalt hat der gastgeber selber keine ahnung. Jacobsthals aufsatz 'über die musicalische bildung der meistersinger' (Zs. 20, 69—91) wird für die weisheit: 'jedes meisterlied hatte seinen ton' angezogen. und der hinweis auf Goetze, Archiv f. litteraturgesch. 5, 281 ff, ist gar als gelehrter zierrat für die aus Wagenseil abgeschriebene behauptung verwertet, dass Karl IV den meistersingern ihr wappen verliehen habe. leider steht dort zu lesen, dass dies wappen nie existiert hat. von eigner lectüre auch nur einer bescheidenen anzahl von meisterliedern ist nichts zu merken, obgleich W. (s. 17) 'auf grund der kenntnisnahme reichen quellenmateriales' erkannt haben will — 'dass der poetische wert des deutschen meistergesanges hinter seinem sittlichen werte und verdienste zurücksteht'. ungefähr so sagts Goedeke auch. selbst beim zusammenschreiben ist noch immer so viel halber und ganzer unsinn mit untergelaufen, als man billig erwarten kann auf 18 seiten, von denen eine auf die vorrede und 3 auf den abdruck von Hans Sachsens tabulatur (noch dazu nach der schlechten abschrift von 1624, die Barack Zs. f. culturgesch. 4 publiciert hat, während wir den originaltext durch Hertel kennen) kommen: s. 3 'frühere meistersinger als Heinrich von Veldeke haben, darüber kann kein zweifel sein, nicht gelebt'. s. 6 f geschieht die aufzählung der 'hauptsächlichsten meistersinger' in folgender reihe: Frauenlob oder Heinrich zur Meise — Barthel Regenbogen, ein schmied aus Regensburg — Adam Puschmann — Michel Beheim — Hans Rosenblüt (!) und Hans Folz — Hans Sachs. dazwischen blüht die phrase, die kunst, selbst aus dem nichts noch ein etwas zu machen. man kann das recept empfehlen. 'sich über jemanden kürzer fassen' (s. 7) heifst, aus der dem verf. eigenen ausdrucksweise in sonst übliches gut buchstäbliches deutsch übersetzt, 'ihn mit stillschweigen übergehn'. und so weiter.

Bei alledem die auch aus früheren schriften W.s bekannte unerquickliche mischung von bescheidenem dünkel und dünkelhafter bescheidenheit, mit der W. auftritt. nicht einmal 'bausteine' darf er diese 'bescheidenen, im drange kurz bemessener zeit entstandenen blätter' nennen, so lange man bei uns zu lande die bausteine nicht aus fremder leute häusern herbeischleppt. sie sind nichts als ein erzeugnis litterarischer grofsmannssucht.

Berlin, 6 märz 1892. VICTOR MICHELS.

Meteorologische volksbücher. ein beitrag zur geschichte der meteorologie und zur culturgeschichte von GHELLMANN (Sammlung populärer schriften, herausg. von der gesellschaft Urania zu Berlin). Berlin, HPaetel, 1891. 53 ss. gr. 8⁰. 1 m.* — seit im j. 1807 JGörres in seinem liebenswürdigen werkchen über die deutschen volksbücher vorführte, was sich von populärer litteratur auf den jahrmärkten des beginnenden neunzehnten säculums noch erhalten hatte,

* [vgl. Zs. f. ethnol. 23, 250 (MBartels). — DLZ 1892 nr 19 (SGünther).]

haben die germanisten keine zeit gefunden, sich mit den wetterbüchlein zu befassen. sie dürfen es aber freudig begrüfsen, wenn die bibliographen anfangen, auch diesen bibliothekflüchtigen heften ihre aufmerksamkeit zu schenken, und besonders, wenn ein vertreter der wissenschaftlichen meteorologie seine mufsestunden zur aufsuchung jener alten collegen verwendet, deren schwindende autorität auch beim volke ganz zu zerstören er doch als seine ernste aufgabe ansieht. H. hat sich aus reichlich angesammeltem stoff eine sechszahl zu näherer besprechung ausgewählt. zunächst Konrad von Megenberg (s. 5—13), von dem er nicht ohne respect redet und zu dessen würdigung wir einiges von ihm lernen können, und den gedruckten 'Elucidarius' des 15 jhs. (s. 13 bis 17), dessen verhältnis zu dem gleichnamigen buche des Honorius Augustodunensis ihm begreifliche schwierigkeiten macht. gelehrte quellenuntersuchungen, zu denen grade diese beiden werke herausfordern, von H. zu verlangen, wäre unbillig, ihn über einzelne irrtümer zu belehren schulmeisterlich. es folgt das älteste deutsche 'Wetterbüchlein' von 1508 (s. 17—24) und die mindestens gleichzeitige 'Pauren-Practick' (s. 24—37); das eine werkchen scheint H. zuerst aufgetrieben zu haben, über das andre gibt er neue bibliographische aufschlüsse. diese ermöglichen uns geradezu, für zwei von Wackernagel und neuerdings von Baechtold im hinblick auf Fischart behandelte werke, die 'Practica Doctor Johannis Rossschwanz' (VJL 3, 202 ff) und Jac. Henrichmanns 'Prognostica' (Wackernagel, Fischart s. 131 ff) directe beziehung auf die 'Bauernpraktik' zu vermuten. sie leitet über zu der umfangreichen litteratur der 'praktiken und prognostiken' (s. 27—37), die, durch die waffen der satire in ihrem ansehen und ihrer popularität nicht erschüttert, erst nach Fischart ihren eigentlichen höhepunct erreicht, um im 17 jh. vom 'immerwährenden' und 'hundertjährigen kalender' der Knauer und Hellwig (s. 37—49) abgelöst zu werden. ein ausblick auf die meteorologische volkslitteratur der nachbarländer schliefst das lehrreiche, mit ein paar titelfacsimiles geschmückte heft. SCH.

Materialien zu Gotthold Ephraim Lessings hamburgischer dramaturgie. ausführlicher commentar nebst einleitung, anhang und registern zusammengestellt von WILHELM COSACK. zweite vermehrte und verbesserte auflage. Paderborn, FSchöningh, 1891. IV und 458 ss. 8°. 4,80 m.* — die neue auflage von Cosacks vortrefflichem commentar, der schon ANZ. V 133 ff gewürdigt worden ist, darf sich mit recht eine verbesserte nennen. die litteraturangaben sind erheblich vermehrt worden; nur werden leider gute und weniger gute bücher ohne ein wort der unterscheidung neben einander aufgeführt. Albrechts ins stocken geratene publication wird s. 423 f

* [vgl. Archiv f. d. stud. d. neuern spr. 87 s. 284 ff (ADöring). — Zs. f. d. phil. 24 s. 420 (OCarnuth). — Zs. f. östr. gymn. 1891 s. 1085 f (JSchmidt).]

abgewiesen; über Dodsley u. Co. hätte den vf. Wustmann Aus Leipzigs vergangenheit s. 236 belehrt. zur datierung einzelner vorstellungen ist manches nachgetragen; die discussion über die katharsis wurde erweitert, ohne doch zu einem endgiltigen resultat zu gelangen. die 'verbesserung' in der ersten anmerkung zum 25 stück ist nicht gut zu heifsen. möglich, dass Ekhof den Essex gespielt hat (ich konnte es nicht controlieren); nichtsdestoweniger list man bei Schröder, dass er den Salisbury gab. — die lücken, welche C. aus mangel an material in der ersten auflage noch lassen muste, sind jetzt ausgefüllt. s. 28 über Roschmanns ergänzung von 'Olint und Sophronia', s. 54 über Heufelds 'Julie', s. 84 über 'Miss Sara Sampson', s. 100f über Pfeffels 'Schatz', den ESchmidt in seiner recension analysiert hatte; s. 114 endlich ist die verwechslung der brüder Gozzi vermieden. neu hinzugekommen sind etwa 40 sprachliche beobachtungen, nicht alle von gleichem wert, und ein register über sämtliche linguistischen anmerkungen. im ganzen erfreut es den leser, dass C. seine ansichten hie und da zuversichtlicher ausspricht als in der ersten auflage, und dass die ausfälle gegen die herausgeber und erklärer des Lessingschen textes gemildert sind. ALBERT KÖSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZWEI BRIEFE VON KARL LACHMANN AN CHR. A. BRANDIS. *Veranlasst durch mehrfache neuerliche veröffentlichungen Lachmannscher briefe wante ich mich an die hinterlassenen des mit Lachmann seit ihrer Göttinger studiengenossenschaft eng verbundenen ChrABrandis mit der bitte, falls sich solche noch in ihrem besitze befinden sollten, sie mir mitteilen zu wollen. ich rechnete dabei namentlich auf briefe aus der Göttinger zeit. von diesen aber war nichts mehr vorhanden, und überhaupt fanden sich nur noch vier briefe erhalten, für deren mitteilung ich der familie Brandis meinen wärmsten dank ausspreche. von diesen briefen gehören zwei in das jahr* 1828: *sie betreffen eine unter teilnahme namentlich auch des eben vermählten Immanuel Bekker und seiner jungen frau geplante zusammenkunft in Göttingen, die schliefslich wegen eines hartnäckigen unwolseins von Lachmanns seite nicht innegehalten werden konnte. während sie ein besonderes interesse, das ihren abdruck rechtfertigte, nicht in anspruch nehmen, glaube ich ein solches bei den lesern dieser Zs. für die beiden andern annehmen zu können, die zugleich das andenken an die am* 4 *märz d. j. erfolgte hundertjährige widerkehr des geburtstages des unvergesslichen mannes hervorrufen mögen. — beide entstammen dem jahre* 1831. *ihr wortlaut ist folgender:*

1

Berlin 6 Febr. 1831

Mein herzlich geliebter theurer Freund, das ist freilich ein

schweres Jahr gewesen, und Du wirst es noch lange schmerzlich fühlen. Wie wir Freunde daran Theil genommen haben, weiſt Du. Zuletzt dieser plötzliche unerwartete Schlag, und dann wochenlang die Qual und Angst um die Frau, bis sie erlöst war, ist freilich für uns das schwerste gewesen. In solchem Ernst die Heiterkeit nicht zu verlieren, ist eine schwere Pflicht, zumahl wenn noch neue Besorgnisse hinzukommen. Die um Schleiermacher fängt an abzunehmen. Du weist dasz er mit Brechruhr von der Reise zurückkam: eine Zeitlang war er sehr herunter: jetzt ist er wieder ziemlich frisch, obgleich die Diarrhöe noch ungefähr alle 8 Tage wieder kommt, aber ihn doch nicht mehr so angreift: die Ärzte meinen, vor Ostern werde sie nicht ganz nachlassen.

Dasz mein Aufsatz vom Brande gelitten hat, habe ich erst durch Dich erfahren, und es thut mir darum weh dasz mir es Niebuhr nicht geschrieben hat, weil ich nun einen Brief weniger von ihm habe: es war immer lange an der vielen Liebe darin zu zehren. Die Vervollständigung ist mir etwas sauer geworden, weil ich keine Abschrift hatte die genau übereinstimmte, und doch kommt es hier oft auf einen Ausdruck an: hoffentlich werden sich die erste und zweite Hälfte nicht widersprechen. Ich hätte den Aufsatz 8 Tage früher schicken können: aber ich wollte lieber gleich einen zweiten beilegen, um Dir meine Bereitwilligkeit zu zeigen. Überlege, ob Du ihn passend findest: ich nehme es gar nicht übel, wenn Du ihn mir wiederschickst: nur bitte ich in diesem Falle bald um Bescheid: wenn die Sachen so alt werden, bekommt man selbst einen Ekel davor, der sich erst in dem ungewissen Falle wieder legt, wenn man sie dennoch gut findet.

Weber wird ja wohl nichts dagegen haben, wenn ich von dem Nibelungen Aufsatz um 12 Exemplare bitte, und von dem andern um eben so viel. Dafür ist besonders der erste auch kurz gefaszt und kein Papier verschwendet.

Die Masse Deiner Aristotelica sehe ich mit Bewunderung an: von inwendig kenn ich sie noch nicht. Bekker hat aber zwei Bitten an Dich 1.) Du mögest etwas ausführlich (nicht mit scrupulöser Genauigkeit, nur ungefähr) angeben was und wieviel Du von Handschriften benutzt habest, oder noch besser, wenn es anginge, wie grosz etwa der Umfang des Ganzen sein werde; damit er danach bestimmter und auf besserem Fundament den Antrag an die Akademie machen könnte. 2.) Bekker und Schleiermacher wollen sich erinnern dasz du Correspondent der Akademie seiest: gleichwohl fehlst Du in den Acten und allen Listen. Bei Buttmanns Secretariat läszt sich das aber zusammen denken. Um die Sache auf jeden Fall in Ordnung zu bringen, mögest Du das Diplom, falls Du eins habest, oder Abschrift davon einschicken.

Von Meineke habe ich so gut als ein Versprechen eines Aufsatzes für das Rh. Mus. Vermutlich werdens Conjecturen zum Oppian, und ich denke auch, noch einen zweiten Aufsatz von

ihm loszueisen. Klenze will in den Osterferien seine versprochene Oskische Abhandlung schreiben.

Empfiehl mich Deiner Frau, und grüsze Bleeks, auch Arndts. Klenzens grüszen herzlich: die Frau will einen Brief an E. S. einlegen, den Du wohl beforgen wirst.[1]

Lebe wohl, liebster Freund. Von ganzem Herzen

Dein

CLachmann

2

Berlin 6 Mai 1831

Mein geliebter Freund,

Da hast Dus nun. Zur Strafe für Dein Verlangen nach Aufsätzen für das R. M. schicke ich nun hier einen unverlangten, der mir aber würklich sehr gut und für das grammatische Studium ersprieszlich und folgenreich zu sein scheint. Ich wünschte darum dasz er wo möglich noch in das letzte Heft des R. M. käme, damit der Verfasser, der Candidat der Philol. Wilh. Wackernagel, durch die gute Gesellschaft etwas empfohlen würde, besonders auch dem Ministerium: er hat nämlich zwei Fehler, einmahl ist er ganz ohne Mittel, und zweitens hat er wohl Kenntnisse aber weder Lust noch Talent zum Schulmeister, und an einer Bibliothek oder einem Archiv findet sich keine Gelegenheit. Es versteht sich dasz Du dagegen Deine rationes wirst zu setzen haben, und so wird sich ergeben ob der Aufsatz von Bonn aus in die Welt soll oder etwa durch irgend eine schlechtere Zeitschrift. Kannst Du ihn nicht brauchen, so sei so gütig ihn bald zurückzuschicken: im entgegengesetzten Fall bitte ich um ein Paar Extra-Abzüge für Wackernagel.

Herr König, der Deine lieben Zeilen freilich etwas spät gebracht hat, macht auf den ersten Anblick einen angenehmen Eindruck, näher kenne ich ihn noch nicht.

Lebe wohl, liebster Freund, und lasz uns Angenehmes von Dir hören: Gott erhalte Dir bei diesen schmerzlich wehmütigen Geschäften frischen Mut und Leib. Von Herzen

Dein

CLachmann.

Classen, den ich jetzt erst recht kennen gelernt habe, ist eine angenehme und wackere Person, und es schien ihm in Berlin nicht übel zu gefallen.

Der erste dieser briefe bezieht sich auf den im vierten hefte des dritten bandes des bis dahin von Niebuhr und Brandis herausgegebenen Rheinischen museums für philologie erschienenen aufsatz 'Kritik der sage von den Nibelungen': der band trägt zwar die jahreszahl 1829, *das letzte* 4 *heft desselben aber ist erst* 1832 *herausgegeben worden. der betreffende aufsatz ist im mai* 1829 *geschrieben worden, wie Lachmann selbst in einem auf WGrimms*

[1] 'die—wirst' durchstrichen.

Heldensage bezüglichen kurzen zusatze mitteilt. inzwischen hatte er erst von Brandis erfahren, dass der aufsatz beim brande des Niebuhrschen hauses, gerade ein jahr vor abfassung dieses briefes, beschädigt worden sei; 'den Aufsatz über die Nibelungen' *schreibt er am* 16 *aug.* 1831 *an Lassberg* (*Germ.* 13, 495) 'glaubte ich von Monat zu Monat gedruckt zu empfangen. Erst nach dem Tode des unvergesslichen Niebuhr erfuhr ich, dass er halb verbrannt und die Ergänzung zu fordern versäumt war'. *Niebuhrs tod war am* 2 *januar* 1831 *erfolgt; neun tage darauf starb seine frau, 'nachdem sie über ihre kräfte hinaus an seinem lager gepflegt und gesorgt hatte der eignen krankheit erliegend'* (*Lebensnachrichten* III 300). *die erste reihe des Rheinischen museums hörte mit jenem hefte auf zu erscheinen: so ist der zweite von L. mitgesante aufsatz in dieser zs. nicht abgedruckt worden und scheint überhaupt nicht an die öffentlichkeit getreten zu sein; der erste aufsatz dagegen ist noch einmal abgedruckt in den Anmerkungen zu den Nibelungen s.* 333—349. *Meineke hat über Oppian meines wissens nichts drucken lassen, jedesfalls keinen eigenen aufsatz; der beabsichtigte oskische aufsatz Klenzes ist wol der auch bei seinem tode* (1838) *noch unvollendet hinterlassene über das oskische gesetz auf der bantinischen tafel, den Lachmann in Klenzes Philologischen abhandlungen* (*Berlin* 1839, *s.* 25—54) *herausgegeben hat. der aufsatz Wilhelm Wackernagels ferner, den der zweite brief betrifft, konnte demnach auch nicht für das Museum in betracht kommen: er ist nach der freundlichen mitteilung meines herrn collegen FrVogt, dem ich auch die nachweisung der oben angeführten briefstelle verdanke, im ersten supplement zu Seebodes und Jahns Neuem jahrbuch für philologie und pädagogik s.* 17—50 *erschienen, dessen vorrede vom sept.* 1831 *datiert ist: 'Über conjugation und wortbildung durch ablaut im deutschen, griechischen und lateinischen'.*

Breslau. M. Hertz.

Zu Johann von Neumarkt. Wackernagel druckt in seinen Altdeutschen predigten unter nr 100 und 101 zwei angebliche gebete ab, die sich jedoch als reste einer handschrift erweisen, welche die Soliloquien Augustins in der übersetzung des bischofs Johann vNeumarkt enthielt. sie stimmen, bei geringen abweichungen, mit fol. 4^b—6^b des Cgm 70 überein.

Czernowitz, 12 märz 1893. R. Wolkan.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

V.

11. *mann* (satz 4).

Das wort ist in den nd. formularen häufig durch die synonyma *kerl* und *mensch* ersetzt; namentlich ersteres überwiegt im Wesergebiet von Höxter abwärts und zieht sich vereinzelter zur untern

Elbe und nach Mecklenburg und Schleswig-Holstein hin; seltener erscheinen beide im o. im gebiet der Netze und Warthe; *kerl* kommt ferner rechtsrheinisch in der gegend von Elberfeld und Wipperfürth vor, und *mensch* herscht im äufsersten w. um Geilenkirchen, Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg.

In der entwicklung von *mann* ist der abfall des auslautenden *-nn*, in der regel unter nasalierung und dehnung des stammvocals, characteristisch für den s. und so. seine grenze beginnt ganz im sw. und nimmt folgenden verlauf, wobei die orte mit *-nn* stehend, die mit dessen abfall cursiv gedruckt werden: Pfirt, *Hüningen*, *Lörrach*, Kandern, *Schönau*, *Todtnau*, Sulzburg, Staufen, Freiburg, *Vöhrenbach*, Waldkirch, *Triberg*, Elzach, *Hornberg*, Haslach, *Hausach*, Zell, Gengenbach, Oppenau, *Freudenstadt*, *Wildbach*, Gernsbach, *Liebenzell*, Heimsheim, *Leonberg*, *Sachsenheim*, Knittlingen, Güglingen, *Bönnigheim*, Lauffen, Beilstein, *Bottwar*, *Backnang*, *Murrhardt* (vgl. für die letzte strecke *gēs*, *geis* Anz. XVIII 406 f), Löwenstein, Weinsberg, *Oehringen*, Neuenstadt, Gundelsheim, *Möckmühl*, Mosbach, Eberbach, *Buchen*, *Amorbach*, Michelstadt, *Miltenberg*, Freudenberg, *Stadtprozelten*, Aschaffenburg, *Lohr*, *Rieneck*, Schlüchtern, *Brückenau*, Fulda, *Tann*, Hünfeld, *Geisa*, Lengsfeld, *Salzungen*, dem Rennstieg folgend bis Ilmenau, Gehren, *Schleusingen*, *Eisfeld*, Gräfenthal, Ludwigstadt, *Teuschnitz*, Lobenstein, *Lichtenberg*, Saalburg, *Tanna*, *Mühltroff*, Schleiz, Zeulenroda, *Elsterberg*, Greiz, *Werdau*, Glauchau, *Lichtenstein*, Hohenstein, Chemnitz, Lengsfeld, *Zöblitz*. vereinzelte formen ohne *-nn* erscheinen sonst noch längs der beschriebenen grenze zwischen Schwarzwald und Rhein und jenseits des Spessart, während zahlreiche *-nn* innerhalb des *mą̄-* und *mǭ*-gebiets gewis grösteuteils schriftsprachliche schreibungen sind. aufser in jenem grofsen nasalierungsgebiete ist *mā* noch einem schmalen streifen landes eigen, der den Westerwald durchkreuzt und von Hilchenbach über Siegen und Westerburg bis Montabaur-Hadamar reicht, sowie einem gröfseren bezirke im o. zu beiden seiten der Netze, dessen grenze gegen sw. der *ik*/*ich*-linie von ihrem ostende bis Driesen folgt und weiter etwa über Friedeberg, Bernstein, Pyritz zieht, und der gegen n. und no. noch Naugard, Labes, Bärwalde, Pr. Friedland, Zempelburg, Nakel, Janowitz umfasst, ohne hier eine feste abgrenzung zu gestatten.

Was die vocalfärbung in jenem grofsen nasalierungsgebiet angeht, so ist zunächst *mą̄* schwäb. und *mǭ* bair. die schwäb. grenze umschliefst ostwärts von Backnang, Murrhardt (s. o.) noch Gaildorf, Ellwangen, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Öttingen, Nördlingen, Donauwörth, überschreitet den Lech bald oberhalb Rain, sodass Friedberg und der Ammersee auf der schwäb., Weilheim und der Würmsee auf der bair. seite bleiben, und trifft die reichsgrenze zwischen Füfsen und Mittenwald. das bair. *mǭ* setzt sich nordwärts fort bis Steigerwald und Frankenwald, sodass folgende

orte nördlich der Donau längs seiner west- und nordgrenze liegen: Monheim, Heideck, Roth, Schwabach, Langenzenn, Neustadt, Aschbach, Bamberg, Schesslitz, Staffelstein, Cronach, Teuschnitz, Lichtenberg, Tanna, Gefell, Hof. innerhalb dieses gebiets weisen oft genug *a*-schreibungen darauf hin, dass es sich um einen *å*-laut handelt, der bald dem *a*, bald dem *o* näher steht; sie sind im allgemeinen nördlich der Donau häufiger als südlich. dem entspricht, dass sich im nw. wider ein *mā̜*-streifen anschliefst mit den jenseitigen grenzorten Gerolzhofen, Würzburg, Arnstein, Schweinfurt, Hassfurt, Hofheim, Feldburg, Rodach, Eisfeld, Sonneberg, und dass im nordöstlichen noch übrig bleibenden zipfel des nasalierungsgebiets, namentlich also im grösten teile des Voigtlandes, ebenfalls *mā̜* herscht. an der Rezat und Altmühl in einem bezirke mit den hauptorten Heilsbronn, Ansbach, Windsbach, Herrieden, Gunzenhausen, Ellingen, Weifsenburg überwiegt dagegen *mū̜*, das auch für die nachbarschaft von Hildburghausen a. d. Werra und im n. für einen grenzstreifen mit Schmalkalden und Zella bezeugt wird. *mou̜* gilt für die umgegend von Kissingen und für ein gröfseres gebiet nördlich Schwabens, das im s., o., n. von den beschriebenen schwäb., bair., fränk. districten umschlossen wird und gegen w. noch Öhringen, Forchtenberg, Krautheim, Boxberg, Königshofen, Eibelstadt mit umfasst; im w. dieses bezirkes überwiegt die schreibung *mau̜*. der so noch übrig bleibende weststreifen des nasalierungsgebietes hat wider *mō̜*.

Sonst ist *mann* allgemein. nur dehnung und verdumpfung kommen hier und da für den vocal noch in betracht. *mān* wird überliefert für die nachbarschaft von Mörs, für die grenzorte zwischen Aachen und Eupen, für die umgegend von Hachenburg westlich vom westerwäldischen *mā*-bezirk, für schmale grenzstreifen im n. des grofsen nasalierungsgebietes mit Ludwigstadt und Lobenstein, dann aber für ein gröfseres gebiet im w., das südwärts etwa durch die Mosel von Trier bis Cochem begrenzt wird und nordwärts noch Prüm, Blankenheim, Ahrweiler, Adenau, Daun umfasst, das aber seine unsicheren südausläufer längs der reichsgrenze noch bis Diedenhofen und Busendorf vorschickt; vereinzelte vocaldehnung wird endlich noch in elsäss. übersetzungen gefunden.

Die trübung von *mann* zu *månn* und darüber hinaus ist im alten stammlande des westens nicht häufig. sie wird öfter zwischen Schwarzwald und Rhein bezeichnet, seltener im elsäss. und lothr. (hier nur herschend um Falkenberg, St. Avold, Forbach); und *mōn* bildet ein kleines grenzgebiet westlich von Crefeld mit Kaldenkirchen, Kempen, Dülken, Viersen. sonst beginnt die verdumpfung erst östlich des 28 grades und des Thüringerwaldes und bleibt von hier ab characteristisch für den ganzen ostmitteldeutschen boden, wobei die scala *a* > *å* > *ǒ* > *o* und weiter mit allen schattierungen vertreten ist. im nördlichen thüringischen und

obersächsischen sind die *ā*, *oa*, *ao* usw. noch seltener, sie herschen aber vollkommen längs des süddeutschen nasalierungsgebietes und vor allem im gesamten schlesischen; letzteres schliefst sich durch einen völligen *monn*-gürtel mit Bautzen, Muskau, Triebel, Forst-Sommerfeld, Guben-Bobersberg, Crossen, Liebenau, Meseritz, Birnbaum-Bentschen, Buk, Posen gegen die nachbargebiete ab und zeigt in seinem innern ein buntes gemisch von *oa*, *o*, *ō*, *uo*, *ū*, *ua*, *ou*, von denen *oa* überwiegt, meist mit dehnung; nur im s. an der Glatzer Neifse dominiert *mōn*, das in der gegend von Leobschütz sogar nach *mūn* hinüberneigt.

Vereinzelte *manne* werden westlich von Köln-Düsseldorf im gebiet der Erft und Roer überliefert.

Im plattdänischen Nordschleswigs wird nach dän. orthographie zumeist *mand* geschrieben, was eben nur graphisch sein wird; Alsen hat getrübtes *å*. auf den fries. formularen schreiben Sylt, Amrum, Föhr, Langeness *man* und *mān*, die Halligen und der gröfsere südliche teil an der küste *mon* und *mōn*, der kleinere nördliche teil *mun*, Wangeroog und das Saterland *monn*.

12. *drei* (satz 26).

Diese karte kann nur mit grofsem vorbehalt besprochen werden. zunächst handelt es sich wider um ein zahlwort, dessen gebrauch in handel und verkehr die schriftform vielfach über die dialectform hat siegen lassen, was hier noch weit allgemeiner der fall ist als bei *sechs* (Anz. XVIII 412). dann aber ist für die dialectische entwicklung von *drei* der alte unterschied aller drei genera zu beachten, indem in den verschiedenen gegenden und mundarten keineswegs immer dasselbe unter ihnen die alleinherschaft errungen hat, aufserdem aber hier und da noch verschiedene genusformen neben einander bestehn können. endlich ist bei dem vocalismus des wortes die stellung des vocals im auslaut und in unserm satzzusammenhang vor vocalischem anlaut des folgewortes zu berücksichtigen. danach kann für formen, die auf altes *drī* zurückgehn, teilweise *eis* (Anz. XVIII 409 ff) verglichen werden, während bei formen, die auf *drio* oder *driu* zu beruhen scheinen, spätere paradigmen mit gleichem vocalismus abzuwarten sind, in deren darstellung wir dann auf *drei* jedesmal zurückkommen werden.

Schriftsprachliches *drei* ist so allgemein verbreitet, dass man, um das instructivste kartenbild zu erzielen, am besten ort für ort die etwaige locale dialectform einzeichnet und allen frei bleibenden ortspuncten die schriftform zuteilt. ich betrachte zuerst Mittel- und Oberdeutschland unter vergleich des obigen *eis*. überall geht *drei* über dessen diphthongierungslinie weit hinaus. die hd., dort noch monophthongischen gebiete auf ripuarischem, hessisch-thüringischem und alem. boden haben hier vorwiegend *dreï*, nur dass dessen grenzen im vergleich zum dortigen *īs* durch das ringsum andringende *drei* schon sehr verengt sind. wie weit dieses

dreĭ (*dräi, drej* uä.) als die für den auslaut oder hiatus giltige diphthongierung angesehen werden darf, oder wie weit (namentlich im ripuarischen und hessisch-thüringischen) altes *drio* mit im spiele ist, können erst andere paradigmen zeigen. im alem. bezirk ist dieses *dreĭ* ausgeprägt linksrheinisch, das rechte flussufer bis zum Schwarzwald hat fast reines *drei.* die Anz. XVIII 411 im ersten absatz für *eis* angedeuteten schattierungen des diphthongs treffen sämtlich auch für *drei* zu; ob dort daher überall altes *drî* (wie *îs*) zu grunde liegt, bleibt trotzdem zweifelhaft, weil *drei* auch aus *dreu* entrundet sein und somit auf *driu* zurückgehn kann, worüber erst die späteren *eu*-beispiele entscheiden werden. ebenso bleibt das urteil über folgende characteristischen formen vorläufig vorbehalten: *drī* am ostabhang des Schwarzwaldes, grösstenteils im *eis*-gebiet liegend, bis zur ungefähren linie Wildberg-Stockach; *drü* zwischen südlicher reichsgrenze, Rhein und der ungefähren linie Kandern-Todtnau-Stühlingen-Radolfzell; *dria* dem Bodensee östlich vorgelagert; *drui* schwäb. im w. und sw. bis zu den erwähnten *drī* und *dria*, im n. bis zum 49 grad, im o. bis zum Lech und vereinzelt darüber hinaus, aufserdem bair. im südlichen Böhmerwald.

In Norddeutschland hört jede parallele mit *eis* auf, denn danach zu erwartendes *drī* erscheint nur auf ganz beschränkten gebieten (am Niederrhein aufwärts bis Straelen-Mörs, vornehmlich auf dem linken ufer; südlicher um Gangelt und Waldfeucht; zwischen Erfurt und Ohrdruf; an der Oder zwischen Cüstrin und Fürstenwalde) und in zerstreuten orten. sonst sind *drē* und *drei* die nd. formen, die, soweit nicht schriftform vorliegt, der vergleich mit spätern beispielen auf **driĕ* < *drio* zurückführen wird. *drē* herscht zunächst vom Niederrhein nordwärts in schmalem streifen längs der holländischen küste, ferner in Osnabrücks nachbarschaft, in einem streifen längs der *ik/ich*-linie von Fürstenberg bis Immenhausen mit Corbach, Arolsen, Borgentreich, Helmarshausen, Trendelburg; dann aber in zwei gröfseren bezirken: der eine umfasst die gebiete der untern Weser und Elbe von den küsten der Nord- und Ostsee bis zur etwaigen linie Norden-Diepholz-Nienburg-Travemünde, der andre das land östlich des 36 längengrades mit ausnahme der hd. enclave (mit folgender von der dortigen *īs/eis*-grenze etwas abweichenden grenze, wobei orte mit *drei* cursiv, mit *drē* stehend gedruckt werden: *Gollub*, Briesen, Rehden, *Lessen*, Freistadt, *Rosenberg*, *Riesenburg*, Marienwerder, *Stuhm, Marienburg*, Neuteich, Elbing, *Pr. Holland*, *Mühlhausen*, der rest wie *ik/ich*) und eines östlichen grenzbezirkes mit Gumbinnen, Stallupönen (vgl. *sechs* Anz. XVIII 412, das aber viel weiter geht, und noch ausgedehnter *gänse* ib. 406). diese beiden *drē*-gebiete im w. und o. Norddeutschlands (in Ostpreufsen häufig *drŏ*) werden verbunden durch einen gürtel mit derselben dialectform, der sich am besten beschreiben lässt, wenn ich je einen

punct seines nord- und südrandes verbinde: Bergedorf-Soltau, Bleckede-Ülzen, Lenzen-Salzwedel, Perleberg-Calvörde, Putlitz-Tangermünde, Wittstock-Friesack, Penzlin-Zehdenick, Friedland-Joachimsthal, Uckermünde-Angermünde, Gollnow-Schönfliefs, Stargard-Berlinchen, Dramburg-Woldenberg, Tempelburg-Filehne, Wissek-Goslin, Bromberg-Wreschen, sodass von der Netze an die südlinie zur *ik/ich*-grenze stimmt. alles übrige land hat *drei*. aber nur an wenigen stellen sind diese grenzen scharf ausgeprägt, die *drē*-bezirke zeigen vielfach eingestreute orte mit *ei* oder *eï*, die *drei*-bezirke zahlreiche ausnahmen mit *ē*. von häufigeren schattierungen des nd. diphthongs seien nur kurz erwähnt: *eï* im Rheinland, *ej*, *eïj*, *äg* uä. im kreise Siegen, *ai* im westfälischen nördlich des Rothaargebirges, *eu* zwischen Teutoburger wald, Wiehengebirge und Weser.

Das plattdänische und das friesische haben den anlaut *tr-*. im vocal zeigen sich einige verschiedenheiten: das dän. hat *e*, nur ein geringer nördlicher grenzbezirk hat *ei*, Alsen hat *ie*; Sylt, Amrum, Föhr schreiben *i*, die Halligen *ei*, das festland im n. *e* und *ä*, vereinzelt *a*, im s. *i*, Wangeroog *e*, das Saterland *ei*.

13. *nichts* (satz 39).

Von dieser besonders bunten dialectkarte trenne ich zunächst ein im wesentlichen mittelfränkisches gebiet ab mit folgender grenze, wobei die in seinem innern gelegenen orte cursiv gedruckt werden: Eupen, *Aachen*, Aldenhoven, *Eschweiler*, Düren, *Lechenich*, *Brühl*, Köln, Mülheim, *Gladbach*, Burscheid, Wipperfürth, Gummersbach, *Blankenberg*, Altenkirchen, *Unkel*, *Remagen*, Linz, *Sinzig*, Andernach, der Rhein bis Bacharach, *Simmern*, Stromberg, *Gemünden*, Sobernheim, Lauterecken, Wolfstein, *Kusel*, *St. Wendel*, Ottweiler, *Saarlouis*, Forbach, *St. Avold*, Saaralben. innerhalb dieses gebietes lassen sich die herschenden dialectformen unseres wortes alle zurückführen auf ursprüngliches **nüst*, das durch die lautlichen processe der nhd. diphthongierung, der entrundung (*ü* > *i*, *eu* > *ei*), des *st* > *scht* und des abfalls von auslautendem *t* nach spiranten verändert worden ist, ohne dass damit über die chronologie dieser acte etwas gesagt sein soll. die beiden diphthongierungslinien, die das gebiet durchschneiden, stimmen zu Anz. XVIII 409. wenig südlich der nördlicheren beginnt die entrundung, für die die Schnee-Eifel die scheide bildet. die grenze zwischen südlichem *-scht* und nördlichem *-st* entspricht etwa der linie Trier-Oberstein-Kirn-Gemünden-Simmern-Oberwesel. die grenze zwischen südlichem *-st* und nördlichem *-s* deckt sich annähernd mit der nördlichen diphthongierungslinie, sie im w. wenig nordwärts, im o. südwärts überschreitend. auf diese weise ergibt sich eine erste, südlichste abteilung mit *nischt* (öfter auch *nisch*) um Falkenberg, St. Avold, Bolchen, eine zweite mit *neischt* (*eï*, *äi* usw., dazu *eu*, *öi*) von Diedenhofen bis Lauterecken, eine dritte mit *neist, neust*, und je eine kleine vierte und fünfte mit *nüst* nördlich der Schnee-

Eifel und mit *neus* von Adenau bis Sinzig bilden die übergänge zur sechsten mit *nūs*, die den rest des gebietes bis Aachen und Gladbach ausfüllt.

Ich trenne zweitens ebenso ein grofses mittel- und ostdeutsches gebiet ab, das vom Erzgebirge gegen w. zum Thüringerwald, weiter gegen sw. auf den Main zu, gegen n. zur Weser und gegen no. zur ostsee zieht: Schöneck, *Falkenstein*, Plauen, Mühltroff, Schleiz, *Auma*, Ziegenrück, *Ranis, Saalfeld*, *Königsee*, *Gehren*, Eisfeld, Hildburghausen, *Schleusingen*, *Themar*, Römhild, *Königshofen*, Hofheim, Hassfurt, *Schweinfurt,* Würzburg, *Dertingen*, Stadtprozelten, *Lohr*, *Rieneck*, Steinau, Schlüchtern, *Herbstein, Lauterbach*, *Grebenau*, Alsfeld, Neukirchen, *Schwarzenborn,* Homberg, *Melsungen*, Cassel, Hedemünden, *Witzenhausen*, *Heiligenstadt*, *Worbis,* Duderstadt, *Sachsa, Andreasberg*, Osterode, *Grund*, *Lautenthal*, Seesen, Bockenem, Peine, *Braunschweig*, Gifhorn, Wittingen, *Salzwedel,* Wustrow, Arendsee, *Seehausen*, Wittenberge, *Wilsnack*, Pritzwalk, *Wittstock*, *Rheinsberg,* Fürstenberg, *Lychen*, *Fürstenwerder*, Woldegk, *Strasburg*, Friedland, *Uckermünde,* Swinemünde, *Misdroy*. auch dieses weite gebiet hat im auslaut ursprüngliches *-s* oder *-st*. für sich stehn zunächst einige grenzbezirke; so die jenseits des Thüringerwaldes, dergestalt dass dem südwestlichsten zipfel bis Rieneck-Bischofsheim-Königshofen *nias* (*iā*, *iē*, *eā*, *ea, e* uä.) eigentümlich ist, den nordwestlichen Rhönabhängen von Brückenau bis Schlüchtern *niest*, einem nordöstlicheren streifen mit Fladungen und Kalten-Nordheim *nist*, dem nordöstlichen rest bis zum Rennstieg *niss* (so die herschende schreibung in den formularen); *nist* herscht ferner in einem grenzgebiet vom Harz nordwärts bis zu der ungefähren inneren grenze Lautenthal-Quedlinburg-Tangermünde-Brandenburg-Fehrbellin-Wittstock, ist aber namentlich östlich der Elbe schon mit zahlreichen *nischt* und *nüst* durchsetzt, und endlich an der Ostseeküste ostwärts vom grofsen Haff bis Daber, Labes, Schivelbein, Körlin, auch hier bereits zurückweichend vor andringendem *nischt*. abgesehen von diesen grenzdistricten kommt jenem ganzen grofsen mittel- und ostdeutschen gebiete *-scht* zu (dafür *-sch* häufiger südlich von Berlin und westlich von Cüstrin, *-st* in Pommern östlich jenes *nist*-gebietes, wo die grenze zwischen *-st* und *-scht* ganz unsicher ist, *-cht* östlicher um Hammerstein, Konitz, Landeck, Camin, Flatow). der vocal ist in der gröfseren westlichen hälfte überwiegend *i* (gedehnt hier und da im gebiete der Persante und Wipper); es wechselt mit *ü* im südwestlichen zipfel jenseits der linie Heiligenstadt-Gotha und in einem mittleren streifen, der durch die ungefähren linien Burg-Luckenwalde-Wrietzen-Driesen-Miloslaw im s. und Uckermünde-Jastrow-Baldenburg-Tuchel-Bromberg-Thorn im n. begrenzt werden mag; an der ostseite des letzteren begegnen schon einzelne *u*, und *nuscht* herscht dann in ganz West- und Ostpreufsen östlich der ungefähren linie Leba-Bütow-Tuchel-Bromberg-Thorn.

Es wäre drittens längs der südlichen reichsgrenze ein alem. grenzstreifen abzutrennen. da aber von seinen mannigfaltigen und verschränkten einzelbezirken und all den bunten schreibungen hier durch kurze beschreibung ein anschauliches kartenbild doch nicht zu erzielen wäre, so genüge es, seine hauptformen mit den hauptorten ihrer machtgebiete der reihe nach aufzuzählen: linksrheinisch *nit* etwa bis Breisach-Ensisheim-Münster (zahlreiche *nitt* sprechen für vocalkürze), rechtsrheinisch *nüt* etwa bis Herbolzheim-Freiburg-Löffingen-Thengen (südöstlich von Löffingen-Säckingen mit vocaldehnung, sonst mit kürze), *nint* (vereinzelt *nit*, das um Spaichingen und Tuttlingen mit vocallänge herscht) nordöstlich dem vorigen vorgelagert bis Elzach, Wolfach, Schiltach, Spaichingen, Stockach, Überlingen, *nenz* (*ninz*) um Dornstetten, Horb, Dornhan, Haigerloch, Schömberg, *nonz* (*nunz*) um Rottenburg, Hechingen, Balingen, *noiz* (*nuiz*) um Trochtelfingen, Ebingen, Veringen, Sigmaringen, *naiz* zwischen Schömberg und Messkirch, *niaz* (*niēz*) östlich vom Bodensee um Ravensburg, Wangen, Isny (nur Lindau hat wider *nint*), *nuiz* südlich von Immenstadt.

Schneiden wir endlich noch das hessische *naut*-gebiet mit folgender, nur im s. etwas unsicherer grenze ab (*naut*-orte cursiv): Braubach, *Ems,* Vallendar, *Montabaur*, *Westerburg*, Hachenburg, *Haiger*, Siegen, Laasphe, *Biedenkopf*, *Hatzfeld*, Berleburg, Hallenberg (zweifelhaft, hart an der grenze), Sachsenberg, *Frankenberg*, *Frankenau*, *Gemünden*, Treisa, *Neustadt*, Ziegenhain, Neukirchen, *Alsfeld*, Grebenau, Lauterbach, Herbstein, Soden, *Wenings*, Büdingen, *Nauheim*, Homburg, Camberg, *Diez*; sowie ein der *-scht*-grenze von Hedemünden bis Lautenthal vorgelagertes *nits*-gebiet, das Münden, Uslar, Einbeck, Seesen noch umschliefst (dasselbe *nits* auch in den meisten orten der Probstei nordöstlich von Kiel); dann bleiben vom deutschen sprachgebiet im reiche die ganzen nordwest- und der gröste teil der süddeutschen lande übrig, für die im allgemeinen die form *nix* characteristisch ist. in betracht kommen darin wenige vocalnüancen, so *nüx* in Ülzens nachbarschaft und am Rhein um Opladen, Leichlingen, Burscheid, *nöx* linksrheinisch zwischen Brühl und Grevenbroich und südwestlicher dem *nüs*-gebiet von Linz bis Blankenberg in schmalem streifen vorgelagert, *nex* in der hessischen ecke zwischen *naut* und *nischt* bis Frankenau-Cassel (im südzipfel *näx*), am Niederrhein von Straelen-Ruhrort abwärts mit Dinslaken, Wesel, Rees auf dem rechten ufer, südlicher um Düren, ins *nüs*-gebiet hineinragend, und am Westerwald als fortsetzung des *nöx*-streifens etwa bis Freudenberg-Hachenburg, ferner im elsässischen und lothringischen besonders von Strafsburg-Lauterburg bis Saaralben-Ottweiler, seltener zwischen Spessart und Aschaffenburg, dann aber in einem gröfseren gebiet am oberen Main, das ungefähr umgrenzt wird von Steigerwald-Eisfeld-Gehren-Saalfeld-Teuschnitz-Saalburg-Fichtelgebirge-Erlangen-Iphofen, und im schwäbischen norden im

grofsen ganzen mit der *e*-begrenzung wie bei *winter, kind* (o. s. 110), hier häufig mit nasalierung des vocals; überall sprechen in diesen *nex*-gegenden noch genügend *nix* für geschlossenes *e*. von einzelheiten ist *niksch* zu erwähnen etwa in derselben ausdehnung wie *seksch* (Anz. XVIII 412), *nixt* vereinzelt in Pommern im gebiete der Tollense und Peene; der *nex*-bezirk an Schwalm und Eder ist durchsetzt mit vielen *nechts*, die viel zu zahlreich sind, als dass ihre auslautende consonanz lediglich aus der schriftsprache erklärt werden könnte; die schriftform *nichts* kommt vereinzelt überall vor, dialectische berechtigung wird sie aber nur südlich von Hannover zwischen der Weser und den *nits*- und *nist*-complexen haben, wo sie fast ebenso häufig erscheint wie sonstiges *nix*.

Mit einer endung ist in Mittelschlesien *nischte* üblich, wenn auch nicht allgemein, das in abnehmender häufigkeit sich auch nach Oberschlesien hineinzieht, im schwäbischen *nexa* um Ulm und Günzburg, im bairischen vereinzelt *nixn* (auch *ninx*), *nixe*, *nixő*, *nixi*.

Auf plattdänischem boden überwiegt in der nördlichen hälfte *nouer* (*nover*, *nauer*, *nåer*, *noue*, *noued* uä.), das dem schriftdän. *noget* 'etwas' entspricht, im satze also noch eine negation verlangt, in der südlichen *int* (seltener *it*) = schriftdän. *intet* 'nichts'. bei den Friesen hat plattdeutsches *nix* schon gesiegt, nur Amrum schreibt noch *nant*, auf Sylt zwei orte *nönt*, auf dem festlande wenige dörfer *nent*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Berichtigungen.

Zu Zs. 34, 270 ff. die dort von Wattenbach herausgegebenen pseudoovidischen gedichte des mittelalters bilden nur einen teil eines in vielen hss. erhaltenen und von AMorel-Fatio als anhang zu einer catalanischen bearbeitung Romania 15, 224 ff bekannt gemachten mittellateinischen Facetus. der vers 171 Watt. 301 Morel-Fatio (oder noch mehrere?) findet sich auch in der Erfurter hs. 12° 2 f. 53' (Schum s. 758). ST.

Zu Anz. XIX 35: es ist nicht richtig, dass ich der ansicht sei, *ai* wäre im auslaut zu *ê* geworden. ich sage: 'im wortauslaut in pausa', eben weil ich an *dei* und andres dachte. O. BEHAGHEL.

Der aufserordentliche professor der deutschen philologie dr FRIEDRICH KAUFFMANN in Halle a. S. geht als ordinarius, der privatdocent der englischen philologie dr WFRANZ in Greifswald als extraordinarius nach Jena; die englische professur in Groningen hat der privatdocent dr KDBÜLBRING in Heidelberg übernommen; der privatdocent dr KARL LUICK in Graz wurde zum aufserordentlichen professor der englischen philologie befördert. — die vertretung der deutschen philologie in Dorpat ist dem docenten dr WSCHLÜTER übertragen worden. für deutsche philologie habilitierte sich in Greifswald dr JOH. WEIJG. BRUINIER, für neuere litteraturgeschichte in Giefsen dr JCOLLIN, für indogermanische sprachwissenschaft in Tübingen dr KARL BOHNENBERGER.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIX, 3 Juli 1893

Balder und der weifse hirsch. ein beitrag zur deutschen mythologie. von FRIEDRICH LOSCH. Stuttgart, FFrommann, 1892. 194 ss. 8°. — 3,75 m.

Die berühmte 'spiraltendenz der entwicklung' tritt in der geschichte der deutschen mythologie hell zu tage. in beständigem wechsel conservativer und revolutionärer behandlung gerät man bald zu unkritischer vordatierung später zeugnisse, bald zu hyperkritischer verwerfung früher urkunden. aber immer wird doch ein gewinn an gesichertem material heimgebracht. gegen die art, wie JGrimm junge nordische systembildung in die germ. urzeit zurückverlängerte, erhob sich eine reaction und beseitigte vieles mit recht; gegen die art, wie Bugge alle germ. elemente der reihe nach abzustreichen unternahm, macht eine gegenbewegung sich geltend und stellt mit recht vieles wider her. prüft man in Mogks darstellung (in Pauls Grundriss) die behandlung des für diese fragen fast entscheidenden Balderproblems, so sieht man, dass nach durchführung einer streng kritischen chronologie doch ganz wider in die alten bahnen eingelenkt wird. der mythus von Balder ist nicht mehr ein christliches mischproduct, sondern ein teil nordischen götterglaubens. geht man einen schritt weiter, räumt man den deutschen zeugnissen etwas mehr gewicht ein, so kommt man zu folgendem resultat: idg. mythen von dem lichtgott sind schon in urgerm. zeit auf einen von dem hauptgott abgezweigten gott übertragen worden, der aber erst in skandinavischer sonderentwicklung sich zu einer kräftig individualisierten göttergestalt auswuchs.

Dies eben ist es, was Losch darzutun unternimmt. er will beweisen, dass ein mythus von dem lichtgott Balder in Deutschland geblüht und lange zeit nachgewürkt habe.

Als grundzug seiner schrift ist, trotzdem sie recht trocken geschrieben ist, eine gewisse ursprünglichkeit hervorzuheben, die ihre guten seiten wie ihre schlechten hat. so hat L. mit grofsem spüreifer aus sprüchen, sagen, ortsnamen, gebräuchen material gesammelt, die neuere wissenschaftliche litteratur aber (aufser Bugge) beinahe gänzlich vernachlässigt. weder auf Müllenhoffs gerade hier so wichtigen commentar der Völuspa noch auf Mogk wird irgendwo bezug genommen. nicht einmal die leichte übersicht seines landsmannes Kauffmann scheint L. zu kennen; nur auf den aufsatz in den Beitr. 15, 207 geht er ein, der ihn so wenig überzeugt hat als zb. mich. — wie in der beschaffung des materials

tritt diese eigenheit in der verarbeitung hervor. in rein mythologischen fragen zeigt L. neben gelegentlicher überschätzung zufälliger anklänge gesunden sinn und oft erfreuliche feinfühligkeit. so trifft er scharf einen wunden punct des Buggeschen verfahrens, wenn er (s. 140) für die übertragung alter mythischer züge auf christliche heilige einen bestimmten vergleichspunct verlangt, wo jene schule mit despotischem belieben vicariate dictiert. auf der andern seite überbietet er, wo es sich um philologische probleme handelt, die willkür von Bugges etymologischer praxis noch durch principielle naivetät: 'hat es zwar lautlich seine schwierigkeit *Phol* mit *Apollo*, *Pol*, *Pollux* in einklang zu bringen, so ist die möglichkeit doch nicht zu leugnen, da dies nicht die einzige ausnahme von der lautverschiebung wäre' (s. 9). so erklärt er denn (s. 121) '*Salunders*' als 'unterirdischer saal', hier ebenso dilettantisch, wie er auf der andern seite zutreffend gegen Menzel einen so abstracten begriff wie 'zeit' zur erklärung von sagengestalten ablehnt (s. 52). dieselbe ursprünglichkeit bewährt er drittens in seiner darstellung. eine klug durchdachte und sorgsam ausgearbeitete disposition macht die schrift übersichtlich; das letzte wort aber wird nirgends ausgesprochen, der versuch einer zusammenhängenden entwicklung nicht unternommen. immerhin hat auch das sein gutes, es schützt vor pragmatisierender vergewaltigung der einzelnen zeugnisse.

Der eckstein für die frage nach dem deutschen Balder ist natürlich der zweite Merseburger zauberspruch. begreiflicherweise tritt daher L. hier mehr als sonst in eine kritische vergleichung der documente ein (s. 7 f). er kommt dabei zu ähnlichen resultaten, wie Mogk in seiner trefflichen, freilich auf tieferem grund gebauten darstellung (Grundr. I 1062); nur setzt er, wie erwähnt, den beginn des mythus schon in urgerm. zeit. in der tat glaube ich, dass wenige denkmale so wie dies unter der vorgefassten meinung der modernen mörder Balders zu leiden hatten. die erklärung von *Phol* als des namen einer göttin, wie sie Golther Gesch. d. d. lit. s. 39 widerholt, scheitert meines erachtens schon an dem äufserlichen umstande, dass für einen altgerm. dichter die nennung einer göttin v o r einem gott (und gar vor dem hauptgott!) einfach eine stilistische ungeheuerlichkeit wäre. man verkennt völlig die jenen zeiten unerschütterlich feststehnde heiligkeit der rangverhältnisse, wenn man dergleichen leicht nimmt. *Óđinn ok Frigg*, wie zb. in der prosa der Grimnismal oder der Lokasenna, das ist die einzig mögliche ordnung. und eine umstellung verbietet der stabreim. *Phol* muss ein gott sein, und zwar ein *Uuôdan* an bedeutung nahestehnder gott. ebenso leicht macht man es sich mit dem verschwinden des fürs deutsche vorausgesetzten appellativs *balder*. man kann ein wort nicht so einfach unter den tisch fallen lassen. man bedenke, welch ein starkes bedürfnis nach möglichst zahlreichen heiti für 'fürst' die variations-

lust der altgerm. dichter hervorrief. wie unwahrscheinlich ist es da, dass sie ein sehr geeignetes, ags. auch gern verwantes wort aufgegeben hätten, während sie das völlig gleichartige, mythologisch ebenfalls verwante ags. *fréa*, ahd. *frô* beibehielten! über solche änderungen pflegt freilich der stürmische gewaltritt der Buggeschen schule mit fliegendem hufe hinwegzusausen — aber damit sind sie noch nicht aus dem wege geräumt!

L. bleibt also der älteren, durch Müllenhoff gestützten, durch Mogk modificierten anschauung getreu und sucht dementsprechend den mythischen gehalt des Merseburger spruches zu erschöpfen. über die göttinnen gelangt er zu keinem fortschritt; was er (s. 14) über Sinthgunt beibringt, kann ich wenigstens dafür nicht erachten. es bleiben drei hauptpuncte: 1) die fahrt *zi holza*, 2) die verletzung des pferdes, 3) seine heilung. sie werden von L. auf den täglichen ritt des lichtgottes zur unterwelt, seinen fall und neuen aufgang gedeutet — gewis die einfachste und durch zahlreiche germanische und aufsergermanische parallelen gestützte auffassung. nur éin punct erweckt zweifel. wie kommt der sonnengott zur begleitung Wodans? die göttinnen sind begreiflich; so umgeben ja noch bei Guido Reni Aurora und ihre schwestern das gespann Apollos. aber Wodan?

Ich glaube allerdings, dass er unursprünglich und dass gerade dies ein wichtiges moment ist. Nieders schöne untersuchungen haben uns in liedern der Edda widerholt tendenziöse neuerungen der Odin- und Thorverehrer erkennen lassen. die befremdliche anordnung, die den hauptgott an zweiter stelle bringt, der starke nachdruck, mit dem das '*so he uuola conda*' durch zwei mislungene versuche vorbereitet wird, deuten auf ähnliches. ursprünglich ritt wol der sonnengott allein, verfiel der unterwelt und kehrte dann nach längerem unterirdischen aufenthalt unverletzt wider. später ward seine heilung zur grofstat des hauptgottes umgedichtet und deshalb Wodan bei dem zauberspruch angerufen, etwa wie die errettung des Bhugju den verehrern der Açvinen immer wider eingeschärft wird (Kaegi Der Rigveda s. 72). L. möchte (s. 23) der tat Wodans sogar eine spitze gegen Thor geben, wozu aber genügender anhalt nicht vorliegt. in Deutschland wurde der donnergott schwerlich ein gefährlicher nebenbuhler Wodans.

Wie das sich nun auch verhalte, der kernpunct wird hierdurch nicht berührt. den hauptinhalt des zauberspruches bildet jener mythische bericht, als dessen helden wir den lichtgott Balder ansehen. der weitere teil der schrift hat daher die aufgabe, diese auffassung durch zahlreiche parallelen zu stützen. es treten dabei überall reichlich variationen auf: für die fahrt ins dunkle reich entrückung in den berg, für die beinverrenkung des pferdes verletzungen anderer art, ebenso verschiedene formen der heilung. oft gehn die veränderungen so weit, dass der vor-

ausgesetzte mythische grund gänzlich verdunkelt wird. die mythologie ist ja von haus aus nichts anderes als volksphilosophie, als der versuch, das unverständliche, geheimnisvolle in die kategorien des bekannten einzufügen. je weiter nun der kreis des würklich verstandenen, nüchtern erfassten sich ausdehnt, desto mehr nimmt auch der altmythische stoff eine rationalistische färbung an. die analogie mit den vorgängen des täglichen lebens zieht den gott immer mehr in die beleuchtung eines helden, ja eines abenteurers; die handlung wird novellistisch behandelt und ausgeschmückt. so greift in unsern mythus die rationalistische erklärungsweise gern ein, um die ursprünglich einfach dahingestellte verletzung des göttlichen tieres oder auch des gottes selbst zu erklären. oder es setzen schwankhafte weiterdichtungen sich an das motiv der vergeblichen heilversuche an, die dem wunder Wodans vorhergehn. ich würde bedenken tragen, in diesen zügen, zb. in der von L. als sehr wichtig angesehenen Eligiuslegende, alte spuren anzunehmen. dass ein wundertäter ein bein ausreifst und wider einsetzt, widerholt sich ja noch bei Fausts zaubereien; es beruht wol einfach auf der alten märchenschablone, dass eine ganz unglaubliche leistung zum prüfstein der zauberkraft gemacht wird. was der echte wundertäter heilsam vollbringt, ahmt der falsche zu seinem eigenen unheil nach; so zb. in jenem von Andersen im 'grofsen und kleinen Klaus' modernisierten märchen vom Unibos. solche typen gehören mehr der vergleichenden litteraturgeschichte an als der mythologie; gehn sie doch in die ältesten denkmäler mythologisch fernstehnder völker zurück: Moses und die zauberer vor Pharao, Elisa und die falschen propheten — es ist immer dasselbe schema, das dann in der christlichen legende häufig sich widerholt und im gottesurteil weltlichen zwecken dienstbar wird.

Während aber die typische novellisierung — wenn man dies wort erlauben will — den gott und des gottes erlebnis schliesslich ganz verwischt, bleibt doch ein abglanz mythischer herlichkeit beinahe immer haften — am attribut. Aphrodite ist bei Homer fast ganz ein weib, schwach, launisch, reizend, verwundbar; aber noch immer trägt sie den wunderbaren gürtel. diese erfahrung widerholt sich in unserm falle. an dem reittiere des gottes haftet der mythische character fester als an ihm selbst. in dem Merseburger spruch ist es, wie auch sonst oft, ein pferd; aber das scheint schon selbst rationalistische umdeutung des göttlichen zum allgemein üblichen reittier. das eigentliche tier des lichtgottes scheint der hirsch gewesen zu sein. darauf deuten jene schon von Adalbert Kuhn, dem altmeister vergleichender mythologie, beleuchteten mythen vom schuss des wilden jägers auf den sonnenhirsch usw., auf die auch L. bezug nimmt[1]. der

[1] darf man nicht vielleicht in den sich folgenden runennamen *elgr* und *sól* sowie in der ersetzung von *elgr* durch *ýr* (pfeil) eine uralte hindeutung

hirsch heifst nach seinen hörnern; war es das periodische abwerfen derselben und ihr neues hervorsprossen, das ihn zu der regelmäfsig ihr licht verlierenden und widergewinnenden sonne in beziehung brachte? dass man ihn tatsächlich mit ihr verbunden hat, steht jedesfalls fest. L. hat daher gerade auf den hirsch als exponenten alter mythischer stoffe mit grofsem eifer jagd gemacht. mit erfolg, wie ich glaube. der goldene oder auch der weifse hirsch der märchen und sagen hat wol überall einst einen göttlichen reiter getragen, und wenn er widerholt schicksale erfährt, die ursprünglich dem lichtgott eigen waren, so werden diese geschichten von seiner verwundung, seiner flucht in den berg, seiner wunderkraft zu ebenso viel belegen für das ursprüngliche vorkommen einer der erzählung des Merseburger spruches entsprechenden Baldersage.

Aber auch hier scheint mir L. von dem altbewahrten die novellistischen auswüchse nicht genügend zu scheiden. es gibt gewisse wunder, die schlechterdings jeder gestalt angeheftet werden, die als übermenschlich characterisiert werden soll. ich möchte dafür den terminus 'mythische rangzeichen' anwenden. dahin gehört die quellenerweckung. ein ross ist es allerdings auch, das die Hippokrene aus dem boden schlägt; aber auch Poseidon auf der Akropolis, auch Moses in der wüste zaubern quellen hervor — gerade wie wider ähnliche zauberei in Fausts wintergarten begegnet. ich möchte mich also hüten, in der quellenerweckung des märchenhirsches alte mythen zu sehen, noch mehr, alle legenden von quellenschöpfung heranzuziehen. für christliche wunderberichte, wie die schöne legende von Gangolf, die einen so tiefen symbolischen sinn hat, muss auch an das gespräch Christi mit der Samariterin und die quelle lebendigen wassers erinnert werden. überhaupt scheint das mir eine fast allgemein vernachlässigte methodologische forderung, dass man wunder innerhalb jedes mythenkreises zuerst mit dem centralen prototyp desselben vergleiche, ehe man sie auf fremde mythen bezieht. für alle christlichen legenden bleiben die zeichen vorbild, durch die Christus selbst seine berufung kund macht. wo ein heiliger die wunder Jesu nur in verkleinertem mafsstab widerholt, darf man nicht autochthon-mythischen ursprung annehmen. und dazu sind auch von diesen wundern viele nur 'rangzeichen' wunderkräftiger männer: so die heilung kranker, die belebung von toten.

Die quellenfindung ist ihrerseits nur eine rationalistische umdeutung der quellenweckung. auch sie wird daher wie vom hirsch (s. 63) so auch vom eber erzählt, zb. in der sage von der entdeckung Wildbads.

Zu diesen typischen mythischen ausschmückungen kommen rein novellistische auch in bezug auf das attribut. weder die

auf den schuss auf den sonnenhirsch sehen? auch *Týr* und *Ing* stehn ja unter den runennamen.

verschiedenen brautwerbungen noch die geschichten vom meisterdieb stehn alten, sicher mythologischen berichten so nahe, dass sie ohne gefahr zur reconstruction des mythus benutzt werden dürften. diese gefahr ist denn auch nicht vermieden worden: in gewaltsamen ausdeutungen kleiner züge (s. 95. 102) hat sich auch bei L. die leidenschaft mythologischer verallgemeinerung bestraft. dem wert des ganzen nimmt das nicht viel. L. hat durch eine fülle direct oder indirect mythologischer analogien den altmythischen gehalt des Merseburger spruches, wie mir scheint, aufs neue erhärtet; er hat für motive verwanter art ein reichhaltiges und wolgeordnetes, allerdings fast ganz auf Deutschland sich beschränkendes schatzkästlein gefüllt[1]. möge es mit dem schönen mythus von Balder gehn wie mit seinem helden: nachdem er auf längere zeit unter die erde gezaubert war, möge er nach der besprechung eines so sachkundigen meisters, wie Müllenhoff es war, in neuem glanze seinen strahlenden ritt wider beginnen!

Berlin. RICHARD M. MEYER.

Die sprache der skalden auf grund der binnen- und endreime, verbunden mit einem rimarium, von BERNHARD KAHLE. Strafsburg. KJTrübner, 1892. VIII und 303 ss. — 7 m.

Kahle erörtert in diesem buche eine reihe von grund- und einzelfragen, die sich auf die reimtechnik der skalden und die ihnen mehr oder weniger eigenen grammatischen formen beziehen. der erste und ausführlichste abschnitt gilt den reimverhältnissen der consonanten[2]. es folgt das viel schwächere cap. über den vocalismus; in den vordergrund treten hier die reime zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten vocalen.

Am eingehendsten prüft K. den reim *ǫ* : *a*, den er mit der isländischen schule für nur 'scheinbar' erklärt, indem in allen fällen dieser art statt *ǫ* ein *a* einzusetzen sei: 'formen mit und ohne umlaut, bei erhaltenem oder abgefallenem *u* wechseln in buntem gemisch' (s. 91). da der umlaut bei apokopiertem *u* gemeinnord. ist, müssen die nicht umgelauteten formen, wie plur. *land*, als analogische neuschöpfungen aufgefasst werden (s. 37). die nicht umgelauteten formen mit erhaltenem *u* erklärt K. nach einer hypothese Wadsteins aus einer nur teilweisen, durch consonantverhältnisse bedingten würkung des *u*-umlauts (s. 39). schwierigkeiten bereiten ihm nur die fälle mit nicht umgelautetem *a* bei erhaltenem *v* : *rak* : *nakkva*, *langvinr* : *þrangvar*, da der *v*-umlaut überall durchgeführt scheint (s. 41 f). es nimmt uns wunder, dass K. hier, wie in der ganzen frage von den umlautsreimen, sich hat damit begnügen können, der Gislasonschen

[1] eine hübsche variante des mythus von der beinverrenkung wird in dem buche 'Johannes Wedde, Gedenkblätter von seiner schwester', Hamburg 1891 s. 175 aus dem Sachsenwalde mitgeteilt.

[2] von andern gesichtspuncten aus wird derselbe gegenstand im Arkiv f. n. fil. durch den rec. behandelt werden.

theorie eine etwas abweichende begründung zu geben, ohne ein wort über die dagegen erhobenen einwände zu verlieren. und doch haben forscher wie Bugge (Om versene i Kormaks saga, Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1889, s. 46), Sievers (Beitr. 12, 491), Wimmer (Die runenschr. 316 ff), Sijmons (Zs. f. d. phil. 21, 368), Gering (Kvæþabrot Braga ens gamla s. 13) ua. sich einmütig dagegen ausgesprochen. formen wie *þall*, plur. *land* usw. lassen sich ja fürs isländische sonst nirgends nachweisen; analogiebildungen wie *vandr*, *Hadr* sind sprachlich sehr auffällig; *fjar* und *nakkvi* sind geradezu sprachwidrige unformen, die nie haben bestehn können. überhaupt: die annahme, dass in der skaldensprache bis z. j. 1150 die regelloseste analogie geherscht habe, um dann mit einem male einer festen regelmäfsigkeit zu weichen, die überall mit den vorhistorischen grundformen übereinstimmt und in den vorhistorischen verhältnissen begründet ist, — diese annahme ist einfach unmöglich. offenbar ist die aðalhending lange nicht so streng zu fassen, wie es die Isländer tun. überdies standen sich die beiden laute *ǫ* und *a* in der älteren sprache gewis viel näher, als später: die labialisierung des *a* tritt erst allmählich ein; selbst wo das *u* ausgefallen war, kann analogie, dissimilation und einwürkung des durch das *u* afficierten consonanten die labialisierung weiter geführt haben. erst um 1150 war das *ǫ* so weit vom *a* getrennt, dass ihr aufeinanderreimen unmöglich erschien. für die ältere zeit aber ist der reim *ǫ* : *a* nicht auffälliger als der des offenen umlauts-*e* auf geschlossenes germ. *e*, welche laute erst spät zusammenfielen, oder der von *œ́* auf *é* (zb. *sœ́tt* : *létta*, vgl. Njala II 602—4), die immer getrennt blieben.

In ähnlicher weise verfährt K. mit dem *u*-umlaut des *á*: 'einen *u*-umlaut des *á* kennen die skalden mit verschwindender ausnahme überhaupt nicht' (s. 92, vgl. s. 32 f). für den *v*-umlaut des *e* kommt K. auf mir unbegreiflichem wege zu folgendem resultat: 'der *v*-umlaut des *e* tritt erst nach der mitte des 12 jhs. auf' (s. 91, vgl. s. 42 ff).

Besonders unbefriedigend scheint mir die behandlung des durch *v* umgelauteten *i*, die zu keinem weiteren ergebnis geführt hat als zu diesem: 'beim *i* begegnen nicht umgelautete formen bis ins 14 jh.' (s. 90). dabei denkt K., wie seine erörterung s. 47 ff zeigt, lediglich an zwei formen: *Ingi* und *tiggi*, deren verhältnis zu *Yngvi* und *tyggi* ein besonderes, noch näher zu untersuchendes capitel ist. überhaupt ist es K. hier nicht gelungen, aus seinem material die folgerungen zu ziehen, da er sich die etymologischen verhältnisse der reimwörter nicht klar gemacht, zwischen den verschiedenen *y* keine scharfe grenze gezogen hat. diese reime sind für die feststellung der etymologie von durchgreifender bedeutung. sie beweisen nämlich geradezu für die qualität des *y*; sie zeigen zb., dass *byggva* offenes, aus *i* entstandenes *y* enthält und somit auf eine grundform mit *ew* zurückzuführen ist (vgl.

bygg = ags. *béow*)[1]. die ältesten skalden reimen offenes *y* mit *i*: *trygglaust of far þriggja* Thjodolf hv.; *jarðbyggvi svá liggja* Einar skal.; *þings* : *syngva* Thorarin svarti (10 jh.); *hringi* : *lyngva* Thorfinn munn (c. 1000); diese reime gehn bis c. 1000 oder etwas später. dann erscheinen die ersten reime des offenen *y* mit geschlossenem, aus *u* entstandenem *y*: *hygg kómu son Tryggva* Thord Kolb.; *ynglingr und sik þryngvi* Ottar svarti; *rydr þat konungr ydrum* Sighvat Thord.; vgl. auch die verschiedenen reime zweier zeitgenossen: *hugdyggvan sun Tryggva* Hallfr. vandr. — *ygglaust es þat dyggra*[2] Sighvat Thord. usw. diese sachlage erklärt sich folgendermafsen: vor 1000 war die affection, die ein wurzelhaftes *i* durch ein folgendes *v* erlitt, noch verhältnismäfsig gering, das labialisierte *i* stand dem reinen *i* noch so nahe, dass die skalden sie im reime nicht immer unterschieden; von der wende des jahrtausends an aber ist die labialisierung des *i* so weit vorgeschritten, dass sich dies offene *y* mehr zum geschlossenen *y* hinüberneigte, mit dem es schliefslich zusammenfiel.

Es folgt (s. 49 ff) ein abschnitt über die brechung, der nichts neues aufweist. nur möchte ich deutsche leser darauf aufmerksam machen, dass Hofforys 'schöner beweis für den ursprünglichen wechsel innerhalb eines paradigmas' (s. 51), nämlich der reim *vedr* : *Jadri* bei Thjod. hv., wofür '*vedr* : *Edri* zu lesen ist', längst aus der welt geschafft ist. über den sehr freien gebrauch der binnenreime bei diesem dichter s. Gislason Udvalg af oldnord. skjaldekvad s. 48 f.

'Kürzung eines langen vocals' (s. 56 ff) lässt K. eintreten 'vor geminata; zuweilen auch, unter uns noch unbekannten bedingungen, vor doppelconsonanz'. nach meiner meinung gestatten die reime keinen schluss, da die skalden einen langen vocal vor zwei consonanten facultativ auf langen oder kurzen vocal reimen können (vgl. bei Sighvat: *sínn* : *Rínar*, *sinn* : *innan*, *skírr* : *firrask*), welches letztere wahrscheinlich nur als licenz (*leyfi*) zu betrachten ist.

Ich bin über K.s vertrautheit mit der skaldendichtung nicht unterrichtet. was seine arbeit hier und da durchschimmern lässt, hat mir kein vertrauen eingeflöfst. s. 44 fasst er das wort *gjǫr* Höfudl. 10[2] (*þar v's hrafna gjǫr*) als particip zu *gerva*, während es tatsächlich ein subst. = schar (vgl. Merl. II 68) ist. auf einem noch viel ärgeren misverständnis beruht die gänzlich verfehlte polemik, die er s. 60 ff gegen die Hofforysche annahme führt, dass die praeterita der redupl. verba wie *fekk gekk helt fell* ein ursprüngliches und lautgesetzliches *ĕ* enthalten, eine polemik, die er mit folgenden worten beschliefst: 'mit dieser form *hélt* aber

[1] Noreen Ark. f. nord. fil. 1, 169[2] hält im anschluss an Paul und Osthoff das *y* von *byggva* für umgelautetes *u*. aber ein solches *y* reimt nie auf reines *i*.
[2] dass *dyggr* offenes *y* hat, wie *tryggr*, *hryggr*, ist von Bugge nachgewiesen Beitr. 13, 510.

fällt auch die von Hoffory gegebene erklärung der redupl. an. verba, wenngleich für die andern verba die kürze des vocals in der ältern zeit feststeht'. die form *hélt* glaubt K. in einer visa der Heimskringla s. 674 gefunden zu haben; diese lautet: *Víst hefr Valþjóf hraustan | Vilhjalmr, sás raud malma, | hinn es haf .skar sunnan | hélt, í trygd of véltan*, i. e. *Vilhjalmr, sá es raud malma, hefir víst í trygd of véltan Valþjóf, hinn es skar sunnan haf hélt.* wie jeder einsieht, der die verse der skalden zu lesen vermag, gehört *hélt* zu *haf*, und *hélt haf* heifst 'gefrorenes meer' (*héldr*, partic. zu *héla*, bedeutet 'pruina tectus'). wer über die sprache der skalden räsonnieren will, ohne ihre verse zu verstehn, der muss allerdings sehr viel talent besitzen[1].

Überhaupt scheinen K.s kenntnisse der an. sprache nicht ausreichend. s. 18 hält er das erste compositionsglied von *ǫrlyndr* und *ǫrleikr* für eine partikel. s. 45 sagt er: 'der erste teil des wortes *hrøkkvíbaugr* . . . stammt von *hrøkkva* 'weichen' (!) her, welches *hrǫkk, hrukkom, hrokken* flectiert'. bekanntlich liegt dem worte das schwache verbum *hrøkkva-hrøkta* zu grunde. s. 67—68 bespricht er den übergang von *ft* in *pt* und glaubt in den reimverhältnissen des wortes *svipta* für die zeitbestimmung dieses übergangs einen anhalt gefunden zu haben; denn in diesem worte liegt ja altes *p* vor (vgl. *svipr*, *svipa*). die praeteritalformen *keypta* und *keyptr* hat er dagegen als unbrauchbar bei seite geschoben, obgleich doch auch hier altes *p* vorliegt (praes. *keypta* = got. *kaupatjan*). übrigens fehlt — und dieser umstand macht K.s ausführungen so ziemlich wertlos — der nachweis, dass *svipta*, *keypta*, *hnepta* usw. ihr altes *p* bewahrt haben. ob nicht vielmehr das neue, durch synkope eines vocals entstandene *pt* bald mit altem *ft* zusammenfiel? wenigstens machen die hss. zwischen altem und neuem *pt* keinen unterschied: die isl. schreiben für beides *pt*, die norw. *ft*.

Die letzten 210 seiten des buches sind dem rimarium gewidmet. ist aber dieser abschnitt als 'pièce de résistance' des werkes gedacht, so wird sich K. wol bald enttеuscht sehen. was hier von würklich brauchbarem material geboten wird, das hätte auf dem zehntel des raumes platz finden können. es interessiert keinen menschen zu wissen, wie oft K. in den von ihm durchmusterten versen — deren zahl ziemlich beschränkt ist — die reime *ll* : *ll*, *r* : *r*, *sk* : *sk*, *all*: *all*, *enn* : *enn*, *ef* : *ef* usw. gelesen hat. es gilt von diesem teil, was von der ganzen arbeit gesagt werden muss: sie bietet zu viel und doch zu wenig, viel überflüssiges material und wenig ausbeutung.

Kristiania, im october 1892. HJALMAR FALK.

[1] hätte K. die skalden gründlicher studiert, so wäre ihm wol auch nicht der auffallende dat. sg. masc. *þvísa* (*haus í heimi þvísa*) bei Sighvat entgangen: vgl. 87, wo aus Sighvats visur *þvísa* nur als dat. sg. neutr. aufgeführt wird.

ÜBER AUSGABEN ALTHOCHDEUTSCHER TEXTE.

The Monsee fragments. newly collated text with introduction, notes, grammatical treatise and exhaustive glossary and a photo-lithographic facsimile edited by GEORGE ALLISON HENCH, ph. d., sometime fellow of the Johns Hopkins university. Strafsburg, KJTrübner, 1890. xxv u. 212 ss. — 5 m.*

Denkmäler deutscher poesie und prosa aus dem VIII—XII jahrhundert herausgegeben von KMÜLLENHOFF und WSCHERER. dritte ausgabe von ESTEINMEYER. zwei bände. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1892. bd. 1: XLIII u. 321 ss.; bd. 2: 492 ss. — 19 m.**

Tatian. lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem glossar herausgegeben von EDUARD SIEVERS. zweite neubearbeitete ausgabe. Paderborn, FSchöningh, 1892. [A. u. d. t.: Bibliothek der ältesten deutschen litteraturdenkmäler. 5 band. Tatian.] LXXV u. 518 ss. gr. 8°. — 10 m.***

Es gereicht dem recensenten zur freude, drei publicationen zur anzeige bringen zu können, die der wissenschaft, insbesondere den althochdeutschen studien, in ebenso hohem mafse förderlich sind, als sie der kritik ihre oft mühselige und undankbare arbeit leicht und erfreulich machen. wenn auch die bedeutung und die schwierigkeit der zu lösenden aufgabe nicht in allen drei fällen dieselbe war, so gleichen sich diese werke doch darin, dass jedes in seiner art das beste leistet und dass sie ohne ausnahme in lücken treten, deren ausfüllung dringend wünschenswert erschien. dies darf namentlich von der neuen ausgabe der Denkmäler gesagt werden, deren fehlen im handel von vielen schmerzlich empfunden worden ist, nur nicht von den antiquaren, die sich enorme preise dafür zahlen liefsen. es hat sich gut gefügt, dass das wichtige und uns auf lange hinaus unentbehrliche werk, das durch den zu frühen tod der beiden herausgeber leider verwaist ist, den sorgsamen händen Steinmeyers anvertraut worden ist. der hochverdiente herausgeber des unschätzbaren glossenwerkes war der aus allerlei gründen nicht leichten aufgabe gewachsen wie kein andrer, und er hat sie ausgezeichnet gelöst. doch davon nachher. ich bespreche zunächst die neue ausgabe der Monseer bruchstücke.

Henchs buch empfiehlt sich schon äufserlich durch die ungemeine sauberkeit der ausstattung. format und druck tun dem auge wol und machen die benutzung des buches angenehm. durchblättert man es, so erfreut man sich an der übersichtlichen anordnung des stoffes und der knappen, sich auf das wesentliche

* [vgl. DLZ 1891 nr 14 (ESteinmeyer). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 5 (OBehaghel). — Mod. lang. notes 6, nr 8 (HCollitz). — Zs. f. d. phil. 25, 117 ff (HWunderlich). — The nation 1891 nr 1339. — Rev. crit. 27 nr 7.]

** [vgl. Lit. centr. 1892 nr 43 (W. Br.). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 10 (OBehaghel). — Zs. f. d. phil. 26, 109 (HWunderlich). — Rev. crit. 27 nr 7.]

*** [vgl. Lit. centr. 1892 nr 49).]

beschränkenden darstellung. an dem sichtlichen bestreben Henchs, nur das unumgänglich notwendige, streng zur sache gehörige zu sagen und dies in möglichster klarheit und kürze, zeigen sich die vorzüge der schulung, die der autor genossen hat. da er mit dem seiner nation eignen sinne für praktische nutzbarkeit und rundung der form auch die mehr deutsche tugend der philologischen akribie und achtenswerte sprachkenntnisse verbindet, so konnte ihm wol etwas brauchbares gelingen. in der tat verdient seine ausgabe der alten wichtigen handschriftenbruchstücke, die grösstenteils seit 40 jahren nicht mehr gedruckt worden sind, alles lob; sie überholt die beiden früheren ausgaben bei weitem und wird, wenn nicht unerwarteter weise neue funde hinzutreten, für lange zeit genügen. sie steht in allen ihren teilen (einleitung, grammatik, glossar) auf dem niveau der heutigen wissenschaft, und ohne gerade oft durch weite ausblicke und neue anregende gedanken zu überraschen, muss ihr doch das verdienst erheblicher förderung des gegenstandes entschieden zuerkannt werden. der text erscheint infolge sorgfältiger vergleichung der hs. in wesentlich verbesserter gestalt. löblich ist, dass H. der überlieferung mit diplomatischer treue folgt, ohne sich auf unsichere conjecturen und umfänglichere ergänzungen nach art der Mafsmannschen ausgabe einzulassen. die genaue untersuchung der hs. hat zu einer interessanten entdeckung geführt. H. hat gefunden, dass am unteren rande des blattes 10^b der custode v steht; dieser bezeichnet das ende des fünften quaternios, denn aus solchen bestand die hs., wie H. feststellt. da nun die ersten vier lagen nur den anfang des Matthäus enthalten haben können, dessen fortsetzung den fünften quaternio füllt, so muss das evangelium in der Monseer hs. den anfang gebildet haben. dazu will nun freilich die subscription des Matthäus nicht recht stimmen, die ihn vielmehr an das ende einer sammlung von übersetzungen zu verweisen scheint; der Monseer redactor oder vielleicht schon seine vorlage muss also wol die reihenfolge der teile verändert haben, vgl. H. s. XXIII; Steinmeyer Denkm.³ II 352. von sonstigen ergebnissen sind etwa noch die folgenden zu nennen. die ganze handschrift ist von der gleichen hand geschrieben (s. X. XXI). die abschrift ist hergestellt worden unter leitung und fürsorge des erzbischofs Hildebold von Köln, der in der zeit, als die copie genommen wurde, abt von Monsee war (803—816). diese litterarhistorisch wichtige erkenntnis verdanken wir Scherer (Denkm.³ II 351), es ist aber erwähnenswert, dass H. sie zu den sicheren tatsachen rechnet (s. XXIII). Hildebold lebte nun seit 794 in der unmittelbaren umgebung Karls des Grofsen; die Frankfurter synode beschliefst in diesem jahre auf antrag des kaisers: *eum in palatium esse debere propter utilitates ecclesiasticas*, Boretius Capitularia I 78. daraus schloss Scherer, wie ich glaube mit recht, dass diese merkwürdige gruppe von

übersetzungen zu Karl dem Grofsen und seinem kreise in naher beziehung stehn müsse. ich komme auf diese frage zurück, auf die H. leider nicht eingeht, obwol das problem der herkunft dieser übersetzungen eigentlich an wichtigkeit alle andern überragt, die sich an die Monseer bruchstücke knüpfen. H. stellt weiter fest, dass die einschaltung zwischen Matth. 20, 28 und 29, deren ursprung Scherer Denkm.³ II 352 nicht erkannte, aus der Itala stammt, und er weist nach, dass sie sich aufserdem nur noch in dem lateinischen texte der ags. evangelienübersetzung findet (s. xv). den naheliegenden schluss, dass dann wol die vom übersetzer benutzte evangelienhs. aus England stamme oder auf eine englische vorlage zurückgehe, überlässt er dem leser. hier bietet sich doch einmal ein greifbarer anhalt für den jetzt so viel, aber ohne zwingende beweise oder auch nur wolüberlegte gründe behaupteten einfluss der ags. gelehrsamkeit auf Deutschland zur zeit der Karolinger. denn dass die ahd. übersetzungstätigkeit irgendwie in abhängigkeit von England stehe (Kauffmann Germ. 37, 244), scheint mir schon deshalb äufserst unwahrscheinlich, weil ja die deutschen versuche dieser art mindestens ebenso alt, wenn nicht älter sind als die ältesten englischen. die deutsche übersetzungstätigkeit ist zudem viel ausgebreiteter als die englische, und sie hat ihren halt ganz in den speciell deutschen verhältnissen; wir können ja ihren ursprung und ihre entwicklung mit hülfe der capitularien ganz gut verfolgen. von den weitgehnden folgerungen, die Kauffmann aao. aus gewissen orthographischen eigenheiten der ahd. quellen zieht, die er auf ags. einfluss zurückführt, vermag ich nur einen sehr kleinen teil als stichhaltig anzuerkennen[1].

H. hat ferner auch der homilie De vocatione gentium seine aufmerksamkeit zugewendet (s. xx ff). in erwägung der möglichkeit, dass dies von den früheren herausgebern ohne untersuchung als einheitlich betrachtete stück zu zwei verschiedenen homilien gehören könne, wofür manches spricht, setzt er auseinander, dass die in beiden hälften gleich hölzerne, unbeholfene art, mit der die bibelstellen und die citate aus den kirchenvätern aneinandergereiht seien, und überhaupt die überall gleiche geistlosigkeit des machwerks sehr für die annahme eines einzigen verfassers in die wagschale falle; und aufserdem werde der begabte übersetzer schwerlich zwei stücke von so geringer qualität zu

[1] auf s. 258 behauptet Kauffmann unter bezugnahme auf die einleitung zu den Denkm.³ s. xxiii, dass im Isidor 'angelsächsische wortformen' vorkämen. aber an der angeführten stelle ist ja gerade gezeigt, dass diese formen nicht angelsächsisch sind. den gründen Müllenhoffs hat Weinhold Isidor s. 93 noch weitere hinzugefügt. was im Heliand an das angelsächsische erinnert, ist friesisch und erklärt sich aus der geographischen lage des klosters Werden, wo das gedicht entstanden ist. ich verweise auf meine demnächst zum druck gelangende besprechung von Gallées Altsächsischer grammatik in den Indogermanischen forschungen, wo einiges weitere über diesen punct zu finden ist

bearbeiten lust verspürt haben. aber es kam ja bei der auswahl der zu übersetzenden werke nicht auf ihren ästhetischen wert, sondern auf die praktische brauchbarkeit an, so dass der letzte grund wenig gewicht hat. wenn es die ratgeber Karls für nötig fanden, diese homilien zu übersetzen, so wurde die arbeit eben getan, mochten die stücke auch noch so minderwertig sein. da H. zeigt, dass die beiden teile inhaltlich in keinem erkennbaren zusammenhange stehn (woran freilich die lücken schuld sein können), so ist es jedesfalls vorsichtiger, bis auf weiteres ihre zusammengehörigkeit mit einem fragezeichen zu versehen. die erste hälfte möchte H. nach ihrem inhalte 'De divisione linguarum' betiteln; er setzt sie mit Scherer Denkm.[3] II 351 in beziehung zu der in c. 52 der genannten Frankfurter synode enthaltenen bestimmung (Boretius I 78), es solle niemand glauben, dass man Gott nur in drei sprachen anbeten dürfe, weil der mensch von Gott in jeder sprache erhört werde, wenn er gerechtes bitte. damit wäre eine feste basis für die datierung dieser übersetzungsgruppe gewonnen, und wider würden wir in die nähe Karls und seines ratgebers Hildebold geführt, der gemäfs den beschlüssen der synode die abfassung der lateinischen homilie und dann ihre übertragung in die muttersprache für das volk veranlasst haben könnte. die zeitbestimmung Scherers würde gut zu der sprachlichen beschaffenheit dieser denkmäler stimmen. denn älter als die ersten unbehilflichen verdeutschungsversuche in Alemannien und Baiern, für die 789 der früheste zeitpunct ist, können sie doch keinesfalls sein, trotz der grofsen altertümlichkeit der sprache namentlich im Pariser Isidor. vor 789 möchte ich also keine dieser übersetzungen ansetzen, da man auch in der umgebung des königs unmöglich eher eine solche sicherheit in der handhabung der muttersprache erlangt haben kann, wie wir sie selbst am Matthäus, der verhältnismäfsig unvollkommensten dieser arbeiten, wahrnehmen. auf den Matthäus mögen die homilien und die Augustinische predigt gefolgt sein sowie das und jenes verlorene stück; den beschluss machte ohne zweifel der Isidor, die weitaus vollendetste leistung dieses hochbegabten übersetzers, der in jahrelangen bemühungen es zu einer für seine zeit glänzenden meisterschaft in der kunst der deutschen prosarede gebracht hat. an eine mehrheit von übersetzern glaube ich nicht, wie ich das schon früher ausgesprochen habe und unten noch eingehnder begründen werde. was neuestens Kelle (Litteraturgesch. s. 337) dafür geltend macht, beweist nur, dass der übersetzer, als er den Matthäus ausarbeitete, noch nicht dasjenige können sich errungen hatte, über das er später verfügte, als er die Isidorische schrift verdeutschte. die wenigen differenzen zwischen Matthäus und Isidor wollen nichts sagen gegenüber den zahllosen übereinstimmungen von der lautgebung und der formenwahl an bis zu den feinsten stilistischen eigenheiten. so ähnlich

können mehrere nicht schreiben, am wenigsten in jener alten zeit, als niemand durch eine regel gebunden war.

Wo aber war dieser frühe meister deutscher prosa zu hause? können wir ihn auf grund seiner sprache localisieren? auf diese frage lässt sich H. nicht ein, wol deshalb nicht, weil sie allerdings ohne heranziehung des Pariser Isidor nicht behandelt werden kann. es hängt indes soviel von der lösung dieses problems ab, dass ich mit dem, was ich dazu beizutragen weifs, hier nicht zurückhalten möchte.

Ich glaube zeigen zu können, dass das rheinfränkische nicht der heimatsdialect des übersetzers gewesen ist. er war vielmehr weiter rheinabwärts zu hause, auf mittelfränkischem gebiete, in einer gegend, die von der niederfränkischen und sächsischen grenze nicht weit entfernt war. denn sein rheinfränkisch ist mit niederfränkisch-sächsischen bestandteilen in einer sonst unerhörten weise durchsetzt. ich beginne die untersuchung mit dem nachweise dieser niederrheinischen elemente.

A) laute. 1) consonanten. wir lesen Frg. 29, 26 *ni heuit achust*, das H. fälschlich auf *heffen* bezieht, woran ihn schon 29, 13 *ni habet achust* hätte hindern sollen. die form *hevit* 'hat', für die der bairische schreiber nicht verantwortlich gemacht werden kann, deckt sich mit niederfr. *hevit* Gloss. Lips. 557; vgl. Beitr. 9, 517. das mittelfränkische *v* für *b* kommt noch einmal Frg. 1, 4 vor in *aufuori transiret*, di. *av*[*a*]-*fuori* = *abfuor* T. 228, 4. wenn aber das original dieser übersetzungen in einigem umfange *v* = *b* im inlaut gestattete, so wird man nun dem auslautenden *ph* des Is. und der Frg. den lautwert *f* nicht mehr mit Braune[2] s. 100 absprechen können: *bileiph* Is. 79, 4. 17. 19 (ich citiere nach seiten und zeilen Holzmanns); *screiph* 55, 5; *liph* 'leib' Frg. 21, 13. 39, 12; *lauph* 'laub' 19, 13. vgl. *scaph* 'schafe' T. 133, 11, genit. *scapho* 133, 6. der lautwert *f* für *ph*[1] kann ohnehin nicht bestritten werden bei *uurphun* Frg. 10, 20, *uurphut* 21, 15, sowie bei dem achtmaligen *uph*, das sich Is. 27, 12. 87, 17 und Frg. 8, 8. 9. 9, 28. 19, 13. 31, 4. 37, 21 findet und dessen auffassung als *ûf* durch *uph* im Leidener Will. (zb. 17, 9. 18. 24, 5. 28, 6) gesichert wird. da es nun im wesen der orthographie dieses übersetzers liegt, im auslaute die doppelzeichen *ch*, *th*, *ph* zu *c*, *t*, *p* zu vereinfachen (für *ch* und *th* folgen die belege weiter unten), so muss auslautendes *p* als gleichwertig

[1] für die niederrheinischen gegenden beweist die verwendung dieses doppelzeichens im sinne von *f* und *ff* die Leidener Williramhandschrift, deren schreiber davon im weitesten umfange gebrauch macht. beispiele sind auf jeder seite des Hoffmannschen druckes zu finden. ich führe nur *scaaph* 'schaf' 9, 5 an = *scaph* T. und *scaap* Is. dieses im nördlichsten teile des mittelfränkischen gebietes entstandene denkmal kennt übrigens auch das dem inneren *v* = *b* entsprechende auslautende *f* : *salfwerz* 'salbwurz' 11, 13; *lief* 'lieb' 20, 26. 77, 25; *wiif* 'weib' 27, 13; *af mir* 42, 23; *of* 'ob' 43, 1. 45, 11. 56, 12 26. 66, 19. 73, 20; *starf* 'starb' 49, 22; *uerdreif* 'vertrieb' 49, 25; *self* 'selbst' 66, 24. 67, 9. 70, 24. 71, 2. 72, 28.

mit *ph* angesehen werden: *selp* Is. 15, 20. Frg. 10, 2; *halp* Is. 27, 21; *chiscrip* Is. 57, 11. Frg. 30, 24; *chalp* Is. 91, 7; *chilaupnissa* 93, 5; *lip* Frg. 41, 12. für die möglichkeit dieser gleichsetzung wird der beweis durch *scaap* Is. 91, 9 und *ubarhlaupnissi* Is. 61, 3 geliefert, wo ein unverschobenes *p* selbst für das mittelfränkische sich nicht rechtfertigen liefse. da diese vereinfachte schreibung nur für den auslaut gilt, so kann über die auffassung des echt rheinfränkischen würklich unverschobenen *p* in *pendingo* Frg. 12, 10. 24, 12; *pendigo* 23, 29; *pendinga* 24, 2. 4; *ardempant* Frg. 9, 18; *aruuorpanan* Frg. 67, 6; *hilpit* Is. 53, 20 ein zweifel nicht aufkommen. in der gutturalreihe ist auslautend die abgekürzte schreibung *c* für *ch*, das wäre in diesem falle χ, die regel[1], weil der übersetzer das zeichen *ch* im an- und inlaut für die verschlussfortis *k* verwendete; aber ein paar mal ist ihm doch *ch* entschlüpft: *einich* di. also **einiχ*, steht im Is. dreimal auf s. 79 und in den Frg. 5, 9 (Matthäus), dazu *uuirdich* Frg. 2, 2 (Matth.). dass damit nur die palatale tonlose spirans gemeint sein kann, ergibt sich nicht nur aus dem lautstande der fränkischen mundarten, von denen keine einzige im auslaut den gutturalen verschlusslaut für innere spirans zulässt, sondern auch aus der correspondenz dieses zeichens mit innerem *gh*, über das ich Beitr. 9, 305 falsch geurteilt habe. dieses *gh* kann keinen verschlusslaut meinen, da der grund, den Braune[2] s. 115 für diese lautgeltung anführt, sich nunmehr als hinfällig erwiesen hat. vielmehr muss es beurteilt werden, wie das *gh* der mittelfränkischen und niederfränkischen quellen (die nfr. belege gehn bis ins 9 jh. zurück: *Reghenlend, Gerburgh, Uuerenburgh* Sloet nr 41 a. 850), deren schreibweise ebenso wie die der Isidorgruppe auf dem usus der merovingischen kanzleien beruht. am Niederrhein war es doppelt natürlich, dass man diesen traditionen folgte. um das orthographische system der Isidorgruppe zu verstehn, das in so vielen puncten schwierig und dunkel ist, sollte man immer in erster linie den schreibgebrauch der merovingischen urkunden vergleichend heranziehen; lebendig geblieben aber ist derselbe am längsten in den Niederlanden. wo die mnl. quellen in der schreibung zu der Isidorgruppe stimmen, darf man getrost identität der laute voraussetzen. bei *gh* ist dies nun entschieden der fall. 'vor *e*, *i* und den damit beginnenden diphthongen steht ziemlich unterschiedslos *g* wie *gh*, vor andern vocalen und vor consonanten kommen gleichfalls beide vor, aber *gh* doch verhältnismäfsig so selten, dass man sagen darf, hier habe *g* gegolten, die stelle von *gh* sei vor hellen vocalen'. so Franck in seiner Mnl. grammatik. das ist also ganz wie im Pariser Isidor (Braune[2] s. 115). wir werden demnach dem zeichen *gh* im Isidor dieselbe lautgeltung zuschreiben dürfen, die es im

[1] sporadisch kommt die vereinfachte schreibung *c* für *ch* auch in den anfr. psalmen vor: *uuíc, heilicduom, thurhtic*, Cosijn s. 69.



mnl. hat, nämlich als palatale tönende spirans. das daneben stehnde *g* kann dann nur die gutturale tönende spirans meinen. wenn nun im mnl. für inlautendes *gh*, *g* im auslaut *ch* eintritt, zb. *dach* 'tag', *droech* 'trug', *lach* 'lag' und diese schreibung durch den Leidener Will. als alt erwiesen wird (*werthich* 8, 2; *salich* 9, 11; *mach* 20, 2; *dach* 20, 21; *eynech* 22, 22 usw.), so kann die übereinstimmung mit dem auslautenden *ch* der Isidorgruppe nicht zufällig sein. wir haben demnach allen grund, die erwähnten *einich* und *uuirdich* wie *eynech* und *werthich* im Leid. Will. aufzufassen, dh. als *eintχ*, *wirdtχ*. auch die lautgebungen von Is.-Frg. in der verschärfung des *g* finden ihre analoga im niederländischen. hier wie dort wird, um den verschlusslaut anzudeuten, *cg* gesetzt; dem *daucgal* der Isidorübersetzung (11, 21) entsprechen mnl. schreibungen wie *brucge, lecgen, secgen*[1]. da in der verschärfung der verschlusslaut gesprochen wurde, so erklären sich leicht die variierenden schreibungen *cc* (*hrucca* Is. 19, 19; *muccun* Frg. 17, 20) und *cch*, di. *ck* (*licchentan*, *lecchen*, *lecchent*, *lucche*, *zuiecchem* H. s. 119). es ist nun zweifellos eine unvollkommenheit des orthographischen systems unseres übersetzers, dass er das zeichen *ch* in doppelter geltung verwendet, ja genau genommen in dreifacher. es gilt ihm nicht nur für die verschlussfortis *k*, sondern auch für die spiranten der gutturalreihe und spurweise sogar für die tönende palatalspirans. er hängt auch darin von der merovingischen tradition ab. es war im Frankenreiche seit zwei jahrhunderten üblich, *ch* in deutschen worten doppelwertig zu gebrauchen. vorwiegend vor hellen vocalen setzte man *ch* im sinne des damals noch nicht geläufigen zeichens *k*, und wo es sich darum handelte, die germanische spirans *χ* auszudrücken, muste man in ermangelung eines besseren zeichens ebenfalls zu *ch* greifen. wie die romanischen schreiber der merovingischen canzleien dazu kamen, den verschlusslaut in deutschen worten vor hellen vocalen durch *ch* zu bezeichnen, ist leicht zu sehen. sie wollten die modificierte aussprache des lateinischen *c* vor hellen vocalen verhüten, die in deutschen worten falsch gewesen wäre. durch vermittelung der Langobarden haben die Italiener später diese practisch befundene schreibweise in ihre eigene orthographie übernommen, ganz in den ursprünglichen grenzen, innerhalb deren *ch* als verschlusslaut durchaus auf die stellung vor hellen vocalen beschränkt war. im Pariser Isidor sind diese alten grenzen allerdings verwischt; dies wird sich dadurch erklären, dass dessen überlieferung durch alem. hände hindurchgegangen ist, worauf noch anderes hinweist. wahrscheinlich ist die aus Orleans stammende Pariser hs. aus einer Murbacher vorlage geflossen.

[1] Kauffmann Germ. 37, 253 behauptet, dass *cg* aus der ags. orthographie stamme. dass die Angelsachsen dieses zeichen auch kennen, kann doch nicht beweisen, dass die Deutschen es von ihnen entlehnt haben.

Auf merovingische tradition geht auch der gebrauch des zeichens *ch* für die tönende spirans zurück. diesen kennt die Isidorübersetzung (wie auch andere quellen, Beitr. 9, 304) nur noch in dem praefixe *chi-* und in *bluchisoe* 27, 5, wo aber wol eine verwechselung mit dem praefix im spiele ist. wir haben es hier mit einem archaismus der schreibung zu tun, wie deren in allen orthographischen systemen vorkommen, die eine geschichte haben. der grund der beibehaltung des alten ist im einzelnen falle meistens nicht mehr erkennbar. in der vorlage der Monseer hs. wurde auch dieser letzte rest einer älteren schreibgewohnheit beseitigt, indem für *chi-* überall *ghi-* eingesetzt wurde[1]. die romanischen schreiber der merovingischen canzleien, die den deutschen spiranten gegenüber in verlegenheit waren, werden zuerst für den tonlosen und den tönenden laut neben dem irrelevanten *g* nur das eine zeichen *ch* zur verfügung gehabt haben. durch die unzuträglichkeiten, die diese ungenauigkeit der orthographie mit sich brachte, mögen sie aber bald veranlasst worden sein, einen besonderen buchstaben für den tönenden laut einzuführen. es ist leicht einzusehen, wie sie auf *gh* gekommen sind. dieses zeichen ist offenbar nach dem vorbilde von *ch* gebildet. man löste gewissermafsen die gleichung $c : ch = g : x$ auf[2].

Wie der autor unserer rheinfränkischen übersetzungsgruppe *ph* und *ch*, di. *f* und χ, im auslaut zu *p* und *c* vereinfacht, so hält er es auch mit der dritten tonlosen spirans *th*, für die *t* in ungefähr gleichem umfange erscheint, wie *p* für *ph*. die beispiele sind: *bifant* Is. 13, 1, *fant* Frg. 12, 9, vgl. *pifandh* Pa 62, 3; *baltlühho* Is. 87, 11; *dhurahchunt* 15, 8; imperat. *uuirt* Frg. 14, 20; *uuart* 'ward' Frg. 4 mal gegen 14 *uuarth*; *quat* 10 mal nach H.s zählung, merkwürdiger weise ohne danebenstehndes *quath*; *arscheat* Frg. 40, 29, vgl. *undirsciethon* altnfr. ps. 65, 14; *heitniscun* Frg. 31, 12. dazu im silbenschlusse *hohsetli* 'thron' Is. 81, 19. 85, 2. *hohsetle* 49, 4, vgl. *ènsetlion* 'einsiedler' Essener gl., *ènsetlic* Gloss. Lips. 273, zu *sethal*. das ist ganz wie im Heliand, besonders in C, vgl. *uuart* 'wurde' 3127 C; *quat siu* 271 C und sehr oft *quathie*, di. *quat hie*; *uurèt* 'zornig' 5464 C; *magat* 'jungfrau' sehr häufig, zb. C 252. 269. 296. 386. 437 usw.; *suotspell* zu 'süfs' 3838 C. auch die niederfränk. psalmen kennen diese schreibung: *fremit-boran*, *quat* 'sprach', *quit* 'sprich' verzeichnet Cosijn s. 72. wahrscheinlich ist auch das durchstehnde *mit* des Is. und der Frg. als *mith* aufzufassen, da in den nfr. psalmen

[1] den ausführungen Kauffmanns über die orthographie der Isidorgruppe Germ. 37, 256 ff kann ich nur in wenigen puncten beitreten. dass das praefix in der originalniederschrift unserer übersetzungen *ki-* geschrieben gewesen sei, halte ich für ebenso unerwiesen, als dass in der schreibweise von Is.-Frg. irgendwo ags. einflüsse bemerkbar seien. auf eine widerlegung im einzelnen lasse ich mich nicht ein, da sie implicite in der oben gegebenen darstellung enthalten ist.

[2] vgl. Kauffmann, Germ. 37, 248.



gleichfalls immer *mit* geschrieben wird; in der nahe an der niederländischen grenze entstandenen Leidener hs. des Williram ist dagegen die deutlichere schreibung *mith* durch zahlreiche beispiele vertreten. auch auf das häufige *met* des Cott. kann hingewiesen werden. in den Frg. ist auslautendes *th* nicht selten gewahrt: *golth*, *munth*, *sculth*, *uuarth*, *inuuerthlihho* (vgl. got. *-wairþa-*) verzeichnet H. s. 115, dazu die von ihm falsch beurteilten und deshalb auf s. 114 gestellten *bluoth* und *brôth*, deren *th* durch belege aus andern quellen als völlig richtig erwiesen wird. im Isidor finden sich nur zwei beispiele, *ithniuuues* 11, 18 und *anth-lutte* 19, 18; man hält das letztere für einen fehler, aber *anth-* kann ja ganz gut dem ags. *oð-* entsprechen, da bei diesem praefix betonte und tonlose form in Is.-Frg. durcheinandergegangen sind. nicht selten wird in der Pariser hs. (Weinhold s. 72), dreimal auch in der Monseer (H. s. 114) das zeichen für die tönende spirans *dh*, das eigentlich nur im inlaut berechtigt ist, im auslaut beibehalten. das ist wie im Leidener Williram, wo in der gutturalreihe neben *ch* nicht selten auch *gh* im auslaut auftritt. die auslautenden *t* für got. *d* im Pariser Isidor sind zu beurteilen wie die inlautenden *t* in *fater*, *muoter*, *gotes* usw.; sie kommen auf rechnung der südfränkischen orthographie, an die sich unser niederrheinischer übersetzer in der umgebung des königs anzuschliefsen genötigt war. wie erklärt sich aber das falsche *th* in *chilothzssom* 'consortibus' Is. 17, 21? ich glaube, wir haben es hier mit einer mischung aus zwei formen zu tun: der übersetzer hatte zuerst *chiloto* geschrieben. als er den fehler merkte, trug er erst *h*, das vor *l* zu stehn hatte, über der zeile nach und corrigierte dann *t* in *zss*. der copist übersah den tilgungspunct unter *t*, und indem er sowol *h* als *zss*, und zwar das erstere an falscher stelle, in die buchstabenreihe einordnete, brachte er jene interessante mischform zu stande. wenn der autor unserer übersetzungsgruppe aus einer mittelfränkischen gegend stammte, so können unverschobene *t* bei ihm nicht überraschen; finden wir dergleichen doch auch in der SGaller hs. des Keronischen glossars, wo sie aus dem fränkischen originale stehn geblieben sind: *hlut* 'loos' 69, 24 und *iruualtit* 'gewälzt' 63, 38. die verschiebung von *t* muss überhaupt ein sehr junger lautwandel sein, da ihn zb. die ältesten thüringischen urkunden von 704 und 716 noch nicht kennen (Müllenhoff, Denkm.[3] s. XIII). — die heimat unseres meisters verrät sich auch in der assimilation von *hs* zu *ss*, die in *foluuassan* Is. 83, 2 und *flas* 'flachs' Frg. 5, 11 nach sächsisch-niederfränkischer weise eingetreten ist; dass sie auch dem mittelfränkischen nicht fremd war, zeigt zb. *wassen* Leidener Will. 12, 1 Hoffmann. eine mischform aus rheinfr. *oxso* und mfr. *osso* ist *oxsso* Is. 91, 17; von ganz gleicher beschaffenheit ist die form *ohsson* ndfr. ps. 65, 15.

2) vocale. mit dem Heliand berührt sich unsere über-

setzungsgruppe darin, dass die *n*-verbindungen hier wie dort den umlaut verhindern, im gegensatz zu den hochd. quellen. den belegen aus dem Heliand (*elilandige* 5139 M; *manniscono* 2678 C; *mannisc barn* 4299 M; unsicher, weil auch anders erklärbar, pl. *handi* 4917 M = *endi* C und 3 sg. *gangid*, *standid*) stellen sich aus Is.-Frg. die folgenden gleichgeartet zur seite: *manniscnissa* Is. 69, 17; *maniscnissa* Frg. 28, 11; *mannischin unfesti* 'humana infirmitas' Frg. 40, 13; n. sg. m. *strango* Is. 37, 15, wenn es nicht vielmehr zu as. *strang* gehört, was ganz gut möglich wäre, obgleich ahd. nur *strengi* belegt ist; *in iro andinum* Is. 95, 3; *angil* 'engel' im Is. durchstehend und in Frg. siebenmal nach H.s zählung; 3 sg. *standit* Is. 39, 4; 3 sg. 2 pl. *forstantit* Frg. 9, 20. 8, 27; *anti* 'und' Frg. 34, 16; pl. *andriu* Frg. 17, 19, aber *elliu*; vgl. auch *låndino* 'lenden' Is. 89, 19. vielleicht ist daher auch *alilenda* Is. 93, 11 in *elilanda* zu ändern, da es in Is.-Frg. das einzige beispiel eines ohne grund unumgelautet gebliebenen *a* wäre. über *saghida* s. u. beim verbum. bei *marigreoz* Frg. 10, 14. 13 ist die *r*-verbindung des grundworts *margarita* im spiele. — unhochdeutsch ist ferner das *i* der form *biquhime* Is. 61, 5. die neigung, *ĕ* spontan zu *i* werden zu lassen, ist niederfränkisch, vgl. in den psalmen *fitherac* 'fittich', *irtha* 'erde', *hirta* 'herz', *brican* 'brechen', *uuirthan* 'werden', *quithan* 'sprechen' (ps. 60, 9), Cosijn 57 f. aus dem Cott. schliefsen sich die gleichfalls nfr. formen *geuuirthan* 'werden', *giuuirthod* 'dignatur', dativ *uuirke* 'werk' an, die ich in der recension von Gallées Grammatik besprochen habe. — *scuonin* 'schönheit' Is. 65, 19 hat das seiner lautgeltung nach noch nicht aufgeklärte *uo* einiger mittelfr. und niederfr. quellen, vgl. im Cott. *buom* 'baum', *bruod* 'brot', *gruot* 'grofs', *fruo* 'herr', *tuogian* 'zeigen', *gidruog* 'betrog', im Leid. Will. *buomgardo* 'baumgarten' 36, 12; *gruoz* 'grofs' 64, 4, *ruod* 'rot' zb. 26, 28. 30, 17. 36, 12. 18. 37, 28. 66, 19. 69, 20. so findet auch die 3 sg. *adhmuot* 'atmet' Is. 39, 16 gesellschaft in der 3 sg. *foruuarduot* 'bewacht' Cott. 4980. — eine nd. form ist ferner *seula* 'seele' Frg. 14, 6, dat. *seulu* Is. 45, 19. Frg. 5, 7 = as. *seola*, *siola* Hel., *an sialun* Psalmencomm. 52, *thiu helge siele* Niederd. glaube Denkm.[3] nr 98, 11, *the sielan* Leid. Will. öfter, zb. 6, 16. — *æfter* 'nach' Is. 17, 3 ist nicht angelsächsisch, sondern niederfränkisch wie *æfter* Cott. 78, vgl. Weinhold Isidor s. 93. — ich möchte schliefslich noch auf die zahlreichen *e* für *a* in endsilben hinweisen (Paul, Beitr. 4, 344. Weinhold Isid. 62. 65), die in diesem umfange nur noch in den Heliandhss. vorkommen. die ältesten hochdeutschen denkmäler sind davon, abgesehen von der stellung hinter *j*, fast ganz frei.

B) flexion. diese ist reich an niederdeutschen formen, die der urheber unserer übersetzungsgruppe nur aus seiner heimatlichen mundart in die rheinfränkische sprache, deren er sich bediente, übernommen haben kann. auf rein hochdeutschem

boden sind die meisten der hier zu besprechenden formen völlig unerhört und unmöglich.

a) flexion der nomina. 1) nom. acc. plur. *himilo* 'die himmel' Is. 11, 2. 57, 18. diese form hat nur auf sächs. boden ihresgleichen: *gesido* 'genossen' Hel. 2983 M; *uppuuego* 'wege nach aufwärts' 3458 C; *liudio* 'leute' 4140 M. 910 M; *grurio* 'schrecken' 112 C; *sunufatarungo* Hild. — 2) der dativ plur. der *ja*-stämme endigt ausnahmslos auf *-um*: *bilidum* Is. 17, 8; *chunnum* 71, 21; *herrum* 71, 22 (= *heriun* Hild.); *endum* 79, 13: *entum* Frg. 7, 9; *heimingum* Frg. 5, 10; *otmahlum* Frg. 29, 25. das ist ganz wie im sächsischen, nur dass dort, wie natürlich, das ableitende *j* erhalten bleibt. es gibt keine hochdeutsche quelle, und am wenigsten eine fränkische, die der endung *-um* (*-un*, *-on*) mit dieser entschiedenheit vor *-im* (*-in*) den vorzug gäbe. — 3) eine auf as. weise gebildete form ist der nom. acc. eines neutralen *ja*-stammes *chiuuizs* 'scientiam' Is. 15, 5 = as. *giuuit*; dieser der endung entbehrende nom. wird auch durch den genitiv *chiuuizsses* 89, 7 vorausgesetzt, der sich durch den mangel der verschärfung von as. *giuuitties* unterscheidet. die echte ahd. form lautet *gauuitzi* (Fränk. gebet), *geuuiczi* (Strafsb. eide) usw. von gleicher beschaffenheit wie *chiuuizs* ist nur noch *inwit* im Hildebrandsliede, diese form stammt aber aus dem as. originale dieses gedichts. — 4) sehr interessant sind auch ein paar formen der *i*-declination. einmal der acc. sg. *dhea lantscaffi* Is. 71, 10 = as. *landscepi*; also mit erhaltung des themavocals, was bei den wörtern auf *-scaf* im ahd. sonst nirgends vorkommt; und dann, gleichfalls mit erhaltenem themavocal, noch dazu nach langer silbe (wie in den altniederfränkischen worten der Malbergischen glosse) 'potestatem' *chiuualdi* Is. 79, 2, wo sich der plural schwerlich rechtfertigen lässt. einige altertümliche formen dieser art finden sich auch im Keron. glossar (Kögel Üb. d. Ker. gl. s. 161 f). beachtenswert ist ferner, dass von dem worte *lih*, das sonst im ahd. immer ein fem. der *i*-classe ist, in der Isidorübersetzung zweimal der dativ *in liihhe* 53, 3. 6 vorkommt, übereinstimmend mit dem got. an. einerseits und dem ags. anderseits, wo *lîh* zu den neutralen *a*-stämmen gehört. — 5) das wort *Jude*[1] ist im ahd. ein *n*-stamm, *Judeo* pl. *Judeon*. ebenso im sächsischen (Schmeller 66), aber hier kommt in festen formeln aufserdem auch noch der heteroklitische genitiv plur. *Judeo* vor: *themu Judeo cuninge* 696 M, *Judeo folc* 463. 3543 usw., *Judeo liudi* sehr oft, *Judeo barn* 4236 C. diese sonst nirgends belegte form kennt nun auch unser übersetzer, und zwar nur diese.

[1] merkwürdig ist die as. form mit spirans, die sich im Cott. häufig findet: *Judeo liudi* 2340. 4845. 5109. 5112. 5133. 5212. 5214. 5233. 5238. 5275. 5283. 5387. sie ist auch fries. vorhanden: *an thera Jothana bokon* Richth. 130ª, 16. ein plausible erklärung dafür ist mir nicht bekannt.

sehr häufig bedient er sich, wie der Helianddichter, der verbindung *iudeo liudi* Is. 69, 3; *iudeo liuti* Frg. 33, 6. 35, 30; *iudaeo liudi* Is. 77, 20; *iudea liuti* Frg. 49, 10. aufserdem findet sich *dhero iudeo quhalm* Is. 59, 16 und der dem genitiv nachgebildete und ihn voraussetzende nominativ pl. *dhea iudea* Is. 79, 18. bemerkenswert ist dabei noch der umstand, dass zu der formelhaften umschreibung *iudeo liudi* der lateinische text, der immer nur *Judaei* hat, keine veranlassung gab. ich will aus dieser merkwürdigen übereinstimmung mit dem sprachgebrauche des Heliand keine weiteren folgerungen ziehen, bemerke aber, dass unserm übersetzer auch sonst anklänge an die epische sprache entschlüpfen. die formel *uuerodheoda druhtin* 'herr der heerschaaren' Is. 29, 12. 14 (= Frg. 35, 18). 29, 18. 49, 16. 31, 4 (= Frg. 35, 4). 33, 6 (= Frg. 35, 17), die also nur in der Isidorübersetzung vorkommt, begegnet in den ahd. quellen sonst nirgends, ähnlich ist aber ags. *waldend werþeóda* Crist 714. Andr. 857 Grein. auch altn. *verþjóđ* ist ein wort der poetischen sprache. da im sinne von 'menschheit' in den ags. dichtungen bei diesem worte immer der plural gebraucht wird, so muss wol auch *uuerodheoda* ein altertümlicher gen. plur. der *â*-declination von der art sein wie as. *hofno* 'der wehklagen' 746 CM zu *hofna* f. und *fratoho fratoo* 1724 di. *fratwô* = ags. *frætwa* zu plur. fem. *frætwe* 'schmuck'. das *â* für *ô* am schlusse hätte parallelen in *Judea liuti* Frg. 49, 10 und in den Beitr. 14, 112 ff besprochenen fällen, die ich ihrerseits noch durch eine verweisung auf Möller Altengl. volksepos s. 57 hätte stützen können. ein ausschliefslich episches wort scheint *hruomag* zu sein, das Is. 21, 1 in der formel *aerdhriihhes hruomege* 'gloriosos terrae' vorkommt. der westgermanischen prosarede ist es ebenso fremd, als der poetischen geläufig, vgl. Hel. 945. 4926 und für das ags. *hrémig* Grein II 102. so erinnert auch *adhalsangheri* 'egregius psalmista' Is. 29, 7 an ags. epische composita wie *ædelcyning, ædeltungol.* auch die allitterierenden formeln *ędhili endi ôdhil* 'genus et patria' Is. 69, 20 und *mihhil enti mâri ist namo mîn in deotôm* Frg. 31, 5, wo im lateinischen texte nur 'magnum' steht, können in diesem zusammenhange aufmerksamkeit beanspruchen. — 6) der eigentümliche gen. plur. *dhero heilegeno* Is. 61, 7 hat seine einzige ganz zutreffende parallele in *hëligeno* Psalmencomm. 57 Denkm.[3] I 235. die form ist von der gewöhnlichen auf *-ôno* principiell zu trennen und mit der gotischen auf *-anê* zu vereinigen, da die abschwächung eines inneren *ó* zu *e* für das ende des 8 jhs. ganz undenkbar ist. der genitiv *huorouuilleno* Lorscher beichte 7 (Denkm.[3] I 238) ist insofern nicht ganz gleichartig, als hier das ableitende *j* im spiele sein kann. noch weniger darf die häufige form *sunteno* (Lorsch. b. 2; *suntheno* Fränk. taufgel. B, Benedictb. gl. u. b. 18. 22. 24. 29, *sundeno* SGaller gl. u. b.) unmittelbar verglichen werden.

b) flexion des starken adjectivs und der pronomina. 1) ganz auf nfränk. und sächs. weise ist der dat. plur. *allum* Is. 71, 22 gebildet, vgl. zb. *allum dioboles uuercum* sächs. taufgelöbnis. dass diese von hochd. *allêm* principiell verschiedene und für die niederdeutschen sprachen characteristische form auch in mittelfränkischen grenzgegenden gesprochen wurde, beweist der Leid. Will.: *an allon then* 33, 5. — 2) völlig nd. ist ferner die ausgleichung der drei genera im nom. acc. pl. des artikels zu einheitlichem *dhea.* für *dhea* als m. braucht es keiner belege; als fem. finden wir diese form Is. 61, 9 *dhea sibunzo uuehhono*; 61, 14 *dhea uuehhun*; als neutrum ebenfalls zweimal, nämlich Is. 39, 15 *chiuueihhit dhea* 'liquefaciet ea' und Frg. 7, 18 *dea aftrun* 'novissima'. dass im Heliand *thea* für alle drei geschlechter verwendet werden kann, ist bekannt. für das pronomen *er*, *sie*, *es* belegen dieselbe ausgleichung die Frg. 25, 15: *lèret allo deota, taufente sie.* im as. ergreift diese gleichmachung auch das adjectiv (vgl. zb. *lâria uuord* 1727 C, *suôtea uuord* 3784 M, *lârea stênuatu* 2036 CM), falls das *a*, das auch in den nfr. psalmen im neutr. pl. herscht, so zu erklären ist. wie dem immer sei, der übersetzer des Isidor kennt diese gänzlich unhochdeutsche neutralform auch in einem falle, nur dass er wie auch sonst oft *e* für *a* setzt: *in dhem sindun zisamande chizelide eines min dhanne fimfzuc iaaro fona daniheles ziide* 61, 18, wo *chizelide* nur das neutrum pl. sein kann. an zwei stellen wird auch der adjectivplural des femininums nach art des niederfränkischen und sächsischen (wo bekanntlich die ahd. form auf *-o*, wie *blinto*, völlig fehlt) auf *-a* oder *-e* gebildet: *in dhemu daghe uuerdhant manego dheodun chisamnoda zi druhtine* Is. 33, 2 (= *kasamnoto* Frg. 35, 15) und *dhenselbun sindun dheodun bitdande* 93, 20 = 95, 4. — 3) im Cott. des Heliand und auch in den anfr. psalmen (Cosijn 15) ist der unterschied zwischen der starken und der schwachen form des acc. sg. m. beim adjectiv im erlöschen begriffen. beide können auf *-an, -on* ausgehn, vgl. zb. die starken formen *mînon* C 2584, *allon* C 3260. auf derselben bahn bewegt sich eine form des Is.: *dhen heilegan gheist* 37, 21. 41, 14, wo doch gewis der schwache acc. gemeint ist. denn die einzige stelle, wo sonst hinter dem artikel die starke flexion gebraucht wäre, enthält zweifellos einen fehler: *dhea dhrifaldiu heilacnissa* 49, 18; Braune im Leseb. will dafür *dhrifaldûn* lesen. — 4) ein paar halbniederd. formen hat auch das pronomen 'dieser' aufzuweisen. man darf dahin den acc. sg. f. *dheasa* Is. 95, 16 rechnen, weil er in correlation steht zu dem nom. sg. f. *thiusa* im Leid. Will. 24, 5. 71, 5. diese altertümliche nominativform hat wahrscheinlich auch Frg. 35, 5 gestanden, da die erhaltenen buchstaben *di* eine andere ergänzung nicht zulassen; formen mit innerem ĭ wie *disèr*, *disiu* sind dieser übersetzungsgruppe durchaus fremd, die ergänzung H.s ist also falsch, und dann wüste ich nicht, was aufser

diusa oder *dius* (= as. *thius*, ags. *þeós*) noch übrig bliebe. — 5) beim personalpronomen ist die form *er* 'ihr' bemerkenswert. sie findet sich mehrmals im Is. und in den Frg.: *endi er sculut bichennen* Is. 31, 3; *odho ni larut ęr in ęuu* Frg. 4, 11; *ær auuar sohhet* Frg. 14, 6; *ær* Frg. 8, 26. ihresgleichen hat sie häufiger nur im Leid. Will.: *geet uuz, er iuncfrouwon* 27, 23; *er guode sielan, er thie siit* 27, 28. sonst finde ich sie nur noch einmal in einer hs. der sehr nach dem niederdeutschen hinneigenden, auch in as. fassung vorhandenen Matthäusglossen Steinmeyer nr 368: Gl. I 714, 45.

c) verbalflexion. 1) in keinem andern ahd. sprachdenkmale finden sich die Beitr. 9, 520 besprochenen kurzen praeteritalformen von *habên*: *hapta* Is. 31, 14 und dreimal in Frg., *haptun* Frg. 8, 10. ein paar mal hat der bairische schreiber die regulären formen *hapêta*, *habêtun* eingeführt. ich halte diese praeterita für unhochdeutsch, da sie das *j*-praesens *hebbian* ebenso voraussetzen, wie ahd. *hocta* tatsächlich das praesens *huggen* neben sich hat. nirgends kommen praeterita dieser art ohne daneben liegendes *j*-praesens vor, deshalb ist eine beziehung von *hapta* auf das ahd. praesens *habên* ausgeschlossen. der übersetzer kannte die form aus seiner mfränk. heimat, wo sie wie in den niederdeutschen sprachen üblich war nach *hafda* Leid. Will. 14, 5. die form von Is.-Frg. scheint jedoch dem as. *habda* näher zu stehn, wenn nicht etwa das *p*, das ja im silbenschlusse steht, für *ph* = *f* genommen werden muss; nach dem oben erörterten muss diese möglichkeit offen gelassen werden. vielleicht ist auch die form *saghida* Is. 57, 11 hierher zu stellen; sie könnte nämlich, worauf der höchst auffällige mangel des umlauts führt, für ein *saghda* oder *sagda* des originals eingetreten sein, in anlehnung an die dem Murbacher abschreiber geläufige alemannische praeteritalform *segita*. der übersetzer selbst könnte die form auch dann nicht gebraucht haben, wenn er ein Rheinfranke von geburt gewesen wäre, denn die praeterita *segita*, *hebita*, *libita* sind ganz ausschließslich oberdeutsch, vgl. Beitr. 9, 520. — 2) die form *dhu chiminnerodes inan* Is. 55, 9 findet in den hochd. quellen keine parallelen, desto mehr im sächsischen (vgl. Paul, Beitr. 4, 420), wo der Mon. des Heliand zahlreiche belege gewährt: *habdes* 2955. 3377; *sendes* 4095; *mahtes* 3062. 2952. 3062; *uueldes* 821.

C) syntax und wortgebrauch. hier sind meine beobachtungen der ergänzung durch andere sehr gewärtig. denn ich muss mich auf einige wenige puncte beschränken. 1) niederdeutsch klingt das reflexivum Frg. 15, 12 *fuorun im sum in siin dorf sum auh za sinemo caufe* 'abierunt, alius in villam suam, alius vero ad negotiationem suam'. ich kenne dafür keine weiteren ahd. beispiele, da Hild. 39 (Denkm.[3] I 5) *du bist dir altêr Hûn ummet spâhêr* zu den sächsischen eigenheiten des liedes gehört. im Heliand ist dieser ethische dativ etwas ganz gewöhnliches,

vgl. Schmeller II 170. — 2) *dôm* im sinne von 'gotteshaus' begegnet ahd. nur Is. 85, 5; der übersetzer kennt das wort wol aus seiner heimatsmundart, wo es, da *duom* 'templum' dreimal in den nfr. ps. u. gloss. Lips. erscheint, früher als im hochd. üblich geworden zu sein scheint. — 3) das as. *bûtan* 'aufser' kennt von den ahd. quellen nur die Isidorübersetzung: *buuzssan einigan zuuivun* 61, 10. die nebenform *biuzan* = as. *biutan* hat aufserdem auch noch das übersetzungsbruchstück der Lex Salica: *farah daz biuzan deru mooter leben mag*, wo wol auch einflüsse eines mehr nördlichen dialects im spiele sind, denn für eine ostfränkische gegend ist die übersetzung schwerlich angefertigt worden, vgl. Denkm.[3] II 363. im Heliand ist nun freilich *bûtan*, *biûtan* nur als adverb im gebrauch; ags. zwar auch als praeposition, aber nur mit dem dativ verbunden. dagegen stimmen die fries. quellen ganz zum Isidor: *bûta frâna wald*, *bûta frâna ban* ua. verzeichnet Richthofen 676[b]. hätten wir eine reichere altnfr. und altmfr. litteratur, so würden wir wahrscheinlich die praeposition in dieser gebrauchsweise auch dort nachweisen können, denn aus dem fries. direct kann sie der übersetzer des Isidor nicht entnommen haben.

Man kann vielleicht einzelnen dieser übereinstimmungen zwischen der sprache unserer übersetzungsgruppe und den niederrheinischen dialecten die beweiskraft absprechen, aber ihrer summe schwerlich. auch über die auffassung der tatsache kann man nicht wol geteilter meinung sein. wer es für möglich hält, dass ein solcher mischdialect, der sich aus rheinfränkischen und mittel- oder niederfränkischen bestandteilen regellos und willkürlich zusammensetzt, würklich irgendwo gesprochen worden ist, der weise uns denkmäler nach, die dieses aufser zweifel setzen. was wir sonst von rheinfränkischen quellen besitzen, ist frei von niederdeutschen bestandteilen. da sich nun die geschichte dieser übersetzungen durchaus nur auf hochdeutschem gebiete abspielt, so wäre auch die annahme eines mittel- oder niederfränkischen copisten, der die auffällige mischung verschuldet hätte, grundlos und unbeweisbar. also muss der mischdialect auf den übersetzer selbst zurückgeführt werden, der sich eben dadurch, dass die niederrheinischen elemente ganz gleichmäfsig auf alle teile der sammlung verteilt sind, als einheitliche persönlichkeit erweist. denn wenn mehrere an dem werke gearbeitet hätten, so wäre es ein unerklärlicher zufall, dass sie gerade alle rheinfränkisch schreibende Mittelfranken gewesen sein sollten.

Es muss eine starke macht gewesen sein, die damals, wo alle dialecte einander völlig gleichwertig waren hinsichtlich der litterarischen verwendung, einen übersetzer nötigen konnte, anders zu schreiben als er sprach, seine werke in einer andern als in seiner heimatlichen mundart abzufassen. da nun die von unserem schriftsteller angewendete sprache bis auf die eingesprengten

körner seines heimatsdialectes die gleiche ist, deren sich 842 ein enkel Karls des grofsen bei dem eide bedient, den er dem bruder leistet, und in der 881 ein dichter Ludwigs III, eines urenkels des grofsen Karl, den sieg seines fürsten verherlicht, so zweifele ich nicht, dass der autor unserer übersetzungen die sprache seines kaisers, in dessen auftrag er arbeitete, zu schreiben versucht hat. Karl der grofse aber war in Rheinfranken geboren und erzogen, und er wird keinen andern dialect als den seines hauses als norm für den deutschen schriftgebrauch anerkannt haben. wenn wir die deutsche grammatik hätten, die er nach Einharts zeugnis (c. 29) begonnen hat, so würde sich vermutlich zeigen, dass sie auf den rheinfränkischen laut- und formenstand basiert war. und vielleicht würden sich ihre normen mit denen unseres übersetzers als wesentlich identisch erweisen. da, wie wir oben s. 219 sahen, nachgewiesen ist, dass diese übersetzungen mit Hildebold von Köln, dem erzcaplan und freunde Karls, in beziehung stehn, so liegt die vermutung nahe, dass sie von einem geistlichen des Kölner bistums, der sich im gefolge Hildebolds befand, unter dessen aufsicht am hofe Karls des grofsen verfasst worden sind.

Wenn diese ergebnisse richtig sind, dann hat die frage nach dem entstehungsorte unserer übersetzungsgruppe keine bedeutung mehr. denn es ist gleichgiltig, in welcher kaiserlichen pfalz jener niederrheinische geistliche gearbeitet hat[1]. umgekehrt erklärt es sich nun, warum alle bisherigen versuche, mit hilfe der urkunden die heimatfrage zu lösen, fehlschlagen musten. keiner der fränkischen localdialecte konnte völlig übereinstimmen, weil das deutsch dieser übersetzungen überhaupt nirgends gesprochen worden ist. wir haben darin vielmehr mit Scherer den ersten versuch der

[1] man weifs nicht, wo Karl der grofse geboren ist und wo er seine erste erziehung genossen hat. es ist daher nicht festzustellen, welcher rheinfränkische localdialect ihm eigen war. wenn es indes wahr ist, dass die sprache der Isidorgruppe ihrer grundlage nach sich deckt mit der mundart Karls und seiner familie, so lässt sich manches dafür geltend machen, dass die wiege des grofsen königs im süden des rheinfränkischen gebietes gestanden habe, etwa in Speier oder Worms. ich will nur auf ein einziges an sich unbedeutendes factum hinweisen. der übersetzer unserer gruppe verwendet ausnahmslos die formen *frummen* 'perficere' und *stimma* 'stimme'. darin steht sein sprachgebrauch im widerspruch zu der mehrzahl der fränkischen quellen, die vielmehr *fremmen stemma* setzen. es ist dies nicht nur in den ostfränkischen denkmälern der fall (T., Fuldaer beichte, Würzb. glossen), sondern auch in den rheinfränkischen (Frankfurter glossen, Mainzer beichte), mittelfränkischen (Trierer cap., Leidener Williram) und niederfränkischen (psalmen). dagegen sagt der verfasser des Weifsenburger katechismus und ebenso später Otfrid in übereinstimmung mit den oberdeutschen dialecten nur *frummen* und Otfrid *stimma* (im kat. kommt das wort nicht vor). da nun Weifsenburg selbstverständlich ausgeschlossen ist, weil eben keine pfalz dort stand (auch sprachlich durch viele gründe, ich erinnere nur an das durchstehnde *uo* von Is.-Frg.), so müssen wir ein wenig weiter nach norden gehn, ohne indes zu nahe an Mainz heranzukommen. dann werden wir aber nach Speier oder Worms geführt.

begründung einer deutschen schriftsprache zu erblicken, der freilich ohne nennenswerte nachfolge geblieben ist[1].

Wir sind indes mit der geschichte unserer übersetzungen noch nicht zu ende. es erübrigt noch, mit einigen worten auf die freilich sehr geringfügigen alemannischen spuren in der sprache des Pariser Isidor einzugehn, aus denen schon oben der schluss gezogen wurde, dass die vorlage der in Orleans geschriebenen hs. vielleicht in Murbach entstanden sei. diese annahme lässt sich nun zwar nicht stricte beweisen, aber da die vorlage des Pariser Isidor von einem alem. schreiber herrühren muss und da sich eine hs. des Isidor nachweislich in Murbach befunden hat (Beitr. 9, 328), so ist es wol nicht zu kühn, die vorlage des Pariser Isidor direct oder durch zwischenglieder mit dieser verlorenen hs., aus der stückchen in das glossar Ic übergegangen sind, zu identificieren. als alemannisch dürfen wir ansprechen 1) die form *fleugendem* Is. 13, 17 mit ihrem nach oberdeutscher art vor gutturalen intact gebliebenen diphthonge, gegenüber fränk. *leogando* Is. 79, 10; *fleogente* Frg. 8, 6; *mînan leoban* Frg. 5, 7; — 2) den nom. pl. *dhrie* Is. 35, 20, während sonst in Is.-Frg. überall *dhrî, drî* steht; jene form wird durch ihr vorkommen in Notkers psalmen als alemannisch erwiesen; — 3) das neutrum *salb* 'die salbe' Is. 19, 11, das sonst nur noch bei Notker vorkommt (Graff VI 191); — 4) vielleicht die schwachen praeteritalplurale mit *ô*. diese treten nur im Pariser Isidor auf, niemals in den Frg.; eine gewähr, dass sie im originale gestanden haben, ist also nicht vorhanden. einer der beiden schreiber hat auf jeden fall geändert, der Murbacher oder der Monseer. ich möchte indes nicht unerwähnt lassen, dass möglicherweise die *ô*-plurale auch nfrk. üblich gewesen sind. denn wie aus Cosijns zusammenstellungen hervorgeht (s. 31. 26), herscht im plural der schwachen verba dort fast ausnahmslos *o*, während die starken verba zwischen *u* und verschiedenen schwächungsvocalen schwanken. dieser unterschied wäre, wenn gleichmäfsig *u* zu grunde läge, nicht zu erklären. wenn aber eine differenz bestanden hat, so muss es wol die gleiche sein, die alem. vorhanden ist, *ô* bei den schwachen verben, *u* bei den starken. die *ô*-praeterita des Is. könnten also vielleicht zu den niederrheinischen anklängen seiner sprache gezählt werden. aber solange die *ô*-formen für das niederfr. (und womöglich auch mittelfr.) nicht ganz sicher er-

[1] doch darf ich wol auf die ergebnisse meiner Beitr. 9 (1884), 301 ff veröffentlichten untersuchung 'Zu den Murbacher denkmälern und zum Keronischen glossar' verweisen, wo ich gezeigt zu haben glaube, dass die stücke der sog. Murbacher hs. (hymnen und Iuniussche glossen) nebst einigen Reichenauer denkmälern aus vorlagen geflossen sind, die in sprache und lautgebung dem Isidor und seiner sippe sehr nahe standen. die rheinfränkische herkunft des Keronischen glossars hat sich mir seitdem noch mehr bestätigt. aber es ist älter als die Isidorgruppe und kann mit ihr in keinen zusammenhang gebracht werden.

wiesen sind, ist die andere möglichkeit vorzuziehen. wie es zu erklären sei, dass Is. 65, 4 *mahton* in *mahtun* corrigiert ist, bleibt unsicher; — 5) vielleicht die praeterita *uuista* (Is. 13, 2. Frg. 5, 2) *uuissa* (Frg. 5, 22. 40, 11) gegenüber fränk. *uuesta uuessa.* aber *uuista* haben auch die anfr. psalmen, und *uuissa* der Heliand; — 6) vielleicht das praeteritum *mahta*, das in Is.-Frg. durchsteht, statt der in den fränk. quellen herschenden form *mohta.* aber auch der Heliand kennt *mahta* (neben *mohta*); — 7) man könnte vielleicht auch die gen. dat. swmn. auf *-in* für alemannisch halten, die bekanntlich in Is.-Frg. bis auf drei fälle des fränkischen *-en* (*dhes chrismen* Is. 19, 11; *dhes unchideiliden meghines* 35, 22; *dhes selben* 69, 16) durchstehn; vgl. Paul, Beitr. 4, 409. aber ich ziehe es vor, die *-in* zu den berührungen mit dem niederrheinischen zu rechnen; denn in den nfr. psalmen steht immer *-in*, dazu im Cott. 5113 *haftin*, während das altsächsische sonst nur *-en* kennt. mit dieser erörterung der mehr oder weniger sicheren alem. bestandteile in der sprache von Is.-Frg. will ich die untersuchung über den ursprung und die geschichte der Isidorgruppe, die vielleicht H. weiterführen wird (er stellt eine darauf bezügliche schrift in aussicht, s. 139), abbrechen und damit zugleich die besprechung von H.s Monsee Fragments schliefsen.

Ich wende mich nunmehr zu der zweiten (dem andenken Zarnckes gewidmeten) ausgabe von Sievers Tatian, die sich als ein neues werk sorgfältigster arbeit praesentiert. der hsg. hat keine mühe gescheut, um seine erstlingsschrift, die vor 20 jahren erschienen war, den anforderungen der heutigen wissenschaft entsprechend umzugestalten. vor allen dingen hat er die hs. wenigstens des deutschen textes neuverglichen, wobei sich eine anzahl kleiner berichtigungen seines früheren textes ergeben hat; dass der gewinn nicht demjenigen Henchs gleichkommt, gereicht Sievers nur zum lobe, der sich eben nicht mehr viel zu tun übrig gelassen hatte. mit grofser mühe und genauigkeit ist das glossar neu bearbeitet worden, das nunmehr die volle zahl der belege jedes wortes umfasst. diese arbeit wie auch das wortverzeichnis hinter Henchs ausgaben wird derjenige zu schätzen wissen, der einst Graffs monumentalwerk zu ersetzen den mut und die kraft fühlt. besäfsen wir nur auch erst ein vollständiges wörterbuch zu Notker! auch die einleitung hat S. völlig umgeformt; aufser den angaben über ‘handschriften und quelle’ und einem (sehr kurzen) capitel ‘zur vorgeschichte’, worin der anteil der einzelnen übersetzer im anschluss an Steinmeyers untersuchungen (recension der ersten ausgabe in der Zs. f. d. phil. 4, 473 ff) behandelt wird, enthält sie eine statistische lautlehre von grofser reichhaltigkeit, in die auch die meisten flexionsformen aufnahme gefunden haben. für einzelne teile der syntax sorgt das treffliche glossar. die litterarhistorischen fragen, die sich an das wichtige denkmal anknüpfen, hätten sich allerdings ausführlicher behandeln lassen. S. hält mit recht

daran fest, dass die übersetzung in Fulda um 830 unter den augen Hrabans und vielleicht auf sein directes geheifs (s. LXX) entstanden ist[1]. wodurch aber wurde man veranlasst, damals eine deutsche evangelienharmonie herzustellen? war auch hier, wie bei den meisten übersetzungen aus der zeit Karls des grofsen, die reichsregierung die treibende kraft? lehnten sich vielleicht die übersetzer an ältere vorbilder an? lassen sich für diese spätere zeit etwa doch angelsächsische einflüsse wahrscheinlich machen? diese letztere frage (auf die andern erhalten wir keine antwort) wird S. vielleicht bejahen, da er einzelne ausdrücke, die nur in der Tatianübersetzung vorkommen, als 'vermutlich aus dem angelsächsischen entlehnt' ansieht (s. XXV. XXXI). darin vermag ich ihm jedoch nicht beizupflichten. bei *gifehan* 'sich freuen' und *gifeho* 'freude' sehe ich die möglichkeit nicht ein, wie sie aus ags. *gefeón*, *gefeá* entlehnt sein können, da sie ja in ganz richtiger ahd. lautform erscheinen, ohne eine spur des doch stark abweichenden ags. lautstandes zu verraten. die fuldischen mönche können doch unmöglich gewust haben, dass ags. *-feá* einst **-feha* geheifsen hat und im ahd. *-feho* lauten muste. auch entbehren doch *-fehan* und *-feho* im ahd. keineswegs des verwantschaftlichen anhalts, da zu ihnen ja die adjectiva *fagar*, *Fagan-* (*Fegin-*) in nahem verhältnisse stehn. eher könnte bei *manduuari* = ags. *monþwǽre* an entlehnung gedacht werden, weil die nebenform *mandauuari* beweist, dass der ursprung des wortes den sprechenden nicht klar war; aber dergleichen kommt doch auch sonst vor, wie ich es Beitr. 16, 511 von *angweiz* nachgewiesen zu haben glaube, das man fälschlich in *ang-weiz* zerlegte, obgleich das zweite compositionsglied das bekannte wort *eiz* 'geschwür' war. man fasste *manduuari* als *mand-uuâri* auf, weil man an *menden* und an das gleich bedeutende *miti-wâri* dachte. solange nicht bessere beweise für die abhängigkeit der sprache der ahd. übersetzungen von ihren angeblichen ags. vorbildern vorgebracht sind, werde ich mich dieser theorie gegenüber skeptisch verhalten. ein ahd. seltenes wort nur aus dem grunde für entlehnt aus dem ags. zu halten, weil es dort auch und vielleicht in reicherem gebrauche vorhanden ist, kann ich mich nicht entschliefsen.

Dass sich die fuldischen übersetzer an ältere deutsche evangelien angelehnt haben, glaube ich nicht, weil man dann eine bessere leistung von ihnen hätte erwarten müssen. für das vierte

[1] das interesse für die muttersprache, das man dem Hraban zuschreibt, ruht indes sonst auf schwachem grunde. die stelle über die runen (WGrimm Runen s. 81 f) betrifft verhältnisse, die ihm unmöglich aus eigener anschauung bekannt sein konnten. sie wird daher wol aus einer älteren quelle entlehnt sein. die Glossae Hrabani Mauri ferner haben mit seiner person nichts zu tun. und endlich die oft citierte verfügung des von ihm geleiteten Mainzer concils von 847, wonach die priester gewisse homilien in die romanische und deutsche volkssprache übersetzen sollen, damit die laien sie verstehn, widerholt nur ältere bestimmungen (Boretius-Krause Capitularia II 176).

jahrzehnt des 9 jhs. muss ihre fertigkeit in der verdeutschung eines leichten lateinischen textes überhaupt als sehr gering bezeichnet werden. die kunst des übersetzers des Isidor und seiner sippe war offenbar ganz verloren, der zusammenhang mit den bestrebungen Karls und seines hofes zerrissen. ja man hat ohne zweifel in Fulda von dem deutschen Matthäus und den späteren noch vollkommeneren werken des gleichen meisters nie etwas erfahren. wenigstens lassen die Tatianübersetzer davon nichts merken; sie können zwar besser latein, aber kaum mehr deutsch als die alemannischen und bairischen übersetzer des 8 und angehnden 9 jhs. um so mehr überrascht ihr unternehmen, das sie ohne äufseren anstofs wol nie unternommen hätten. von wo aber kam dieser anstofs? es sei erlaubt, darüber eine vermutung zu äufsern. sollte nicht ein ursächlicher zusammenhang zwischen den drei deutschen evangelienbüchern bestehn, die im zweiten viertel des 9 jhs. rasch nach einander in angriff genommen werden? und sollten sie nicht alle drei von Ludwig dem frommen, vielleicht unter anteil und auf betreiben seiner geistvollen gemahlin, der Welfin Judith, veranlasst worden sein? von Ludwig berichtet ja die praefatio zum Heliand nicht blofs, dass er das altsächsische gedicht habe verfassen lassen, sondern sie schreibt ihm überhaupt das bestreben zu, die kenntnis der heiligen schrift im volke zu verbreiten: *Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, eius studio atque imperii tempore: sed dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter auctum est nuper, ut cunctus populus suae dictioni subditus Theudisca loquens lingua eiusdem divinae lectionis nihilominus notionem acceperit.* daraus muss doch geschlossen werden, dass er auch aufser dem Heliand für verdeutschung der evangelien gesorgt hat. nun stand aber Hraban, unter dem die Tatianübersetzung entstanden ist, zeit seines lebens in engster beziehung zu Ludwig dem frommen, und wo er ihm nützlich sein und für seine pläne würken konnte, hat er es getan. dazu kommt, dass Ludwig gerade zu der zeit persönlich mit Hraban zusammengetroffen ist, in die Müllenhoff nach sprachlichen kriterien den Tatian gesetzt hat. denn wir wissen, dass i. j. 832 Ludwig dem kloster Fulda einen besuch abgestattet hat. muss man da nicht auf den gedanken kommen, dass die übertragung der evangelienharmonie des Tatian auf seine directe persönliche anregung zurückzuführen sei? ob der Heliand jünger oder älter ist als die Tatianübersetzung, lässt sich nicht entscheiden; da aber auch der Heliand-dichter nach der Tatianischen harmonie dichtet, nicht nach der Vulgata, und er dazu den damals noch neuen commentar des fuldischen abtes zu Matthäus benutzt, so scheint da doch irgend ein zusammenhang mit dem kreise Hrabans und seinen studien zu bestehn. zwischen Fulda und Werden, wo der Heliand entstanden ist, wird Ludwig vermittelt haben, da es ja feststeht, dass er die abfassung des gedichts veranlasst hat — er oder vielleicht noch eher seine ihm

geistig weit überlegene gemahlin Judith, der man als einer fürstin sächsischen geblütes die anregung zu einer in ihrer muttersprache geschriebenen dichtung, die so stark mit altnationalen elementen durchsetzt ist, lieber zutrauen möchte als ihrem gatten, der in seiner beschränkt kirchlichen denkweise für die alte einheimische poesie wenig interesse hatte. dass die kaiserin Judith auch Otfrids evangelienbuch angeregt habe, ist bestritten, aber mit unrecht, denn an der stelle des lateinischen briefes Otfrids, auf die es ankommt, wird wol *quidam* nur das neuerdings viel behandelte hervorhebende deutsche *ein* vertreten: *a quibusdam memoriae dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam venerandae matronae verbis nimium flagitantis nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem.* ins deutsche übersetzt, wäre es dieselbe ausdrucksweise wie im anfang des Ludwigsliedes: *Einan kuning uueiz ih, heizsit her Hluduig.* die classische latinität würde statt *cuiusdam* verlangen *illius*, aber Otfrid dachte hier eben deutsch, es schwebte ihm jenes *ein* vor, das er, eine schulregel falsch generalisierend, durch *quidam* wider gibt. der kaiserin Judith wird er durch seinen lehrer Hraban empfohlen worden sein. den abschluss der Otfridischen dichtung sollte freilich weder die kaiserin noch Hraban erleben; nicht ihnen, sondern ihren nachfolgern, dem könige Ludwig dem deutschen und dem erzbischof Liutbert von Mainz, hat Otfrid sein werk überreicht, das ohnehin durch seine form eine neue zeit einleitete. wenn diese combinationen stichhaltig sind, so verdankt die deutsche litteratur Ludwig dem frommen und seinem kreise doch mehr als sie ihm bisher hat zugestehn können. für die verbreitung der christlichen lehre tritt er in verfolgung der absichten seines vaters würdig und erfolgreich ein, indem er auf verdeutschung der heiligen schrift hinwürkt. er und seine gemahlin rufen in verschiedenen gegenden des reichs deutsche bearbeitungen des neuen testaments hervor, poetische und prosaische, je nachdem man geeignete kräfte fand. sie sind von sehr abweichender beschaffenheit und sehr ungleichem werte, aber auf denselben zweck gerichtet: alle drei beschränken sich auf den für das volk wichtigsten teil der bibel, die geschichte des lebens und der lehre Christi.

Doch zurück zu der Tatianausgabe. den text hat S., wie er selbst sagt, sehr conservativ behandelt; er folgt der hs. auch da, wo vielleicht verderbnisse vorliegen (s. x). dieser fehler ist jedesfalls geringer als der entgegengesetzte, den der hsg. trotz den besten absichten nicht ganz vermieden hat. denn nicht alle änderungen, die er vornimmt, scheinen mir berechtigt. folgende puncte dürften einer erneuten prüfung zu unterziehen sein. 1) dreimal ist das praeteritum *stuon* zu *stantan*, *stân* überliefert (19, 4. 20, 9. 60, 2). jedesmal stellt der hsg. die gewöhnliche form *stuont* her. aber *stuon* ist auch sonst belegt: *hinterstuon* Gl. I 477, 13. 18. man tut also besser, es stehn zu lassen, nament-

lich da es als analogiebildung nach den verben mit innerem *a* im anschluss an das kurze praesens *stân* (*stân: stuon* ähnlich wie *faran: fuor*) ganz wol begreiflich wäre. jedesfalls ist die form nicht auffälliger als *lie*, *gie*, wofür *gien* Würzb. b. 23 steht. — 2) wenn man trotzdem ändern will, so hat man unter allen umständen nur an der ersten stelle (19, 4) dazu ein recht. an den beiden andern lässt sich nämlich *stuon* auch als sandhiform für *stuont* fassen. beidemal folgen worte, die mit *th* anlauten. dieser anlaut vereinigt sich mit dem auslautenden dental des vorhergehnden wortes. die angeführten *furstuonthaz* 20, 9 und *arstuonthô* 60, 9 wären dann zu beurteilen wie *sie uuanenthaz* 34, 3; *giangustenthih* 116, 6; *thisu allu suohhenthiota* 39, 6, wo S. gleichfalls ohne hinreichenden grund von der hs. abgewichen ist. ähnlich ist *kiantfragotruhtinan* 'consulite dominum' Rb I 458, 48; *prustuoh* 'brusttuch' Gl. I 597, 15, genit. *prustuoches* Gl. I 626, 56. — 3) formen wie *niouuih* 19, 6. 131, 11 oder *girehfestigot* 118, 3 hätten im hinblick auf Braune[2] s. 131 stehn bleiben können. — 4) ich hätte ferner bedenken getragen, das dreimalige *o* für *ou* in *gilouben* 'glauben' (82, 10, 131, 12. 61, 3) zu beseitigen. denn die unterdrückung des zweiten componenten des diphthonges *ou* vor labialen ist eine ganz gewöhnliche erscheinung: *hopit* 'haupt' Gl. K. 57, 12; *hobit* Gl. II 679, 70 (Schl.); *des hopitas* Gl. II 262, 26; *hopitstath* Gl. I 454, 11; *ni loopdun* 'non crediderunt' Gl. II 143, 55; *anlöfit* 'petit' Gl. II 522, 19; *durahlofente* Gl. II 617, 4 usw. ähnlich steht es mit *giuuegit* 85, 2 für *giuueigit*. — 5) bedenklicher ist die entfernung der für den dialect des denkmals wertvollen formen *then biocherin* 189, 1, *mit then bioherin* 205, 3, *riorta* 'rührte' 88, 1, vgl. *rioft* 'ruft' 207, 3 P. denn dann müste man auch Otfrieds *gimyato syazo* usw. und aufserdem folgende formen für fehlerhaft überliefert erklären: *gispyoni* 'verleitete' (zu *spanan*) Fuldaer beichte C 4 (Denkm.[3] I 241); *elimyosun* 'almosen' ebd. 10; *giolichi* 'gloriam' Gl. I 654, 44 (Würzburg); *fiuozun* 'füfsen' Würzb. beichte 18 (Denkm.[3] I 246), mischform aus *fiozun* und *fuozun*; *Byochineberge* Dronke, Cod. dipl. Fuld. nr 730 a. 1012; *Myoza* Pip. Libri confr. I 174, 6, vgl. Förstem. I 934; *kibiozzont* 'resarciunt' Gl. II 215, 24 (Schl.); *umbifiort* ebd. 213, 77 (Schl.). im ostfränkischen hat sich eben ganz wie im elsässischen ein spontaner übergang von *uo* in *üo*, resp. *üa* vollzogen. — 6) die interessante form *giarbitite* 67, 9 zu *arbeiten* hätte gewis beibehalten werden sollen, da es feststeht, dass das wort *arbeit* die schwachstufige nebenform *arbidi-* gehabt hat, vgl. *arvithi* anfr. psalmen, *arbidi* Hel. 1502 M, *arabiduuerco arbidlon* ebd. 3437. 3426 C. sie wird auch durch den umlaut der mhd. form *erbeit* vorausgesetzt. — 7) dass in *guomota* 'epulabatur' 107, 1 ein schreibfehler stecke, liefse sich durch sichere fehler wie *arluobit gituofit* stützen. dennoch ist die sache bedenklich, denn wir finden *uo* auch sonst nicht selten in diesem worte und seiner

sippe: *guoma nemet* 'videte' Gl. I 812, 10 (Wien 2732); *güoma nemende* 'aspiciens' Gl. I 715, 51 (Brüssel 18725); *uoripiguomten* 'providimus' Gl. I 378, 61 (Göttweich 103); *uorapiguomten* 'providerent' Gl. I 372, 33 (Göttweich 103); mit erhaltenem *ó* zweimal in den Freisinger glossen zur Cura pastoralis (Clm. 6277): *goma neme* 'adtentat' Gl. II 163, 63; *goma nemant* 'attentant' 164, 54. da nun *gouma* 'probe' und *goumen* 'probieren' di. eigentlich 'schmecken' von *guomo* 'gaumen' nicht wol getrennt werden können, so lässt sich an der richtigkeit jenes *uo* kaum mehr zweifeln. das wort *guomo* tritt aufserdem noch in den ablautsformen *giumo gûmo caumo* (vgl. auch Bechtel Hauptprobleme s. 276) auf, die sich, wie ich beiläufig bemerke, nur erklären lassen, wenn man auf eine basis *gawi-* recurriert. diese muss die starke form *gâw*(*i*)- (woraus germ. *gôw-*, dessen *w* vor folgendem *m* schwinden muste), die schwachen *gew*(*i*)- (woraus germ. *geu-*, *giu-*) und *gû-* entwickelt haben. ganz nahe damit verwant sind *urgauuida* 'fastidium' H. und *urkauuisontem* 'fastidientibus' Ia II 766, 7. — 7) gewissen bedenken unterliegt auch die mehrfach vollzogene änderung der überlieferten form *giuueso* (62, 5. 83, 2. vgl. 88, 7) zu *giuuesso*. denn das einfache *s* lässt sich bei diesem worte auch sonst nachweisen: *kiuuiso* 'utique' Gl. K. 215, 19; *kiuuiso* 'nempe' ebd. 215, 16; *thanna kiuuiso* 'quandoquidem' ebd. 235, 5; *kiuuiso* 'quippe' ebd. 236, 17; *thoh kiuuiso* 'quin etiam' ebd. 236, 24; *opa kiuuiso* 'si etiam' ebd. 236, 26; auch 99, 9 stand zuerst *kiuuiso*; *giuuiso* 'ergo' Gl. I 791, 3 (Clm. 6230). ich glaube, dass es neben *giwisso* ein *giwiso* gegeben hat, und halte *giweso* für eine mischform aus *giwesso* und *giwîso*. — 8) die 240, 1 überlieferte form *aba* 'ob' würde ich in einer fränkischen quelle ganz wol für möglich halten nach *avo* im Trierer Capitular. — 9) die vocalische angleichung von *gi-* an die umgebenden vocale in *tho gohorta* 79, 13 wäre besser beibehalten worden, da sie ja eine gewöhnliche erscheinung ist, vgl. Hildebrand DWb. IV 1, 1595. ich könnte mit zahlreichen beispielen dafür aufwarten. zudem neigen die fränkischen mundarten überhaupt mehr als die oberdeutschen zu derartigen angleichungen tonloser worte und silben[1]). — auch einige inter-

[1] aus diesem gesichtspuncte erklären sich gewisse unregelmäfsigkeiten in Is.-Frg., die ich hier zusammenstelle, damit daraus nicht mehr wie bisher allerlei falsche schlüsse gezogen werden. es sind die folgenden: 1) *huuer uues mezssendi* Is. 47, 8 Holzm., für *uuas* wegen der nachbarsilben; 2) *in heilegim quhidim* Is. 61, 15, für *heilegêm* aus demselben grunde; 3) *in dem kebem dem* Frg. 17, 8 für *kebôm* oder *kebîm*; 4) *gatrue sunu, forlaazsenu dhir uuerdant dino suntea* Frg. 1, 10 für *forlaazseno* wegen der vorausgehnden *u*; 5) *umbi dhen chisalbodon got* Is. 19, 18 für *chisalbodun* (im Is. kommt sonst nur diese form vor); 6) *in miltnisso chindo* Is. 93, 4 für *miltnissa*, an den auslaut des abhängigen genitivs angeglichen; 7) *dhiu selba maneghiu chinomidiu* Is. 43, 6 für *chinomidio*, gen. plur. von *chinômidi* 'person' (vgl. Zs. 33, 17), wegen des *iu* am schlusse des regierenden nomens. auch *abgrundiu* Is. 11, 5 steht für *abgrundio*, indem der genitiv von *uuazssar* abhängig ist. vgl. Beitr. 9, 320.

essante **flexionsformen** sind ohne hinreichenden grund unter den text verwiesen worden: 10) *ir ni uuizzit* 'nescitis' 147, 7, wofür die gewöhnliche form *uuizzut* eingesetzt ist. die änderung ist um so auffälliger, als 146, 1 und 153, 2 *uuizzit* 'scitis' unangefochten geblieben ist. auch 215, 4 und 132, 18 ist *uuiz(z)it* der indicativ. ferner steht *uuizzit* als indicativ O. IV 7, 61 in F. dagegen halte ich *uuizit ir* Frg. 21, 16 trotz des lateinischen 'scitis' für den imperativ, da ihn auch Otfrid v 20, 101 an der gleichen stelle setzt. ganz gewöhnlich ist aber die 2 pl. auf *-it* bei dem verb *eigan,* und da sind nun auch formen belegt, die die länge des *i* beweisen: *eigiit* 'habetis' BR 31 und *mit iu eigiit ir ginuhto* O. IV 2, 33 V = *eigit* F, *eigut* P. die hs. F allein hat *eigit* IV 19, 67. v 20, 71. dazu noch: *uuio lango ne eigint er mih samit iu* Gl. I 714, 44. über die auffassung kann kein zweifel aufkommen: *uuizit, eigit* sind die in den indicativ eingedrungenen imperativformen. weil die 2 plur. indic. und imperat. sonst überall gleich waren, wurden sie auch hier gleichgemacht. dass bei den praeteritopraesentien der conjunctiv als imperativ verwendet wird, ist bekannt. — 11) *in mer* 'in mir' 167, 2 hätte ruhig stehn bleiben können. die in folge der enklisis abgeschwächte form gesellt sich zu dem oben s. 231 besprochenen *er* 'ihr'; vgl. ferner *uuer* 'wir' in den alemannischen psalmen und *seh* 'sich' BR 102 und Gl. I 753, 47 (Clm. 19440). — 12) wenngleich im T. sonst der genitiv des pronomens 'dieser' *thesses* lautet, so hätte doch wol *theses* 139, 8 beibehalten werden können; die schreiber oder übersetzer brauchen ja nicht alle ganz denselben dialect gesprochen zu haben, und manchem, der aus einer grenzgegend stammte oder viel gereist war, mögen wol auch mehrere gleichberechtigte formen bekannt gewesen sein. verwendet doch selbst Otfrid, der nach festen grundsätzen schreibt, im reime allerlei formen, von denen er wuste, dass sie gesprochen wurden, ohne dass sie doch, wie es scheint, in seinem Weifsenburger dialecte üblich waren. willkürlichkeiten des reimes wegen traue ich ihm nur in sehr beschränktem mafse zu; was er schrieb, war ihm aus der lebendigen sprache bekannt, aber vielleicht nicht immer aus der seiner heimat. so oder ähnlich verhält es sich auch mit den unregelmäfsigkeiten in andern denkmälern, soweit dafür nicht die überlieferung haftbar zu machen ist; und deshalb wäre es gut, wenn die herausgeber jede form, die überhaupt denkbar ist, ruhig im texte beliefsen. an zwei stellen scheint mir S. fehler des übersetzers verbessert zu haben: 44, 29 und 108, 2. an ersterer stelle ist der conj. *ûzuurphin* fälschlich noch von *thaz* abhängig gedacht; an der zweiten nahm der übersetzer aus flüchtigkeit *recipiant* für den indicativ, wodurch ja der sinn nicht allzusehr beeinträchtigt wird. endlich lässt sich 35, 2 die hsl. lesart *thih,* wie ich meine, ganz gut rechtfertigen, da ja in den altgermanischen sprachen die personalpronomina relativische kraft haben können; *thih* ist = 'der dich' zu nehmen.

Zu der grammatischen einleitung, die nur die tatsachen übersichtlich zusammenstellen will, habe ich wenig zu bemerken. denn dass sie mit bedeutender sachkenntnis und grosser gewissenhaftigkeit gearbeitet ist, versteht sich von selbst. s. XXIV wird *zisperiu*, ein adverb, dessen grundbedeutung 'zum überfluss' gewesen zu sein scheint (was man spart, hat man überflüssig), neben häufigerem *zisperi* als neubildung bezeichnet; aber wonach soll es neugebildet sein? ich halte *zisperi* für den dativ eines *i*-stammes und *zisperiu* für dessen bekannte nebenform auf *-iu* (wie *falliu, stetiu, behhiu*), wofür ich Zs. 28, 112 und Beitr. 14, 119 beispiele gesammelt habe. auf derselben seite bespricht S. die endungen *-u* und *-iu* der starken adjectiva, wobei er vermutet, dass *-iu* in gewissen partien des T. den oberdeutschen schreibern dieser teile zur last falle. das ist vollkommen richtig. nun lässt aber S. durchblicken, dass er auch die fränkische endung *-u* auf *-iu* zurückführe; bei dem fränkischen *-iu* sei das *i* consonant, also *j*, gewesen, und habe demgemäfs wegfallen müssen, im oberdeutschen aber sei *-ju* zum diphthongen *-iu* geworden und habe deshalb den sonst durchgeführten schwund des *j* überdauert. es ist dies eine ansicht, die seit 1876, wo sie Braune Beitr. 2, 164 aufgestellt und begründet hat, keiner prüfung mehr unterzogen worden ist, obwol sie einer solchen recht sehr bedarf. wenn *-ju* die grundform der endung war, warum ist dann bei ihr im oberdeutschen, und nur da, das *j* in *i* übergegangen, während sonst überall (ich erinnere nur an die casus auf *-iu* von *ja-*, *i-* und *u*-stämmen) die lautgruppe blieb, was sie war, j + u? wo bleibt da die unverbrüchlichkeit der lautgesetze? und dann: woher nimmt man überhaupt das recht, das fränkische *-u* auf älteres *-iu* zurückzuführen? lässt sich denn *-iu*, das wäre also *-ju*, als ursprünglicher ausgang der beiden adjectivcasus irgendwie rechtfertigen? es dürfte schwer sein, unter voraussetzung der Brauneschen auffassung auf diese fragen eine befriedigende antwort zu erteilen. dass die fränkische form *blindu* nicht auf *blindiu* zurückgeführt werden darf, ergibt sich ganz einfach aus den zwar seltenen aber ganz sicheren altsächsischen formen gleicher art, wie zb. *managu* 1732 M, *mînu* 4348 M, da bekanntlich im sächsischen das *j* nicht wegzufallen pflegt. die sache liegt so, dass die formen auf *-u* den gotischen auf *-a* entsprechen, wie in den gleichen casus beim substantiv: vgl. nom. fem. ahd. *lirnungu* 'industria' Rd I 281, 48; *missiuuerbidu* 'eversio' Ib II 315, 50; *ladungu* 'evocatio' BR 50, 11. diese nominativform fungiert durch die flüchtigkeit des übersetzers auch als acc.: *kasezcidu* 'dispositionem' BR 68, 17; *suuaridu* 'molem' Rb I 621, 3. es wird kein zufall sein, dass diese form auf *-u* ahd. nur bei den mehrsilbigen worten auf *-unga* und *-ida* erhalten ist. ich erinnere ferner an die Beitr. 9, 320 nachgewiesenen und besprochenen nominative wie *maneghiu*, zu denen sich noch *antrunnigiu* 'apostasiam' Gl. II 123, 14

(Wien 2732) und wol auch *hantfriho* 'manumissio, libertas' Gl. II 88, 16 (Bern 89) gesellen. im altsächsischen begegnen ebenfalls interessante formen dieser art: *frumu* 3343 M = *froma* C; *helpu* 1608 C (als accus.); *sorgo* 822 M (accus.); *sundeo* 1852 M (accus.); *elitheodo* 2975 C. 2131 C (hier accus.); *thiudo* 5078 C. für das neutr. plur. weise ich nur auf die Tatianischen formen auf *-iu*, *-u* hin, die S. s. XXIV zusammenstellt. was beim substantiv erwiesen ist, wird man auch für das adjectiv zugeben, so dass also die adjectivformen auf *-u* den gotischen auf *-a* getrost gleichgesetzt werden dürfen. das *u* kann sich natürlich nur bei einem teile der adjectiva, bei den kurzsilbigen und bei gewissen mehrsilbigen, lautgesetzlich erhalten haben. es ist dann von da aus ebenso verallgemeinert worden, wie die daneben liegende endungslose form, die ihrerseits widerum nur bei den langsilbigen lautgesetzliche berechtigung hatte. die endung *-iu* aber kann, wenn man die *ja*-stämme bei seite lässt, nirgends anderswoher stammen als vom einsilbigen pronomen. '*blintiu* wie *diu*' sagt Brugmann mit recht (Grundr. II 761). er setzt s. 768 ahd. *siu* ags. *seó* dem indischen *syā* gleich und bezieht *diu* auf den indischen pronominalstamm *tya-*, *tyā-*; damit ist der ausgangspunct des diphthongischen *-iu* gewonnen, denn *j* hinter anlautenden consonanten konnte sich germ. als solches nicht halten. es hat seine consonantische function eingebüfst und das daraus hervorgehnde *i* verband sich mit dem folgenden vocale (vgl. *siujan*, *speiwan* mit ihrer sippe). ich wage zu behaupten, dass das diphthongische *-iu* des adjectivs schlechterdings keine andere erklärung zulässt als diese. — s. XXVII. XLVI. die assimilation von *tl* zu *ll* in *guollichi* 'gloria' ist lautgesetzlich nicht zu rechtfertigen. vielmehr ist das wort umgekehrt an *guot* volksetymologisch angelehnt worden. *guol-lich* 'rühmlich' gehört zu *ur-guol* 'berühmt' (vgl. *galan*), wozu es schon Graff IV 183 wenn auch zweifelnd stellte. — s. XXXVI f sagt S.: '*landeri* 'latro' 199, 8 ist wol weniger mit Graff V 440 als *lant-teri* 'landschade' aufzufassen, als vielmehr mit ags. *hlódere* 'praedator' zu verbinden'. und Beitr. 17, 319 betrachtet er die identität von *landeri* mit ags. *hlódere* bereits als erwiesene tatsache. es scheint mir aber noch nicht bewiesen zu sein, dass das ags. *ó* würklich aus *an* hervorgegangen ist. ich halte es vielmehr bis auf weiteres für ein urgerm. *ó*, mit rücksicht auf das altnfr. *te hlóthe* 'ad praedam' Gl. Lips. 578. denn in dieser sprache geht die lautgruppe *anþ* nie in *ód* über[1]. — s. LI. es ist mir unwahrscheinlich, dass *ouh* und *oh*

[1] ein anderes wort ist afries. *hlóth* bei Richth. 161, 24. ich ersehe aus Bremers notiz Beitr. 17, 319, dass es Kern als 'herd' versteht. diese oder eine ähnliche bedeutung hat es ganz sicher, und Richthofens erklärung kann nicht richtig sein. die stelle lautet: *hwetsar sketh et warste and et hlothe binna wagem* 'alles was geschieht in haus und hof innerhalb der wände' und dazu die überschrift des titels *fon case et warste and et hlothe* 'vom streite in haus und hof'. denn dem streit in der behausung wird dann mit höherer bufse die gewalttat von aufsen entgegengesetzt. und *warst*

'infolge von enklise wechseln', obwol ich derartige abschwächungen infolge der betonung sonst durchaus nicht läugne. denn *oh* kann doch von an. *ok* unmöglich getrennt werden. wegen der bedeutungen vgl. Gramm. III[2] 262. wenn die partikeln *auk* und *ok* würklich zusammenhängen, was mir ganz wahrscheinlich ist, so muss die accentabstufung in die idg. periode zurückreichen. — auf derselben seite wird *sinu* 'ecce' mit einem 'vielleicht' auf verkürztes *sĕ-nu* zurückgeführt. mir scheint vielmehr *sinu* an *sehan* angelehnt zu sein. es liegt der imperativ *sih-nu* zu grunde. das *h* muste nach einem lautgesetze schwinden, das meines wissens bisher noch unbeachtet geblieben ist. *h* fällt nämlich nicht nur im anlaut vor *n r l w* weg, sondern auch im inlaut, selbst dann, wenn die compositionsfuge dazwischen steht. beispiele sind: *fîla, fîlôn* 'feile, feilen' neben *fîhala fiihlôn* Graff III 433 (alte flexion *fîhal, fî(h)ld, fî(h)lu*); *uuîrouh* 'weihrauch' Graff II 437, daneben auch *uîhrouh,* beeinflusst vom adj. *uuîh; uuînessi* 'heiligung' Freis. patern. B = *uuîhnassi* A; *lîlachan* 'leilaken' Graff II 157 neben seltenem *lîhlachan; fêlachen* 'stragulum' neben *fêhlachan* ebd. 158; *lîluche* 'foveat' Rd I 280, 30, *lîluhta* 'demulcet' Gl. II 58, 31 (Einsied. 302) neben *lîhlochot* 'oblectat' Gl. II 567, 29, *lîhlochon* 'blandiuntur' Gl. II 202, 47 (A), *lîhluhti* 'demulcet' Gl. II 65, 25 (Sg. 844); *lîlewi* 'cicatrix, vestigium vulneris' Germ. 31, 333 neben *lîhlauui* Graff II 163; *smâlîh* 'schmählich' neben häufigerem *smâhlîh* Graff VI 821, *smalîhetun* 'viluerunt' Gl. II 301, 57; *huolîh* 'ridiculus' neben *huohlîh* Graff IV 687; *in Flauuilare* 'flachweiler' Wartmann nr 464 a. 858 neben *Flahuuilare* Wartm. II 387 a. 868; *durnoht* 'perfectus', *duranohto* 'plane' Gl. II 274, 52 (Clm. 19440) neben *durhnoht* Graff II 1022; *aralahhan* 'stragulum' Gl. I 452, 34 neben *arahlahhan* Graff II 157, vgl. I 460. sogar *ch* aus *k* ist ein paarmal unterdrückt: *rilihchen rilichen* 'ditibus' Gl. II 545, 21; *chirlîher* 'catholicus, universalis' R I 73, 19; *chiruuarta* 'ecclesiarum provisores' Gl. II 342, 9 (Clm. 6325). —

Nun zu den Denkmälern. es war keine leichte aufgabe für Steinmeyer, zwischen den rücksichten der pietät, die die wissenschaft dem seiner zeit epochemachenden werke und dessen verewigten meistern schuldet, und den anforderungen der inzwischen fortgeschrittenen forschung in richtiger weise zu vermitteln. dass

heifst nicht 'schlägerei, auflauf', wie vRichthofen erklärt, sondern dasselbe wie *warf*, mit dem es synonym steht 332, 10; an dieser stelle soll bestimmt werden, was unter 'höchster rückenlähmung' zu verstehn sei, und da heifst es: 'sie soll so beschaffen sein, dass der betroffene nicht könne auf dem ross (*widse* = as. ags. *wicge*) noch im wagen, im bad noch im bett, *a warve ni a warste,* im hause noch im gotteshause noch bei seinem feuer sitzen, noch bei seinem weibe schlafen'. es ist klar, dass da von 'schlägerei' keine rede sein kann, sondern *warst* muss einen localen begriff enthalten, und dies kann dem zusammenhange nach kein andrer als 'hausstätte' oder ein teil derselben sein. vgl. auch 77, 29. diesem *hlôth* kommt ebenfalls urgerm. *ó* zu (wenn der vocal überhaupt lang ist), denn es hat ahd. dieselbe lautgestalt: *ain lotstat* 'asylum' Pa gl. K. 28, 22, di. also 'heimstätte, zufluchtsort'.

er allen ansprüchen, die von der einen oder der andern seite billigerweise erhoben werden können, in trefflicher weise gerecht geworden ist, habe ich schon oben ausgesprochen. er nimmt keine tiefgreifenden änderungen mit dem werke vor, es sind immer noch die uns durch langen gebrauch liebgewordenen 'Denkmäler' von 1873, denen die althochdeutschen studien so reiche förderung verdanken und die noch heute für jeden, der zu finden weifs, eine ausgibige quelle der belehrung sind. aber er zieht überall die seitdem erschienene litteratur zur berichtigung und ergänzung herbei, nicht nur in der von andern beliebten form kurzer in klammern eingeschlossener notizen, sondern wo es nötig war, in breiterer ausführung, wobei er uns auch manche wertvolle frucht eigener forschung darbietet. ich hebe die wichtigsten abweichungen der neuen bearbeitung kurz hervor. äufserlich unterscheidet sie sich von den früheren auflagen durch einige sehr praktische neuerungen, die wir mit dank begrüfsen. der kritische apparat ist unter den text verwiesen, columnenüberschriften, die den namen der stücke angeben, erleichtern deren auffindung, und die anmerkungen erscheinen als besonderer band mit eigener paginierung, dazu in gröfserer, das auge weniger anstrengender schrift als früher. die quantitätsbezeichnungen der endsilben sind nach Braune geregelt; ob dies durchaus billigung finden wird, ist mir fraglich, da ja Braunes regeln gröstenteils nur für den hochalemannischen dialect giltigkeit beanspruchen können. in den fränkischen oder bairischen quellen der ältern zeit kann noch manche endsilbe lang sein, die bei Notker verkürzt ist. der text der stücke ist überall nach den handschriften verbessert, wo diese erreichbar waren. Steinmeyer hat, wie gewohnt, keine mühe gescheut, um die ausgabe in dieser hinsicht zu fördern; die Münchner und Würzburger codices hat er durchweg selbst neu verglichen, für andere stücke standen ihm eigene ältere collationen oder mitteilungen von fachgenossen zur verfügung. der grammatik erwächst aus dem verbesserten texte und den revidierten lesarten erheblicher nutzen, wie ich dankbar versichern kann. neu hinzugekommen ist das Memento mori und die seitdem handschriftlich aufgefundene alte bairische beichte nr 78 A. die 'Bairischen glaubensfragen' finden sich jetzt unter nr 72^{c} als 'Bruchstücke einer beichte'. da der grundsatz, keine interlinearversionen aufzunehmen, durch das Trierer capitular und anderes von Müllenhoff und Scherer selbst schon durchbrochen worden ist, so wäre dringend zu wünschen, dass auch die altalemannischen psalmenbruchstücke, die in Müllenhoffs sprachproben stehn, ferner das altfriesische psalmenfragment Zs. 32, 417 und die dialectisch so interessante Wiggertsche interlinearversion der psalmen in der vierten auflage abgedruckt und kurz commentiert würden. weniger wichtig sind die vor einigen jahren gefundenen Pariser psalmenbruchstücke. die Benedictinerregel, so sehr wir einen neuen abdruck des wichtigen denkmals wünschen,

muss wegen ihres umfangs leider wol dauernd ausgeschlossen bleiben. stärkere umgestaltungen des früheren textes haben nur bei Ezzo und den Nürnberger predigtbruchstücken (nr 86 C), 'die jetzt in ganz neuer gestalt erscheinen', stattgefunden. die überschrift von nr 80 (früher 'Brief Ruodperts von St. Gallen') lautet jetzt 'Eine Sangaller schularbeit'; den excurs zu der nr, der nun gegenstandslos geworden ist, hat St. mit recht gestrichen. in doppeltem texte, dem alten jetzt überholten und einem neuen zeitgemäfsen, gibt St. einige gedichte, nämlich Wessobrunner Gebet, Hildebrandslied, Muspilli, Georgslied. viel hat St. für die anmerkungen getan. ich mache auf folgende zusätze von ihm aufmerksam, ohne irgend erschöpfend sein zu wollen: excurs zum Wessobrunner Gebet s. 7; bericht über die seit 1873 erschienenen beiträge zur geschichte und erklärung des Hildebrandsliedes s. 18 f; studie über die verschiedenen recensionen des jüngeren Hildebrandsliedes und ausgabe desselben s. 20—30; zu Muspilli s. 40 f; zum Georgsliede s. 98 f; prüfung der Seelmannschen erklärung des gedichts De Heinrico s. 104 f; lateinisches gedicht *De Lantfrido et Cobbone*, 1888 von GParis veröffentlicht, s. 124 ff; zu den versen in der SGaller rhetorik s. 132; commentar zum Memento mori s. 164—68; zu Ezzo, über die Strafsburger handschrift, s. 184—88; der segen *Man gieng after wege*, mit einigen erläuterungen, s. 303; nachweis, dass die altsächsischen 'Stücke eines psalmencommentars' kein original sind, sondern auf einer lateinischen vorlage beruhen, s. 373; sehr gute bemerkungen über die datierungsversuche von denkmälern mit litterarischer vergangenheit s. 385 und über die nicht zu billigende benennung der beichten nach dem orte, wo die hss. copiert sind, s. 395; gegen Schröders datierung von Otlohs Gebet s. 415; zum Erfurter Judeneid s. 469 f.

Zahlreiche und interessante fragen werden durch St.s behandlung der ahd. denkmäler angeregt, und gerne möchte ich in eine erörterung derselben eintreten, wenn diese recension dadurch nicht allzusehr in die länge gezogen würde. an kleinigkeiten mag ich mich nicht hängen bei einem so bedeutenden werke, und die behandlung gröfserer litterargeschichtlicher und interpretatorischer probleme (ich denke hier namentlich an die poetischen stücke, vor allem das Hildebrandslied) erfordert zu viel raum. aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. ich werde recht bald, denke ich, gelegenheit haben, das hier notgedrungen versäumte nachzuholen. bei der bevorstehnden neubearbeitung meiner ahd. litteraturgeschichte in Pauls Grundriss wird es mir eine freude sein, Steinmeyers gehaltvolle beiträge zur kritik und erklärung der ahd. denkmäler ausgibig zu verwerten und dasjenige mitzuteilen, was ich etwa meinerseits zu den von ihm behandelten gegenständen zu sagen habe.

Basel, 18 februar 1893. RUDOLF KÖGEL.



Untersuchungen über Daniel vom blühenden tal vom Stricker. von GUSTAV ROSENHAGEN. Kieler diss. Kiel, CSchaidt (Leipzig, GFock in comm.), 1890. II und 124 ss. 8°. — 2 m.*

Wir vermissen noch immer eine ausgabe des Strickerschen Daniel und bedauern das umsomehr, weil die arbeitsweise derjenigen dichter, welche höfische epen ohne eine französische quelle schrieben, durchaus noch nicht so bekannt ist, wie jene der bearbeiter französischer vorlagen. die vorliegende untersuchung arbeitet der ausgabe vor, indem sie die handschriften und ihr verhältnis untersucht, setzt sie voraus, indem sie auch stilistisch und litterarhistorisch das gedicht zu beschreiben strebt; vollständigeres urteil über ihre ergebnisse in dieser zweiten beziehung würde einem anzeigenden daher erst möglich, wenn mit den untersuchungen gleichzeitig die ausgabe erschienen wäre. so viel aber kann gesagt werden, dass R. unsere kenntnis des Daniel entschieden gefördert und für die gesamte litterarhistorische erscheinung des Strickers eine reihe von fragen aufgeworfen hat, die sorgfältiger beachtung wert sind.

Das verhältnis der hss. ist — soweit die angeführten belege darüber urteilen lassen — richtig aufgefasst; nur beeinträchtigt R. die deutlichkeit seiner darstellung dadurch, dass er den begriff 'überarbeitung' zu sehr ausdehnt: so ist undeutlich das, was R. von der 'überarbeitenden hand' sagt, 'welche die vorlage von m (der Münchener hs.) ihrer tätigkeit unterzogen hat'. alles was er dafür heranzieht, liefse sich besser so zusammenfassen: eine reihe von änderungen, die als ergänzung ausgelassener verse oder zusammenziehung zweier verse zu bezeichnen sind, standen bereits in der vorlage (m_1) von m; die diesen lesarten zu grunde liegenden fehler sind daher wahrscheinlich in eine zweite vorlage m_2 zurückzuversetzen. in das hss.-schema wird man daher auch zwischen y und m nicht e i n mittelglied 'm_1 (überarbeitet)' setzen dürfen, wie R. s. 24 tut, sondern zwei mittelglieder m_2 und m_1 — denn es ist nicht nachgewiesen, dass an der f e r t i g e n hs. m_1 jene änderungen vorgenommen wurden, die einen entsprechenden fehler der abschrift voraussetzen. zu weit geht R., wenn er absichtliche stärkere kürzungen oder gar den ausfall von reimparen ebenfalls jenem 'überarbeiter' von m_1 zur last legt (so dass sie also nach unserer auffassung wider nach m_2 zu versetzen wären): sie können ebensowol durch den schreiber von m_1 hervorgerufen sein, ja der ausfall von reimparen könnte selbst den schreibern von m zur schuld fallen. — dass die Dresdener hs. d aus m abgeschrieben ist, wird man nach den neuen merkmalen, mit welchen R. jene schon von Philipp (Zum Rosengarten s. 39) ausgesprochene ansicht stützt, nunmehr zugeben müssen, so lange

* [vgl. DLZ 1891 nr 19 (SSinger). — Litbl. f. germ. und rom. philol. XIII 7 (Meier).]

zu den von Steinmeyer Anz. VI 232 angeführten selbständigen lesarten von d nicht neue hinzukommen.

Das wichtigste ergebnis der hss.-untersuchung ist die erkenntnis zweier stämme der überlieferung, deren einer durch die Heubacher hs. h, der andere durch die München-Dresdener hss. (m und d) und die Kopenhagener k gebildet ist — ein für die kritik günstiges ergebnis, um so mehr, weil h von absichtlichen textänderungen frei ist.

Die unmittelbaren für die textgestaltung daraus zu ziehenden folgerungen haben dem verf. ein sehr bemerkenswertes resultat ergeben, dessen äufsere richtigkeit bei dem mangel der ausgabe nicht geprüft werden kann, das aber alle inneren kennzeichen der wahrscheinlichkeit an sich trägt: dass die seit Hahn und Bartsch geltende annahme, der Karl bedeute in reimkunst und metrik einen grofsen fortschritt dem Daniel gegenüber, ganz unrichtig sei, weil sie aus der in hs. m vorliegenden verderbten überlieferung geschöpft wurde; die ansicht, dass der Daniel eine viel unvollkommenere reim- und verstechnik zeige, ist vielmehr aufzugeben: beide gedichte stehn in dieser hinsicht durchaus auf éiner stufe. sie haben beide auch dreihebige verse mit stumpfem ausgang; denn dreihebig sind m. e. verse zu lesen wie im Karl 739 *ûf der heiden leben,* Daniel 3485 *diu verlornen spil,* wo Bartsch gegen die hss. *heidene* list, R. s. 30 *verlórnèn* betont. Bartsch selbst ist in der behandlung solcher verse nicht consequent: 601 schreibt er *an der marter doln*, 2933 aber ändert er die einstimmige lesart der hss. (*marter, martir*) in *zuo der martere gap*, und 4275 *michel wart ir schal | velt berc unt tal* hat er doch wie es scheint durch das *unt* ausdrücklich die dreihebigkeit anerkannt (vgl. dazu Karl s. LXXV f). zum abschnitt von der zweisilbigen senkung s. 32 bemerke ich, dass der nach R.s angabe ganz vereinzelte fall im Daniel 515 *ein strâze gât dúrch den bérc ín* leicht durch die änderung *ein strâze durch den berc gât în* beseitigt werden könnte.

Das neue ergebnis dieses capitels ist, dass jene gründe, die man bisher für die frühere abfassung des Daniel angeführt, mit denen man ihn zum 'jugendwerk' seines verfassers gestempelt hat, nicht mehr haltbar sind. ich füge hier gleich hinzu, dass R. s. 110 ff durch eine vergleichung der art, wie der Stricker ein und dieselbe stelle des Rolandsliedes im Karl bearbeitet, im Daniel benutzt, in sehr einleuchtender weise die priorität des Karl sicher stellt.

In dem abschnitt über die sprache des Strickers s. 33 ff wird die sehr weitgehnde these verfochten, dass der dichter ein mitteldeutscher sei: 'die heimat des Strickers lag etwa im östlichen Franken. er hat aber nicht in seiner heimat gedichtet, sondern als fahrender an süddeutschen höfen'. R. verschliefst sich nicht dem gewicht der in Strickerschen gedichten enthaltenen histo-

rischen anspielungen, die fast alle mit sicherheit auf Österreich weisen; er zählt sie s. 33 f auf[1]; aber er betont mit recht, dass zwingende beweise für die österreichische heimat des dichters aus seiner sprache bisher nicht beigebracht sind. er stellt daher aus dem Karl, dem Daniel, dem Amis und einer mehrzahl der kleineren gedichte 'alle vom gemeinmittelhochdeutschen abweichenden reime' zusammen und gewinnt daraus eine reihe von anhaltspuncten, die gegen Österreich als heimat des dichters zu sprechen scheinen: 1) reime *o:u,* meist im D. und K., nur viermal sonst; 2) *seigen: erschreigen* zweimal im D.; 3) *ûf: huf* einmal im D.; 4) *liute: hüete* einmal im D.; 5) *zwâ: dâ* einmal im K.; 6) die 2. sg. praes. auf *-es* einmal im D.; 7) der umlaut in der 3. sg. praes. redupl. verba, je einmal im D. und im K.; 8) die form *gesat* (ptcp. von *setzen*) je einmal im D. und K.; 9) dass *gân* und *stân* nur im conj. praes. den vocal *ê*, sonst immer *â* zeigen; 10) dass das suffix *-inne* nur in dieser und in der form *-in* (nie *-în*) erscheine; 11) dass das stumme *e* vielfach erhalten ist.

Von allen diesen merkmalen halte ich nur 1) und 4), auch 3) für wichtiger. wenn sich die reime *o:u* auf die formen *vromen: komen* (inf. und ptcp.), *frome: ich kome, verlorn* (ptcp.): *si erkorn, si korn: gesworn* beschränkten, so dürfte man an dialectische aussprache *kumen* usw. denken und könnte hierin, wie Bartsch tat, eine bairisch-österreichische eigentümlichkeit sehen; aber wir finden auch *solten: si engolten* und besonders *si flogen: bogen, si enlogen: geflogen, kopher: opher.* den palatal in *erschreigen* (2) halte ich nicht für beweisend (s. Weinhold Bair. gramm. 184 f); auch *zwâ* (5) könnte ja bairisch sein, so wie der umlaut (7) im praes. von *râten*, *enphâhen* im oberdeutschen vorkommt und speciell österreichisch zb. in Ottokars Rchr. (15723. 32993) zu belegen ist; die form *gesat* (8) könnte ganz wol aus Hartmann stammen, den der Stricker, wie R. zeigt, genau gekannt und vielfach benutzt hat. dass wörter des suffixes *-inne* nie in der form *-în*, *gân*, *stân* nur im conjunctiv mit dem vocal *ê* gebraucht werden, ist wol nicht anders zu beurteilen, als die vermeidung der länge des suffixes *-lîch* in seiner unflectierten form. die erhaltung des suffixalen *-e* in reimen wie *ebene: vergebene: lebene, obene: lobene*, *dawidere: gevidere* uä. könnte eine altertümlichkeit sein, und wenn R. die 2. sg. praes. auf *-es* als md. in anspruch nimmt, so wiegt der einzige dafür beizubringende beleg viel leichter als die einmal im reim (und zwar in einem der kleineren gedichte), zweimal im innern des verses (im D. und K.) erscheinende ganz

[1] auf Jensens vermutung (Über den Stricker als bîspel-dichter s. 23 ff), dass mit dem 'herzog Heinrich' Hahn XI 207 ff der comes Namurcensis Heinricus caecus gemeint sei, durfte er sich freilich nicht berufen. ich glaube in der DLZ 1886 s. 1527 f zur genüge gezeigt zu haben, wie grundlos diese conjectur ist. lieber als an den sohn Heinrichs I von Mödling, wie ich dort vermutete, möchte ich jetzt mit Ehrismann Germ. 31, 314 an den dogen Heinrich Dandolo (gest. 1205) denken.

überwiegend bairisch-österreichische form der 2. sg. praet. *du brœhte, du gegerte, du hœte: du tœte.*

Eben diese form freilich ist das stärkste für österreichische spracheigentümlichkeit beizubringende merkmal, schwächer ist der mangel des umlauts in formen wie *erkunnen: dunnen, entrunne: dunne, brucke, gelucke.* sonst wird kaum etwas speciell bairisch-österreichisches angeführt werden können, und besonders auffallend ist der gänzliche mangel an belegen für den reim *o*: *a*, umsomehr weil der Stricker sonst ja nicht dem classischen reimgebrauch folgt.

Sind anderseits jene reime *o:u*, der eine *iu:üe, û:u* für annahme mitteldeutscher mundart ausschlaggebend, da doch sonst die characteristischen merkmale des mitteldeutschen fehlen? vollends ist R.s versuch, aus den sprachlichen eigentümlichkeiten die mitteldeutsche heimat des Strickers auf das östliche Franken zu beschränken, ganz unsicher. in den spätern teilen seiner arbeit spielt diese annahme auch keine rolle mehr, und die kurze schliefsliche zusammenfassung der resultate s. 120 sagt, dass die heimatsfrage sich schwerlich sicher entscheiden lasse. das ist auch meine meinung — soweit das hier vorgelegte material urteilen lässt. allerdings muss bemerkt werden, dass R.s reimverzeichnisse nicht auf alle gedichte des Strickers sich erstrecken, ferner dass wir noch immer nicht so weit sind, den gesamten bestand des echten mit sicherheit zu überschauen; denn Jensens versuch ist nichts weniger als abschliefsend.

Unverkennbar ist, dass eine reihe der sprachlichen sonderheiten, die R. gegen die österreichische abstammung des Strickers ins feld führt, in den spätern gedichten sich verliert, ohne freilich ausgesprochenen austriacismen platz zu machen. sollte das nicht auf ein grenzgebiet zwischen mittel- und oberdeutscher mundart deuten? s. 104 ff führt R. in hübscher weise einige den dichter persönlich characterisierende züge aus, die sich aus der im Daniel herschenden subjectiven gestaltung des stoffes ergeben. auch hier sind die farben gemischt. nach dem norden weist das höfische element, die eingeführten baren moralisationen, nach dem süden die grösteuteils nur äufserliche anpassung an die höfische vorstellungswelt, die verwandlung des pathetisch wunderbaren in märchenartiges, das einspielen scherzhafter elemente in die abenteuerdarstellungen. in den späteren kleineren gedichten sehen wir den Stricker mit zeitgenössischen dingen beschäftigt, seine didaktik steuert leise in das gebiet der späteren bairisch-österreichischen satire hinüber. anderseits steht er noch weit von ihrer realistischen kraft ab. von diesem standpunct aus vermöchte ich mich eher jener vermutung R.s anzuschliefsen, die im östlichen Franken, und ich würde hinzufügen, unmittelbar an der grenze der sprachgebiete, die heimat des Strickers sucht.

Im folgenden weist R. überzeugend nach, dass der Daniel nicht nach einer französischen quelle gearbeitet, sondern nach motiven, die ihm reiche kenntnis epischer, insbesondere höfischer dichtung bot, nachahmend erfunden sei. der pfaffe Konrad, der Veldeker, Hartmann, Ulrich von Zatzikhoven, Wirnt sind seine hauptsächlichen muster, dazu eine reihe von mündlich umlaufenden erzählungsstoffen — im ganzen ein ziemlich reiches material, dem aber jede gelehrte beimischung fehlt. so lange die ausgabe nicht vorliegt, ist es kaum möglich, die parallelen Rosenhagens ins einzelne zu prüfen; doch jetzt schon ist die mehrzahl der nachweisungen, soweit sie litterarische quellen betreffen, durchaus vertrauenerweckend. auf einem misverständnis des textes scheint die betonung der seltsamkeit des *schriben* in der stelle Dan. 388 *er hiez den helt schriben zehant in sin gesellesch\aft* zu beruhen: das wort bedeutet hier schwerlich etwas andres als 'aufnehmen'. das motiv von der entrückung Arthurs im Daniel merkt Heinzel Über die franz. gralrom. 192 an; dazu sind die parallelen ebenda s. 67 zu vergleichen.

Stilmuster ist für den Daniel in einzelheiten die ältere epik durch das Rolandslied, besonders aber Hartmann gewesen (s. 91 ff). von Wolframs einfluss findet R. nur darin eine spur, dass im Dan. Parzival als einer der ersten ritter der tafelrunde erscheint (s. 113); genauere beziehungen im einzelnen konnte er nicht entdecken. aber s. 97 nennt er die stoffe einiger gleichnisse im Daniel, darunter 'könig Artus mit einem pfluge verglichen, der durch die feinde eine furche zieht (5162)': ist das nicht Wh. 327, 22 *Rennwart die tôtlichen furch mit sîner grôzen stangen ier?*

In dem abschnitt 'Chronologie des gedichtes' s. 110 ff wird der schon früher erwähnte treffende nachweis geliefert, dass der Karl älter ist als der Daniel. aber R. glaubt auch zu einer ziemlich genauen directen begrenzung der abfassungszeit des D. gelangen zu können. benutzung des Wigalois war früher gezeigt; nunmehr erschliefst er, dass die Krone Heinrichs v. d. Türlin den Daniel voraussetze, und findet so in den jahren 1210—1215 die entstehung des Daniel. sein weg ist folgender: er zeigt in dankenswerter weise, dass im eingang der Krone wie des Daniel beiden dichtern der eingang des Iwein vorschwebte, dass beide aber gemeinsam davon abgehend das seltene thema von Arthurs jugend berühren; eine beziehung zwischen Krone und Daniel liegt hier aller wahrscheinlichkeit nach vor. aber durchaus nicht kann ich der auffassung R.s beistimmen, welcher den zusammenhang beider stellen nur so deuten zu können meint, dass Heinrich auf die worte des Strickers angespielt und seinerseits eine erzählung von Arthurs jugend versprochen habe, die sein vorgänger abgelehnt hätte:

Kr. 161 *uns ist dicke geseit*
von maneger hande vrümekeit,
die Artûs der künec begienc.
wâ ez sich êrste anevienc,
165 *daz ist ein teil unkunt.*
ich wil ez aber ze dirre stunt
ein teil machen kunder
und wil iu doch darunder
sîner tugende anegenge sagen,
170 *wie ez in sînen kinttagen*
im allerêrste ergienge ...

Dan. 50 *wan daz ich mich ungerne an nime*
ze striten mit den liuten,
ich kunde ez wol getiuten,
wes er pflac in sîner jugent.
ich weiz wol, ob ich sîne tugent
55 *mit worten gar her für züge,*
man giht ich tobete oder lüge;
sô wil ich lützel dâvon sagen
und wil ez doch niht gar verdagen ...
(citiert nach R. s. 113).

R. schliefst: der Stricker sagt nichts von Artus jugend; wenn Heinrich davon etwas mitteilen zu wollen erklärt, so ergänzt er die lücke, die sein vorgänger offen gelassen; anderseits: wenn der Stricker von Artus jugend sprechen zu können erklärt, und er nach Heinrich geschrieben hat, so könnte er nur auf Heinrichs angaben sich beziehen; der hat aber trotz seiner zusage eigentlich nichts über die jugend des königs erzählt; und soll die Krone des Strickers quelle sein, 'wie konnte er fürchten, dass man ihn lügen strafen werde, wenn er sich auf Heinrichs geschriebene worte beziehen konnte?'

Aber: 1) Heinrich hat allerdings — in seinem sinne — seine zusage von Artus jugendzeit zu sprechen, eingelöst, Kr. 260—420; 2) des Strickers stelle 54—56 ist misverstanden; er sagt: 'wollte ich nicht streit meiden, so wüste ich wol von des königs jugend zu erzählen; aber ich weifs, man hiefse mich einen narren oder lügner, wenn ich seine vorzüge ausführlich und völlig ins licht stellte'. das kann nur bedeuten: mein bericht über Artus jugend würde widerspruch erregen, weil den leuten die gewaltige gröfse der vorzüge des königs unglaublich dünkte; oder: weil mein bericht einem andern widerspräche. im letztern fall setzt der Daniel die Krone geradezu voraus, im ersten könnte er vor oder nach der Krone geschrieben sein. in Heinrichs worten aber liegt durchaus nichts, was anzunehmen zwänge, dass sie den Daniel voraussetzten. wollen wir völlig sicher gehn, so müssen wir sagen: es ist den einleitungen nicht zu entnehmen, welche der beiden früher geschrieben wurde. urteilen wir nach wahrscheinlichkeit, so werden wir, selbst wenn wir die erste jener zwei deutungen der Stricker-stelle festhalten, in der magerkeit und typischen formelhaftigkeit der Türlinschen erzählung den eigentlichen grund sehen, warum der Stricker von Artus jugend,

von der ihm ebensowenig wie Heinrich etwas litterarisch überliefert war, nichts sagte. beim Stricker ist überdies die erwähnung Arthurs in der einleitung jedesfalls nur gelegentlich, da sein held in der tat ja nicht der könig sondern Daniel war.

Wenn wir es denn ablehnen, den Daniel vor 1215, den Karl also noch früher anzusetzen, so wahren wir auch besser die continuität mit den übrigen gedichten des Strickers. es ist nicht überflüssig, das, was bisher an datierungen derselben beigebracht worden ist, zu vereinigen. am weitesten zurück reichen die termini a quo für das steingedicht (Hahn XI) und das über die geistlichen (Hagens Germ. 8, 288): für jenes vielleicht 1205 (s. oben), für dieses 1215 (Jensen s. 27), aber das erste wenigstens kann viel später abgefasst sein. die Klage wurde von Wackernagel LG 355 zwischen 1220 und 1247 gesetzt, Ulrich von Liechtenstein kennt sie im Frauenbuch (s. meine Studien zum kl. Luc. WSB 102, 650 f), ich setze ihre abfassung um 1233 an (DLZ 1886, sp. 1528). die Frauenehre gehört nach Bartsch (Karl s. IV) zwischen 1236 und 1245, im Märe von den gäuhühnern sehe ich einen reflex der zustände, auf welche sich der landfriede von 1235 bezieht: sie dauern noch jahre lang weiter, wie Ottokars landfriede von 1251 lehrt (s. DLZ aao. 1528). den Amis setzt Grimm RF CLXXI vor 1250. im Alexander, den ich mit Beitr. 3, 157 ff doch vor dem Wilhelm gedichtet denke, spricht Rudolf vom Stricker als einem lebenden (etwa 1235?), die art seiner erwähnung im Wilhelm (etwa 1242) deutet auf einen bereits verstorbenen (so schon Haupt Zs, 1, 199). als er das gedicht Melker hs. s. 116 schrieb (*swaz ich sage von der unkraft, dâmit die alten sint behaft, daz sult ir gelouben deste baz, wan ich bekenne der wârheit ettewaz*), war er bereits bejahrt. die meisten anhaltspuncte weisen in die dreifsiger jahre des 13 jhs. mit ihnen und mit der persönlichen entwicklung des Strickers dürfte am ehesten eine reihenfolge der werke übereinstimmen, an deren spitze der Karl steht, dem der Daniel, dann der Amis und die kleineren novellistischen erzählungen, dann die hauptmasse der im engeren sinne didaktischen bîspel folgte; vgl. auch Lambel in der einleitung zum Amis.

Innsbruck, im jan. 1893. JOSEPH SEEMÜLLER.

SCHRIFTEN ÜBER GOTTSCHED.

1) Zu Joh. Chr. Gottscheds lehrjahren auf der Königsberger universität. von JOHANNES REICKE. Königsberg, FBeyer, 1892. 81 ss. gr. 8°. — 2 m.*
2) Gottsched und sein kampf mit den Schweizern. vom gymnasiallehrer PAUL FISCHER. gymnasial-programm von Greifenberg (Pommern), 1892.

Die zuerst genannte schrift von Reicke ist eine fleifsige und, was das zusammentragen des quellenmaterials anlangt, auch gründ-

* [vgl. Lit. centr. 1893 nr 1 (M. K.). — Zs. f. d. phil. 25, 565 f (OErdmann).]

liche und selbständige arbeit. Brucker, Götten, Stolle, Arnold und die übrigen alten herren mit all den langatmigen titeln ihrer Historien der gelahrtheit sind hier aufgeführt und ausgenutzt. kaum wird das wissensdurstigste herz in dieser beziehung mehr begehren können. vielmehr muss die frage erhoben werden, ob selbst die weitgehendste würdigung von Gottscheds verdiensten das wissenschaftliche bedürfnis erwecken könnte, über seine grofseltern, lehrer und andre, in noch loserem zusammenhange mit ihm stehnden persönlichkeiten die genauesten einzelheiten kennen zu lernen und den quellennachweis derselben zu verfolgen.

Das thema an sich, Gottscheds zehnjähriger aufenthalt auf der universität Königsberg, hätte übrigens eine dankenswerte studie ergeben, wenn R. es verstanden hätte, den zusammengetragenen stoff auch zu durchdringen. aber man sieht in der tat den wald vor lauter bäumen nicht. da werden die statuten des alumnats aufgeführt, ohne dass es überhaupt nur wahrscheinlich gemacht worden wäre, dass Gottsched selbst alumne war; es folgen biographische skizzen einzelner professoren, abweichende quellenberichte, auf deren glaubwürdigkeit nicht näher eingegangen ist; dazwischen kommen die abdrücke umfangreicher, natürlich langweiliger und durchaus nicht seltener gedichte, und so sind die 45 seiten des gefällig gedruckten textes, denen dann 26 seiten anmerkungen in petitdruck folgen (!), erschöpft, ohne dass der leser ein irgendwie durchsichtiges bild von den interessenkreisen bekäme, in denen sich Gottsched damals bewegte. theologie, philosophie, poesie und beredsamkeit hätten mit gleichzeitiger rücksicht auf die chronologische folge strenger auseinander gehalten werden sollen, einzelne puncte, wie der übergang Gottscheds von der Cartesianischen zur Leibnitz-Wolffschen philosophie, waren concreter zu behandeln und hierbei auf die vielleicht interessanteste persönlichkeit unter den professoren, auf Georg Heinrich Rast, näher einzugehn. statt des abdruckes der bei Stolle befindlichen titel jener dissertationen, bei welchen Gottsched als respondent auftrat, wäre ein kurzer blick auf den gedankengang seiner eigenen arbeiten am platze gewesen. auch die beschäftigung mit der poesie ist nur oberflächlich behandelt. da R. gerade eine wichtige quelle, die vorrede zur ersten auflage des 'Sterbenden Cato' (1732), entgangen ist, so bleibt auch eine hauptfrage in Gottscheds entwicklungsgeschichte unberührt, ob und inwieweit er sich schon in Königsberg mit der dramatischen poesie befasst habe; natürlich ist infolge dessen auch seiner Molièrelectüre nicht erwähnung getan. all das würde mit rücksicht auf den titel 'Zu G.s lehrjahren' nicht auffallen, wenn eben nicht gleichzeitig so viel unnützes und bekanntes mit aufgenommen wäre.

Bei der darstellung ist R. gewöhnlich einer quelle gefolgt, welche bisher wenig beachtet wurde, der vorrede zu dem zweiten bande von Gottscheds Ersten gründen der gesamten weltweis-

heit (1756). sie enthält in der tat die besten nachrichten, war aber trotzdem ihrem wortlaute nach nicht stück für stück zu citieren. selbständige urteile R.s begegnen selten. dass er Danzels auffassung kanonische bedeutung zuweist, ist schon ein veralteter standpunct; aber er imputiert auch seinem gewährsmanne noch manches. so hat Danzel niemals behauptet, dass Gottsched die correctheit überhaupt und allein betont hätte, wie R. (s. 29) ausführt; vgl. Danzel s. 7. die geschichte der 1725 erschienenen Pietschausgabe erscheint doch allzusehr auf die motive der 'dankbarkeit und würklich überzeugter wertschätzung' zurückgeführt (s. 37), wenn man erwägt, dass die sammlung ohne genehmigung Pietschens veranstaltet wurde und der herausgeber, wie ich anderwärts nachweisen werde, den autor hiebei geradezu um sein honorar geprellt hat. wenn es ferner s. 18 heifst: 'Gottsched wird sich also bei ihm (Rohde) im lateinischen stil gut geschult haben', so hat sich der verf. gewis nicht gegenwärtig gehalten, dass gerade die philologische schulung zu den anrüchigsten eigenschaften des Leipziger dictators gehörte, und dass ihm schon Liscow in der vorrede zu Heinekens Longin den spöttischen rat erteilte, lieber aus dem bairischen als aus den alten sprachen zu übersetzen; ebenso haben Ernesti und andre von Gottscheds latein nicht viel gehalten. im übrigen fördert die arbeit manches neue zu tage, was für den specialforscher nicht ohne interesse ist. mit recht wird bei Gottscheds entwicklung auf des vaters einfluss das hauptgewicht gelegt und die vermutung Rogges bestritten (s. 53), dass sich von seinem grofsvater mütterlicherseits die vorliebe für poesie und geschichte auf ihn vererbt habe. R. hat ferner auf der universitätsbibliothek in Königsberg ältere drucke der Gottschedschen reden und gelegenheitsgedichte aufgefunden, deren titel bisher nicht bekannt waren, so die Trauerrede von 1719, die 'Anrede' an Masecov, drei gedichte von 1722, 1723 und 1724. neu ist der nachweis eines auch bei Gottsched nicht erwähnten gedichtes von 64 alexandrinern an seine grofsmutter Barbara Gottschedin. eine erhebliche förderung erhält indes die kenntnis Gottscheds auch durch diese funde nicht. was das erste an Röder gerichtete gedicht anlangt, so geht aus dem mitgeteilten titel wol hervor, dass dasselbe 1718 verfasst, nicht aber, dass es auch in diesem jahre schon gedruckt und veröffentlicht wurde. der angesungene geburtstag fiel auf den 26 dec., also ganz ans ende des jahres. aber abgesehen davon spricht R. (s. 26) hiebei selbst von einem 'abdruck', worunter man doch gewöhnlich nicht den ersten, sondern einen druck versteht, der schon von einem bestehnden abgenommen ist. wer da weifs, wie viel aufhebens man damals von dergleichen gedichten machte, wird es übrigens durchaus nicht so unwahrscheinlich finden, dass vielleicht der herr 'tribunals-raht' selbst einen 'abdruck' jenes von Gottsched besorgten ersten druckes veranstaltete, bei welchem er sich wie in der gleichzeitig erschienenen

rede nur mit den anfangsbuchstaben seines namens '*J. C. G.*' gezeichnet hatte. lassen wir nur also getrost Gottscheds erzählung bestehn, dass er bei seinem dichterischen erstlingswerke '*wie Apelles hinter der Tafel lauschen wollte, was die Vorbeigehenden sagen würden*'.

Im anhange hat R. einen dankenswerten beitrag zur kenntnis Pietschs geliefert. es war bisher gar nicht bekannt, dass dieser seine theoretischen ansichten über poesie i. j. 1728 in zwei disputationen niedergelegt hat. weder Gottsched noch andre zeitgenössische quellen erwähnen diese beiden arbeiten, die nun R. (s. 72—81) abdrucken lässt. allerdings haben wir sowol in der 'Poeticarum Thesium Duodecas', wie in den 'Solutae Ligataeque Orationis Limites' nur compilationen vor uns; allein sie geben wenigstens eine deutlichere vorstellung von den anschauungen, für welche der berühmte lehrer der poesie jedesfalls auch in seinen vorlesungen eingetreten sein mag. wahrscheinlich sind die beiden disputationen Gottsched unbekannt geblieben; aus dem umstande freilich, dass er sie nirgends aufführt, lässt sich dies durchaus nicht, wie R. will, mit sicherheit erschliefsen. Pietsch steht im wesentlichen auf dem standpuncte des Horaz und Boileau. bei einem lehrer Gottscheds fällt es auf, in der ersten seiner thesen den satz zu finden: *omni sensere tempore sapientes poëtas non fieri, sed nasci.* auf Boileau wurde Gottsched in Königsberg durch die lectüre der Canitzschen schriften geführt; die thesen geben indes der vermutung raum, dass er hier schon auf die französische litteratur der 'Modernes' hingewiesen worden ist, wenigstens heifst es in der elften thesis nach anführung Anakreons und Pindars: *utrosque non sine virtute de la Motte imitatus est.*

Schliefslich noch eine bemerkung. Gottsched hat sich doch auch dadurch verdienste erworben, dass er den Deutschen einen flüssigen satzbau so angelegentlich ans herz legte; was würde der sprachtyrann aber gesagt haben, wenn ihm die freude über die gründlichkeit, mit welcher der geschichte seiner universitätsjahre nachgegangen wurde, durch einen satz wie den folgenden vergällt worden wäre (s. 29): 'und gedichtet haben wird er (Gottsched) schon hier, wie doch, wenn man vom dramatischen absieht, eigentlich sein ganzes leben lang, fast nur eine, wol nicht kleine, anzahl gelegenheitsgedichte in der in jenen zeiten noch so allgemein üblichen art der mache, mochte er sie nun, ihrem stoffe oder der form nach, so oder so benennen'.

Nur um dem würklichen verdienste dieser arbeit voll gerecht zu werden, sei hier auch auf eine zweite abhandlung über Gottscheds streit mit den Schweizern hingewiesen. das thema ist auf 19½ seiten behandelt, wovon 13 auf eine einleitung fallen, welche mit Opitz anhebt, die bestrebungen der zweiten schlesischen schule, Christian Weises, Wernickes usw. registriert und auf s. 5 zu Gottsched gelangt. aber sowol für diesen wie für Bodmer bringt

Fischer durchaus nur eine compilation aus den gangbarsten litteraturgeschichten und aus Danzel. bei behandlung des eigentlichen themas lassen zunächst einige citate aus Bodmers vorreden und der analyse der Breitingerschen 'Critischen dichtkunst' ein eingehn auf die sache erwarten, obwol F. auch hier nur das allergeläufigste widergegeben hat und lange nicht an die schon von Mörikofer ua. gegebenen auszüge heranreicht; aber bald bewegen wir uns wider in einer ganz dürftigen und lückenhaften skizze. zu ihrer characteristik sei nur bemerkt, dass wol ein 'gewisser Mylius' genannt, Liscow aber ganz übergangen ist. genug!

Einer derartigen behandlung gegenüber kündet Reickes arbeit die unzweifelhaft richtige lehre, dass das reden über Gottsched auf grund des Danzelschen buches bereits erschöpft und eine erweiterung der wissenschaftlichen erkenntnis nur durch gründliche quellenforschung zu hoffen ist. wenn sich natürlich auch dann nicht in allen puncten neues ergeben wird, so muss doch endlich darauf gedrungen werden, dass die geltenden allgemeinen sätze durch passend ausgewähltes detail lebendige farben erhalten und auf concretere anschauungen gestützt werden.

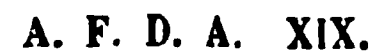
Bielitz, im januar 1893. GUSTAV WANIEK.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist. ein beitrag zur litteratur- und culturgeschichte des 18 jahrhunderts von dr HANS ZIMMER. Leipzig, Rossberg, 1892. 101 ss. — 2,40 m.*

Zimmer versucht im vorliegenden buche eine fühlbare lücke unserer litteraturkenntnis auszufüllen. aus Zachariäs vielseitiger tätigkeit greift er die würkungsvollste seite seines poetischen schaffens zur behandlung heraus. das buch zerfällt in drei capitel, deren erstes eine biographie des dichters enthält; die beiden andern sind dem hauptthema gewidmet.

In der biographischen skizze führt Z. im wesentlichen das material vor, das Eschenburg und Schiller überliefern. Zachariäs eigene angaben in den lyrischen gedichten und den Tageszeiten sind teilweise als belegstellen herangezogen. neues bringt der briefwechsel zwischen Zachariä und Michaelis aus den jahren 1755/6 (s. 13); Zachariä rechtfertigt da am 14 dec. 1755 theoretisch jene grundsätze über metrik, reim und gebrauch der fremdwörter, zu denen er sich im Phaeton zum erstenmale praktisch durchgerungen hatte im gegensatze zu seiner kunstübung im Renommisten und in den Verwandlungen. die auszüge aus bisher ungedruckten briefen Zachariäs an JESchlegel zeigen den schreiber als treuen jugendfreund und dankbaren schüler; sie sind ein wich-

* [vgl. DLZ 1892 nr 40 (FMuncker). — Beil. z. allg. ztg. 1892 nr 136 (E. P.).]



tiger beleg für die fortdauer der innigen beziehungen der Bremer beiträger. dem briefwechsel zwischen Zachariä und Gleim jedoch hat Z. nicht die gebührende beachtung geschenkt. an der hand dieser briefe, die in die zeit von 1748—1766 fallen, ist es möglich, Zachariäs beschäftigung mit der englischen litteratur, sein wollen und können auf musikalischem gebiete zu verfolgen. er gibt darin rechenschaft von seinen dichterischen grundsätzen und plänen, entwickelt seine ideen über die litterarischen und politischen vorgänge der zeit. diese briefe allein spiegeln entstehung und fortgang seiner Miltonübersetzung wider. gerade für die sechsziger jahre, die Z. zu kurz abtut, bieten sie eine fülle wertvollen stoffes, auf dessen durcharbeitung eine monographie über Zachariä nicht verzichten durfte.

Hätte Z. weniger auf das neue als auf das wichtige wert gelegt, so hätte er vermieden, die kleinlichen zwischenfälle mit Gemmingen und Gottsched aus dem zusammenhange der darstellung zu reifsen und zum gegenstande selbständiger besprechung zu machen. die resultate beider untersuchungen (s. 28—36) decken sich obendrein völlig mit den bisherigen ergebnissen der forschung. was Z. über den fall Gemmingen sagt, bringt bereits Eschenburg im schonungsvollen tone des nekrologisten zum ausdrucke (Hinterlassene schriften von FWZachariä, Braunschw. 1781, s. x f); die fehde mit Gottsched, die sich an Zachariäs 'Gedicht, dem gedächtnisse des herrn vHagedorn gewidmet' anknüpfte, hat gleicherweise schon Danzel in seinem buche über Gottsched beachtet.

Der methodische weg im 2 cap. ist richtig. das komische heldengedicht ist für uns bereits historisch geworden, wir haben kein lebendiges gefühl mehr dafür. eine theorie der dichtgattung im verein mit ihrer geschichte vor dem auftreten Zachariäs ist die einzige feste unterlage, auf der ein sicheres eindringen in eine verständnisvolle auffassung des Renommisten möglich ist. an der hand von Braitmaiers Geschichte der poetischen theorie und kritik hätte Z. finden können, dass das mafsgebende lehrbuch der poetik bis in die siebziger jahre des vorigen jhs., bis zum erscheinen der Allg. theorie der schönen künste von Sulzer Batteux war. von Zachariä wissen wir ausdrücklich, dass er noch nach 1761 die theorie der schönen künste nach Batteux vortrug (Eschenburg s. xii; Schiller s. 51). bei diesem findet sich allerdings noch keine selbständige definition und behandlung des komischen heldengedichtes; nur aus gelegentlich angeführten beispielen in den abschnitten über epos, comödie und satire ist zu entnehmen, dass die theorie unserer dichtgattung teilweise mit in den regeln enthalten ist, die über jene andern dichtungsarten aufgestellt wurden.

Solange Gottscheds einfluss in Deutschland noch unbestritten war, galt seine Kritische dichtkunst als unantastbares lehrbuch der poetik. sie fufst im ganzen wie im einzelnen auf Bossu. schon im 17 stücke der Vernünft. tadlerinnen (vom 26 apr. 1726; ii 162)

verweist Gottsched auf Bossus *weitläuftigen Tractat vom Heldengedichte.* die selben grundsätze hält er in allen auflagen seines werkes aufrecht. so oft er sich später noch zu bemerkungen über das epos veranlasst sah, kehrte er stets zu dem gewonnenen resultate zurück. — auch die Schweizer, selbst Meier, Baumgartens schüler, haben noch zu anfang der fünfziger jahre an die Messiade den mafsstab des Bossuschen canons angelegt (Braitmaier I 243). die auseinandersetzungen von JJDusch in den 'Vermischten kritischen schriften' (1758) und in den 'Briefen zur bildung des geschmacks' (1764—73) über die komische epopöe sind unverkennbar polemischen characters. das lehrt ein blick in ASauers Uz-ausgabe (s. LXII ff). Z. hat ganz unberechtigt Duschs an widersprüchen reiche theorie seiner beurteilung zu grunde gelegt. es ist natürlich unrichtig, dass Lessing mit seinem tadel eigentlich Nicolai, nicht Dusch treffen wollte (s. 37). übrigens bleibt sich Z. in seiner schätzung Duschs selbst nicht gleich: s. 37 gesteht er ihm nach Herders ausspruch 'ausdrücklich die befähigung zu, über die von ihm aufgeworfnen fragen zu urteilen', während er ihn s. 76 mit mehr recht nur als 'einen brauchbaren registrator landläufiger anschauungen' bezeichnet. Zachariä selbst stand bei abfassung des Renommisten mitten im parteigetriebe als anhänger der Schweizer; schon darum ist an seine leistungen nicht der mafsstab eines Dusch zu legen, mag man diesen auch für 'unparteiisch und rein objectiv' halten. man gelangt vielmehr durch eine untersuchung der andern oben angeführten theorien unter berücksichtigung der dem Renommisten vorhergehnden leistungen zu folgender definition der deutschen komischen epopöe: das komische heldengedicht ist eine species des heroischen, die völlig nach den regeln der gattung eingerichtet, den widerspruch zwischen form und inhalt vornehmlich in die parodierung der ernsten epopöe verlegt und die ihrer bezeichnung durch die würzen stark aufgetragenen scherzes und augenfälligen wortwitzes gerecht zu werden sucht. was Zachariä über diese bestimmungen hinaus geleistet hat, ist sein verdienst, sogar insoweit, als er es den ausländischen mustern abborgte. die untersuchung dieser frage ist daher von besonderer wichtigkeit. Z. lehnt sie jedoch in der einleitung s. 5 ungerechtfertigter weise deshalb ab, 'weil er einsehen gelernt habe, dass dabei die übrigen epopöen Zachariäs nicht aufser acht gelassen werden dürfen'. dieser richtigen einsicht hätte vielmehr die entsprechende erweiterung des themas folgen sollen. Zachariä hat erst in Göttingen, etwa 1747, das original des Rape of the lock kennen gelernt und sich in den dichtungen, die nach dieser zeit fallen, inniger an Pope angelehnt als in der ersten fassung des Renommisten und der Verwandlungen. ebenso zeigen die umarbeitungen dieser beiden gedichte gröfseren einfluss des Engländers.

Was nun Z. im einzelnen aus der vorgeschichte des komischen heldengedichtes in Deutschland bringt, ist ebensowenig vollständig

als zulänglich in der characteristik. der 'Bibliotartarus' verdient es, in diesem zusammenhange stärker hervorgehoben zu werden. Pyras vorhaben, gegen die studentischen unsitten seiner zeit loszuziehen, ist Zachariäs satirischen ausfällen im Renommisten nur allzu ähnlich. Pyra greift mit seinem stoff in das wahre leben hinein und versucht durch das widerspiel zwischen niederer handlung und hochtrabender form seinen zweck zu erreichen. es bedarf nicht erst einer psychologischen rechtfertigung für das ergreifen des stoffes, wie sie Waniek (Pyra und sein einfluss auf d. d. l. d. 18 j.) s. 91 versucht, wenn man feststellt, dass Pyra, ein vorzüglicher kenner Popes (vgl. DLD 22 s. xxxv f), dem vielbewunderten vorbilde die form abborgte für einen stoff, der damals in der luft lag. — die 'Tänzerinn' von Rost, auf die Zachariä in der umarbeitung des Renommisten (II 97) selbst anspielt, ist reich an originellen zügen, die vielfache nachahmung erweckten. namentlich aber gehörte sein 'Vorspiel' (1742) hierher, das wegen der bezeichnung als satirisch-episches gedicht zumeist in anderem zusammenhange besprochen wird. es ist ein komisches heldengedicht, dessen handelnde personen litterarische gröfsen sind. der handlung liegt eine wahre begebenheit zu grunde, deren einzelheiten gemäfs dem polemisierenden zwecke nach bedarf vergröfsert oder verkleinert sind. es ist eine der wenigen persönlichen satiren, welche die individuelle gelegenheit, durch die sie veranlasst wurden, überlebt haben. schon Jördens (Lexikon deutscher dichter u. pros. IV 407) zählt es mit zu unsern besten komischen epopöen. im vergleiche mit dem 'Dichterkrieg', einem komischen heldengedicht in prosa (Belustigungen I 49 f), das ebenfalls litterarische satire enthält, treten die vorzüge des Vorspiels am deutlichsten hervor. auch die zeitgenossen fällten darüber das richtige urteil. so schreibt Gleim an Uz, am 28 märz 1743 (ungedr.): *Es ist nichts dem Pult des Boileau so würdig beigesetzt zu werden, als dieses* (das Vorspiel); ebenso Uz an Gleim, 6 apr. 1743. Z. nimmt gar nicht notiz von Rosts dichtung.

Rost hat hier zuerst den versuch gemacht, heimische zeitverhältnisse, die das allgemeine interesse zu fesseln geeignet sind, dem stoffkreise dieser dichtgattung einzuverleiben. dadurch wurde die satire zwar persönlicher, bot aber ungleich mehr veranlassung, gesuchten witz durch natürliche mittel zu verdrängen: die characteristik trat in den vordergrund. Zachariä hat das Vorspiel zweifellos gekannt; es kann bewiesen werden, dass er es sich in gewissen puncten zum muster nahm. die beiden dichtern eigene vorliebe für schilderungen aus dem studentenleben ist nur éin gesichtspunct. — vor dem erscheinen des Renommisten brachten die Belustigungen im 4 bde. noch ein komisches heldengedicht in prosa, den 'Dieb', das ganz im tone des 'Dichterkriegs' und des 'Meisterspiels im lomber' von Hommel abgefasst ist und das Z. wider nicht erwähnt.

Die litterarhistorische würdigung des Renommisten kommt bei Z. im gegensatze zur culturhistorischen zu kurz. in den wenige zeilen umfassenden abschnitten über satire und charakterzeichnung vermisst man jede historische rechtfertigung.

Die culturgeschichtliche seite hätte übrigens Z., wenn er ihr stofflich nachgegangen wäre, auf eine reihe einschlägiger dichtungen führen müssen, deren kenntnis bei Zachariä vorausgesetzt werden darf. gewisse dichternamen des ausgehnden 17 jhs. werden in den vierziger jahren des folgenden noch immer citiert und mögen der studierenden jugend, von Gottsched empfohlen, zur lectüre und zum studium gedient haben. denn der gröste teil jener dichter, die in dem 'Verzeichnis einer frauenzimmer-bibliothek' (Vernünft. tadl. 23 stück) angeführt werden, findet sich in den ersten jahrgängen der Belustigungen ständig herangezogen und erfreut sich bei Leipzigern und Schweizern gleicher verehrung. von Opitz angefangen, den noch die Brem. Beitr. III 206 und die Belust. V 299 als das mafsgebende muster preisen, erscheinen immer die selben namen, wie Besser, Canitz, Günther, Hagedorn, Haller, Neukirch, Rachel und Ziegler als vertreter der vorangegangenen litteraturperiode (vgl. Belust. II 161. 177 f; IV 144. 164. 461 uam.). bei den meisten dieser dichter finden sich beziehungen auf das studententum der zeit. schon damals wurde der jenische student denen anderer universitäten gegenübergestellt, zb. in Hunold-Menantes Satirischem roman, wo man aus der blofsen redeweise den *Jenonischen* studenten erkennt. es fehlt natürlich unter den angeführten dichtern nicht an solchen, die gegen die auswüchse des standes, namentlich das duellieren, ihre warnende stimme erhoben (vgl. Neukirchs satire 'Wider die heutige erziehung der jugend'). auch Gottsched hat oft genug seinen einfluss dagegen geltend gemacht. für den Renommisten ist eine bezeichnende stelle aus den Vernünft. tadl. (22 stück, v. 31 may 1726) von besonderem wert. Gottsched stützt sich seinerseits auf citate aus Philander und Günther. gewis blieb im kreise der jungen Leipziger genossen Zachariäs jenes thema nicht unbeachtet, das Gottsched in seiner Kritischen dichtkunst, in dem abschnitte über die poet. nachahmungen (ausg. von 1737, s. 155 f) für eine comödie aufstellte, worin sich eine nahe berührung mit Zachariäs figuren, besonders mit Raufbold nicht verkennen lässt. viele der dort gebotenen motive konnte Zachariä allerdings für ein epos nicht brauchen.

Es war ferner darauf hinzuweisen, dass man in Gottscheds kreise so manches harte urteil über studenten, namentlich über solche, die von fremden universitäten nach Leipzig gekommen waren, fällte. hierher gehören neben vielen unbedeutenderen äufserungen Hagedorns 'Beschreybung des jenischen paradieses' (1729), einzelnes aus Stoppes 'Fabeln' (1739), Lamprechts 'Stundenrufer zu Ternate' (1739). die Belustigungen, zumeist auf die mitarbeiterschaft jüngerer kräfte angewiesen, ermangeln ebenfalls

nicht zahlreicher satirischer hiebe auf das studentische unwesen. insbesondere Rabeners häufige beiträge verweilen mit vorliebe bei der verspottung jenischen studententreibens, zb. II 300. IV 105. die ganze fülle beifsender bemerkungen über mode und modetorheit, die den Belust. zu entnehmen waren, würde fast eine eigene untersuchung belohnen. so wird zb. auf den nachttisch angespielt Belust. II 344. III 472. IV 568. V 156. 417. VI 89. 170. VII 181. VIII 509; Brem. Beitr. I 28. 231. 294; — auf lieblingstiere, namentlich das schoofshündchen: Vernünft. tadl. I 269; Belust. I 131. 559. II 160. 350. IV 387. 566. 571. VII 181. VIII 509. Brem. Beitr. I 124. 238. 250. 680 uam.

In dem abschnitt über die 'maschinen' des komischen heldengedichtes, den Z. hier am unrichtigen orte einflicht, stehn die historischen, allgemein bekannten tatsachen einfach nebeneinander. die frage aber, wem Zachariä in diesen dingen folgte, was er von seinen vorbildern herübernahm, worin er abwich, wieviel originelles er hinzufügte, ist gar nicht berührt.

Das letzte cap., das über die ausgaben des Renommisten handelt, ist eine sorgsam zusammengetragene, unumgängliche vorarbeit für die monographische besprechung dieser dichtung. die systematische verwertung des materials aber hätte an die stelle all der abschnitte treten sollen, die mit Muncker rechten. da Z. mit Munckers trefflicher skizze in der DNL im wesentlichen übereinstimmt, erwecken seine nörgelnden bemerkungen zu kleinlichen abweichungen nur den eindruck ungerechtfertigter überhebung.

An die spitze dieses abschnittes gehörte eine genaue inhaltsangabe der ersten fassung des gedichtes. die vergleichung würde dadurch übersichtlicher und das eindringen in den stoff auch dem erleichtert werden, der mit den einzelheiten minder vertraut ist. man vermag sich aus Z.s behandlung kein anschauliches bild davon zu machen, was aus der fassung A (1744) nicht in die umarbeitung B (1754) übergegangen ist. er liefert wol die bausteine, überlässt jedoch die verkittung dem leser. wie im allgemeinen die grundmotive der handlung einheitlicher gestaltet wurden, so bemühte sich Zachariä namentlich im einzelnen jeden eindruck undramatischer zersplitterung, die unter dem namen der episoden in den gang der epischen handlung retardierend einzugreifen pflegt, zu verwischen. unter diesen gesichtspunct fällt vor allem die vereinfachung des geistersystems. ganze gruppen dieser neuschöpfungen hat Zachariä gestrichen, dort wo er sie beliefs, wurde ihr machtbereich bedeutend eingeschränkt, ihre einflüsse auf die handelnden personen vielfach verringert, die beschreibungen ihrer gestalt und ihrer beziehungen mannigfach verkürzt, ihre reden auf das nötigste herabgemindert. aus diesem grunde fiel also zb. die verhandlung zwischen Pandur und Putz wegen der bekehrung Raufbolds aus; der biblische glanz, der um des Renommisten pferd, Calmuck,

wie um Bileams eselin schwebte, wird auf ein kampflustiges wiehern reduciert. der beschreibung des scepters der Galanterie sind in der zweiten fassung nur noch wenige zeilen eingeräumt, die darstellung der Complimente und der Mode ist mehr angedeutet als ausgeführt. Zachariä scheint es fast auf ausmerzung der gleichnisse beschreibenden characters abgesehen zu haben, um dem rein heroisch-epischen tone nicht abbruch zu tun: die gleichnisse dieser art wurden oft durch die parodierende annäherung an den ton ernster epen ersetzt. der dichter handelte im bewustsein, dass er sich in der ersten ausarbeitung zu viele widerholungen, vornehmlich der motive, die auf die mode anspielten, habe zu schulden kommen lassen, und machte den fehler dadurch gut, dass er es jetzt bei einer bloſsen erwähnung bewenden lieſs. so hatte die zweimalige characteristik der genossen Raufbolds im 1 und 5 buche der fassung A ermüdend gewürkt, ebenso die abermalige schilderung ihres saufgelages.

Es ist begreiflich, dass man im einzelnen über die gründe der änderungen Zachariäs anderer meinung sein kann als Z. jedesfalls aber war hier auf neuangezogene vorbilder hinzuweisen, unter denen Uzens 'Sieg des liebesgottes' (1753) neben dem originale des Lockenraubes den ersten platz einnimmt. auf Uz geht unstreitig die schärfere zeichnung des stutzertums in B zurück. — für die änderung des folgenden verses, der noch in B (I 312/3) stehn geblieben war:

Krach nimmt den ganzen Rest der Pfeifen in die Hand,
Und schleudert, wie ein Zevs, sie krachend an die Wand

in B: *Und schleudert, wie ein Zeus, sie donnernd an die Wand* war sicherlich nicht bloſs die wortwiderholung maſsgebend. der ersatz des namens *Rothmündinn* (A) durch *Selinde* (B) mag neben dem vom Z. angeführten grunde (s. 84) auch aus dem streben nach gröſserer metrischer correctheit hervorgegangen sein usw.

Z. äuſsert auf s. 5 die wenig glaubliche meinung, dass 'man vollauf berechtigt ist, aus orthographie und interpunction schlüsse auf den character eines menschen zu ziehen'. er behandelt beide puncte im verfolg seiner arbeit mit derselben genauigkeit wie das stilistische material, unterlässt es jedoch wolweislich, die folgerungen dem neugierigen leser vorzulegen, zumal er die notwendige vorfrage unerledigt lässt, ob der dichter oder der drucker dafür verantwortlich sei. bei Zachariä scheint das letztere der fall zu sein. wie käme es denn sonst, dass zb. für die schreibung der *s*-laute in B^2 das umgekehrte von dem gilt, was für B^1 gegenüber B als regel aufgestellt wurde? ähnlich steht es mit dem *nn*.

Z. hat nicht alle fäden, die der stoff darbot, aufgegriffen, das behandelte nicht erschöpft. zahlreiche stilistische härten, namentlich die programmatischen eingänge der einzelnen absätze, zb. s. 4: 'soviel über . . . .', 'es bleibt noch übrig . . .' s. 24, 39, 49, 62 uam., sprachliche incorrectheiten, wie s. 7 'tätige

munterkeit des geistes' (vgl. Eschenburg s. VII), s. 13 'ein gedicht erlassen', dazu die überschätzung, die Z. seinen resultätchen zu teil werden lässt, zb. die behauptung (s. 44) 'man hat bisher immer geglaubt, Zachariä habe den alexandriner in anlehnung an der frau Gottsched Lockenraub-übersetzung gewählt', fördern den eindruck des buches nicht. für die eben angeführte stelle verweise ich schon auf die Bibl. d. sch. w. u. fr. k. I 359 f, wo der recensent des Schoofshundes Dusch tadelt, dass *es dem Dichter gefallen habe, eben die langweilige trochäische Versart zu wählen, welche die Übersetzerinn des verdeutschten Lockenraubes gewählt hat'*. vgl. aber auch Koberstein v[5] 14.

Eine ungewöhnliche menge von druckfehlern in dem zahlengewirre des letzten capitels lässt eine nachprüfung der citate oft nur durch zufällige combination zu. schliefslich bemerke ich noch, dass die von Z. (s. 67) gegebene beschreibung des titelbildes der ausgabe von 1761 genau auf das bild meiner ausgabe von 1754 passt. ich bin gegenwärtig nicht in der lage, dies aufzuklären.

Prag, 17 sept. 1892. RICHARD ROSENBAUM.

Aus Goethes freundeskreise. erinnerungen der baronin Jenny von Gustedt, herausgegeben von LILY VON KRETSCHMANN. Braunschweig, George Westermann, 1892. VII und 510 ss. 8°. — 12 m.*

Ein buch, dessen wahrhaft edler und liebenswürdiger character für die beurteilung mehr ins gewicht fällt als die darin berichteten einzelheiten. die 'biographische skizze', welche den erinnerungen vorangeht, ist von einem geist der pietät, der herzlichen bewunderung für die edle persönlichkeit erfüllt, deren aufzeichnungen die herausgeberin uns darbietet. je weiter wir in dem buche vorschreiten, desto mehr empfinden wir mit ihr und teilen ihre hochschätzung der durch geistige frische und regsamkeit wie durch sittliche tiefe und zartheit ausgezeichneten frau. was das buch an novellistischen und ähnlichen versuchen enthält, hat freilich keine höhere litterarische oder künstlerische bedeutung, aber es hat seinen wert in der veranschaulichung des geistes- und gemütslebens der verfasserin, die ihre eigenart und hohe individuelle entwickelungsstufe am besten in ihren urteilen über menschen und über bücher, dann aber auch, wie manche angeführte beispiele zeigen, in briefen, die auf die persönlichkeit des empfängers direct einwürken sollen, offenbart. unter den porträts die sie zeichnet, sind manche von grofser psychologischer feinheit, dabei ohne jede praetension von geistreichtum, ohne alle sucht nach scharfen schlaglichtern und contrasten. manche dieser bilder, freilich nicht soviele, als man nach dem titel erwarten sollte, führen uns in Goethes freundeskreis; vor allem aber gehörte die verfasserin selbst eine zeitlang diesem kreise an.

* [vgl. DLZ 1892 nr 41 (ESchmidt).]

Jenny von Pappenheim, 1811 geboren, trat durch die zweite heirat ihrer mutter in die familie des ministers von Gersdorff ein, zu dem sich ein schönes verhältnis kindlichen vertrauens entwickelte. nachdem sie ihre erziehung zum teil aufserhalb Weimars erhalten, kehrte sie i. j. 1826 dorthin zurück und wurde bald mit Ottilie von Goethe befreundet, dann später hofdame der grofsherzogin Maria Pawlowna, bis sie 1838 dem preufsischen gutsbesitzer von Gustedt ihre hand reichte und damit aus dem Weimarer kreise schied. als wittwe hat sie später noch acht jahre, von 1874—1882 dort geweilt; 1890 ist sie auf dem ostpreufsischen landgut ihres sohnes gestorben.

Das bild, das sie von Goethe im herzen trug und in ihren schriften widerzugeben suchte, ist ein sehr sympathisches. sie, die den greis persönlich gekannt und fast schwärmerisch verehrt, hat die torheit des landläufigen geredes von Goethes egoismus oder quietismus durchschaut und in der rückerinnerung des alters den totaleindruck dieses ganz und gar den grösten zielen zugewanten beständigen arbeitslebens erfasst. durch die rinde seiner abschliefsenden förmlichkeit verstand sie zu dringen und sein inneres zu ergreifen. einfach und schmucklos spricht sie es aus: 'wenn er nichts geschrieben hätte, würde er doch in die erste reihe der besten menschen gehören. er war gut, neidlos, einfach, half und förderte gern; keine hochschätzung der welt hat ihn eitel, keine ihrer huldigungen anmafsend gemacht'. von den einzelheiten, die sie berichtet, ist eine anzahl schon im 12 bande des Goethejahrbuchs abgedruckt worden. nicht aber die höchst bezeichnende geschichte, wie Goethe im oct. 1828 vergeblich in einer gesellschaft bei Ottilie von gästen, besonders von Tieck erwartet wird, wie das junge mädchen ihn heraufholen will, aber die lapidare antwort erhält: 'glaubt sie, kleines mädchen, dass ich zu jedem laufe, der wartet. was würde dann aus dem da? wenn ich tot bin, machts keiner'. gerade um diese zeit arbeitete Goethe sehr eifrig am zweiten teil des Faust. — einige andere notizen geben zu bedenken anlass. 'den kanzler von Müller, der den auftrag hatte, ihm des sohnes tod mitzuteilen, liefs er nicht zu worte kommen; er sah ihn nur grofs an und gieng hinaus' (s. 81). Müller selber schreibt an Rochlitz d. 15 nov., Goethe habe gesagt: 'non ignoravi me mortalem genuisse', und Johanna Schopenhauer berichtete an Holtei die äufserung: 'als er fortgieng, gab ich ihn schon verloren' (vBiedermann Gespräche 1318 b). bei diesen widersprüchen wird man wol der eigenen angabe Müllers den vorzug geben müssen. als 'letztes wort' Goethes nennt frau von Gustedt (s. 84): 'nun kommt die wandelung zu höheren wandelungen'; andere 'letzte worte' sind bekannt. doch mögen diese alle tatsächlich gesprochen worden sein; welches würklich das letzte gewesen, wird sich kaum entscheiden lassen.

Aus naher persönlicher kenntnis stammen die characteristiken

Ottiliens und Wolfs von Goethe. in der ersteren sind freilich aus freundschaftlichen rücksichten die linien absichtlich nicht scharf gezogen, sondern lassen der phantasie einiges zu vollenden; die letztere schildert die anlagen des enkels reicher und weiter als gewöhnlich geschehen ist; sie findet nur in einer unglücklichen gemütsrichtung, die eine klare stellung zur welt verhinderte, die schuld der unfruchtbarkeit dieses lebens. in naher freundschaft stand die verfasserin zeitlebens auch mit prinzess Augusta, der spätern deutschen kaiserin; ihr bild ist, wie das der grofsherzoginnen Louise und Maria Pawlowna, in sehr lichten farben gehalten. geistvoll und scharf werden Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz characterisiert, Holtei mit nachsicht behandelt; über Mendelssohns aufenthalt in Weimar wird manches, aber nicht wesentlich neues berichtet. eine sehr lebhafte und offenbar lebenswahre characteristik wird von dem Jenenser professor Karl Scheidler gegeben, der gegenüber dem jungen mädchen die rolle eines erziehenden freundes und mentors gespielt hat; dieser abschnitt ist aus dem französischen übersetzt, dessen sich die teilweise im Elsass erzogene verfasserin ebenso leicht wie des deutschen bediente; auch einige briefe sind französisch abgefasst.

Im ganzen ein buch, aus dem weniger durch einzelheiten als durch die selbstdarstellung eines bedeutenden und eine hochstehnde periode unserer cultur widerspiegelnden characterbildes der wissenschaft gewinn erwächst.

Rom, im oct. 1892. O. Harnack.

Litteraturnotizen.

Deutsche altertumskunde von Karl Müllenhoff. 3 bd. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1892. xvi und 352 ss. gr. 8°. 10 m. — dieser band beginnt mit einer erörterung über die alte bevölkerung Südosteuropas, des Skythenlandes. der kern der ausführungen Müllenhoffs ist, dass zur zeit des altertumes dieses land nur von Skythen und Sarmaten bewohnt war und dass, abgesehen von den Kelten und Germanen, vor dem einbruche der Hunnen kein anderes volk über den Don vorgedrungen ist. die Skythen und Sarmaten ferner sind weder Slaven noch Mongolen, sondern den Iraniern näher verwant. diese sätze ergeben sich aus einer genauen prüfung der antiken nachrichten über herkunft und bestand der skythischen und sarmatischen völker von Herodot an bis auf die letzten ausläufer der alten litteratur. hierbei wird zuerst Herodot, dann die übrigen schriftsteller einer eingehnden prüfung ihrer quellen und ihres wertes unterworfen. hervorzuheben ist hieraus, dass Pomponius Mela nach M. aus Nepos, Plinius aus Varro geschöpft hat, Nepos und Varro widerum auf Eratosthenes zurückgehn. treffend wird ferner ausgeführt, dass Ptolemäus oder vielmehr sein gewährsmann Marinus ein sammler ist, den man stets mit vorsicht be-

nutzen muss. den abschluss der untersuchung bildet der nachweis, dass die reste der sprache, besonders die eigennamen der Skythen und Sarmaten, es wahrscheinlich machen, dass sie den Iraniern am nächsten standen.

Als Slaven sieht M. die von Herodot (IV 100 ua.) erwähnten nichtskythischen Neuren, Androphagen und Melanchlänen an, die am oberen Dniepr wohnten. er meint, dass diese vor den Skythen in Europa anlangten, dass also die Skythen als spätere ankömmlinge anzusehen seien.

Es folgt (s. 125—163) der aufsatz über die Geten, in dem bewiesen wird, dass diese nicht für Germanen zu halten seien, wie Jacob Grimm ua. gewollt hatten. hieran schliefst sich ein kurzer überblick über den mutmafslichen weg und die reihenfolge, in der die arischen stämme in Europa eingewandert seien, wobei den Germanen die länder an der Elbe und Oder nördlich vom gebirge zufielen. dann geht M. zur urbevölkerung Europas über, namentlich Südeuropas, und behandelt in einer nicht vollendeten abhandlung die Ligurer und ihr volkstum. es werden besonders die mancherlei anklänge an die arischen sprachen hervorgehoben, die sich in den ligurischen namen finden. hiermit bricht die erörterung ab, wozu der herausgeber bemerkt, dass Müllenhoff die Ligurer durchaus nicht etwa zu den arischen völkern rechnete. zum schlusse (s. 194—204) folgt eine kurze schilderung der anfänge des germanischen volkstums aus den anfängen der germanischen sprachen.

Als beigaben sind angehängt der aufsatz über einige griechische inschriften aus Südrussland und die bekannte abhandlung über die weltkarte und chorographie des kaisers Augustus mit den späteren fortsetzungen über die römische weltkarte, über den anhang zum provinzialverzeichnis von 297 und die fränkische völkertafel.

Müllenhoff war ein sehr gewissenhafter forscher; er stellte seine forschungen über die anfänge unseres volkes auf die breiteste grundlage und holte nach allen seiten hin weit aus. gewis nicht ohne guten grund; denn bei der behandlung so schwieriger fragen, wo es so wenige bestimmte zeugnisse gibt, müssen auch die benachbarten gebiete in betracht kommen. es ist zb. für die bestimmung der ältesten wohnsitze der Germanen von grofser bedeutung zu wissen, welche ausdehnung die benachbarten Kelten und Slaven in ältester zeit hatten. indem M. seinen stoff in dieser weise erschöpfend zu behandeln suchte, ist er tief in die alte geographie und geographische litteratur hineingeraten. er hat hier viele bisher vernachlässigte gebiete anregend bearbeitet und sich dadurch auch um die classische altertumswissenschaft wol verdient gemacht. ja man kann wol sagen, dass in den bisher herausgegebenen drei bänden der altertumskunde er für die classische altertumswissenschaft fast mehr gearbeitet hat, als für die deutsche.

nur schade, dass die form seiner sorgfältigen und wertvollen untersuchungen oft so wenig übersichtlich ist.

Im einzelnen auf eine würdigung der zahlreichen kritischen und litterarischen untersuchungen einzugehn, die in diesem bande vorliegen, ist hier nicht der ort, zumal da es sich um arbeiten handelt, die zum grofsen teil schon längst bekannt waren. wol aber darf ich hier bemerken, dass das gesamtbild, das sich M. von den ursprünglichen wohnsitzen der Germanen und ihrer nachbarn macht, sehr wol erwogen ist und dass man nach meiner meinung kaum etwas erhebliches wird dagegen einwenden können. dazu haben die einzelnen untersuchungen jede an ihrem teile mitgewürkt und sind daher, so sehr sie auch über den rahmen einer deutschen altertumskunde hinauszuragen scheinen, dennoch für sie nicht ohne frucht gewesen.

Die arbeit des herausgebers, der diesen band aus dem gedruckten und ungedruckten nachlass Müllenhoffs zusammengesetzt hat, war keine leichte; um so mehr ist sein verdienst anzuerkennen, dass er nicht nur den zusammenhang des grofsen M.schen werkes hergestellt, sondern auch das schon bekannte aufs neue und besser zugänglich gemacht hat. ergänzungen von ihm aus neueren erscheinungen begegnen uns zwar nur selten, kommen aber doch vor; es wäre daher erwünscht gewesen, wenn er zu s. 40 auf die Diophantosinschrift aus Chersones hingewiesen hätte, die manches neue bringt. der druck ist sehr sorgfältig beaufsichtigt; nur auf s. 75, 23 ist mir ein fehler, *Marius* für *Marcus* (nämlich *Lucullus*) aufgefallen.

Marburg, 15 juni 1892. BENEDICTUS NIESE.

Slavische sprachreste, insbesondere ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden gebieten. I teil. von GUSTAV WEISKER, progr. d. realprogymn. z. Rathenow 1890. Rathenow, MBabenzien, 1890. 44 ss. 8°. 1 m. — das einzig brauchbare dieser arbeit besteht darin, dass die urkundlichen namensformen gesammelt werden. dagegen die erklärung der namen selbst ist nur dort annähernd richtig, wo zu fehlen unmöglich war; zu den einzelnen treffenden bemerkungen der einleitung steht somit die ausführung des ganzen im kläglichen gegensatz. jedem slavischen namen — und jedem deutschen, der für slavisch ausgegeben wird — wird eine topographische beziehung erpresst; aber die gröfsere hälfte slavischer ortsnamen enthalten eben keinerlei topographische oder ethnographische beziehungen, sondern sind possessiva zu personennamen, besagen somit weiter nichts. *Potsdam* zb., alt *Pozdupimi*, ist dem verf. = *pod dubami* 'unter den eichen'; es ist aber adiect. possess. zu *Postąpim* (personenname, zum verb. *postąpiti*, wie poln. *Nieustęp* ua.); *Schlagenthin* stellt W. natürlich mit dem namen der Slaven zusammen, es ist aber = *Sławęcin* von dem personennamen *Sławęta* (russ. *Stavuta*, vgl. den namen *Slavata* ua.) usw. zu einer derartigen arbeit reicht eben die zuhilfenahme irgend

eines 'wendischen' wörterbuches nicht aus; wol aber erwirbt sich der localforscher, dem slavistische kenntnisse fehlen, unsern dank, wenn er den mühseligeren teil der arbeit, das sammeln urkundlicher namensformen für sein gebiet, sorgfältig ausführt; die erklärung der so gesammelten namen mag er getrost andern überlassen.

Berlin, 30 jan. 1893. A. BRÜCKNER.

Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna leksikalisk ock gramatisk ordnat av dr LUDVIG LARSSON. Lund, Lindstedts universitetsbokhandel, 1891. v und 438 ss. 4⁰. 25 m.* — das vorliegende glossar ist eine leistung philologischer akribie, die ihres gleichen sucht. L. hat alle formen gesammelt, welche sich in den ältesten isl. hss. finden. jedes längezeichen, jede, auch die kleinste orthographische verschiedenheit (schreibungen wie *meN* neben *menn*) ist berücksichtigt. es kann sich also jetzt auch derjenige, dem das hsliche material nicht zur verfügung steht, über die gestalt eines wortes im ältesten isl. orientieren, und man hat das gefühl absoluter sicherheit bei benutzung des buches, denn L. begnügt sich nicht damit anzugeben, wie oft diese oder jene form in einer hs. vorkommt, sondern verzeichnet jede stelle mit angabe von seite und zeile. so kann man in den abdrücken und ausgaben alle stellen widerfinden. dabei hat L. die citate nach dem alter der hss. geordnet, so dass die entwicklung jeder form leicht ersichtlich ist.

Eine vorstellung von der arbeitskraft, welche hier tätig war, gibt etwa der artikel *sa*, der nicht weniger als 22 spalten zahlenangaben enthält. man gewinnt da zunächst den eindruck, als ob des guten zu viel geschehen sei, und L. hat diesen einwand auch erwartet. er bemerkt dagegen in der einleitung s. IV, dass die formelle entwicklung eines wortes oft nur aus dem zusammenhang, in welchem es sich findet, begriffen werden kann, und er hofft auch, dass sein glossar als hilfsmittel zu syntaktischen untersuchungen dienen werde.

Den grösten teil des wortschatzes hat das Stockholmer Homilienbuch gegeben, das L. nach Wiséns ausgabe citiert. sonst verweist L. auf photolithographische abdrücke, wie wir sie von Reykjaholts máldagi, vom Physiologus und dem Elucidarius-fragment der AMsammlung besitzen, und auf diplomatische ausgaben.

Zum schlusse führt L. den behandelten wortschatz nochmals in grammatischer ordnung vor. das buch ist nur in wenigen (140) exemplaren gedruckt, von welchen ein teil an fachgenossen verschickt wurde.

Wien, juli 1892. FERD. DETTER.

Laut- und flexionslehre der Strafsburger mundart in Arnolds Pfingstmontag. von dr ADOLF SÜTTERLIN. (Alsatische studien heft 2.) Strafsburg, KJTrübner, 1892. IX und 106 ss. 8⁰. 2,50 m**. — das

* [vgl. Lit. centr. 1892 nr 4 (-gk).]
** [vgl. Revue crit. 1892 nr 11.]

hier behandelte gedicht aus dem anfange unsers jhs. enthält in wortschatz und syntax, zt. auch in der flexion etliches mundartliche sprachgut, das in der seitherigen entwicklung ausgestorben ist. es würde zu dem vorbereiteten wörterbuche der elsässischen mundarten ein brauchbarer beitrag gewesen sein, wenn man jene alten idiomatischen bestandteile auf ein paar seiten zusammengestellt hätte, mit sorgfältiger kritik das echteinheimische von dem vielen ganz oder halb schriftdeutschen aussondernd. diesen dienst hätte der 'Pfingstmontag' als geschichtliche quelle des dialectes leisten können.

Dagegen vermag ich nicht zu erkennen, welchen vorteil es haben soll, sich den laut- und formenstand der lebenden Strafsburger mundart durch das medium eines litterarischen denkmals zu gemüte zu führen. der physiologische habitus des dialectes ebenso wie die grofse menge seiner flexionsformen sind natürlich in diesen 80 jahren dieselben geblieben. S. interpretiert nun ganz ernsthaft die sorglos bunte orthographie seiner quelle aus der lebenden mundart, um auf diesem wege — zur lebenden mundart vorzudringen! welch umständliche und unübersichtliche zeichnung des dialectes dabei zustande kommen muste, das lässt sich denken. daneben gebricht es S. an sicherer sprachhistorischen vorbildung. es wird genügen, éine stelle zu citieren: (§ 41. 2) 'die mda. hat bis auf den heutigen tag die mhd. kürzen besser bewahrt als das nhd. a) die vorkommende längung trifft hauptsächlich das *a* (gelegentlich auch *e*), welches vor einfachem consonanten lang wird; jedoch nicht vor *b* (mda. *w Hawwer, Schnawwel*), nicht vor nasalen (*Namme, schamme*), nicht vor *t* und einfachem *ch*; selten in einsilbigen partikeln (*was* und *wàs*) und unbetonten andern wörtern'.

Die transscription ist die Kräuterische; ich möchte hier dem bedauern ausdruck geben, das gewis von manchem geteilt wird, dass nämlich das elsässische wörterbuch sich dieser schwer lesbaren und eigensinnig verschrobenen transscription bedienen wird. die schreibung *k t p* für die stimmlosen lenes beruht doch, wie man jetzt allgemein zugeben wird, auf einem nichtverstehn dieser articulationen; und wer möchte sich vermessen, den sinn eines zeichens wie *œ̂y* oder *ày* oder *œ̂i* im gedächtnis zu behalten? an eine einigung der mundartlichen transscriptionen wird man ja nicht so bald denken dürfen; aber dass gerade eine der unpraktischsten in ein gröfseres unternehmen einzug halten soll, ist bedauerlich.

Basel. A. HEUSLER.

Neue beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur. von KARL BILTZ. Berlin, JAStargardt, 1891. 250 ss. 8°. 4 m.* — seiner ersten 1888 erschienenen sammlung von aufsätzen hat B.

* vgl. Grenzboten 1891 nr 26. — Zs. f. d. deutschen unterricht 6, 448 (EHarich). — Bll. f. litt. unterh. 1891 nr 24 (HLöbner). — Arch. f. d. stud. d. neueren spr. 87, 449 f (GCarel). — Lit. centr. 1892 nr 10 (A. Br.).

eine zweite serie folgen lassen, die mit ausnahme eines bisher ungedruckten an die neueste biographie Knebels anknüpfenden vortrages zum grösten teil bereits in tagesblättern innerhalb der letzten jahre erschienen war. von den beiden studien (s. 125 ff. 149 ff), die aus Herrigs Archiv widerholt sind, wurde die erstere, die sich in anziehender weise mit den in jüngster zeit so viel erörterten fragen und problemen der vorlutherischen bibelübersetzung beschäftigt, für die sammlung einer umarbeitung unterzogen. auch dieses mal ist der inhalt mannigfaltig. neben der forschung über das deutsche kirchenlied und die bibelübertragung, neben beiträgen zum deutschen wörterbuch, und hier vorwiegend zu Luthers wortschatz, stehn betrachtungen über den gegenwärtigen poetischen stil in Deutschland, über die schätzung dh. geringschätzung der öffentlichen meinung von seiten unsrer classiker und über dramatische kunst. zu einem widerabdruck der beiden die sammlung beschliefsenden kritiken von aufführungen am Berliner schauspielhause lag m.e. kein grund vor. dagegen sind den andern essays, insbesondere denen, die sich mit der bibel und dem gesangbuch befassen, im allgemeinen die gleichen vorzüge eigen, die in diesem Anz. xv 363 bereits der ersten sammlung nachgerühmt werden konnten. nur in dem aufsatz 'Minnesang und kirchenlied' reizt die einseitige beurteilung des minnesangs zum widerspruch. mit recht rügt B., dass unsere litteraturgeschichten dem kirchenlied des 17 jhs. bisher nicht immer die ihm gebührende beachtung geschenkt haben; anderseits braucht man die grenzen der minnesängerischen kunst nicht zu verkennen, um protest einzulegen gegen eine behauptung, wie die auf s. 95, wonach 'mit den liedern der minnesänger kaum ein dutzend professoren alljährlich noch sich und seine zuhörer langweilt — trotz alles darauf verwanten rühmenswerten scharfsinns'. die 'Beiträge zum deutschen wörterbuch' zeigen uns B. als belesenen und anregenden, dabei vorsichtig prüfenden lexikographen, wenn auch seine ausführungen nicht in jedem falle für einwandsfrei gelten dürfen und man hier und da sprachliche vorgänge correcter dargestellt wünschte. zu *ölgötze* (s. 172 ff) vgl. noch Andresen Über deutsche volksetymologie[4] s. 176, Schweiz. idiot. II 581 und Hildebrand, Zs. f. d. deutschen unterricht 5, 202 ff. der versuch, den Matthias von Beheim als 'verfasser' der bekannten evangelienverdeutschung zu erweisen (s. 143), ist abzulehnen.

Tübingen. PHILIPP STRAUCH.

Die hystorie van Reynaert die vos naar den druk van 1479 vergeleken met William Caxtons Englische vertaling, met inleiding en aantekeningen uitgegeven door JWMULLER en HLOGEMAN. Zwolle, WEJTjeenk Willink, 1892. LVII und 213 ss. 6,25 m. — das mittelniederländische gedicht von Reinaert ist im 15 jh. ebenso in prosa aufgelöst worden wie eine reihe von mittelalterlichen romanen in Frankreich und Deutschland. dazu führte wol der

überdruss an poesie (Wackernagels Litteraturgeschichte § 90, 218), den wir auch in unserer gegenwart wahrnehmen können, und zugleich das herabsinken dieser litteratur in die niederen kreise, welche solche erzählungen dann als volksbücher festgehalten haben. allerdings kam auch das gedicht von Reinaert noch in den druck, aber später als die prosaauflösung, und schon der umstand, dass von diesem druck nur fragmente eines einzigen exemplars erhalten sind, zeigt die geringere beachtung des niederländischen gedichts, welches erst durch die übertragung ins niederdeutsche einen neuen boden fand, auf diesem freilich fest einwurzelte und lustig fortwucherte. von der prosa sind uns zwei drucke in je zwei exemplaren erhalten, der eine zu Gouda 1479, der andere in Delft 1485 entstanden. ein exemplar des letzteren ist durch LSuhl (Lübeck und Leipzig 1783) wider abgedruckt worden; der erstere, welcher fast nur orthographisch von jenem abweicht, wird jetzt durch die beiden holländischen gelehrten allgemein zugänglich. bemerkenswert ist, dass auch die zwei erhaltenen exemplare nicht ganz übereinstimmen, also während des druckes noch veränderungen vorgenommen worden sind: s. Nalezing s. 210 zu 17 anm. 2. der neudruck ist nicht völlig diplomatisch, was ich doch für angemessener gehalten hätte. denn es sind doch nur gelehrte, welche dies buch lesen werden, wie ja überhaupt die denkmäler der tiersage nicht die allgemeine beachtung finden, die ernsteren gedichten zu teil wird. dazu kommt, dass die prosa keineswegs ein kunstwerk ist. ihr hauptwert ist ein indirecter, den sie als zeuge für die herstellung des Reinaert II, dh. des um 1380 etwa umgearbeiteten und fortgesetzten gedichts in anspruch nehmen darf. den ertrag, der sich aus der prosa für diese herstellung gewinnen lässt, will dr JWMuller später noch zusammenstellen. in der einleitung zum neudruck der prosa hat er ort und zeit der entstehung behandelt und sehr wahrscheinlich gemacht, dass die ausarbeitung der prosa nicht erst kurz vor 1479 stattfand. denn ein besserer text, dh. ein mit Reinaert II besser übereinstimmender, der vermutlich handschriftlich überliefert war, wird einerseits durch das kürzere, zu Antwerpen 1564 gedruckte volksbuch, anderseits durch die übersetzung von Caxton (London 1481) bezeugt. über diese letztere und ihr verhältnis zum niederländischen text handelt HLogeman: er zeigt, dass Caxton allerdings sich hat misverständnisse zu schulden kommen lassen und zugleich sein englisch durch die einmischung niederländischer worte und wendungen verdorben hat, selbst da, wo diese nicht in der vorlage standen. zur niederländischen lexikographie und grammatik hat widerum Muller in den 'Aantekeningen' auf s. 158—206 zahlreiche und wertvolle beiträge geliefert. im einzelnen möchte ich zu s. XXIII bemerken, dass von den verschiedenen orten, welche für *Prouyn* Rein. II 4038 zur auswahl

gestellt werden, doch nur Provins (dép. Seine et Marne) in betracht kommen könnte, da eine gröfsere stadt mit studienanstalten gemeint zu sein scheint, wofür nicht einmal Provins recht passend wäre, so dass man doch wol an einen alten fehler in der hs. b denken muss. allzu vorsichtig urteilt M. s. x über die bilderlosigkeit des Antwerpener volksbuchs von 1564: wenn es bilder enthielte, so wären diese in der vorrede zum abdruck nicht unbemerkt und nicht unbesprochen geblieben.

Strafsburg, 22 dec. 1892. E. Martin.

Neidhart von Reuenthal. von Emil Genniges dr phil. wissensch. beilage zu dem programm des progymnasiums zu Prüm ostern 1892. Prüm, PPlaum (Leipzig, GFock in comm.), 1892. 21 ss. 4⁰. 1 m. — eine dürftige, unkritische compilation, die auf 21 von verscitaten reichlich durchbrochenen seiten nicht blofs Neidharts leben und dichten, sondern auch die Neidhartlegende und die ganze schaar seiner genannten und ungenannten nachahmer bis ins 15 jh. hinein behandelt. ein gedrängtes, übersichtliches bild von der dorfpoesie des ma.s auf grund der neueren forschungen zu geben, in der art wie es einst Carl Schröder in Gosches jahrbuch 1, 45 ff versucht hat, wäre gewis für gelehrte und ungelehrte ein nützliches unternehmen. dasjenige aber, was uns G. bietet, kann weder die einen noch die andern befriedigen. — von meiner arbeit über Neidhart hat G. 'so spät kenntnis erhalten, dass er sie nicht einmal mehr einsehn konnte'.

Berlin. Albert Bielschowsky.

Eyn lofsbuch aufs der karten gemacht usw. photolithographische reproduction des einzigen bekannten exemplars im besitze von Volckmann & Jerosch antiquariat in Rostock. mit einer einleitung von Adolf Hofmeister. in 100 numerierten exemplaren. Rostock, Volckmann & Jerosch, 1890. viii und 15 ss. 8⁰. 5 m. — das hier in zufriedenstellender weise reproducierte büchlein ist in einem sammelband zu tage gekommen, dessen handschriftliche bestandteile inzwischen von Krause im Jahrb. d. ver. f. nd. sprachforschung 15, 33 ff behandelt worden sind. wie es scheint wurden die neuen besitzer zu dieser nachbildung ermuntert durch einen facsimiledruck, welchen vor längerer zeit das älteste bekannte loosbuch (Augsburg, Joh. Blaubirer ca 1500) erfahren hat, und in der tat verdient das neugefundene heftchen die erneuerung gewis noch eher als jenes: es ist das früheste, in welchem karten zur verwendung kommen, und so gibt es für das deutsche kartenspiel (herz, schelle, eichel, laub) geradezu das älteste zugängliche gesamtbild. den 48 kartenbildern (as und zehn fallen in éine karte zusammen) sind jedesmal 8-zeilige strophen beigeschrieben, eine drehscheibe vermittelt die auslosung dieser ziemlich hölzernen und witzlosen sprüche.

Die einleitung Adolf Hofmeisters ist von jener achtsamkeit und sauberkeit, welche alle arbeiten dieses trefflichen bücherkenners

auszeichnet. er gibt eine kurze characteristik und bibliographie der loosbücher des 16 jhs., die das von Sotzmann, Grässe, Gödeke gebotene durch ein paar interessante daten bereichert und auch einen gleichzeitig im Centralbl. f. bibliotheksw. bd. VII erschienenen versuch Hayns öfter ergänzt, als sie durch ihn ergänzt wird; er ermittelt den ungenannten drucker unseres exemplars in Matth. Schürer von Strafsburg (1506—1520) und stellt fest, dass es auf eine vorlage zurückgeht, die dem ersten jahrzehnt des Nürnberger buchdrucks entstammen muss. er erläutert schliefslich die hier auftretende form des kartenspiels: alles musterhaft knapp, praecis und sachkundig. der nürnbergische (oder doch nordbairische) ursprung des werkchens liefse sich, wenn die *begnutz* s. 10 nicht genügte, auch aus den grobdialectischen reimen wahrscheinlich machen. SCH.

Sophokles. für den schulgebrauch erklärt von GUSTAV WOLFF. 3 teil. Antigone. 4 aufl. bearbeitet von LUDWIG BELLERMANN. Leipzig, BGTeubner, 1892. 185 ss. 8°. — wir verweisen auf den gründlichen und ergötzlichen excurs zu v. 4 *οὔτ' ἄτης ἄτερ* s. 163 ff, wo eine menge falscher negationen aus der deutschen litteratur beigebracht sind und ua. Lessings vielberufenes '*nicht ohne missfallen*' eine wörtliche parallele bei Kant findet. ERICH SCHMIDT.

KLEINE MITTEILUNGEN.

LANGOBARDISCH FARA (zu Zs. 37, 217). in dem von Mommsen soeben herausgegebenen Chronicon des Marius von Aventicum (Chronica minora II 238) steht ein weiteres zeugnis für die langobardische *fara*. der chronist vermerkt z. j. 569 s. 238: *hoc anno Alboenus rex Langobardorum cum omni exercitu relinquens atque incendens Pannoniam suam patriam cum mulieribus vel omni populo suo in fara Italiam occupavit* etc. das deutsche *in fara* ist offenbar ein glossem zu den lat. worten *cum mulieribus vel omni populo suo* und bedeutet 'mit weib und kind'; es war nicht ein blofser kriegszug, sondern eine auswanderung, die 'in sippen' oder 'geschlechterweise', *in fâra*, erfolgte. — s. 218 z. 11 v. o. l. *Sairbaldus* st. *Gairbaldus*. R. KÖGEL.

NOTKERS COMPUTUS *überliefert auch der clm.* 14804 *bl.* 172ᵃ—182ᵃ. *da diese hs. älter* (*erste hälfte des* XI *jhs.*) *und, obwol nicht fehlerfrei, vielfach besser* (*s. namentlich* 33ᵃ, 17 *und* 34ᵃ, 10—13 *verglichen mit dem citat bei Hermann vReichenau*) *ist als die bisher bekannte Pariser, auf welcher GMeiers abdruck* (*Einsiedler programm* 1887 *s.* 31—34) *beruht, so scheint eine genaue mitteilung ihrer varianten nicht überflüssig. für die überschriften aufser der ersten von ihm schwarz eingetragenen* Quod tipicum sit pascha *und für die anfangsbuchstaben der abschnitte liefs der SEmmeramer schreiber den raum frei. jede beziehung auf den* discipulus Erkenhard *fehlt. mehrere correcturen und randnotizen rühren von einer andern hand des* XI *jhs. her.*

31[a] *überschrift* Incipit tractatus notkeri magistri. de quatuor questionibus (atuor que *auf rasur, es scheint ursprünglich, unter auslassung von* quatuor, questionibus *geschrieben gewesen zu sein*) compoti. — 6 kalendas. — 11 perturbatio ulla. — 15 reuertitur. ita et. — 22 .k̄.

31[b], 1 *neben der zeile* dinoscendi — ergo *am rande von anderer hand* ·I· annus. — 9 fit. ut luna. — 10*f neben der zeile* [nume]ratur — et *a. r. v. a. h.* ·II· — 12 duo anni. — 13*f neben der zeile* diebus contract[i]ores (i *v. a. h. übergeschr.*) — ipse *a. r. v. a. h.* ·III· — 14 XII *fehlt.* — 17*f neben der zeile* existere — prolon[gatur] *a. r. v. a. h.* ·I· EMƀ. — 18 idem *fehlt.* — 19 XXX. dierum. — 21*f neben der zeile* [compu]tatur — lunaris *a. r. v. a. h.* ·IIII· — 23 solaris *v. a. h. über unterstrichenem* lunaris. — 24*f neben der zeile* Ipse — finitur *a. r. v. a. h.* ·V· — 25 dierū. — 26 *neben der zeile* erit — sexto *a. r. v. a. h.* ·VI· — 27 non *übergeschr.* — 28 *nach* mensis *v. a. h. übergeschr.* finiretur lunaris annus. — 28*f neben der zeile* [du]ceretur — de[cimo] *a. r. v. a. h.* ·II· EMB — 29 ei] *rasur.* — 30 *nach* terminus *v. a. h. übergeschr.* lunaris anni. — 31 lunares] e *aus* i *corr.* — 32 aliis *ausradiert.* — 32*f neben der zeile* luna — sep[timus] *a. r. v. a. h.* ·VII· — 33*f* lunam[a] quam[c] secundum[d] solem[e] cicius[b] finitur[f]: *die übergeschr. buchstaben v. a. h.* — 34 diebus *mit rasur v. a. h. corr. in* dierv̄.

32[a], 1 in *fehlt.* — 2 clauderetur prius. — 8 nonas. — 9 lunari ogdoadi finem inponit. — 10 nonas. — 12 *das erste* in *fehlt.* — 14 XX.I. in k̄. ian̄. in. — 17*f* k̄. ian̄. scđm lunā (*die letzten drei worte auf rasur*). — 18 Duode[ci]mus. — 19 lunaris. — 24 XXX. dies. — 26 tantum dies. — 29 in XVI. — 32 ipse nisi. — 34 prius finem. — 41 erit] sequitur.

32[b], 1 non ei. — 3 luna p̄ma. — 10 circulum] ciclum. — 20 et XV. luna. — 22 memoria] me *v. a. h. übergeschr.* — retinere] habere. — enim nosti] ergo. — 24 totv̄] v̄ *auf rasur.* — 26 tamen concurrerit dies dominicus. — 30 non̄. — 30*f* pridie non̄. — 31 nova] nona. — 33 Oporteret. — 36 .XX. IIII. — 37 non̄. deceƀ. — ad eandē — lu[na] *auf rasur.* — 40 non̄ sc̄tēbris.

33[a], 1 .XVIIII. luna. — retitatur. — 2 anno embolismus .III. pridie non̄ MAR̄. — 3 non̄. — 5 quo. — 6 tran[s]fert̄. — 8 scđ: s] *rasur von?* n. — 12 non̄. — 14 XXVI. paschalis. — 15 non̄. — 17 paschalis (i *auf rasur*); & VI embolismus quarta non̄ AVḠ; XVIII ibidem .X. paschalis; XVIIII. XX.I. — 18 nonas martias. — 19 et ipso. — non̄. — 24 aliis VI. — 25 septembrio. nouembrio. — 26 octobrio. decembrio. — 31 remoueatur. — 34 non̄. — quid. — 36 ipse. — 37 ianuarii. — decembrio, d *auf rasur.* — 38 ianuario. — februario] bruar *auf rasur.* — 39 eorum.

33[b], 5 nulla. — 12 XVII] X *übergeschr.* — 14 pascali. —

16 potius *fehlt.* — 17 primus embolismus. — 20 saltus lunę. — 27 in,·ᶜsuete. — 35 Aliquantū. — 38 ceteris per.

34[a], 2 sineret. — 5 luna in celo. — 10 *f* disnoscito. Ex lectione tamen sancti columbani quam super hac questione scripsit didicimus. — 12 *f* Pene autem dixit ille. et non plene. — 14 potius tu. — 17 intellege. — 21 lunaris annus. CCC. LX. diebus.

34[b], 6 *das erste* et *fehlt.* — 8 *f* semper a nobis dicatur. VI. k̄ martias. — 9 tantum *fehlt.* — 10 *f* bissextili anno. XX. VIIII. Apparet ergo a bissexta. k̄. — 17 quid sit. — 19 Helphericum. — 19 regum. — 20 minorem et maiorem. Explicit.

St.

Weiteres urkundliche zu den bruchstücken mittelrheinischer hofdichtung (Zs. 36, 216 ff). zu s. 217 anm. 5: Helpenstelle ist ein weiler im rgb. Köln bei Waldbrohl (Rudolph, Ortslexicon). eine adelige familie dieses namens ist sonst nicht bekannt. ein Friedrich Walpodo begegnet in dieser zeit öfters. 1273 ist ein 'Fridericus filius Walpodonis' zeuge in einer urkunde über den erwerb von Molsberg (Hontheim i 802). 1301 weist Fridericus Walpodo de Waltmannshusen 4 mark aus dem zehnten seines dorfes Reyderode als burglehen zu Montabaur an (Hontheim ii 14). 1305 erscheinen bei einer heiratsberedung zwischen Heilwig tochter Wilhelms und der Irmgard von Katzenellenbogen und Bruno sohn des Johann und der Agnes von Braunsberg als zeugen: Conrad von Schöneck, Friedrich Walbode von Laynstein, Rodinger v. d. Werde, Friedrich der Walpode von Münster, Herman von Helfenstein (Fischer Geschlechtsregister von Isenburg, Wied und Runkel nr 174 s. 205). — zu anm. 14: die ehegatten Gyso und Sophia von Molsberg begegnen in einer urkunde vom 22 nov. 1292 (Görz Regesten 2094). — zu s. 219 anm. 40: auch Werner Ubelende ist urkundlich zu belegen: am 2 nov. 1316 beweist Emercho Wale ritter von Waldecke dem grafen Wilhelm von Katzenelnbogen 'partem prati siti iuxta villulam que dicitur zume Surenburn ac molendinum situm in ripa que dicitur Hepenhefterbach — (quod) quondam Wernherus Ubelande habuerat' (Nass. urkb. i 3 nr 1614 s. 100). — zu s. 221 anm. 4: Rudeger von dem Werde begegnet auch in urkunden vom 23 febr. 1290 (Görz Regesten 1739) und 1305 (s. oben). — zu s. 222 anm. 1: Arnold von Heemskerk erscheint zum letzten mal urkundlich am 31 mai 1290 (vdBergh Oorkondenbok van Holland en Zeeland ii 713). da sein sohn Gerard von Heemskerk am 12 januar 1298/99 dem grafen Johann von Holland sein haus Heemskerk zu lehen aufträgt (vdBergh Register der von Mieris ausgelassenen urkunden s. 141), wird der vater zu dieser zeit nicht mehr am leben gewesen sein. da in der preisverteilung sein tod erwähnt wird als eben erfolgt, so ist diese als vor jenem zeitpuncte geschehen gedacht, was mit unserer früheren ansetzung übereinstimmt.

Marburg i. H. W. Ribbeck.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

VI.

Auf grund dieser berichte sind mir von verschiedenen seiten interessante mitteilungen, wolwollende vorschläge, wertvolle ergänzungen zugegangen. sie bestätigen in erster linie alle, dass solche berichterstattung bei der für die nächsten jahre noch unmöglichen publication des Sprachatlas ein würkliches bedürfnis war. ferner darf ich aus dieser correspondenz im interesse des atlas selbst erwähnen, dass von zweifeln, die sich gelegentlich gegen die zuverlässigkeit seines materials in einzelheiten erhoben, bei näherer untersuchung auch noch nicht ein einziger sich bestätigt hat. im übrigen bitte ich bei gebrauch der berichte immer der in der einleitung (Anz. XVIII 300 ff, besonders 304) angedeuteten gesichtspuncte eingedenk bleiben zu wollen. sie sollen nichts als ein provisorium bilden und können auf manche einzelheiten, die dem specialforscher willkommen wären, vorläufig noch nicht eingehn. sobald aber (etwa in jahresfrist) die bereits in Berlin liegenden karten erledigt sein werden und die berichte dann mit der halbjährlichen ablieferung fertiger karten schritt halten können, dann wird sich eher als bisher der nötige raum finden, um manche grenze noch genauer ort für ort beschreiben und auch locales detail namentlich bei widerkehrenden lauterscheinungen mehr berücksichtigen zu können. ich widerhole noch, dass die berichte nur das factische bild einer einzelnen karte geben und damit deren reproduction in kleinerem mafsstabe jedem ermöglichen, dass sie also keine untersuchung, sondern nur material liefern sollen. daher unterbleibt im allgemeinen jeder hinblick auf die dialectlitteratur. die beschreibung der grenzen nach ortsnamen (nicht nach allgemeineren angaben über provinz- und kreisgrenzen, wasserscheiden usw.) hat sich durchaus bewährt, sie beruht eben lediglich auf namennennungen, für die ich auf grund des atlasmaterials ort für ort einstehn kann.

14. *luft* (satz 1).

Der übergang *-ft/-cht* kommt ursprünglich einem westlichen und nordwestlichen gebiete zu, dessen grenze an der französischen sprachscheide nordöstlich von Metz zwischen Diedenhofen und Busendorf einsetzt, nordwärts Sierk ein-, Merzig und Saarburg ausschliefst, westlich von letzterem auf luxemburgisches gebiet übergeht, nordwestlich von Trier den reichsboden wider betritt, Bitburg und Prüm nicht erreicht, der Schnee-Eifel folgt und dann folgenden verlauf hat, der in seinem gröfseren teil mit ripuarischem *-nk* in *pfund* usw. (o. s. 103 ff) zu vergleichen ist (*cht*-orte cursiv): *Blankenheim*, Adenau, *Ahrweiler*, Unkel, *Königswinter*, Altenkirchen, *Blankenberg*, Waldbröl, *Eckenhagen*, Drolshagen, Neustadt, Gummersbach, Wipperfürth, *Burg*, *Remscheid*, Lennep, Lüttringhausen, *Ronsdorf*, *Elberfeld*, Barmen, *Schwelm*, *Breckerfeld*, Altena, *Iserlohn*, Menden, *Unna*, Werl, *Camen*; weiterhin sind die Lippe bis

zur mündung und der Niederrhein grenze für mehr oder weniger reine *-cht*-herschaft; aber wie schon die bisherige grenze vielfach unsicher scheint und überall dem andringenden *-ft* concessionen macht, so wechseln *-cht* und *-ft* bunt längs der ganzen nördlicheren reichsgrenze, südwärts etwa bis zur oberen Lippe, ostwärts bis an die Weser bis Verden, dann deren unteren lauf überschreitend und sich bis zur unteren Elbe ausdehnend; östlicher nur in der Braunschweiger gegend noch etliche *-cht*. dem ganzen westen unseres vaterlandes von Lothringen bis zur Nordsee ist also dieser lautübergang einmal eigen gewesen, eine ausdehnung, die mit rücksicht auf anderweitige parallelen zu beachten sein wird. vereinzelten diakritischen schreibungen nach zu urteilen, wird die articulation des *ch* in den südlichen mittelfränkischen teilen als vordere, palatale bezeichnet werden dürfen (daher *lujt*, *luicht* uä.), während im niederfränk. und nd. ein mittleres *ch*, gebildet etwa an der grenze des harten und weichen gaumens, üblich scheint; genaueres können nur phonetische einzelbeobachtungen feststellen. aber das ursprüngliche *cht* hat noch manche weitere lautliche veränderung erlebt, namentlich im Rheingebiet zweierlei, abfall des *t* (vgl. zu *nichts* o. s. 205) oder auflösung des *ch* unter dehnung des vocals, sodass wir dort folgende einzelgruppen unterscheiden können: *lūt* um Diedenhofen, Sierk, *lugt* (so die schreibung) westlich von Bitburg, *lūt* wider um St. Vith, *luēt* davon nordwärts bis Geilenkirchen, Linnich, Erkelenz, Grevenbroich im n. und Zülpich, Kerpen im o. (darin eine *lōt*-enclave um Cornelimünster, Stolberg), *luēch* östlicher bis Königswinter, Brühl, *lōch* über den Rhein bis Blankenberg, Gladbach, *lūt* nochmals im ostzipfel des gebietes um Eckenhagen, *lōt* um Opladen, Burscheid, *locht* und *loch* im weststreifen Gangelt-Heinsberg-Kaldenkirchen, *lout* östlich davon auf beiden Rheinufern bis Kempen, Ürdingen, Velbert (doch Düsseldorf mit umgebung ist *loft*-enclave), *loch* um Mörs und Geldern, der rest im wesentlichen *locht* (in der Rheinnähe *lof* und *loft*); doch alle diese gebiete sind nicht scharf zu sondern, greifen oft mit ihren formen in einander über und sind hier mehr, dort minder mit schriftsprachlichen eindringlingen durchsetzt. in dem weiteren nördlichen zwischen *-cht* und *-ft* schwankenden gebiete hebt sich nur noch Ostfriesland mit Leer, Emden, Norden scharf heraus als *lücht*-bezirk, der auch die inseln von Borkum bis Langeoog umfasst; und im gebiet der unteren Weser wechseln die *lucht* mit *luch*. hierher gehören endlich noch einige Friesenreste: auf Sylt, Amrum, der nordhälfte von Föhr und den Halligen ist *locht* üblich, auf dem festlande nur noch vereinzelt (im nördlichsten teil einmal *lacht* neben wenigen *laft*).

Sonst herscht *-ft*, das im südlichen Schleswig, in Holstein und südwärts bis zur ungefähren linie Bremerhafen-Hamburg-Lübeck mit *-f* wechselt; *lof* (*loff*) auch in einem grenzstreifen an jenem mittelfr. gebiet von Adenau bis Unkel. in Mitteldeutsch-

land schreiben etliche übersetzungen, hessische, thüringische, obersächsische (besonders in der gegend von Leipzig und Chemnitz), *-fd*, was hier den auslautenden dental als lenis kennzeichnen wird.

loft spricht ein md. streifen, der sich ostwärts an das beschriebene mittelfr. gebiet anlehnt mit folgender grenze (orte mit *loft cursiv*, mit *luft* stehend): Drolshagen, *Hilchenbach*, Berleburg, *Hatzfeld*, Sachsenberg, *Frankenau*, die *ik/ich*-linie bis Münden, weiter etwa die Werra bis zum Hainich, *Langensalza*, Schlotheim, *Kindelbrück*, Heldrungen, Wiehe, *Rastenberg*, Sulza, weiter etwa die Saale bis Saalfeld, Gräfenthal, der Rennstieg, *Eisenach*, Salzungen, *Hersfeld*, *Grebenau*, Lauterbach, Herbstein, *Schotten*, *Wenings*, Soden, Wächtersbach, *Büdingen*, Gelnhausen, *Windecken*, Hanau, Frankfurt, *Homberg*, Idstein, *Camberg*, *Diez*, Holzappel, *Lahnstein*, Braubach, *Boppard*, ungefähr Hunsrück und Idarwald, *Birkenfeld*, Baumholder, Ottweiler, *Saarlouis*, Forbach, *Bolchen*; *loft* herscht ferner östlich der Weichsel und nordwestlich längs der küste mit Danzig, Neustadt, Leba, womit dortiges *ek*, *ech* Anz. XVIII 308 im allgemeinen übereinstimmt; *loft* endlich im südlichsten Schlesien, etwa südwestlich der linie Charlottenbrunn-Kosel. in all diesen gebieten bezeugen eingestreute *luft*, die am Westerwald um Weilburg, Westerburg, Driedorf, Haiger sogar überwiegen, geschlossenes *o*. anderseits ist innerhalb der sonstigen weiten *luft*-lande der vocal offen im dänischen und in ganz Schleswig-Holstein, am südrand des obersächsischen und schlesischen, im nördlichen und mittleren Elsass, wie durch häufige *o*-schreibungen bewiesen wird. man vgl. mit dieser verteilung von *u* und *o* die für *pfund* und *hund* (o. s. 105. 107); ein grofser teil der abweichungen wird bei diesen auf rechnung der nasalverbindung zu setzen sein. ebenfalls in analogie zum vocalismus von *pfund*, *hund*, *kind* steht gedehntes *lūft*, das seltener von der oberen Pegnitz bis zum Fichtelgebirge, häufiger zwischen diesem und dem Erzgebirge überliefert wird, dann aber im grofsen schwäbisch-fränkischen gebiet überwiegt, das gegen s. zwischen den unterläufen von Iller und Lech beginnt, gegen no. von Donauwörth bis zum Mittelmain, gegen sw. von Ulm bis Stuttgart, gegen w. bis Stuttgart-Adelsheim-Miltenberg sich ausdehnt (vgl. noch *salz* o. s. 102). endlich haben auch die *pfound* und *hound* und *keïnd* im Frankenwald ebendort ihre *louft*-parallele.

15. *wein* (satz 16).

Die entwickelung des auslautes sei vorweggenommen. ein grofses süd- und mitteldeutsches gebiet hat das *-n* aufgegeben längs folgender ungefährer grenze (orte innerhalb des gebietes *cursiv*): *Markirch i. E.*, StPilt, *Bergheim*, Schlettstadt, *Markolsheim*, *Herbolzheim*, Ettenheim, Mahlberg, Lahr, *Zell*, *Gengenbach*, Offenburg, *Oppenau*, Renchen, Achern, *Bühl*, Steinbach, *Rastatt*, Seltz, Weifsenburg, *Bergzabern*, *Pirmasens*, Zweibrücken, *Kaiserslautern*, Kusel, *Alsenz*, Meisenheim, Kreuznach, *Geisenheim*, un-

gefähr der Rhein bis *Braubach*, Lahnstein, *Ems*, Montabaur, *Westerburg*, Hachenburg, *Haiger*, *Freudenberg*, Olpe, *Hilchenbach*, Berleburg, *Hatzfeld*, *Battenberg*, Frankenberg, Rosenthal, Gemünden, *Rauschenberg*, *Neustadt*, *Alsfeld*, *Grebenau*, Hersfeld, Vacha, *Lengsfeld*, Salzungen, *Schmalkalden*, Ilmenau, weiter wie bei *mann* o. s. 201 bis Zeulenroda, *Reichenbach*, Zwickau, *Hartenstein*, Stollberg, *Thum*, *Marienberg*, Zöblitz. ein rest des hier verlorenen *-n* ist nasalierung des vocals, die nur im nordöstlichsten zipfel, etwa jenseits der Saale, und im südwestlichsten, etwa soweit die alte monophthongische länge herscht (s. u.), zu fehlen scheint. wie *mā̃* (o. s. 201) zeigt auch das vorliegende wort östlich der unteren Oder *n*-schwund, doch in anderer ausdehnung, sodass hier die grenze im w. etwa über Filehne, Schloppe, Callies, Dramburg, im n. über Bärwalde zu den quellen der Brahe zieht und dann ungefähr diesem flusse bis zu seiner mündung in die Weichsel folgt, während gegen sw. wider die *ik/ich*-linie die scheide bildet. zahlreiche bewahrte *-n* in diesen *n*-losen bezirken werden nur graphisch sein oder die nasalierung des vocals bezeugen sollen.

Übergang des auslautenden *-n* in den gutturalen nasal *-ng* ist wider ripuarisch, aber anders begrenzt als die gutturalisierungen bei *pfund* (o. s. 104), *hund* (s. 107), *winter* (s. 108), *kind* (s. 111) (*ng*-orte cursiv): *Montjoie*, Eupen, *Cornelimünster*, Burtscheid, Aachen, *Stolberg*, *Eschweiler*, *Aldenhoven*, Hünshoven, Geilenkirchen, *Linnich*, Erkelenz, *Odenkirchen*, Rheydt, Gladbach, *Neufs*, Crefeld, Ürdingen, *Kaiserswerth*, *Angermund*, Kettwig, *Ratingen*, Mettmann, *Gerresheim*, Merscheid, Höhscheid, *Leichlingen*, Dorp, *Burg*, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Neustadt, *Eckenhagen*, Drolshagen, Freudenberg, *Waldbröl*, Altenkirchen, *Linz*, *Sinzig*, Breisig, *Adenau*, Daun, *Prüm*, Bitburg. aufserdem kleinere *ng*-gebiete in der südöstlichen hälfte des kreises Siegen, zwischen Fulda und Schwalm mit Neukirchen, Schwarzenborn, Rotenburg, in Baden längs des Rheins von Bühl über Steinbach bis Rastatt, nordöstlich vom Bodensee zwischen Markdorf und Ravensburg (vgl. hier auch *gängs* Anz. XVIII 407, *ings* 411), an der Iller von Immenstadt aufwärts.

Für die entwicklung des vocals ist an *eis* (Anz. XVIII 409 ff.) anzuknüpfen. im Rheinlande reicht zunächst *eis* ein ganzes stück weiter nach n. als *wein*, nordgrenze des letzteren ist vielmehr die eben beschriebene gutturalisierungslinie von Bitburg bis Freudenberg: die mit der gutturalisierung des *n* hand in hand gehende vocalverkürzung wird eben schon eingetreten gewesen sein, als die diphthongierung begann, die die kürze nicht berührte. von Freudenberg ab gilt die *īs/eis*-linie im allgemeinen auch für *wein*, soweit die dort aufgezählten ortschaften in betracht kommen, nur gebe man folgenden unter ihnen in der diphthongfrage für *wein* die entgegengesetzte rolle als für *eis*:

Medebach, Wildungen, Neukirchen, Artern, Barby, Zerbst, Herzberg, Teupitz, Storkow, Fürstenwalde; namentlich zwischen Elbe und Oder ist also *wein* schon weiter vorgerückt als *eis*, sodass die bei *eis* noch isoliert liegende diphthonginsel um Berlin herum (Anz. xviii 410 o.) bei *wein* schon mit dem grofsen südlichen diphthonggebiet halbinselartig vereinigt ist: *wein* wird dort eine art fremdwort sein, das sich leichter an die schriftform anlehnt. hd. *wein* östlich der unteren Weichsel stimmt zu *eis* (Bischofsburg ist schwankender grenzort). die diphthongierungsgrenze im sw. des reichs stimmt zu *eis* nach den dort genannten orten von Bolchen bis *Schiltach* (nur Kuppenheim hat schon *wei*) und wider von Stockach bis *Füssen*, dazwischen hingegen: *Oberndorf*, Rottweil, *Schömberg*, Spaichingen, *Mühlheim*, Tuttlingen, *Friedlingen*, *Messkirch*, sodass in der gegend der Neckar- und Donauquellen *wī̃* neben *eis* steht.

Der obere und mittlere absatz von Anz. xviii 410 und der erste von 411 gelten auch für *wein*, wenn man sich bewust bleibt, keine übereinstimmung beider paradigmen von ort zu ort erwarten zu dürfen; nur fehlen die *eu* bei *wein* zwischen Iller und Lech, hingegen sind *ai*-schreibungen viel häufiger, namentlich in der westlichen hälfte des grofsen nasalierungsgebietes.

Sonst ist *wīn* schlechthin nd. wie *īs*, auch dän. verkürztes *wĭn* ist nordfries. auf Föhr, den Halligen und dem gegenüberliegenden festlande (also auf Sylt *ĭs* neben *wīn*, für Amrum wird *īs* und indifferentes *win* überliefert). niederrheinisches *wĭn* wie *ĭs*. beide ebenso an der Eder und Fulda, *wĭn* aber ausgedehnter bis Waldeck, Naumburg, Cassel, Lichtenau, Spangenberg, Melsungen, Fritzlar (Wildungen schreibt *ix* neben *weïn*). verkürzter vocal kommt ferner den *ng*-gebieten zu; das ripuar. schreibt vorwiegend *weng*, nur im n. von Köln abwärts und im w. in schmalem grenzstreifen leiten *wing* zum jenseitigen *wīn* über; das *e* in *weng* ist geschlossen, besonders am Rhein entlang, nur an der mittleren Sieg offen (*wäng*). im Siegener kreis herscht *wing*, zwischen Fulda und Schwalm (s. o.) dasselbe, nur westlich längs der grenze des *wei*-gebietes *weng*, in den süddeutschen *ng*-bezirken reines *wing*. im süddeutschen monophthonggebiet ist das kürzegebiet im vergleich mit *ĭs* im s. bedeutend eingeengt durch die nasalierungslinie (s. o.), ebenso hat im n. das land an Moder und Biber mit Bischweiler, Hagenau, Wörth, Reichshofen, Ingweiler *ĭs* und *wīn* nebeneinander, wie auch in dem übrig bleibenden *wĭn*-bezirk die kürze nicht so consequent zu sein scheint wie bei *ĭs*.

Im no., ganz ungefähr zwischen der unteren Oder und dem 36 längengrade einerseits, der diphthongierungslinie und dem 54 breitengrade anderseits, wo reines *īs* zu constatieren war, erscheinen statt *wīn* schreibungen mit *ia*, *iä*, *iē*, *ije* usw., sodass namentlich für das oben beschriebene *n*-lose gebiet *wia*, in seinem sw. um Schönlanke, Usch, Filehne, Ritschenwalde, Rogasen *wio* als

herschende form zu gelten hat; Wenker vermutet, dass hier in *wiēn-en* als vermeintliche endung aufgefasst sei und als solche die dort allgemein übliche wandlung in *-ä, -a, -o* mitgemacht habe; also eine dialectische parallele zu den zweisilbigen schriftformen *gehen*, *stehen*, *tuen*.

Weitere schlüsse aus den abweichungen in der nhd. diphthongierung von *eis* und *wein* bleiben aufgespart, bis ein wort mit *ei* im ursprünglichen hiatus hier zu behandeln ist.

16. *wasser* (satz 4).

Die lautverschiebungsgrenze *t/ss* (verschiebende orte *cursiv*): Eupen, *Aachen*, Geilenkirchen, *Linnich*, Erkelenz, Odenkirchen, *Grevenbroich*, *Neufs*, *Düsseldorf*, Kaiserswerth, Gerresheim, Merscheid, Höhscheid, *Leichlingen*, *Burscheid*, *Burg*, Dorp, Remscheid, Hückeswagen, weiterhin übereinstimmend mit *ik/ich* bis Ermsleben, dann *Aschersleben*, *Güsten*, Stassfurt, *Calbe*, Gr. Salze, *Barby*, *Zerbst*, *Roslau*, Görtzke, Belzig, *Niemegk*, Treuenbrietzen, Jüterbogk, *Seyda*, *Dahme*, Luckenwalde, *Baruth*, Zossen, *Teupitz*, Mittenwalde, *Königswusterhausen*, *Berlin mit umgebung*, *Fürstenwalde*, Lebus, *Frankfurt*, Göritz, *Sonnenburg*, *Landsberg*, *Schwerin*, der rest wie *ik/ich*; zu vgl. mit anderen linien gleicher richtung, unter berücksichtigung von Anz. xviii 307. zwischen Elbe und Oder auf sonst nd. boden häufige *wasser*, wie *eis* Anz. xviii 410 o., *salz* xix 99, *fund* xix 103. östlich der unteren Weichsel *wasser* wie *ech*.

Das nd. *t* ist in denselben gegenden wie in *winter* o. s. 108 zu *d* erweicht, das etwa vom 28 grade ostwärts mit *r* wechselt und zwischen Lüneburger heide und Elbe mitunter ganz schwindet. in den nd. küstengebieten jenseits der Oder erscheinen öfter *tt*.

Wasser ist bereits das vierte paradigma mit altem *a* in der wurzelsilbe, ohne dass von gleichmäfsiger vocalentwicklung auch nur bei zweien unter ihnen die rede sein könnte. wie bei *salz* die verdumpfende und dehnende würkung des *l*, bei *mann* die nasalierungserscheinungen, so kommt bei *wasser* besonders im nd. die stellung in offener und daher gedehnter silbe in betracht. im allgemeinen hat der nd. westen *water*, der nd. osten *wåter*; die grenze zwischen beiden beginnt ungefähr an der Saalemündung, zieht nordwestlich nach Wittingen, dann nordöstlich an Salzwedel vorbei auf die Elbe etwa bei Lenzen zu, weiter östlich auf den Müritzsee und von hier ans meer etwa bei Wolgast. in der westlichen *water*-hälfte tauchen *å*, *oa*, *ao* usw. nur sporadisch auf, so am Niederrhein nordwestlich von Cleve, an der unteren Ems und an der Hase, mehrfach im Wesergebiet ohne bestimmte abgrenzung, an der unteren Elbe; die nachbarschaft von Göttingen und Dransfeld schreibt vorwiegend *o*. die ganze nd. osthälfte hat *å*, nur zu beiden seiten der Netze hebt sich ein grofses gebiet mit *au* heraus, das im s. von der verschiebungslinie, im sw. von der ungefähren linie Filehne-Stargard i. P., im n. und o. von der etwaigen curve Stargard-Dramburg-Ratzebuhr-Baldenburg-Tuchel-Bromberg-Bartschin begrenzt wird.

Auf hd. boden haben Schlesien und der südliche teil des obersächsischen *wosser* (mit häufigen *oa*-schreibungen); die grenze gegen westliches *wasser* zieht etwa von Schwerin nach Guben, folgt der Neifse bis Muskau, weiterhin der ganz ungefähren linie Muskau-Ruhland-Naumburg a. S., der Saale aufwärts bis Ziegenrück und zieht ostwärts über Werdau-Lössnitz aufs Erzgebirge; in diesem gebiet herscht auch *wos, woas* (o. s. 99), das im übrigen freilich viel weiter reicht. der ganze westen und süden hat sonst *wasser*; *å*-vocale nur häufiger im Maingebiet zwischen Spessart und Steigerwald, *o* in Lothringen um Falkenberg und StAvold, sowie im bair. zwischen Lech, Donau und Regen. aus dem übrigen weiten gebiet mit reinem *a* ist nur noch dessen dehnung zu erwähnen, die für das linke Rheinland von Remagen-Montjoie nordwärts und besonders consequent für die beiden Moselufer von Cochem aufwärts bis zur Schnee-Eifel einerseits, dem Hoch- und Idarwald anderseits, endlich auch für das elsässische zwischen Zorn und Breusch bezeugt wird.

Für den auslaut *-er* kann vollständig auf *winter* o. s. 110 verwiesen werden: hier ist zum ersten mal eine consequente und durchgängige übereinstimmung zu constatieren.

Das dän. hat *vann, van*, vereinzelt *vanj* (*vand* ist nur graphisch), auf Alsen mit *å*. im nordfries. schreiben Sylt, Föhr und Amrum *weder*, Sylt auch *weter*, die Halligen haben *wår*, das gegenüberliegende festland im nördlichen und südlichen teil *wār*, im mittleren *wader* und *warer*, zweimal *wather* (mit engl. *th*).

17. *bald* (satz 3).

Das dialectische kartenbild von *bald* zeigt eine so verwirrende vielgestaltigkeit, die meist nur schwer und unsicher zu begrenzenden gebiete werden von so zahlreichen ausnahmen überall durchsetzt, dass ich auf genaue beschreibung hier verzichte und mich auf folgendes beschränke. zur vergleichung im vocalismus scheint *salz* (o. s. 99 ff) a priori geeignet, tatsächlich aber ist die übereinstimmung nur gering; auf nd. boden stimmt die verteilung von *o*- und *a*-vocalen zwischen beiden paradigmen nur ganz ungefähr westlich der Weser (wenn man formen wie *sölt* einerseits, *baule, bäole* anderseits schlechtweg auf die westliche *o*-seite schlägt) und östlich des pommerschen *sult*-gebietes; während hingegen im übrigen *solt* die vorherschende nd. form war, finden sich an seiner stelle *bald, ball, balle* usw. besser stimmen beide vocalismen im hd.; freilich tritt auch hier bei *bald* das *o* weiter zurück als bei *salz*, was, wie es scheint, mit der assimilation des *ld* in *ll* zusammenhängt. hierauf werden auch die häuggen abweichungen in der quantität des vocales beruhen. in consonantischer beziehung entsprechen den *saut, sōt, sōz* im westlichsten teile der Rheinprovinz *bau, bo* (ohne *d* wie angrenzendes ripuarisches *bāl*), den *soot* im Slavenwinkel bei Salzwedel *bād*, den *sauz* und *sāz* im hochfränk. und schles. *bau, bā* (bei

umliegendem *bal*), *baud*, *bad* (bei umliegendem *bald*), den mecklenburgischen *solјt* usw. *balј*; endlich deckt sich die bair. mouillierung des *l* für beide paradigmen (*boïd*, *boï* usw.).

Die gebiete mit erhaltener adverbialendung *-e* gestatten nur selten eine scharfe umgrenzung, da häufig ihnen vorgelagerte vereinzelte endungsformen beweisen, dass sie ihre grenzen ständig verengen, und da anderseits die endungslose schriftform sie meist schon vielfach durchsetzt; ein- und zweisilbige formen werden eben gar zu oft neben einander üblich sein. immerhin ist es lehrreich, das endungsgebiet von *bald* mit dem von *gänse* (Anz. XVIII 408) zu vergleichen; es ergibt sich da eine zweifellose entwicklungsgemeinschaft für die beiden *-e*, der lauf der linien ist fast überall ein verwanter; abweichungen erklären sich fast immer dadurch, dass die endungsform bei *bald*, von der schriftform des wortes befehdet und durch keine flectierten formen gestützt, weiter zurückgegangen ist als bei *gänse*; für *bald* wird hier und da wol auch der vocalische anlaut des folgenden wortes zu beachten sein.

Was die assimilation des ursprünglich inlautenden *-ld-* betrifft, so ist sie zunächst fast allgemein innerhalb des obigen endungsgebietes; nur ganz im w. an der Ems und Hase, von Meppen-Quakenbrück nordwärts herscht *bolde*, altes *ld* zwischen vocalen scheint hier also intact zu bleiben; massenhafte *balde* ferner in der Lausitz, in der Mark Brandenburg, in Posen, in Schlesien werden durch untermischte *bale* und *bald* als compromissformen von colonistendialecten und schriftsprache gekennzeichnet; *bale* erweist die assimilation als dialectgemäfs. aufser für das gesamte endungsgebiet (mit jener ausnahme im nd. westen) wird die assimilation noch durch einsilbige formen (*ball*, *bāl* usw.) bezeugt: für das nd. land östlich der Oder (nur die küste von Danzig bis Königsberg hat *bold*; die hd. enclave hat *bald* und *bāl* wie *salz* und *sālz*), westlich der Oder für Mecklenburg im wechsel mit *bald*, für die nordfries. inseln und für alles land südlich der endungslinie (von den bunten mischungen in Schlesien sei hier abgesehen) mit ausnahme des Niederrheins von Gladbach-Kaiserswerth-Duisburg-Gelsenkirchen abwärts, eines ziemlich reinen *bald*-districts zu beiden seiten der Ilm und vor allem des schwäb.-bair. etwa jenseits der linie Basel-Heilbronn-Ingolstadt-Cham. wenn nun für jene einsilbigen *l*- oder *ll*-formen auch gesagt werden darf, dass die assimilation des ursprünglichen *ld* noch zur zeit ihrer ehemaligen zweisilbigkeit vor sich gegangen ist, so darf anderseits für die übrig bleibenden *ld*-gebiete die assimilation im inlaut nicht ohne weiteres geleugnet werden, da ja der abfall der endung *-e* hier schon vor beginn der assimilation erfolgt sein kann; aus dem vergleich mit andern paradigmen darf vielmehr vermutet werden, dass nur am Niederrhein und wahrscheinlich in Ostfriesland (vgl. o. das angrenzende *bolde*), sowie im schwäb. bis

zum Lech die assimilation überhaupt, auch im inlaut des zweisilbigen wortes, unterbleibe.

Zwei synonyma seien zum schluss noch erwähnt: *snar* im dän. (an der nordgrenze *snår*) für schriftdän. *snart* und *gau* längs der holl. grenze, besonders am Niederrhein um Cranenburg, Cleve, Rees, an der Vechte von Neuenhaus abwärts und an der unteren Ems (im endungsgebiet auch *gaue, gauwe*).

18. *felde* (satz 38).

Bei der nahe liegenden vergleichung des *-lde* mit dem auslaut des vorigen wortes ist zu berücksichtigen, dass *bald* heute ein isoliertes wort ist, während bei *feld* die verschiedenen casus und numeri einander beeinflusst haben können, ferner aber dass in bestimmten gegenden der dativ heute ganz fehlt und durch den accusativ ersetzt wird, der nie wie *balde* zweisilbig war. es ist deshalb zuerst festzustellen, wieweit beim vorliegenden wort der dativ syntaktisch fehlt; wol gemerkt: nur beim vorliegenden wort; denn auch in solchen syntaktischen fragen ist jede verallgemeinerung vom übel, und wenn zb. bei der präposition *auf* der dat. in grofsen gebieten sich erhalten hat, wo er bei *mit* schon ganz dem acc. gewichen ist, so hat ihm dort der functionsunterschied von *auf* mit dem dat. und *auf* mit dem acc. das leben verlängert. die grenze, von welcher westlich in unserm satze der acc. statt des dat. steht, aus der zugehörigen artikelkarte vorweggenommen, beginnt südlich von Eupen und verläuft nordwärts so (acc.-orte cursiv): *Cornelimünster*, *Eschweiler*, Aldenhoven, Jülich, *Linnich*, *Erkelenz*, Odenkirchen, *Dahlen*, Gladbach, *Viersen*, Angermund, *Duisburg*, Mülheim, *Essen*, Bochum, *Recklinghausen*, Lünen, *Ahlen*, Soest, *Ölde*, Gütersloh, *Warendorf*, Versmold, *Rheine*, Ibbenbüren, Fürstenau, *Meppen*, *Friesoythe*, und weiter zum Jadebusen und zur unteren Weser; der acc. herscht ferner in Schleswig nördlich der Eider; südlich der Eider und östlich der unteren Elbe, durch ganz Mecklenburg und Neuvorpommern gehn dat. und acc. durcheinander (*up't feld* und *up'n fell* usw.), dh. der dat. ist im schwinden begriffen (wie er bei *mit* in satz 4 schon fast ganz geschwunden ist); südlich von Mecklenburg endlich ist der acc. durchaus herschend bis zu folgender grenze (acc.-orte cursiv): *Hitzacker a. E.*, Ülzen, *Wittingen*, Öbisfelde, *Calvörde*, *Neuhaldensleben*, Seehausen, *Wanzleben*, Egeln, Stassfurt, *Calbe*, *Aken*, weiter unsicher ostwärts zum Spreewald hin, nordostwärts zur Oder bei Frankfurt, zur Warthe bei Landsberg, endlich zur Odermündung. in all diesen gebieten ist *feld* die herschende form des acc., *ä*-schreibungen weisen westlich vom Rhein auf offenen, *i*-schreibungen im gebiet der Tollense und Peene auf geschlossenen vocal; zu *-ljt*, *-ldj* bei Gangelt in der westlichsten Rheinprovinz, in Mecklenburg, in Schlesien (neben *-lld*) vgl. die *soljt* usw. o. s. 101, *punjd* s. 104 f, *hunjd*

s. 107, *winjter* s. 108, *kinjd kinnd* s. 111, *balj* s. 284; zu *feald, fead* westlich von Salzwedel *soot* s. 100 f, *bād* s. 284.

Schliefsen wir alle jene accusativgegenden aus und vergleichen das übrige land, das den dativ bewahrt, in bezug auf *bald, balde,* so fällt zunächst wider die ähnlichkeit der endungsgrenzen ins auge, die noch deutlicher wird, wenn wir widerum *gänse* hinzunehmen; an einzelnen stellen ist die übereinstimmung ganz genau, so für *felde* und *gänse* bei Chemnitz oder von Oldenburg bis Calvörde, für alle drei paradigmen zwischen Lippe und Ruhr oder zwischen Fulda und Werra. dagegen ist die assimilation *ld* > *ll* bei *felde* in weit beschränkterem mafse zu constatieren als bei *bald.* das gebiet der zweisilbigen formen hat die assimilation nur in seiner westlichen hälfte (wider mit der *felde*-ausnahme im gebiet der Hase, hier aber ausgedehnter namentlich nach s.), etwa bis zur Mulde, die gesamte östliche hälfte, also namentlich ganz Schlesien kennt sie nicht mehr. im gebiet der einsilbigen formen gilt sie in Niederdeutschland östlich der Oder nur bis zur ganz ungefähren linie Stolp-Marienwerder-Gurzno (die hd. enclave hat *feld* und *fell* gegenüber *bald* und *bāl*, *salz* und *sālz*). hingegen ist sie südlich des endungsgebietes, wo sie bei *bald* noch bis nach Oberdeutschland hineinragte, beschränkt auf ganz vereinzelte belege aus Schlesien, auf ein kleines zerrissenes thüringisches gebiet um Salzungen und Schmalkalden (*fäll*), auf die Rhein- und Moselbezirke um Jülich, Bergheim, Grevenbroich, M.-Gladbach (*fāl*), um Duisburg, Gerresheim-Elberfeld, Merscheid-Remscheid, Gladbach (*feil, fail*), um Remagen, Ahrweiler-Sinzig, Blankenheim-Adenau-Coblenz, Prüm-Daun-Cochem-Bacharach, Bitburg-Wittlich-Simmern, Saarburg-Wadern, Merzig (*fäll*, um Prüm, Wittlich *fāl*), um Rheinzabern, Karlsruhe, Ettlingen (*fell, fäll*), im südlichsten Elsass (*fall*) und auf sonstige winzige reste am Odenwald, Spessart, Frankenwald, im bair. südlich der Donau, die mit ihrer zerstreutheit ebenso wie jene kleinen gebiete mit ihren ganz unsicheren grenzen dafür sprechen, dass die *ll*-formen einmal viel weiter nach s. gegangen sind als heutzutage, zumal sie sämtlich innerhalb der grenze liegen, innerhalb deren bei *bald* die assimilation sich bis heute erhalten hat. aber selbst in den gegenden mit gleichmäfsiger assimilation in beiden paradigmen ist bei *felde* hier und dort dennoch einfluss der einsilbigen nom.- oder acc.-form fühlbar, wenn die vocalkürze der letzteren die den *bāle, bōle* entsprechende dehnung verdrängt oder verhindert hat; *fēle* namentlich noch fest auf beiden Weserufern von Minden bis Nienburg.

Die vocalschreibung, soweit sie nicht schon berührt wurde, ist im allgemeinen *e*, gedehntes *ē* im gebiet der assimilationslosen formen namentlich östlich der Rhön, im meiningischen, sowie in länglichem streifen vom Spessart südöstlich auf die Lechmündung zu. für offenes *e* zeugen zahlreiche *ä* namentlich in Mitteldeutsch-

land; von Werra und Thüringerwald ostwärts wechseln diese mit *a*, das immer häufiger wird, sodass *falle* um Gera und Altenburg, *falde* östlicher zwischen Mulde und Elbe, *fald* südwärts über Chemnitz bis zum Erzgebirge herschen; *falde* gilt ferner, abgesehen von versprengten belegen in Schlesien, für die Oder- und Neifsegegend um Guben und Fürstenberg und für den südlichsten winkel des kreises Glatz; *fald* für einen länglichen streifen vom Mittelmain nordöstlich zum Thüringerwald mit Karlstadt, Würzburg, Ochsenfurt, Schweinfurt, Gerolzhofen, Hassfurt, Sesslach, Rodach, Coburg, Eisfeld, sowie besonders für das ganze Elsass. *feald* herscht zwischen Taunus und Vogelsgebirge von Homburg-Büdingen gen n. bis in die höhe von Dillendorf-Kirtorf, desgleichen in den schwäbischen gegenden etwa zwischen Bodensee, Iller und Rauher alb; *föld* im Weichseldelta und im ostpreufsischen lande jenseits der hd. enclave, dgl. im ganzen bairischen bis Lech, Rednitz, Fichtelgebirge; überall natürlich noch mit massenhaften *feld* durchsetzt. dagegen weisen zahlreiche *i* auf geschlossenen vocal in Hamburgs westlicher und südwestlicher nachbarschaft und in Mecklenburg, und *fill* überwiegt an der Ostsee zwischen Odermündung-Netzemündung-Bromberg-Graudenz-Stolp, nur unterbrochen von *fēl* im gebiet der Persante. endlich sei ein einheitliches gebiet Westfalens mit *feile, faile* noch aufgeführt, das sich deutlich abhebt und als grenzorte noch Rheda, Versmold, Osnabrück, Lübbecke, Vlotho, Lemgo, Detmold, Horn umschliefst.

Bair. auflösung des *l* in *föid, föjd, föüd* uä. wie in *boïd, boï* o. s. 284 und *soïz, soüz* usw. s. 101.

Übertritt in die schwache flexion bekundet ein norddeutsches *-lln*-gebiet, umgrenzt von den ungefähren linien Hamburg-Bleckede-Ülzen-Hudemühlen-Verden-Ritzebüttel, und gleiche formen durchziehen Mecklenburg, untermischt (abgesehen von den acc.-formen) namentlich mit auffälligen *-l'l, -ll'l,* ja sogar *-llll* (mit vier *l*). mit recht sieht Wenker die letzteren als die vorstufe jenes flexionswechsels an: als im ursprünglichen *felle* die endung schwand, blieb doch der zweisilbige accent gewahrt und äufserte sich in gedehnter schlussliquida; damit aber war das wort in seinem auslaute vollständig den auf *-llen, -len* ausgehnden wörtern im dialect gleich geworden, wie dieselben *l*-schreibungen bei späteren wörtern wie *gefallen, kohlen, gestohlen, sollen* beweisen werden; da nun bei letzteren das alte *n* in gewissen fällen, etwa vor vocalischem anlaut des folgewortes, noch hervortritt, so ist damit die analogie für *felln* uä. gegeben, die also auf bestimmten lautlichen tatsachen beruht und nicht willkürlich bei andern schwachen paradigmen gesucht werden darf.

Das fries. hat auf Amrum und Föhr *fial* mit einigen vocalabweichungen, sonst *fēl* mit einzelnen mouillierungsangaben und schreibungen wie *eï, äi, ej, äj*; das Saterland hat *feild* (mit *eï, äi, iei*).

Endlich sind eine reihe von synonymen zu erwähnen. das

plattdänische und Sylt haben *mark*; Nordwestdeutschland bevorzugt *land*, so in Eiderstedt, an der Elbemündung, zwischen Weser und Ems, im oberen Emsgebiet, an der Vechte, am Niederrhein, im Sauerland; auch im o. erscheint es an der Warthe und Netze und sonst im posenschen, zahlreicher an der Weichselmündung und längs der Weichsel; *esch* (*esk*) bleibt auf das Emsgebiet beschränkt (vgl. Schiller-Lübben Mnd. wb.); *kamp* im nw. ganz vereinzelt (vgl. ebd.); *flur* (*flor, flouer*) in der Rheinprovinz zu beiden seiten der Mosel, ganz vereinzelt auch am Mittelmain; *gewann* schliefst sich südwestlich an *flur* an (*gewann* bei Sierk, *gewān* bei Diedenhofen, *gewänt* bei Falkenberg; vgl. Vilmar Idiot. v. Kurhess. s. 448).

(fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

WARNUNG.

Der privatgelehrte RUDOLF ECKART in Nörten (Hannover) versendet für 3 m. eine schrift von 68 octavseiten unter dem titel: Niedersächsische sprachdenkmäler in übersichtlicher darstellung mit genauen quellenangaben. ein bibliographisches repertorium für germanisten, niederdeutsche sprachforscher und freunde der niederdeutschen sprache. Osterwieck/Harz, druck und verlag von AWZickfeldt, 1893. damit nicht auch andere ihre vertrauensseligkeit oder neugierde gleich mir büfsen müssen, constatiere ich die unsägliche scheufslichkeit und völlige wertlosigkeit dieses jämmerlichen machwerks, dessen verfasser weder bibliographische noch sprachliche kenntnisse besitzt. seine übersetzungsproben aus dem Heliand und dem Trierer capitulare lassen in einen abgrund von unwissenheit blicken, und seine angaben über die denkmäler bis zum 12 jh. beruhen in der hauptsache auf einer verballhornung von Kochs Compendium. selbst der famose dichter Kazungali erwacht (s. 17; Koch I 20) zu neuem leben. ST.

Am 3 juni starb zu Magdeburg im alter von 91 jahren der geh. regierungsrat dr ALBERT SCHULZ, der unter dem pseudonym SAN MARTE seit nahezu zwei menschenaltern dem verständnis Wolframs von Eschenbach seine liebevolle, unermüdliche und keineswegs erfolglose arbeit widmete; am 7 juni starb in Heidelberg der gelehrte kenner des deutschen humanismus, gymnasialprofessor dr KARL HARTFELDER, erst 45 jahre alt.

Der aufserordentliche prof. dr JOSEPH SEEMÜLLER in Innsbruck wurde zum ordentlichen, die privatdocenten dr HERMANN WUNDERLICH in Heidelberg und dr MKALUZA in Königsberg zu aufserordentlichen professoren befördert. prof. dr PHILIPP STRAUCH in Tübingen geht als extraordinarius nach Halle, der privatdocent der englischen philologie in Bonn, dr SCHICK, als extraordinarius nach Heidelberg. in Breslau habilitierte sich dr OTTO LUITPOLT JIRICZEK für deutsche und nordische philologie, in Giefsen dr ADOLF STRACK für neuere litteraturgeschichte.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIX, 4 October 1893

Deutsche mythologie von dr Friedrich Kauffmann. 2 aufl. [Sammlung Göschen, nr 15.] Stuttgart, GJGöschen, 1893. 119 ss. — 0,80 m.

Kauffmanns schifflein birgt eine geschickt verstaute ladung: eine skizze der bekehrungsgeschichte der Germanen und der götterverehrung der Skandinavier und eine auswahl der bezeichnendsten oder doch picantesten züge des eddischen götterkreises und der eddischen weltideen. aber es segelt unter falscher flagge. in seinem raume finden wir echter mythen, dh. würklich geglaubter geschichten von höheren mächten nur wenige, von deutschen mythen fast gar keine. denn aufser den nachrichten des Tacitus und einigen römisch-germanischen inschriften sind K.s bezugsquellen fast ausschliefslich die Edden. eine andere hauptquelle, die volksüberlieferung, verwirft er ganz und gar, weil diese zu spät aufgezeichnet und dem fremden und christlichen einfluss zu stark ausgesetzt gewesen sei. ich kann dies verfahren, das zu einseitiger und irriger auffassung führen muss, nicht billigen. alter schützt vor trübung nicht! seit Baumstark haben wir mehr und mehr erkannt, dass die darstellung vieler germanischer dinge, so zb. der angeblichen bild- und tempellosigkeit, wie sie die unvergleichliche Germania liefert, getrübt ist durch die stark subjective, fast sentimentalische natur ihres mit der welt unzufriedenen verfassers. der von ihm angeschlagene ton zittert noch in unsern modernen mythologien und so auch in der K.schen nach, zb. in der characteristik des altgermanischen Wodan, der als das idealbild eines priesterlichen denkers und dichters hingestellt wird: 'nur hat das geheimnis religiöser empfindung, ohne die vergänglichkeit aufzuheben, das mafs der vollkommenheit dem gott in die brust gelegt'. hier hat aufserdem die etymologische verwantschaft von lat. *vates* dh. 'begeistert, inspiriert' zu einer ungerechtfertigten übertragung des späteren geistigen lat. begriffs auf den germ. Wodan, dh. den wütenden stürmer verleitet. ferner hält die unsicherheit der germanischen bedeutung, ja überhaupt herkunft der götternamen in mehreren jener römischen inschriften den verf. nicht davon ab, sie mit spätskaldischen mythologemen, wie zb. den Requalivahanus mit Widar, zu combinieren. auch der Hercules Magusanus ist, sprachlich wie sachlich betrachtet, als verkappter Donar der Bataver sehr zweifelhaft, ebenso die Nehalennia, die

sogar von Sueben an der **Ostsee** verehrt worden sein soll! über diese und andere bedenkliche hypothesen, wie die von *vingolf* als 'halle der liebenden', von Phol = Fol fem. im Merseburger segen, die K. allzu hurtig in seine populäre darstellung als anerkannte gröfsen einführt, an gelegenerer stelle näheres. endlich findet er zwar auch in den Eddaliedern nicht ein spiegelbild deutscher religionsformen, nicht einmal die religionsbegriffe des nord. heidentums, sondern nur eine aristokratische mythologische kunstpoesie. auch räumt er dem christentum erfreulicherweise einen viel stärkeren einfluss auf diese ein, als man nach seinen oft so absprechenden kritiken erwarten sollte: der Baldrmythus enthält auch nach seiner ansicht eine bilderreihe christlicher herkunft s. 85. die eddische kosmogonie verrät ihm im Ymimythus spuren orientalischer speculation und in der einteilung der welt in neun welten eine fremde lehre s. 109. also muss doch auch er ideen, die in Vafþr. und sogar in der von ihm als sauber heidnisch proclamierten Völuspa vorkommen, für ungermanisch erklären. dagegen belässt er noch immer den 'letzten dingen' ihr heidentum, und nur der beliebte 'grofse, unbekannte gott', dessen weltregiment die nord. zauberin der Vsp. am schluss der 1 aufl. so würkungsvoll ankündigte, ist in der 2 verabschiedet worden. aber er und die meisten andern deutschen mythologen werden weitere zugeständnisse machen müssen, etwa wie sie Noreen im anschluss an Bugge und mich in einem lichten vortrag über 'Fornnordisk religion, mytologi och teologi. Upsala 1892' formuliert hat. dieser sagt etwa: 'fast alles, was wir in den Eddaliedern wegen seiner moralischen und religiösen tiefe bewundern, beruht auf dem einfluss christlicher lehren und legenden, so ein grofser teil der ausstattung von himmel und hölle, und die umgestaltung Lokis und Baldrs. die Eddadichter nehmen ihre schöpfungsgeschichte mit Ask und Embla (Adam und Eva), die von drei zusammenwürkenden göttern (der dreieinigkeit nach echt mittelalterlicher vorstellung) geschaffen werden, die prophetische schilderung des weltuntergangs, dem eine neue glückselige erde folgt, und Gimle (das neue Jerusalem) aus der christenlehre'. dabei scheint es mir für die beurteilung des mischungsverhältnisses der verschiedenen elemente in dieser mythologie von relativ geringem belang, ob die einzelnen dichter bereits mit der skaldischen mythensprache wol vertraute christen oder mit den christlichen ideen wol vertraute heiden waren. über dem studium der römischen inschriften und der skaldendichtung, so wichtig es immer bleiben wird, darf die prüfung des entwicklungsganges der damals im abendlande mafsgebenden christlichen ideen und zugleich die der germanischen volkssagen und -bräuche nicht verabsäumt werden. diese können eine ausscheidung des fremden und modernen wol vertragen, ohne dass sie dadurch des reichen schatzes von vorstellungen verlustig gehn,

deren naturfrische einfachheit und bis heute im glauben unseres volkes fortwürkende kraft ihre echtheit, deren übrigens auch nicht seltenes vorkommen nicht nur in den nord. sagas, alten zauberformeln, staats- und kirchengesetzen, sondern auch in den urkunden andrer idg. völker ihr alter genügend verbürgt. in diesen 'fabeleien' misachtet K. den volkstümlichen nährboden unseres gesamtmythus. nur auf alte litterarische zeugnisse bedacht, rührt er kaum an die nun auch von Mogk als alt anerkannten urbestände des germanischen mythus, den tief ins leben und doch auch in die litteratur eingreifenden seelen- und elbenmythus und den naturgöttermythus des volksglaubens. auch die wegen ihrer verwicklungen mit den göttern nicht zu umgehnden riesen rückt er in eine unsichere und einseitige beleuchtung: sie vertreten nach ihm die kraft und intelligenz und wider die rohe gewalt und bekämpfen widerum die helden, die widerum klugheit und kraft vertreten. die nord. götterverehrung ist durchweg klar und richtig characterisiert, nur einzelne irrtümer wären auszumerzen, wie zb. die bemerkung, dass im tempel ewiger friede auch den friedlosen schütze (m. Mythol. s. 195; v. Amira in Pauls Grundr. II 2, 175). die götterabenteuer sind meistens hübsch und lebendig erzählt. doch begünstigt die oft absichtlich dunkle skaldensprache der ernsteren Eddalieder gesuchte deutungen und gewagte combinationen. aus dem lied von Odin am galgen zb. wird eine kurz nach der geburt erfolgte aussetzung und opferung des gottes am galgenbaum herausgeklügelt. ich ziehe nach wie vor mit Bugge die annahme einer mafsgebenden einwürkung der passion und neugeburt Christi vor. die erklärung des Oðinbeinamens Gaut als schöpfer wird wenig anklang mehr finden. er, Vili und Ve, oder er, Loður und Hœni, die menschenbelebende dreiheit (s. o.), werden hier abweichend von der 1 aufl. mit Odin, Thor und Ty gleichgesetzt, obgleich diese drei nie brüder heifsen wie jene, obgleich sie mit jenen in einigen götterverzeichnissen, also doch als besondere gottheiten, zusammenstehn und von Thor und Ty nirgendwo eine menschenbelebung auch nur angedeutet wird. sonderbarer weise traut K. den Skandinaviern zu, dass sie uns aus unbekannten gründen den cult Tys verschwiegen hätten, da es doch auch in andern mythologien vorkommt, dass, wie in der nordischen, ein göttername (Ty) durch einen andern (Thor) zurückgedrängt, aber für den beherscher einer engeren machtsphäre beibehalten wird. im capitel über die allerdings immer noch sehr dunklen und zum teil von den skalden frei erfundenen götter zweiten ranges holt K. zu kühneren combinationen aus. er lässt die götter Heimdall, Wiðar, Hœni sich von Ty ablösen, die alle drei nur wechselbenennungen einer und derselben geheimnisvollen gottheit darstellen sollen, welche sich im rheinischen Deus Requalivahanus widerfinde. ich kann dieser combination irgend welche

wahrscheinlichkeit nicht zusprechen und halte sie zumal in einem für einen weiteren kreis berechneten büchlein für untunlich. wie dieses seiner art nach eine strengere beweisführung ausschliefst, wird es sich auch mit einer durchweg allgemein gehaltenen kritik, wie der vorstehnden, begnügen dürfen. so sehr bereit ich bin, die geschickte formung des stoffes und manche anregende bemerkung anzuerkennen, von einer deutschen mythologie habe ich einen wesentlich andern begriff als der verfasser.

Freiburg i/B., 28 märz 1893. E. H. Meyer.

Die niederländischen volksmundarten. nach den aufzeichnungen der Niederländer von Hermann Jellinghaus. (Forschungen hsg. vom verein für niederdeutsche sprachforschung v.) Norden und Leipzig, DSoltau, 1892. viii und 132 ss. gr. 8°. nebst einer karte. — 4 m.

Der verfasser des vorliegenden buches meint in der einleitung: 'ich vermag nicht einzusehn, dass es die erste aufgabe der dialectforschung ist, die lehrsätze der sprachwissenschaft zu bestätigen', und er glaubt damit aller rücksicht auf die anforderungen der 'sprachwissenschaft' überhoben zu sein. der weitere satz, dass die sprachwissenschaft vielleicht ursache habe, aus den dialecten zu lernen, ist gewis, auch ohne 'vielleicht', unanfechtbar; aber wenn er sich auch bei diesem buche anwenden lässt, so ist das eigentlich nicht J.s verdienst; denn er hat ohne tiefer gehndes sprachwissenschaftliches interesse nur die grofsenteils unzulänglichen mitteilungen nl. dialectarbeiten sehr verschiedenartigen wertes [1] rubriciert. eine gewisse kenntnis des gotischen, die aber nicht einmal *ái* und *ai* unterscheidet, des as. und des nnd. ist als grundlage für eine solche arbeit, wenn sie ersprieſslich werden soll, nicht zureichend; nicht einmal um das mnl. hat J. sich gekümmert; auch kennt er die dargestellten nnl. mundarten keineswegs genügend, um die angaben seiner quellen überall vollkommen zu verstehn, geschweige denn prüfend zu verwerten. das allerdings wird hoffentlich ausnahme sein, dass er s. 25 De Bo grade das gegenteil von dem unterlegt, was derselbe tatsächlich sagt.

Was soll nun das buch? J. selbst erklärt, es sei 'aus dem wunsche hervorgegangen, zu erkennen, wie sich auf einem gröſseren gebiete die einzelnen spracherscheinungen, vor allem die laute, wenn nicht von ort zu ort, so doch von gau zu gau abstufen und verändern'. wir wollen davon absehn, ob es zu diesem zwecke geeignet ist, eine p o l i t i s c h e einheit mit verschiedenen grundmundarten, darunter die so stark eigenartigen fries., als darstellungsgebiet zu wählen. aber tatsachen wie die, dass westgerm.

[1] in der hinten mitgeteilten litteratur lassen sich auch lücken feststellen.

a in einzelnen mundarten reines *ā*, in andern *â*, in noch andern würkliches *ō* ist usw., sind uns auch so nicht unbekannt. derartige erörterungen könnten mit nutzen angestellt werden, wenn sie den gang der entwicklung klar legten, das gesamte material der mundart berücksichtigten und die schwierigkeiten, die keinem grammatischen lehrsatz erspart bleiben, beseitigten. das ist aber nicht möglich bei so unvollständigem material, wie es hier verwertet wird, bei dem mangelhaften wissen des verfassers, bei grundanschauungen, wie sie sich auf s. 25 in der ansicht verraten, *û* sei hd. zu *ou*, nl. längs der Westsee zu *û* geworden, und, indem dies *û* von südosten her mit hd. *ou* zusammengestofsen sei, sei in Brabant und Ostflandern *eu* entstanden, welches dann ins holl. eingang gefunden habe. oft ist ja die entwicklung eines einzelnen lautes oder einer einzelnen sprachform in ihrer bunten mannigfaltigkeit an sich kennenswert, ohne dass man uns darum gleich bücher zu schreiben brauchte.

Mit befremden wird man sicherlich auch folgenden satz lesen: 'wollautender ist für ein friesisches ohr die aussprache der consonanten [in Nordbrabant]'. es kennzeichnet die unselbständigkeit J.s seinen gewährsleuten, hier zufällig einem Friesen, gegenüber. ausgesprochener mafsen behält er auch ihre lautbezeichnungen unverändert bei, und da diese sehr mannigfaltig sind, so ergibt sich ein wirrwarr, dem der uneingeweihte ratlos gegenüber steht. in ein und demselben paragraphen erscheint das praefix des part. praet., von *y* abgesehen, in den fünf formen *e-*, *ë-*, *ė-*, *ĕ-* und *ê-*. sollen damit verschiedene aussprachen bezeichnet sein, so muss es gesagt werden; ist aber dieselbe gemeint, so muss diese art der bezeichnung verwirren. 'altes *î* ist *ij* und *ii*'; sind zwei verschiedene laute gemeint oder nur zwei zeichen? vermutlich letzteres. überhaupt erhält man fast nie aufschluss über den sinn der oft recht sonderbaren schreibungen. in zahllosen fällen bleibt man unbelehrt, ob *eu*, *û* nach nl. art *ô*, *û* oder nach deutscher *eu*, *û* besagen sollen; *oe* bedeutet meist *u*, manchmal aber, wie es scheint, auch einen diphthong; *eu* und *ā̈* scheinen gleichwertig unmittelbar neben einander gebraucht; in demselben paragraphen bedeutet *x* einerseits *ks*, anderseits — allerdings in einem satz zwischen anführungszeichen — *ch*. welchen laut wird ein deutscher leser sich unter *eu-ie* vorstellen? als bezeichnung der germ. *eo* entsprechenden laute kommen s. 19 ff vor: *ei*, *ij*, *ai*, *ă'i*, *ȧi*, *ee*, *ê*, *ėé*, *êé*, *ėê*, *ē*, *eh*, *ie*, *ié*, *îe*, *iē*, *iĕ*, *iēᵉ*, *ieë*, *iė*, *īē*, *îê*, *īĕ*, *ii*, *ī*, *î*, *ĭ*, *ī:*, *ia*, *ea*, *eei*. wie viel würklich verschiedene laute und welche sind unter diesen 31 zeichen zu verstehn? nimmt man dazu, dass J. häufig etymologisch verschiedene laute zusammenwirft, so wird man sich einen begriff davon machen, wie wenig erquicklich und zweckdienlich diese sammlungen sind. man kann, um sich des weiteren zu überzeugen, fast jeden beliebigen paragraphen herausgreifen. die zahlreichen interessanten fragen, welche

sich einem kundigeren forscher aufdrängen müsten, liegen fast ausnahmslos aufserhalb J.s gesichtskreis, und natürlich ist das material nicht genügend, um ihnen selbst nachzugehn. es wird zb. der offene ô-laut behandelt, den einige dialecte als umlaut des westgerm. *â* haben, entsprechend dem *o*-artigen klang des grundvocals. natürlich ist die frage zu stellen: klang dort *â* schon *â*, als der umlaut eintrat, oder ist das *ô* nur correctur eines früheren *ê*, des gewöhnlichen umlauts von *â* im nfrk., md. und nd.? gewis ist das letztere für diese mundart ebenso das richtige, wie für andere. isolierte formen müsten entscheiden. man erwarte aber nur nicht, solche in dem buche zu finden. eine der schwierigsten fragen, welche die geschichte der deutschen und der nl. sprache gleicherweise angeht, ist die vocaldehnung vor *r* + consonant; die lösung ist höchstens aus einer recht genauen betrachtung der mundarten zu erhoffen. was lesen wir nun hier darüber? der ganze § 28 lautet: 'vocaldehnung vor *r*. sie findet sich in sämtlichen nl. mundarten'.

Die 'Forschungen herausgegeben vom Verein für niederdeutsche sprachforschung' sind seiner zeit mit Holthausens Soester mundart eröffnet worden. nachdem sie uns damit auf die freien höhen würklicher wissenschaftlicher erkenntnis geleitet hatten, lassen sie uns in dieser zweiten schrift über mundartenkunde wider einen jähen absturz erleben und unter dilettantisch zusammengetragenen und bearbeiteten materialien herumtappen. wenn diese vereine doch endlich lernen wollten, dass es nicht ihre hauptaufgabe sein kann, der ungezügelten lust litterarischer betätigung tür und tore zu öffnen, sondern das an sich dankenswerte streben in die richtigen bahnen zu lenken!

Bonn, januar 1893. FRANCK.

Repertorium hymnologicum. catalogue des chants, hymnes, proses, sequences, tropes en usage dans l'église latine depuis les origines jusqu'à nos jours par le chanoine ULYSSE CHEVALIER, correspondant de l'institut. Louvain, 1892. I band. 601 ss. gr. 8°.

Von allen, die sich mit hymnologischen studien beschäftigen, wurde längst der mangel einer registrierenden übersicht über die zahlreichen erzeugnisse der kirchlich-lateinischen litteratur schwer empfunden. man behalf sich mit dem register in Daniels v bande, welches fast alles damals bekannte material umfasste und seiner zeit eine anerkennenswerte leistung war. aber schon Wackernagel, der hochverdiente herausgeber des Deutschen kirchenliedes, forderte zur herstellung eines gröfser angelegten repertoriums auf, indem er zugleich in kurzen zügen darlegte, was ein solches werk bieten müste und wie grofse dienste es der wissenschaft leisten könnte. doch der ungeheure umfang des zu sammelnden stoffes

schreckte lange von der durchführung der aufgabe ab, bis Ulysse Chevalier in Romans sich der mühevollen, höchst dankenswerten arbeit unterzog. günstige umstände traten ihm helfend zur seite, so dass er schon nach der relativ kurzen zeit von zwei jahren sein Repertorium hymnologicum zum drucke befördern konnte.

Vor uns liegt der erste band, der von A bis K 9935 artikel zählt. in wenigen zeilen berichtet uns Ch. alles wissenswerte über jedes lat. kirchenlied, indem er sich einer grofsen anzahl gut ausgedachter, leicht verständlicher abkürzungen bedient. die anfangszeile der artikel belehrt uns zugleich (durch anwendung von teilstrichen) über das angewendete versmafs und etwaige verschiedenheiten der liederanfänge. praktischen forderungen ist gedient durch die angabe der feste und der heiligen, denen das lied gewidmet ist. neben der bezeichnung des stückes als hymnus, sequenz usw. erfahren wir auch die zahl der strophen und verse. wo es möglich war, fügte Ch. den namen des dichters hinzu, wobei er mit recht auch der blofs als vermutung vorgetragenen zueignung platz gönnte, sie aber mit ? bezeichnete. schon Morel hat darüber geklagt, wie wenige hymnen sich mit sicherheit bestimmten verfassern zuweisen lassen; um trotzdem irgend welche anhaltspuncte für die entstehungszeit geben zu können, war Ch. oft genötigt, statt eines namens das jahrhundert anzuführen, dem die älteste quelle des liedes angehört. allerdings sind solche andeutungen unsicher, und manches lied ist beträchtlich älter als seine erste uns bekannte quelle.

Grofse sorgfalt hat der sammler auf die bibliographischen nachweise verwendet. dabei richtete er sein augenmerk meist auf drucke, also leichter zugängliche fundorte. die zahlreichen verweisungen auf hss. stammen aus zweiter hand und sind ein beweis für den regen sammeleifer und die ausgedehnte belesenheit des herausgebers; zudem weisen sie meist auf ungedruckte oder ungenügend bekannte lieder hin. die ritualdrucke sind in seltener fülle herbeigezogen worden; bei einzelnen hymnen finden wir gegen 70 verschiedene breviere verzeichnet, und ebensogrofs ist bei sequenzen die zahl der missalien. die ursprüngliche absicht, jedes einzelne lied von seinem ersten auftreten an bis zu seinem verschwinden in jedem einzelnen brevier oder missale nachzuweisen, muste Ch. aufgeben; doch hat er gewissenhaft das druckjahr der benutzten ausgaben mitgeteilt.

Bei der grofsen ausdehnung des zu bearbeitenden materials und weil noch vieles im staube der bibliotheken vergraben lag, als Ch. seine arbeit in angriff nahm, weist natürlich das repertorium nicht alle erzeugnisse der christlich-lateinischen poesie nach. so konnten zb. die reichen schätze, die Dreves in seinen Analecta hymnica I—X ans licht förderte, nur allmählich catalogisiert werden, und auch Julian Dictionary of hymnology wurde noch nicht durchgängig ausgebeutet. aus dem fehlen eines erst

nachträglich bekannt gewordenen liedes wird niemand dem verf. einen vorwurf machen wollen; wir wollen ihm im gegenteil recht dankbar dafür sein, dass er mit der verwertung der ernte nicht warten wollte, bis dieselbe völlig eingeheimst war. durch Ch.s zusammenstellung wird der gedeihlichen erforschung der hymnologie ein grofser dienst geleistet: wer in irgend einer hymnologischen frage sich hier rat holen will, wird nicht mit leeren händen abziehen; die vorrede zumal, die erst nach vollendung des werkes erscheint, wird dann das vollständigste und zuverlässigste litteraturverzeichnis über diesen gegenstand bilden.

Es kann unter diesen umständen nicht meine aufgabe sein, nachweise über vergessene oder übersehene lieder zu bieten, da jedesfalls ein nachtrag diese lücken füllen wird. und wenn ich auch einige geringfügige ausstellungen mache, so kann das der vorzüglichkeit des buches keinen abbruch tun, vielmehr wird es Ch. lediglich den beweis liefern, mit wie grofsem interesse ich seine arbeit aufgenommen habe. lobend ist die correctheit des druckes hervorzuheben, viele hunderte von citaten, die ich nachgeprüft, erwiesen sich als richtig.

In den litteraturangaben ist mir aufgefallen, dass Ch. die sammlung 'Hymni ecclesiae' des englischen cardinals Newman nicht unter dessen namen anführt, sondern als H. Ebor. citiert, und dass er Sievers ausgabe der sog. Murbacher hymnen nicht zu kennen scheint. in seltenen fällen ist dem verf. die beziehung zwischen einzelnen liedern entgangen und sind verweisungen auf zusammengehöriges unterlassen; so ist 8192 *Hunc soror sacra* ein teilhymnus von 3006, wobei zugleich auf die variante *Nunc* bei Morel zu verweisen war. 234 *Ad preces nostras deitatis aures* muste mit 1612 *Aures ad nostras deitatis preces*, in beziehung gebracht werden; überhaupt ist es Ch. nicht überall gelungen, den teilhymnen ihre zugehörigkeit nachzuweisen: nr 2683 *Caterva matrum personat* ist hymnus 26 *A solis ortus cardine* entnommen. 7109 *Gaudens in verbo* gehört zu 4494. bei 7637 *Haec rite mundi gaudia* war, wie es bei 7829 *Hic rite m. g.* geschehen ist, ein hinweis auf *Jesu redemptor omnium* zu geben. 7566 *Haec domus rite* ist der zweite teil von 2854. — für den benutzer wäre die bequemlichkeit noch weit gröfser, wenn die späteren umdichtungen und nachahmungen beliebter lieder durch kleinen druck oder auf irgend eine weise ihren stammliedern hätten untergeordnet werden können; vielleicht ist hier bei genauerem zusehen die eine oder andere nummer zu streichen, vgl. zb. das stattliche gefolge von *Aeterna Christi munera*.

Soweit die lieder regelmäfsig gebaute, gereimte strophen haben, lassen die angaben Ch.s kaum zu wünschen übrig; sobald es sich aber um ältere sequenzen und deren nachahmungen handelt, geben seine zahlen kein klares bild mehr: 6 × 6 verstehn wir

leicht als 6 doppelstrophen jener bekannten dreizeiligen strophe von 23 silben, aber aus 1. 3 × 2 können wir uns über die länge der drei doppelversikel keine vorstellung machen. da hätte sich Ch. am besten mit der angabe der melodie oder des stammliedes aus der verlegenheit gezogen, und zwar konnte er für Notkers sequenzen und deren zahlreiche nachbildungen ihre melodiennamen setzen. wer könnte zb. aus seinen angaben vermuten, dass 4655 (2 × 3; 3 × 4; 2 × 5) und 4667 (1; 3 × 2) nach der gleichen melodie, nämlich Wipos *Victimae paschali laude* gesungen wurden? ebenso sind die zahlreichen nachahmungen des *Laetabundus exultet* durch sehr verschiedene zahlenschemata veranschaulicht. solche nachforschungen würden allerdings das erscheinen des Rep. hymn. wesentlich verzögert haben; deshalb wollen wir lieber solche kleinen unebenheiten ertragen, als das ganze werk missen.

Während einerseits eine ziemliche anzahl lieder, die erst nachträglich bekannt geworden sind, in einem anhang zusammengestellt werden müssen, haben einige wenige mit unrecht aufnahme gefunden. zu diesen gehören 4453 *Deus iudex iustus*, 4648 *Dies sanctificatus*, 4825 *Dominus in Sina*, 4828 *Dominus regnavit deo*, 9929 *Iustus ut palma*, welches namen Notkerscher sequenzenmelodien sind; zu ihrer einreihung mag Ch. durch die unklare fassung seiner quelle veranlasst worden sein. andere angaben beruhen auf falschen lesungen zb. 7676 *Hanc pariter* statt *Ibant pariter* 8322; 2603 *Cantet vox iubilei* statt *Concentus vox iubilei* 3699. ein misverständnis hat auch zur einfügung von 8147 und 5322 veranlassung gegeben. dass im einzelnen noch hier und da gebessert werden, citate nachgetragen werden könnten, ist bei einer solchen arbeit unvermeidlich; wer je einmal, auch nur im kleinen, etwas derartiges unternommen hat, weifs, wie leicht einzelne beweisstellen übersehen werden.

Lenzburg, 22 februar 1893. J. Werner.

Das culturhistorische im Meier Helmbrecht von Wernher dem gärtner von dr WStoewer. Bochum, WStumpf (Leipzig, GFock in comm.), 1891. 25 ss. 4°. — 1 m.

Nach einer einleitung, die über ort, dichter, art und weise der behandlung des stoffes, litteratur und besonders über die entstehungszeit, welche St. kurz vor 1246 ansetzt[1], handelt, werden

[1] ich mache darauf aufmerksam, dass in Meinhards Urbaren der grafschaft Tirol (Fontes rer. austr., 2 abtlg., bd. 45) der name *Slintzgaew* vorkommt und zwar im Gelt von Gries (XIX 145), also in der Bozner gegend. der eintrag 'de Sl. empta pro marc. 30' rührt von hand B her, die bis 1295 tätig war, der kauf muss aber vor 1288 erfolgt sein, und noch weiter zurück weist natürlich der name des verkäufers, so dass das gedicht bald nach seiner abfassung dort bekannt geworden sein muss. Hans Ried hat es wol

1) die züge aus dem bauernleben (hof u. haus, die politische und sociale stellung der bauern, ihre lebensweise); 2) aus dem ritterleben (der jüngern und ältern generation) und 3) aus dem gesamten volksleben (rechtsaltertümer, sprache, religion u. moral) zusammengestellt. St. hat im ganzen besonnener und mit mehr geschick als Inowraclawer das dargebotene material verwertet, um das bäuerliche und ritterliche leben in dem engbegrenzten rahmen zu zeichnen; doch macht sich auch bei ihm eine unzulängliche sach- und litteraturkenntnis bemerkbar; aufserdem ist die zusammenstellung nicht vollkommen erschöpfend, was doch vor allem erwartet werden muste, und scharfen tadel verdient es, dass die das culturleben der gegend in alter und neuer zeit beleuchtenden quellen nicht berücksichtigt wurden. derartige arbeiten, sollen sie der wissenschaft förderlich sein, sind nicht so leicht, als geglaubt wird. es gehören umfassende, solide kenntnisse dazu, um im einzelnen richtig urteilen und aus den mehr oder weniger zahlreichen daten ein der würklichkeit entsprechendes bild gestalten zu können.

Mängel und unvollkommenheiten zeigt ganz besonders der erste abschnitt. die beschreibung von haus und hof (s. 46) ist ziemlich misglückt. v. 648 ist *gater* nicht der zaun, sondern das gatter in der umfriedung des gehöftes. da hätte übrigens auch die la. der andern hs. *trat er über den gater* erwähnung verdient; denn der ändernde schreiber hat sich einen mit verschieb- oder aushebbaren querstangen geschlossenen durchlass, wie dergleichen heute noch oft zu finden sind, vorgestellt. v. 834 muss dann *tor* als haustor gefasst werden, woneben noch *tür* 835. 1732. 1791. 1810 in verschiedener bedeutung begegnet. — ganz falsch gedeutet sind 856 ff. wie Inowraclawer folgert St. daraus, man habe in der stube geschlafen und dem gaste zu ehren seien polster und kissen über die harten bänke gebreitet worden. es heifst aber *daz wart im under den arm gelegt ûf einen oven warm.* H. schläft also nicht a m ofen (s. anm. 25), auf der ofenbank, sondern a u f dem ofen, und das ist beachtenswert. St. nimmt für den ofen eine backofenförmige gestalt an, weil sein inneres mehrere menschen zu fassen vermochte, und ich stimme ihm bei, freilich nicht aus dem angegebenen grunde. solche gemauerten öfen begegnen in den alpenländern noch in manch älterm bauernhause, und wer sie gesehen hat, weifs, dass ihre oberfläche zur schlafstätte keineswegs geeignet ist. der bauer, der nach des tages mühen sich ausstrecken will, legt sich auch nicht auf den ofen, sondern auf die ofenbank oder a u f d a s ü b e r d e m o f e n a n g e b r a c h t e b r e t t e r g e r ü s t e, das in Tirol gewöhnlich die ofenbrugg, im Pustertale hingegen 'aufm ofen' genannt wird. diese vorrichtung

mit den andern stücken aus dem heldenbuch an der Etsch, das sich nach meiner ausführung im Anzeiger XIV 293 in oder bei Bozen befand, abgeschrieben.

setzt nun unsere stelle im Helmbrecht voraus, und es fehlt nicht an andern zeugnissen für ihre existenz im mittelalter; trotzdem ist nirgends davon die rede. — ob der *glet* 1847 ins haus zu verlegen ist, scheint mir zweifelhaft; wir haben wol eher an ein besonderes als keller benutztes kleines gebäude zu denken.

S. 5 wäre die stellung der meier vom rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen standpuncte aus genauer zu beleuchten gewesen, zumal sich daraus neben anderm der character des sohnes leichter erklären lässt. was darüber gesagt wird, verrät unklare vorstellungen. wenig vertraut zeigt sich St. auch mit den 'tafelfreuden' der bauern. er spricht (s. 10) von gemüse mit beilage derben fleisches, *krût* genannt, während doch *krût* speciell sauerkraut und die beilage nach 868 ohne zweifel geräuchertes schweinefleisch ist, ein gericht, das gegenwärtig noch dieselbe rolle spielt. als hauptnahrungsmittel wird ferner der hafer bezeichnet, ohne weiteres wird *brîe* (454), *gîselitze* (473) und *koch* (1241) identificiert und als haferbrei erklärt, endlich nach v. 461 und 479 behauptet, das brot sei m e i s t e n s aus hafer, selten aus roggen bereitet worden, obschon aus der zweiten stelle gerade das gegenteil erhellt. wie es mit dem anbau des hafers in Helmbrechts heimat bestellt war, darum hat sich St. gar nicht gekümmert. hätte er das in den Mon. Boica bd. 36 publicierte Urbar von Niederbaiern zu rate gezogen, so würde er vielleicht etwas anderer ansicht geworden sein. bemerkt sei noch, dass die pfanne nach 1398 nicht zum zubereiten des fleisches gedient haben muss (vgl. Parz. 184, 24), dass 671 auch nicht auf den gebrauch der löffel bei tisch deutet und 153 *gnippe* nicht als taschenmesser zu fassen ist. — über die gewandung wäre ausführlicher zu handeln gewesen, auch ist v. 152 misverstanden. — bei darlegung des landwirtschaftsbetriebes vermissen wir die unbedingt nötige vergleichende behandlung. unter den arbeiten ist *stecken stôzen* (318) sicher nicht mit *zûnen* identisch, sondern es ist das einrammen von stangen gemeint, an denen die getreidegarben oder hülsenfrüchte, auch heu und stroh zum trocknen aufgeschichtet werden.

Die schilderung des ritterlebens wünschte ich mit historischen belegen ausgestattet. klagen und berichte über gewalttätigkeiten und bedrückung der bauern begegnen sehr häufig, das interessanteste material bieten aber wol einige noch erhaltene beschwerdebücher. selbstverständlich darf man aber nicht gradweg an raubritter denken, welche bezeichnung für Helmbrecht und seine genossen nicht minder unpassend ist. verhältnismäfsig am besten geraten ist der dritte abschnitt, wennschon auch darin einzelnes auszusetzen ist.

Czernowitz, märz 1893. OSWALD V. ZINGERLE.

Parzifal von Claus Wisse und Philipp Colin (1331—1336). eine ergänzung der dichtung Wolframs von Eschenbach, zum ersten male herausgegeben von KARL SCHORBACH (Elsässische litteraturdenkmäler aus dem XIV—XVII jh., hsg. von ERNST MARTIN und ERICH SHMIDT V). Strafsburg, KJTrübner, 1888. LXX ss. und 880 sp. 8°. — 10,50 m.[1]

Die anzeige des vorliegenden werkes hat sich gegen meinen willen so verspätet, dass sie fast überflüssig erscheint, weil die meisten fachgenossen es schon selbst werden gelesen haben. doch möchte ich nicht gern schuld daran sein, dass die fleifsige arbeit in dieser Zs. unbesprochen bleibe. aufserdem habe ich einzelne ansichten des herausgebers, wie ich glaube, zu berichtigen. es sei mir darum gestattet, wenngleich sehr post tempus, hier noch einige mitteilungen über das buch zu machen.

Die von den Elsässern Claus Wisse und Philipp Colin verfasste ergänzung zu Wolframs Parzival ist als kunstwerk von allergeringstem wert, wie das hinlänglich aus den litteraturgeschichten bekannt ist. trotzdem ist sie in vieler hinsicht für die forschung von bedeutung, und wir müssen es Schorbach dank wissen, dass er sich der mühevollen herausgabe des weitschichtigen werkes, aus dem bisher nur auszüge veröffentlicht waren, unterzogen hat. er hat sein verdienst noch erhöht durch eine treffliche einleitung, die das verständnis des denkmals wesentlich fördert. ich werde auf sie im folgenden genauer eingehn. doch zunächst ein wort über den titel.

Sch. hat die dichtung einfach 'Parzifal' genannt, wodurch es notwendig wird, immer die namen der beiden autoren hinzuzufügen, um ihr gedicht von dem Wolframs zu unterscheiden. das ist auf die dauer recht unbequem. warum blieb er nicht bei der bisher gebräuchlichen, in dem originalmanuscript selbst überlieferten bezeichnung: 'der neue Parzifal' (vgl. s. XIII f und sp. 845, 14)? sie ist ja nicht eben die treffendste für ein gedicht, das nur ergänzung eines älteren ist, aber doch hinlänglich deutlich und durfte schon um ihrer authenticität willen nicht geändert werden. wahrscheinlich stammt sie sogar schon aus der französischen vorlage. in der Pariser Perceval-hs. nr 794 findet sich nämlich zwischen Chrestiens text und den fortsetzungen das rubrikat: *Explycyt Perceval le viel* (vgl. s. XXXV), und ein ähnlich lautendes muss in der hs. gestanden haben, die Wisse und Colin benutzten; nach ihm nannten sie Wolframs bücher den 'alten Parzifal'. daraus ergab sich für die fortsetzung die bezeichnung 'der neue Parzifal' von selbst; vielleicht aber wurde sie durch ein beigefügtes *Incipit Perceval le novel* noch ausdrücklich ver-

[1] vgl. DLZ 1888 nr 29 (ESchröder). — Litt. centr. 1888 nr 42. — Litt. f. germ. und rom. phil. 1890 nr 4 (OBehaghel). — auch der aufsatz von San-Marte Über den bildungsgang der gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutschland (Zs. f. d. phil. 22, 287 ff. 427 ff) ist heranzuziehen.

anlasst. jedesfalls ist kein grund vorhanden, von ihr abzugehn. hat sich doch auch für Albrechts werk — selbst ohne hsliche gewähr — der ausdruck 'jüngerer Titurel' bei uns eingebürgert!

Die vorliegende, jetzt zum ersten mal vollständig herausgegebene dichtung wurde bereits 1816 von FHvdHagen in einer hs. der casanatischen bibliothek zu Rom entdeckt (vgl. Briefe in die heimat II 304 ff); später gab AKeller (Romvart s. 647 ff) eine nähere beschreibung dieser hs. (R) nebst auszügen und den capitelüberschriften. schon vorher aber hatte Uhland in Schreibers Taschenbuch für geschichte und altertum in Süddeutschland II (1840) 259 ff auf einen zweiten, einen Donaueschinger codex (D) hingewiesen, über welchen dann VScheffel und Barack in ihren verzeichnissen der Donaueschinger bibliothek ausführlichere mitteilungen machten. beide hss. gehören dem 14 jh. an. D war die vorlage von R, ist also für die herstellung des textes allein mafsgebend; nur in e i n e m falle, wo zwei blätter aus D verloren gegangen sind, muss R aushelfen. aber die bedeutung von D ist noch weit gröfser: die prächtige hs. mit ihrem sorgfältig durchcorrigierten, im reinsten elsässischen dialect überlieferten texte ist offenbar das originalmanuscript, wie es unter den augen der dichter für den besteller des werkes, Ulrich von Rappolstein, angefertigt wurde. hsliche, die familie Rappolstein betreffende einträge aus dem 16 jh. zeigen, dass sie früher in der tat im besitze dieses geschlechtes sich befunden hat. durch diese wichtige entdeckung hat Sch. seinem denkmal ein erhöhtes interesse gesichert: in einer aufzeichnung uns vorliegend, die sich unmittelbar an die worte der dichter anschloss, gibt es uns ein treues bild der elsässischen schriftsprache und der verskunst des 14 jhs. es leistet für diese zeit ähnliche dienste, wie ein anderes elsässisches litteraturwerk, Otfrids evangelienbuch, in der vom verfasser durchcorrigierten Wiener hs. für das 9 jh.

Die durcharbeitung der hs. führte Sch. noch zu einem andern interessanten resultat. der codex enthält bekanntlich auch Wolframs Parzival, zwischen dessen 14 und 15 buch das ergänzungswerk eingeschaltet ist[1]. eine von Sch. vorgenommene genaue vergleichung des Wolframschen textes, wie er in D überliefert ist, mit dem der Lachmannschen ausgabe hat nun ergeben, dass das ältere werk keineswegs genau copiert ist, sondern aufser zahlreichen änderungen und umstellungen noch verschiedene gröfsere und kleinere interpolationen erfahren hat. am häufigsten werden diese im 15 und 16 buch, wo es galt, auf den vorhergehnden neuen teil der erzählung rücksicht zu nehmen. ganz ohne zusätze sind nur buch VII—XIII geblieben. von besonderem interesse ist für uns der am schlusse des 2 buches (nach Parz. 112, 12)

[1] R beginnt erst mit dieser ergänzungsdichtung, die vorhergehnden 14 Wolframschen bücher fehlen. wahrscheinlich bildeten sie einen band für sich, der verloren ist.



eingefügte Prologus oder, wie er (v. 4) deutsch heifst, '*anevang*', ein stück, in welchem die im 13 jh. entstandene einleitung zu Chrestiens Perceval benutzt ist. Sch. hat diese zusätze s. XLV—LXX zusammengestellt; die varianten zu Wolframs text, die vielfach beachtenswert sein sollen, will er an anderer stelle mitteilen. er hätte uns doch schon verraten können, welcher hss.-classe sie angehören. Pfeiffer rechnet sie (Quellenmaterial zu altdeutschen dichtungen II s. 2 nr 14) zu G, allein Bartsch hat in seinem handexemplar, das ich jetzt besitze, ein d mit fragezeichen an den rand geschrieben; zugleich verweist er auf Kellers Romvart s. 676, wo der schluss des Wolframschen Parzival nach der casanatischen hs. abgedruckt ist [Keller 676, 17 ff = Lachm. 826, 29 ff]. hier schliefst sich R entschieden der classe D an. ich hebe nur das hauptsächlichste hervor: z. 22 (Lachm. 827, 4) *Der uns die rechten mere enbot* = Ggg *diu mære rehte.* z. 23 (827, 11) *Von dirre abbenture endes zil* = Gg *ende zil*, g *zil.* z. 24 (827, 12) *Nit mer ich do von sagen wil* = Ggg *Da von ih* (fehlt g) *nimere* (gg *nu*) *sprechen wil.* z. 31 (827, 21) *Der sele* = Gg *Diu sele.* z. 32 (827, 22) *Und der doch der werlte hulde* = Ggg *Unde er der werlde hulde.* z. 33 (827, 23) *Behalten* = Ggg *Gedienen.* s. 677, 6 (827, 30) *suszer worte* = Ggg *suozzer mære*, g *guter sprüche.* dagegen scheint ein anderer umstand vielmehr für eine verwantschaft mit der Hamburger hs. zu sprechen, die zur classe G gehört. in der Donaueschinger wie in der Hamburger hs. führen nämlich die beiden ersten bücher des Parzival den besonderen titel 'Gahmurets buch': jene enthält nach 112, 10 (vgl. s. XLVII) die notiz: *Hie ist Künig Gamuretes buoch us, der Parcifales vatter was*; diese beginnt (nach Hagens Grundriss s. 107) mit der überschrift: *Hie hebet an das bůch von Gahmůret der waz Parcifals vatter*, und hat 112, 9 (vgl. Lachmanns ausgabe) das rubrikat: *Explizit Gahmüret Incipit parcifal.* ist dieses zusammentreffen nur zufällig? findet sich dieselbe bezeichnung von buch I und II vielleicht auch in hss. der familie D? oder benutzte Wisse, der die erweiterungsdichtung begann, eine andere Parzivalhs., als sein nachfolger Colin? hoffentlich gibt uns Sch. nächstens darüber auskunft[1]!

Nachdem der hsg. die überlieferung besprochen hat, wendet er sich zur entstehungsgeschichte des denkmals. hauptquelle hierfür ist ein das ganze beschliefsender epilog (845, 18 ff), den Colin zu ehren seines gönners, eines herrn Ulrich von Rappolstein, verfasst hat. lassen wir das poetische beiwerk, mit dem er seinen

[1] Meyers behauptung (Zs. 12, 493 ff), dass der Pleier für die erste hälfte seines Tandareis eine Parzivalhs. aus classe G vor sich hatte, für die zweite aber sich eines codex bediente, der zu D gehörte, hat Steinmeyer GGA 1887 nr 21 s. 786 ff mit recht zurückgewiesen. er bemerkt dabei, man müste sonst annehmen, 'dass der Pleier ganz wie ein moderner gelehrter an seinem schreibtisch, aufgeschlagene bücher neben sich aufgeschichtet, gearbeitet hätte'. natürlich wäre ein ähnliches bedenken auf den vorliegenden fall nicht anwendbar.

bericht verziert hat, aufser betracht, so bleibt uns folgendes: herr Ulrich von Rappolstein war verliebt und fühlte sich in dieser stimmung gedrungen — nicht etwa selbst zu dichten, sondern ein gedicht zu bestellen, das Wolframs meisterwerk auf grund der fortsetzungen des Chrestienschen Perceval ergänzen sollte. es war ihm nämlich eine diese fortsetzungen enthaltende französische hs. (850, 12 *ein welsch buoch*) zugesant worden. beauftragt mit der umdichtung wurde zunächst der Strafsburger Claus Wisse, im jahre darauf trat an seine statt der ehemalige Strafsburger goldschmied Philipp Colin. als dolmetsch diente ihnen, denn sie scheinen des französischen nicht mächtig gewesen zu sein, der jude Samson Pine. auch ein besonderer schreiber soll ihnen gehalten worden sein. der ausdruck ist jedoch ungenau, denn es lassen sich im originalmanuscript zwei hände unterscheiden, und in einem lustigen schreibersprüchlein am schlusse (vgl. s. xvi) finden sich auch zwei namen genannt: Henselin und 'der von Onheim' (Ehnheim im Elsass). doch fiel der einen hand, wahrscheinlich Henselins, die haupttätigkeit zu. reichlich fünf jahr (854, 11 *fünf jor oder me*) sind über der ausführung des werkes verstrichen; seine kosten beliefen sich bei der vollendung auf 200 *tt.*, eine summe, die nach Colins bemerkung (854, 40 f) sonst *ein minner in kurzer stunt an eime orsze verstichet.* da eine prosanotiz auf bl. 115^{c} (vgl. s. xIII) besagt, dass i. j. 1336 das denkmal fertig wurde, so können wir seine abfassungszeit genau berechnen: 1331—1336.

Nun fragt es sich: wer war jener Ulrich von Rappolstein, der von der minne bewogen die dichtung veranlasste? die Annales Rappolsteinenses berichten nichts darüber, wir müssen also prüfen, welche träger jenes namens der zeit nach überhaupt in betracht kommen. man findet das material jetzt gedruckt in dem von KAlbrecht herausgegebenen Rappolsteinischen urkundenbuch I (Colmar i/E 1891)[1].

Es sind im 14 jh. drei personen des namens Ulrich von Rappolstein nachweisbar: 1) sohn des 1311 verstorbenen Anselm von Rappolstein (urkundlich 1277—1311) und der gräfin Elise von Wörth. wann die ehe der eltern geschlossen wurde, ist aus urkunden nicht ersichtlich; nur dass Elise im jahre 1290 ein wittum von 400 mark zugewiesen erhielt, erfahren wir (urkunde nr 185). sie starb wahrscheinlich 1298 (vgl. nr 228). Ulrich war von sechs kindern das dritte, also spätestens um 1295 geboren. urkundlich erscheint er 1310—1345, meistens als Strafsburger domherr angeführt. 1331, als das gedicht begonnen wurde, dürfte er also ein mann von 35 bis 40 jahren gewesen sein. 2) sohn des vermutlich 1313 verstorbenen Heinrich von Rappolstein (urkundlich 1285—1312) und der 1291 vermählten

[1] vgl. besonders register s. 661 und die zweite stammtafel s. 706 f. — Sch. stützte sich vor erscheinen des buches auf mitteilungen Albrechts; ich citiere jetzt natürlich die ausgabe, deren erster band bis z. j. 1363 reicht.



(nr 188) und 1308 gestorbenen (nr 270) Susanna von Geroldseck am Wasichen. er war das vierte von sieben kindern, also frühstens 1295 geboren; 1313 war er noch minderjährig (nr 303 z. 23 f), 1328 wird er als comthur des StJohannesordens zu Dorlisheim bezeichnet (nr 397), erscheint urkundlich noch 1331 und 1333. 3) sohn des 1362 verstorbenen Johannes von Rappolstein (urkundlich 1309—1361) und der 1341 verstorbenen (nr 518) Else oder Elisabeth von Geroldseck-Lahr. die letztere war 1311 noch unvermählt (nr 292), dagegen erhielt sie 1318 als gattin des Johannes von Rappolstein ein wittum zugewiesen (nr 348). Ulrich war das dritte kind. setzen wir die vermählung der eltern schon ins jahr 1312 — richtiger wäre wol, sie kurz vor 1318 anzusetzen —, so kann er frühstens 1315 geboren, also 1331, bei beginn der dichtung, höchstens 16 jahre alt gewesen sein. vermählt war er in erster ehe mit gräfin Herzeloide von Fürstenberg, die als seine gattin im februar 1353 von ihren brüdern eine gewisse summe als ehesteuer empfieng (nr 662); seine zweite gemahlin war Margarethe von Lothringen.

In dem dritten Ulrich, dem neffen der beiden vorhergenannten, glaubt Sch. 'mit sicherheit den mäcen des Colin widerzufinden'[1]. er scheint die urkunden von 1311 und 1318 nicht gekannt zu haben, aus denen sich berechnen lässt, dass dieser Ulrich 1331 noch völlig unerwachsen war. mag der junge Rappolsteiner nach berühmten mustern auch sehr früh seinen minnedienst begonnen haben (*sit der stunt daz er ûfem stabe reit*), so war er im alter von höchstens 16 jahren doch schwerlich in der lage, ein so kostspieliges litterarisches unternehmen wie die neue Parzivaldichtung zu bestreiten. er kann also für uns gar nicht in betracht kommen, und die wahl bleibt nur zwischen seinen beiden oheimen, dem Strafsburger domherrn und dem comthur des Johannesordens zu Dorlisheim. weshalb von dem ersteren 'selbstverständlich' abzusehen sei, ist mir unklar. ich halte grade ihn, dessen alter als durchaus passend erscheint, für den gesuchten. seine geistliche würde ist doch in jener zeit kein hinderungsgrund, in ihm einen minnediener zu vermuten: wir treffen ja auch unter den minnesängern geistliche (vgl. Wackernagels LG I § 71, 3). auch wäre bei einem solchen der entschluss, seiner dame zu ehren ein gedicht anfertigen zu lassen, noch besonders motiviert; denn von der teilnahme am turnierkampf ausgeschlossen muste er seinen minnedienst auf andere als die gewöhnliche weise betätigen. eben darauf bezieht sich vielleicht die bemerkung des Colin, dass die ausgaben für das denkmal

[1] in seinem urkundenbuch s. XIII a. 16 erklärt Albrecht sich für einverstanden mit der auffassung von Sch., obwol er über einzelne s. z. ihm gegebene notizen jetzt anderer ansicht geworden sei. ich wünschte, dass er als bester kenner der geschichte des hauses Rappolstein sich in unserer frage einmal eingehnder äufserte.

nicht gröfser seien, als die summe, die sonst ein minner an einem pferde versteche. gegen den comthur aber und für den domherrn spricht dieses letzteren eigenschaft als Strafsburger. aus Strafsburg stammten ja auch, wie Sch. nachweist, die beiden dichter, Claus Wisse und Philipp Colin. sie lebten also in nächster nähe des domherrn, dem ihre dichterischen neigungen wol schon von früher her bekannt waren, und konnten an ihrem eigenen wohnort sich ihres auftrags entledigen. nicht auf dem Grofs-Rappolsteiner schlosse, dem stammsitz der familie Rappolstein, meine ich, ist der neue Parzifal entstanden, sondern in derselben ruhmvollen stadt, in der er nun auch zum ersten male gedruckt erscheint.

Eingehend hat Sch. über die französische vorlage unserer ergänzungsdichtung gehandelt. dieses capitel wird besonders die romanisten interessieren, die es auch besser als ich werden beurteilen können. das resultat der untersuchung ist, dass die von Wisse und Colin benutzte Perceval-hs. folgende stücke enthalten haben muss: 1) die späte anonyme einleitung zu Chrestiens Perceval, die hslich nur in dem von Potvin herausgegebenen Monser manuscript überliefert ist. der erste teil derselben (v. 1—474) bildet die grundlage des prologus, der jedoch nicht dem ganzen werke vorangestellt, sondern erst am ende des zweiten Wolframschen buches eingeschoben wurde; 2) Chrestiens gedicht; 3) und 4) die fortsetzungen eines anonymus und des Gauthier de Dourdan. mit GParis lässt nämlich Sch. die arbeit Gauthiers nicht gleich hinter Chretiens text (v. 10602), sondern erst bedeutend später (v. 21917) beginnen; 5) die fortsetzung des Manessier. — Gerberts zwischen Gauthiers und Manessiers arbeit eingefügte ergänzung ist den elsässischen dichtern unbekannt. unter den erhaltenen Perceval-hss. findet sich keine von der beschriebenen gestalt, sodass man annehmen muss, dass der einst nach Strafsburg gekommene codex, das 'wälsche buch' Ulrichs, später verloren gegangen ist. die frühere ansicht, dass dem neuen Parzifal nur die fortsetzung des Manessier zu grunde liege, ist also hinfällig. sie stützte sich auf eine falsche oder ungenaue angabe des epilogs (845, 33ff), die schon dadurch widerlegt wird, dass im gedicht selbst (582, 20) noch der name eines andern gewährsmannes, des Gauthier de Dourdan, als Walther von Dunsin citiert wird.

Der frage, wie sich das eigentum der beiden dichter, Wisse und Colin, scheidet, ist Sch. leider nicht ernstlich näher getreten; das wenige, was er darüber am schlusse der einleitung (s. XLI f) bemerkt, ist gänzlich verfehlt. er meint nämlich, nachdem im ersten jahre Wisse an dem werke allein tätig gewesen sei, habe später — von welchem verse an, sei nicht auszumachen — ein zusammenwürken der dichter stattgefunden. das ist schon deshalb undenkbar, weil sich im ganzen neuen Parzival auch nicht

der leiseste wechsel des stils nachweisen lässt, aus dem auf mehrere verfasser zu schliefsen wäre. auch nennt Colin im epilog (846, 21ff. 853, 30ff) nur sich als denjenigen, der die fortsetzung von Chrestiens Perceval für seinen herrn übertragen habe. von Wisse dagegen sagt er später (854, 2ff): *(ein anderer tihtere) der tihtete disen anevang*, also den prolog, und zwar *ein jor vor mir e.* mehr legt ihm Colin nicht bei. wir werden ihm trotzdem wol auch die kleineren einschaltungen innerhalb der ersten vier bücher des alten Parzival und das am schlusse des vierten stehnde bittgesuch zuschreiben dürfen, mit welchem er wahrscheinlich aus seinem dienste ausschied. ebenso ruft Colin im epilog (858, 8ff) die milde seines herrn an. somit hat Wisse von dem eigentlichen neuen Parzival auch nicht eine zeile verfasst[1]. wer sich davon überzeugen will, braucht nur den prolog mit einem beliebigen andern abschnitt des neuen Parzival zu vergleichen, um die verschiedenheit des stils sofort zu erkennen. Wisse war schwerfälliger und unbeholfener als Colin und daher für seine aufgabe besonders ungeeignet. vielleicht war das auch der grund, weshalb er schon nach einem jahre von Ulrich abgedankt wurde. als eine äufserlichkeit erwähne ich, dass Wisse den ausdruck *zehanden an* nicht kennt, den Colin so unzählig oft verwendet.

Über die behandlung des textes in unserer ausgabe ist wenig zu sagen. da wir in der Donaueschinger hs. das originalmanuscript besitzen, so war der kritik die arbeit erspart, und es kam nur auf einen genauen abdruck und die durchführung einer sinngemäfsen interpunction an. in letzterer hinsicht hat Sch. nur lobenswertes geleistet. ob die widergabe des textes durchweg correct ist, vermag ich ohne vergleichung der hs. nicht fest zu stellen. von Edw. Schröder ist schon hervorgehoben worden, dass innerhalb des stückes, welches aus der casanatischen hs. ergänzt wurde, 239, 46 das reimwort *gar* und nach 242, 44 ein vers fehlt. trägt hier die überlieferung die schuld, so hätte es der herausgeber wenigstens anmerken sollen. überhaupt hätte ich gewünscht, dass er an stellen, die offenbar verderbt sind, den leser darauf aufmerksam gemacht hätte, schon um den schein zu vermeiden, als verstünde er sie. was heifst zb. 853, 44 *vier vernent und vier hüre* (*:dventiure*)? so lange nämlich will Colin an dem denkmal gearbeitet haben. Sch. citiert sogar den vers

[1] derselben ansicht ist San-Marte (Zs. f. d. phil. 22, 291). sollte, wie oben (s. 302) als möglich hingestellt wurde, Wisse eine andere hs. von Wolframs Parzival benutzt haben als Colin, so muss sich das im verhältnis der ersten vier bücher zu den folgenden zeigen: jene müssen zu classe G, diese zu classe D gehören. es wäre also auch in dieser hinsicht wünschenswert, die laa. des Donaueschinger codex zu kennen. — Schröders andeutung in der DLZ, dass die ersten 9000 verse des neuen Parzival von dem übrigen abstechen und so weit ungefähr Wisse gedichtet haben möge, ist unbegründet.

in der einleitung s. xx, ohne an dem ausdruck *vier hüre* anstofs zu nehmen. Roethe schlug mir vor: *vier vernent unde hüre* ('vier vergangene jahre und in diesem jahre'); das wäre wol die leichteste änderung, denn der sinn der worte muss sein 'mehr als vier jahre', weil mit einrechnung des jahres, das Wisses tätigkeit ausfüllt, im ganzen *fünf jor oder me* über der herstellung des werkes vergangen sind.

Sch. hat sich vorbehalten, die sprache unsers denkmals in einem besondern aufsatz zu behandeln, der sich auch über die dichterische befähigung der beiden verfasser verbreiten soll. es wäre interessant, wenn diese arbeit auch ein verzeichnis der bei ihnen vorkommenden fremdwörter brächte; denn diese müssen schon mehr oder weniger gemeingut der elsässischen schriftsprache gewesen sein, da ja, wie oben bemerkt wurde, die dichter selbst wahrscheinlich französisch nicht verstanden. das fremde material in Gottfrids Tristan, das Otto Steiner (Germ. stud. II 250 ff) zusammen gestellt hat, würde zu einer lehrreichen vergleichung anlass bieten.

Zum schlusse möchte ich noch auf einen ausdruck zu sprechen kommen, der von Edw. Schröder in der DLZ m. e. misverstanden ist, nämlich auf das besonders als flickreim bei Colin so beliebte *zehandenan* (auch getrennt geschrieben *ze* [*zuo*] *handen an*) 'alsbald, sogleich'. Schröder meint, dass es aus *zehanden* nach analogie der im alemannischen bewahrten formen *hinnan*, *obenan*, *undenan* gebildet sei. allein mhd. *zehanden* hätte dann doch wol alem. *zehandan* ergeben müssen, eine form, die in der tat einmal in Wisses prolog (v. 40) sich findet, natürlich nicht mit beziehung auf die zeit (= *zehant*), wie *zehanden* meines wissens niemals gebraucht wird. zur richtigen erklärung der fraglichen formel führt die anfänglich vom schreiber stets inne gehaltene trennung in *ze* [*zuo*] *handen an*. *an* ist adverb, wie in *allez ane*, *iemer ane* (Graff I 275) oder in nhd. *fortan*. ich weifs die verbindung mit *zehanden* allerdings nicht weiter nachzuweisen, auch im Rappolsteiner urkundenbuch begegnet sie nicht; am nächsten liegt der vergleich mit *zu* [*mit*] *deme erstin an*, das sich dreimal im Ritterspiegel (486. 506. 2390) findet.

Ich will diese anzeige nicht schliefsen, ohne dem herausgeber nochmals für seine mühevolle und im ganzen wolgelungene arbeit zu danken[1].

Marburg. J. Stosch.

[1] ich möchte nachträglich noch auf einen hübschen beleg für jenes 'vierte mhd. *ein*' aufmerksam machen, über welches Hildebrand Beitr. 14, 588 ff gehandelt hat: wie Wolfram Parz. 4, 2 ff, so gedenkt auch Wisse zu anfang des prologs der schwierigkeit seines unternehmens: v. 14 ff *es ist also maniger slaht, daz es niht wol usrihten kann ich noch ein ander tumber man*; vgl. Walth. 103, 37 *ich und ein ander tôre*.



Franz Grillparzers hellenische trauerspiele, auf ihre litterarischen quellen und vorbilder geprüft. von dr JULIUS SCHWERING. Paderborn, Schöningh, 1891. 183 ss. 8°. — 2,80 m.

Ein feinsinniger schriftsteller, der es versteht, sich in fremde dichtung nachschöpferisch zu versenken, grenzt sich hier einen teil der Grillparzerischen dramen nach dem stoff zur untersuchung ab. über die zweckmäfsigkeit dieser isolierung dreier, sonst von einander unabhängiger kunstwerke könnte man streiten. die untersuchungen selbst sind aber so verständig geführt, die analysen der werke so tief in poetisches nachempfinden getaucht, die darstellung ist so sehr von wärme und begeisterung erfüllt, dass man den mangel eines engeren zusammenhanges zwischen den drei abhandlungen gern übersieht. nur hätte bei der einmal gewählten beschränkung Grillparzers verhältnis zum classischen altertum abschliefsend untersucht werden sollen[1], und die dramatischen pläne aus der griechischen sage und geschichte, wie Croesus, Die glücklichen, Der purpurmantel (Pausanias) hätten nicht ausgeschlossen werden dürfen. diese beiden puncte werden in den einleitenden bemerkungen zur besprechung der Sappho nur gestreift. das buch beginnt mit einem vergleich Grillparzers und Thorwaldsens, anknüpfend an Grillparzers italienisches Tagebuch xv 235 f. persönlich trafen die beiden männer nicht zusammen, obgleich Thorwaldsen damals noch in Rom war; erst am 12 juli 1819 reiste er auf längere zeit in seine heimat. Grillparzer spricht aber ausdrücklich nur von den 'gehülfen'. sonderbarer weise lässt Sch. Thorwaldsens Iason ganz aufser acht. Gr. muste ihn 1819 im atelier des dänischen bildhauers sehen; denn obgleich diese statue schon i. j. 1800 begonnen war, so war sie damals doch noch unvollendet. gerade damals, am 16 apr. 1819 erhielt Thorwaldsen den mahnbrief Hopes, des englischen bestellers der statue (JMThiele Thorwaldsens leben, deutsch von HHalms I 349). trotzdem aber war diese statue des dänischen meisters in Deutschland sehr berühmt; Friederike Brun, Fernow ua. feierten das werk in versen und in prosa (Neuer Teutscher Merkur 1803, s. 314 und 485; Jacobis Iris für 1804 s. 287; Morgenblatt 1812 nr 192); der dichter der Argonauten muste daher begierig sein, dieses werk zu sehen. wenn Grillparzer xv 234 sagt, er habe 'keine seiner ganz fertigen statuen gesehen', so passt dies auch auf den Iason. Thorwaldsen stellt den Iason als nackte figur dar, in natürlicher gröfse, im begriff nach dem schiff zurückzukehren, nachdem er das goldene vliefs fortgenommen hat, welches er über seinem linken arm trägt, in der rechten hand einen spiefs haltend (Thorwaldsens eigene beschreibung im brief vom 24 oct. 1800). das siegreiche, das triumphierende

[1] auch in dem programm von KNiederhofer, Der einfluss der Griechen auf Grillparzer, Wien 1892, ist dieses thema nicht erschöpfend behandelt.

kehrt nun allerdings in der gleichen situation bei Grillparzer nicht wider; denn schauder und schrecken, grauen und abscheu überwiegen dort in der schliefslichen ausführung. aber auch Gr. hatte sich besonders zu beginn der arbeit Iason als siegreichen, als glänzenden helden gedacht: '*Iason ein glänzender Held. Ungefähr wie Theseus in seiner Gesinnung gegen die Weiber. Medea gefällt ihm als Weib und wie* [nach gestrichenem *als*] *ein liebenswürdiger Trotzkopf gefällt. Er ist heftig und zornmüthig, hat aber doch im Ganzen eine gewisse ruhige (griechisch antike) Haltung im Gegensatz der barbarischen Medea. Erinnere dich immer der griechischen Heroenstatuen, und denk' dir ihn nackt blos den Helm auf dem Kopf und das Schwert in der Hand*' (aus den ungedruckten studien zum Goldenen vliefs). so muste ihn Thorwaldsens gestalt entzücken. er versah dessen werke zwar nicht mit einem versificierten commentar, wie Hebbel dies beim Ganymed tat (Hebbels Werke VII 226); eine nachwürkung des besuches in Thorwaldsens werkstatt mag man aber doch in dem gedicht 'Herkules und Hylas' aus dem jahre 1832 (Werke II 17 vgl. mit XV 234) finden, das übrigens zu einem gemälde von Markò gedichtet ist. da das gedicht in den zusammenhang dieses buches gehört, so darf ich hier gleich darauf hinweisen, dass es eine situation darstellt, die Gr. bei den studien zum Goldenen vliefs mehrfach entgegentrat und auch in der dichtung selbst erwähnung fand: '*Hylas versank im Wellengrab*' Medea 3 act, Werke IV 192, nach Senecas Medea 647 ff: *Morte quod crimen tener expiavit Herculi magno puer irrepertus? Raptus est tutas puer inter undas,* was Sch. s. 140 übersah. Gr. fand die erzählung schmucklos bei Apollodor I 9, 19; ausgeführter bei Orpheus Argonautica 226 f ἕταρος Ἡρακλῆος θείοιο καλὸς Ὕλας . . . . πολὺ δ' ἥνδανεν Ἡρακλῆϊ: 'den seine brust zum liebling erkoren, Hylas, den schönen', 639 f; in seinem gedichte schloss er sich aber fast wörtlich an die darstellung des Apollonius I 1207—1272 an.

1207 τόφρα δ' Ὕλας χαλκέῃ σὺν κάλπιδι νόσφιν ὁμίλου
δίζητο κρήνης ἱερὸν ῥόον, ὥς κέ οἱ ὕδωρ
φθαίη ἀφυσσάμενος ποτιδόρπιον, ἄλλά τε πάντα
ὀτραλέως κατα κόσμον ἐπαρτίσσειεν ἰόντι.

Grillparzer strophe 2:

Suchend nach Wasser, ging er, der Knabe,
Mit dem Krug auf dem lockigen Haupt,
Sich und dem dürstenden Freund zur Labe

und strophe 3 '*den Krug in emsigen Handen*'.

1221 αἶψα δ' ὅγε κρήνην μετεκίαθεν, ἣν καλέουσιν
Πηγὰς ἀγχίγυοι περιναιέται. οἱ δέ που ἄρτι
νυμφάων ἵσταντο χοροί · μέλε γάρ σφισι πάσαις,
ὅσσαι κεῖσ' ἐρατὸν νύμφαι ῥίον ἀμφενέμοντο
Ἄρτεμιν ἐννυχίῃσιν ἀεὶ μέλπεσθαι ἀοιδαῖς.

von allen seiten kommen sie zusammen. die nymphe des

quells taucht aus der lieblichen strömung zum licht auf und erblickt den nahenden jüngling vom monde bestrahlt. Gr. wollte durch diese verse angeregt die nymphen im wasser spielend einführen; denn auf dem blatte, das die älteste niederschrift der ersten strophe des gedichtes enthält, stehn folgende, später nicht verwendete verse:

Und wie spielende Knaben die Bälle
Hinübersenden und her ohne Ruh
Werfen die silbernen Kinder der Wellen
Schimmernde Perlen in Bergen sich zu
Und in dem zitternden Tropfengewölbe[1]
Farbig verändert und immer dieselbe
Spiegelst du, silberne Luna, dich[2].

1234 *ἀυτὰρ ὅγ᾽ ὡς τὰ πρῶτα ῥόῳ ἔνι κάλπιν ἔρεισεν*
λέχρις ἐπιχριμφθείς, περὶ δ᾽ ἄσπετον ἔβραχεν ὕδωρ
χαλκὸν ἐς ἠχήεντα φορεύμενον, αὐτίκα δ᾽ ἥγε
λαιὸν μὲν καθύπερθεν ἐπ᾽ αὐχένος ἄνθετο πῆχυν
κύσσαι ἐπιθύουσα τέρεν στόμα· δεξιτερῇ δέ
ἀγκῶν᾽ ἔσπασε χειρί, μέσῃ δ᾽ ἐνικάββαλε δίνῃ.

Grillparzer str. 3:

Denn, als der Krug in emsigen Handen,
Übergebeugt in den spiegelnden See,
Er am Ufer schöpfend gestanden,
Hab' es gequollen vom Grund in die Höh' —
Glänzende Stirn' und Augen und Wangen
Und zwei Hände, von denen umfangen
Hylas versank in dem wallenden See.

bei Apollonius erfährt Herakles die schreckenskunde durch Polyphemos, bei Gr. durch die hirten. *des Herakles heilige Macht* (in der handschrift zuerst: *zürnende Macht*) in str. 4 ist die übersetzung des einfachen *Ἡρακλῆι* in v. 1253 in der weise von Voss oder Bürger (vgl. Schillers Grafen von Habsburg 1, 3) mit beziehung auf das *πελώριος* in v. 1242. die verse: *Und vom Zorn die Sehnen gestählet, Dringt er durch Klippen und Waldesnacht* fassen v. 1261—71 zusammen; besonders 1263 f: *χωόμενος δ᾽ ἐλάτην χαμάδις βάλεν, ἐς δὲ κέλευθον τὴν θέεν, ᾗ πόδες αὐτὸν ὑπέκφερον ἀίσσοντα.* die ermattung, die ihn überfällt 1271 f, ist in den anfangsversen des gedichtes verwertet, das als ein später nachklang der studien zum Goldenen vliefs bezeichnet werden darf.

S. 2 f gibt Sch. einen raschen überblick über Grillparzers entwicklung bis zur Sappho. beim fragment Skylla sind meine bemerkungen VJL 1, 448 f übersehen. quelle dafür ist irgend ein handbuch, wahrscheinlich Hederich, und dann der lieblingsautor des jungen Grillparzer, Ovid. eine dialogisierte bearbeitung fand er

[1] zuerst: *Demantgewölbe.*
[2] zuerst: *Spiegelst dich, leuchtende Sonne, du.*

in AGMeissners Skizzen, sechste sammlung, vor, die in Österreich sehr verbreitet waren. — s. 4 weist Sch. einen einfluss von Calderons El mayor monstruo los zelos auf die Ahnfrau nach. er übersieht aber den von mir schon Werke I, XL kurz angedeuteten einfluss dieses dramas auf die Medea. Mariamne schmäht den tetrarchen im 3 aufzug (Gries s. 136) ebenso wie Medea den Iason. für Mariamne genügt der tod als rache nicht: *Nicht für meine Rache gnügend War's, dich sterben sehn; denn wohl ist Kund mir, auch das schwerste Leiden Finde seine Gränz' im Tode; Doch dich leben sehn, verabscheut, Tief gekränkt, von Schmerz gefoltert*; Medea IV 243: *Dir scheint der Tod das Schlimmste; Ich kenn' ein noch viel Ärgres: elend sein* und 244: *Ein Dolchstofs wäre Labsal, doch nicht so*!

Den grundgedanken der Sappho weist Sch. s. 7 richtig als lieblingsgedanken der ganzen romantischen epoche nach. Byrons 'Klage Tassos' (übers. von CPichler, Aglaja für 1821 s. 124) war um so mehr heranzuziehen, als Gr. selbst i. j. 1828 ein ähnliches gedicht plante: '*Die Klage des Tasso. Gedicht. Hier sitz' ich zwischen schwarzgedämpften Mauern, wo kaum der Tag durch trübe Scheiben bricht!*'. damit hängen vielleicht notizen über die Apologia in difesa della Gerusalemme liberata (Ferrara 1585) zusammen, die mehr als ein blofs historisches interesse verraten: '*Unglücklicher Tasso! In welcher Stimmung mochte er sich damals befinden! Das Werk vollendet, das seine Hoffnung, das Ziel seines Lebens war; und nun Hohn und Spott, wo er Achtung und liebevolles Entgegenkommen erwartet hatte! Ein Held, ein Weltweiser, ein Naturkundiger möge gleichgültig seyn bei dem Urtheile der Welt, aber ein Dichter? für den die Anerkennung der Andern erst der Beweis ist, dass er nicht leer geträumt, dass er sich nicht verstiegen, dass Wirklichkeit ist in seiner idealen Schöpfung! Denn ist die Phantasie nicht eine Lügnerin? und der Dichter soll doch durch die Wahrheit darstellen. Was er schafft, ist erdichtet und es soll wirken als ein Wirkliches. Aus diesem Zwiespalt kann sich ein Dichter nur durch Anerkennung von Aussen retten. Wenigstens über die Ausführung (oder vielmehr Darstellung) muss er das Urtheil der andern anerkennen, wenn er auch über den Gang und die Verknüpfung der Ideen, wie jeder Denker, am Ende der höchste und alleinige Richter bleibt.*'

Den künstlerroman und das künstlerdrama darf man bei der beurteilung der Sappho trotz Grillparzers gegenteiliger äufserung XV 76 (vgl. XIV 70) nicht bei seite lassen. I⁵, 41 habe ich darauf hingewiesen. Minor (Die österreich.-ungarische monarchie in wort und bild: Wien und Niederösterreich s. 159; Zs. f. d. ö. gymn. 1886 s. 578) weist das künstlerdrama als beliebte gattung besonders in Österreich nach, vielfach allerdings in nachahmung der Sappho. ich stelle das material in der anmerk.[1]

[1] Spontini, Milton, singspiel, im Burgtheater aufgeführt 25 sept.

rasch zusammen. der kreislauf kehrt insofern zu Grillparzer wider zurück, als dieser ein lustspiel Petrarca plante (xi 102. 111).

In der entstehungsgeschichte der Sappho s. 8f übersieht Sch., dass es Gr. auch sonst in der selbstbiographie liebt, das plötzliche der inspiration auch dort hervorzuheben, wo ein stoff ihm schon längere zeit im sinne gelegen hatte. daher halte ich meinen hinweis auf Byrons Childe Harold i [4], xxxiii nicht für bedeutungslos. Laubes äufserung (Lebensgeschichte s. 27): '*Er erwähnt dabei nicht, dass ihn Sappho schon früher interessirt hatte, wenn auch nicht gerade als Stoff zu einer Tragödie. Und doch war dem so*', wage ich nicht ganz bei seite zu schieben, weil Laube mehr handschriftliches material zur verfügung stand als uns. auch das programm von Kunz 'Grillparzers Sappho, eine ästhetische würdigung' (Teschen 1889), das Sch. unbekannt geblieben ist. legt s. 20 darauf gewicht. die begegnung mit Joel hat Joseph Weilen vor dem erscheinen der selbstbiographie, also wol auf mündlicher mitteilung Grillparzers fufsend, etwas anders erzählt: 'Ich hätte für Sie einen trefflichen operntext! Sie sollen ihn schreiben, Beethoven ihn componieren'. dem gegenüber ist der bericht in der selbstbiographie glaubwürdiger. über die aufführungen in Wien und Berlin liegen weit mehr berichte vor, als Sch. kennt. hier ist sogar Fäulhammer s. 45ff reicher, und ergänzungen gab Werner, Beil. z. Allgem. ztg. 1884 nr. 158. — der in der anm. s. 9 mitgeteilte brief Brühls ist nur ein absatz aus dem längeren schreiben vom 2 apr. 1818 (Jahrb. d. Grillparzerges. i 193f). in den schauspielerkreisen waren die meinungen über das stück geteilt. abfällig äufserte sich Costenoble

1805 (Wlassak s. 100; Reichardt Vertraute briefe Amst. 1810, i 196); Ostade, von unbekanntem verfasser; Oehlenschläger, Correggio 1816 (vgl. Grillp. xiv 165; Tieck Kritische schriften iv 270); 1817 sieht Oehlenschläger in Berlin ein kleines französisches stück: Shakespeare als liebhaber, Reise s. 212; Kind: Van Dyks landleben 1817; WSmets, Tassos tod 1819 (vgl. Heines werke hsg. v. Elster vii 152); Castelli, Raphael, lustspiel in alexandrinern, dramatisches sträufschen 1819; AFWGriesel, Albrecht Dürer, Prag 1820 (vgl. Grillp. xiv 166); RWalther, Tasso (gedicht), Aglaja für 1821; LHalirsch, Petrarca 1823 (vgl. Hormayrs Arch. f. gesch. 9 und 11 febr. 1824, wo auf ein opernartiges drama: Petrarca von Ebschlager hingewiesen ist) und Hans Sachs. Alm. f. dram. spiele f. 1826; Immermann, Petrarca in den Trauerspielen 1822; Cervantes portrait (Murillo) nach dem französischen, vgl. Tieck Krit. schriften iii 86; WvChezy Camoëns, trauerspiel, und Petrarca, drama, beide 1832; Deinhardstein, Künstlerdramen Lpzg. 1845 2 bände (fehlt bei Goedeke): Pigault Lebrun, Boccaccio, Salvator Rosa, Hans Sachs (1827), Garrick in Bristol; später noch Estella (Benvenuto Cellini), wenn Gr. es ihm mit recht zuschreibt xiv 188; Zedlitz, Kerker und krone (Tasso) 1833; in den Totenkränzen ist Petrarca canzone 36—42 gewidmet; Raupach, Tassos tod, aufgeführt 1833, gedruckt 1835; Halm, Camoëns, aufgef. 1837, gedruckt 1838. noch unter den preislustspielen des jahres 1850, welche Gr. xiv 181 bespricht, befinden sich nicht weniger als 4 künstlerdramen: Franz von Braunau (Fritsch) Der dicke tischler (Brunelleschi); Shakespeares liebeslaunen, Estella (siehe oben) und Ein deutscher schriftsteller (Lessing).

in seinem tagebuch am 9 mai 1818; in Glossys ausg. ist der bericht I 1 gekürzt[1]. — s. 10 hat Sch. die 4 aufl. der Sappho 1856 übersehen. ich kenne zwei nachdrucke: Stuttgart bei Macklot 1822, 112 ss., und in der Taschenbibliothek f. theaterfreunde von Friedr. Schulz, bd. I, Cöln 1823, 112 ss. — zu den übersetzungen in anm. 1 kommen noch folgende: italienisch von GBBolza, Vienna 1864, 95 ss.; von CVarese. Firenze 1891. das manuscript einer französischen übersetzung von Sabatier-Ungher befindet sich in Grillparzers bibliothek 15645/1; von der bei Black in London erschienenen engl. übersetzung ebenda nr. 15514 eine ausgabe von 1820. das Conversationsblatt 2 jahrgang 1820 s. 847 enthält die notiz, Mr. Gillies in Edinburgh habe eben eine übersetzung der Sappho beendigt. ist sie identisch mit der 1855 unter der chiffre L. C.C. in Edinburgh erschienenen? über die ungarische übersetzung von Gabriel Pap wies mir Hugo Schuchardt einen aufsatz nach im Egyetemes philologiai közlöny 14, 599 ff. diese übersetzung wurde schon am 22 sept. 1819 in Stuhlweissenburg aufgeführt. — zu act I sc. 2 componierte CMvWeber einen chor im juli 1818, vgl. Jaehns, Weber s. 257. — zu den parodien muss auch gezählt werden die posse von Carl Meisl: 'Das gespenst in der familie oder Sappho und Tobias vermählung im reiche der toten', eine fortsetzung des Gespenstes auf der bastei, worin Sapphos geist erschien (Wiener zeitschr. 3 juni 1820).

Im 2 abschnitt s. 12—42 behandelt Sch. 'Quellen und fabel der Sappho'. nicht benutzt ist dabei ThKock, Alkaios und Sappho, Berlin 1862, wo die entstehung der sage sehr übersichtlich behandelt ist. — s. 14 werden ältere und neuere dichtungen über die Sappho verzeichnet. ich kenne aufserdem noch[2]:

[1] ich gebe ihn nach der handschrift wider: 'Wir . . . erreichten trotz mancherlei wagenbruch am 9 mai die grofse kaiserstadt . . . ich suchte sofort Sophie Schröder auf. die neueste tragödie Grillparzers war vor einigen tagen über die bühne gegangen und wurde heute widerholt; sie machte durch Sophie Schröder ungeheures glück. es war Sappho. ich konnte nur die darstellerin der hauptrolle bewundern und das liebliche spiel der madame Korn als Melitta. herr Reil als Rhamnes tat nur das notdürftige und das nicht einmal. herr Korn schien den Phaon mit widerwillen zu geben. das beflorte sprachorgan dieses mir so hoch gerühmten künstlers störte mich sehr; doch muss ich es ihm nachsagen, dass er bey den engen gränzen seiner tonleiter sich eine rollende gedrängte diction eigen gemacht hat, ungefähr so wie Iffland, die nicht nur allen umfang ersetzt, sondern der rede auch wärme und leben gibt. das antike trauerspiel selbst — so schön die verse immer sein mögen — ist nichts weniger als antik, und die liebesgeschichte und eifersucht könnte eben so gut zwischen einer Wiener putzmacherin, einer ihrer mamsellen und einem ladendiener vorgehen — es würde nicht an wahrheit verlieren. ich fürchte sehr, dass wenn eine minderbegabte künstlerin, wie Sophie Schröder, diese moderne Griechin aufasst, da nicht viel erfreuliches zur welt kommen dürfte. doch das muss erst die zeit bestätigen'.

[2] im Elsässischen patrioten 1776 steht ein aufsatz 'Leucate' über Sappho, dessen unbekannter verfasser den dichter des Hofmeister auffordert den tod der Sappho in einem 'tragischen singstück' zu bearbeiten (Schmidt HLWagner s. 122 f). über eine 'Saffo' von Luigi Scevola, die 1813 in Neapel preisgekrönt worden sein soll, weifs ich nichts näheres anzugeben.



'Sapho. ein melodrama nebst anderen gedichten von J. J. H-b-r. Augsburg, gedruckt mit Kapserischen schriften. 1790' s. 1—16; in prosa mit benutzung von stellen aus Ovid und Pope, die in den anmerkungen verzeichnet sind. Sapho auf Lesbos von Phaon träumend ('*die Musick wage es, die süſsen Empfindungen der Schläferin auszudrücken*'); entteuscht erwacht sie und beklagt seinen verlust: '*Welche glückliche Stunden . . . . da ich noch ganz sein, Phaon ganz mein war! — — war! — (mit steigendem Affekt) war! — welch ein Wort! — welch ein Gedanke! — — o ich fühle mein Elend auf einmal wieder — also ist ers denn nicht mehr! — nicht mehr! — — (nach einer Pause voll Tiefsinn.) — Ja! unglückliche Sapho! er ist es nicht mehr — bereits verschwendet er in den Armen eines glücklichern sicilischen Mädchens die Liebe, die er dir so oft mit den heiligsten Schwüren versicherte.*' sie flucht ihm. die wärterin mit Saphos kleiner tochter an der hand unterbricht ihre wehklagen: '*Bist du es, unglückliches Kind! — Elendes Geschöpfe — armseliger Wurm, das eine Unglückliche zur Mutter und — einen Meineidigen zum Vater hat!*' die kleine schmeichelt ihr und will sie trösten. sie erkennt Phaons falsche züge in ihr und stöſst sie weg, sie werde ihrem vater nachgeraten und ebenfalls zur betrügerin werden. '*O wenn Undank ein Laster ist, dann ist das gröſste Ungeheuer in der Natur der Undankbare in der Liebe.*' sie will an den zukunftsverbrechen ihres kindes nicht mitschuldig sein: '*Ich will es verhüten, dann giebt es einst einen Unglücklichen weniger, man muss die Schlange zerschmettern, da sie noch klein ist.*' sie will das kind mit dem dolche durchbohren. das kind schreit. die wärterin fällt der Sapho in die hand und entflieht mit dem kinde. aus ihrer betäubung zu sich gekommen, gibt sie doch wider der hoffnung auf Phaons rückkehr raum. die stimme der Oreade vernichtet diese letzte hoffnung. und nun folgt sie dem ihr schon früher gegebenen götterwinke und stürzt sich, abermals durch die Oreade angetrieben, '*muthig in die Wellen.*' '*Ein Chor von Meergöttern und Göttinnen steigt aus den Wellen empor, nimmt die Sapho in einen Muschelwagen und führt sie frohlockend dem entgegengesetzten Ufer zu, während dass ein Liebesgott aus den Wolken ihr eine Krone bringt und sie krönet.*' der verf. bezeichnet das werkchen selbst als eine studentenarbeit und verweist für die historischen verhältnisse auf Bayles wörterbuch. ob dieses melodrama componiert wurde, ist mir unbekannt.

Aus späterer zeit erwähne ich 'Phaon und Melitta, eine dramatische phantasie' von Carl Anton von Gruber (Goedeke[1] III 807) in der Wiener zeitschr. 28 jan. 1819. die handlung spielt einige abende nach Sapphos tode auf einem freien platz in Sapphos besitzung. die liebenden, Phaon und Melitta, werden durch klagetöne gestört, die vom leukadischen felsen ausgehn. eine ferne stimme teilt ihnen mit, dass Sappho aus dem

wellengrabe aufgetaucht sei und zum himmel emporsteige. sie erscheint den liebenden, verzeiht ihnen, segnet sie und schwebt zum himmel empor. diese wolgemeinte himmelfahrt der Sappho, offenbar als abschlufs des Grillparzerschen stückes gedacht, gleicht aber mehr einer parodie als einer fortsetzung. eine andere höchst mislungene lösung versuchte Leopold Schefer in seinem gedicht 'Sappho und Phaon' Wiener zeitschr. 27 märz 1827. er beginnt mit dem todesmonolog der Sappho. Phaon sieht sie ins wasser springen, stöfst Melitta von sich und rettet sie. aber der geist, den sie während ihrer liebesraserei zu ihm verloren hatte, ist ihr zurückgekehrt; für Phaon ist sie unerreichbar, und nun stürzt er sich ins meer. — in weiterer beziehung zu dem stoff steht das gedicht von AJLaschan: 'Der leukadische fels', Wiener zeitschr. 18 juli 1833. über die historische Sappho handelt ChrKuffner in den Moosrosen 1846 s. 196: 'Sappho von Lesbos und Sappho von Toulouse'.

Von den nachgrillparzerschen Sapphodichtungen [1] hat poetischen wert nur Leopardis schwermütiges gedicht: 'Sapphos letzter gesang' 1824 und Lamartines 'Sapho' in den Nouvelles méditations 1823. bei dem Franzosen drängt sie ihr ganzes schicksal in den todesmonolog stimmungsvoll zusammen. Phaon ist ihres lebens einzige liebe. wie Grillparzers Hero ist sie von kindheit auf der Venus geweiht. sie meinte dem geschoss der liebe zu trotzen, aber vergebens. wie ein opfer, das dem Amor dargebracht wird, sinkt sie dahin: '*Amor hab' ich verkannt, Amor strafet mich nun*' (Herweghs übersetzung I 379). eine reminiscenz an Gr.s Sappho könnte man allenfalls in der anrede an die leyer erblicken;

III 240 'Rufst du mir, spricht sie, Freundin? Mahnst du mich?
O, ich versteh' dich, Freundin an der Wand!
Du mahnst mich an verflossne Zeit! Hab' Dank! —'

Lamartine I 379:

'Du, die einst mein Glück, die einst mein Stolz mir gewesen,
Leyer, die meine Hand rührete einzig für ihn,
O wie peinigt mich heut' dein Anblick, sonst so erwünschet,
Und ein jeglicher Ton mahnet an Schmerzliches mich,
Meine Liebe und Schmach, den Bösen, der mich geflohen'.

aber dieselbe situation bringt dieselben wendungen leicht mit sich, und bei Gr. führt der anblick der leyer für Sappho die wandlung zur entsagung herbei; bei Lamartine wühlt sie ihren schmerz mehr auf und reizt sie zum fluch an.

[1] La Mara, Classisches und romantisches aus der tonwelt. Lpzg. 1892, s. 337 erzählt ausführlich die höchst merkwürdige entstehungsgeschichte einer dramatischen scene Sappho von RVolkmann und LFoglar, welche 1865 bei Heckenast in Pest mit deutschem text gedruckt, aber in ungarischer sprache ebendort aufgeführt wurde. das neueste drama Sapho von ASilvestre wurde am 6 märz 1893 in Paris aufgeführt.

Der roman der Sophie Mereau, den Sch. s. 14 flüchtig erwähnt, schliefst sich ganz eng an die sage an; die göttin der liebe selbst reicht dem fährmann Phaon die schönheitssalbe, Sapho muss sich auf befehl der priester des Apollotempels in das meer stürzen, um von ihrer liebesglut geheilt zu werden usw. ein grofser teil des romans ist aber durch zauber- und schaudergeschichten ausgefüllt und hätte mehr den dichter der Drahomira und der Medea als den der Sappho anregen können. Sapho geht zu einer zauberin Stratonike, welche in einer tiefen höhle die unterirdischen gottheiten und vor allen Hekaten anruft. die höhle ist '*mit dem Dufte der ältesten Zeit überzogen*'; die geisterbeschwörung wird geschildert; unter den erscheinungen auch feuerspeiende drachen s. 123 f. — Phaon ist bei Mereau nicht treulos gegen Sapho, sondern er hat vom anfang an eine unüberwindliche abneigung gegen sie. die bevorzugte geliebte heifst hier Cleonice.

Diesen roman hat, wie auch Sch. annimmt, Grillparzer kaum gekannt. schwieriger liegt diese frage bei den dichtungen von FrvKleist 1793, frau von Staël 1811 und Gubitz. das melodrama des letzteren ist älter, als Sch. annimmt. Goedeke [1] III 638 führt einen druck von 1815 an. aber schon am 28 märz 1814 erwähnt es Rahel in einem briefe an Varnhagen aus Prag (Briefwechsel III 313); damals war es wahrscheinlich neu. Gr. hat es offenbar gekannt, wie die zusammenstellung s. 40f beweist, obwol ich eine aufführung in Wien nicht nachweisen kann. das drama der frau von Staël wurde erst 1821 im 13 bde. der Oeuvres complètes gedruckt. trotzdem war Werner in seinen Sch. unbekannt gebliebenen Studien über Grillparzer (Beil. z. Allg. ztg. 1884 nr. 154—160) geneigt, etwa durch vermittelung der Caroline Pichler, eine bekanntschaft mit dem französischen drama bei Gr. vorauszusetzen. er fand sogar den grundgedanken des Gr.schen werkes bei frau von Staël wider. sieht man näher zu, so sind die übereinstimmungen nur zufällig; beides classicistische stücke mit 5 personen, in beiden verläfst Phaon Sappho um einer andern jüngeren geliebten willen und wird mit dieser vereinigt. bei der Staël ist alles viel äufserlicher, orakel, götterstimmen spielen mit herein; alles wird von einer weinerlichen sentimentalität überwuchert. Sch. wird recht haben, wenn er einen einfluss auf Gr. abweist. dagegen machte er die vermeintliche entdeckung, dass Gr. das drama Kleists als vorlage zu dem seinigen gebraucht habe. er meint ähnlichkeiten, ja fast wörtliche übereinstimmungen gefunden zu haben, die nicht zufällig sein können. er fasst sein urteil s. 42 in die sätze zusammen: 'Kleist hat dem österreichischen tragiker vorgearbeitet und ihm das schaffen erleichtert. denn dankbarer und weniger mühevoll ist es, einen bereits dramatisch zugerichteten stoff zu verbessern, als ganz neu zu erfinden. der ruhm Grillparzers, seine Sappho in dem kurzen

zeitraum von vier wochen vollendet zu haben, ist dadurch in etwas gemindert. auch gebührt von dem lobe, welches der dichter so reichlich mit diesem trauerspiele geerntet, dem vorgänger sein, wenn auch bescheidenes teil'.

Wenn diese formulierung noch milde klingt, so hat ein flüchtiger nachschreiber Sch.s, dem dieser in bezug auf andere dinge selbst schon heimgeleuchtet hat (Franz von Kleist, eine litterarische ausgrabung. Paderborn 1892), Paul Ackermann, in seiner gleich betitelten schrift (Berlin 1892, sonderabdr. aus dem Bär) s. 15 das vermeintliche resultat der untersuchung bereits schärfer gefasst. hebt Sch. überall das dilettantische an Kleists drama hervor, ja nennt er es sogar eine carricatur, so ist dieser bei Ackermann bereits zum grofsen dichter avanciert, der im wolklang der sprache Gr. nichts nachgibt. Gr. habe sich die sache leicht gemacht. 'er nahm einfach Kleists ganze disposition, behielt sämtliche figuren bei, denen er nur zum teil andere namen gab, ohne wesentlich ihren character zu ändern . . . Gr. fand dann, dass in einem monodrama unseres (!) Berliner Gubitz die schluss- und sterbescene dramatisch würksamer sei, eignete sie sich an und verliefs nur in diesem einen puncte unseren Kleist . . . ganz selbständig von Gr. ist nur die freilich sehr schöne rosen- und kussscene im 2 acte. dem Phaon gibt er einige züge des Goetheschen Tasso, der heldin einige züge der Staëlschen Corinna. alles dieses macht uns klar, weshalb Gr. seine dichtung in nur drei wochen vollenden konnte. um zu zeigen, wie gewunden er sich von der directen nachahmung (plagiat) seines vorbildes fernhält, muss ich einige vergleichstrophen [Kleists drama ist wie das Grillparzers in reimlosen fünffüfsigen iamben abgefasst] heranziehen'. so sieht Sch.s behauptung in journalistischer beleuchtung aus. um so notwendiger ist es seine beweisführung zu prüfen [1].

Kleists drama spielt in Mitylene. Sappho ist witwe; aber sie blickt mit freude auf ihres gatten grab hin, weil der tod ihr '*den Tyrannen, nicht den Freund geraubt!*' den schönen Phaon hat sie zuerst am meeresufer erblickt unter myrten wandelnd. '*Die Weiber Lesbos standen wie betäubt, und jede sah den holden Jüngling an, war stolz, wenn flüchtig nur sein Blick sie traf.*' ohne prüfung gab sie sich ganz dem ersten eindrucke seiner körperlichen reize hin. der flüchtige hielt aber nicht lange bei ihr stand, eine Andromeda machte ihn ihr bald abspenstig. zu anfang des stückes ist er wider zu Sappho zurückgekehrt, um deren gunst sich seit langem der alternde Alcaeus vergebens bewirbt. dies erfahren wir aus einer unterredung Sapphos mit ihrer heimtückischen, verlogenen, intriganten sclavin Damophile (in Sapphos

[1] BSchultze in Nord und Süd juni 1893 s. 323 leugnet zwar gleichfalls die beeinflussung Gr.s durch Kleist, stellt aber Kleists stück noch immer viel zu hoch.



zimmer), die sie gegen den flatterhaften aufhetzen und dem Alcaeus geneigt machen will: '*Ein Weib wie du, vermögte nicht am Stolz Des schönen Ruhms Entschädigung für Liebe — Dies Puppenspiel gewöhnlicher Geschöpfe — Für Liebe eines Wollüstlings zu finden?*' Sappho aber ist der ansicht, *dass die Kunst Mit weiser Leichtigkeit den wilden Gott Der Liebe zu regieren, immer ihm Mit sanfter Hand die Flügel zu beschneiden, Dem Weibe mehr Vergnügen giebt, als sich, Von keiner Furcht bedroht, im kalten Arm Entnervter Greise wiegen*, und lässt sich *den schönen Irrthum* seiner liebe nicht rauben. den von neuem werbenden Alcaeus weist sie schroff ab, worauf Damophile sich mit ihm zur rache gegen das liebespaar verbündet. sie spiegelt ihm vor, dass sie seit kindheit mit begeisterung an ihm hänge, sie will den Phaon abermals der Sappho abspenstig machen und an sich locken; Alcaeus seinerseits soll ihn durch sein benehmen gegen Sappho auf sich eifersüchtig machen. den einen teil des rachepactes führt die coquette auch gleich aus, verleumdet Sappho bei Phaon, verspricht ihm, *für ihn allein den Schleyer vom vollen Busen zu reifsen*, so dass ihn die *Wollust des Gedankens vernichtet* und er sich ihr für ewig weiht. dem künstlich erhitzten schickt sie nun die Sappho entgegen, die er kühl und abwehrend behandelt, während diese alle minen springen lässt, um ihn wider zu erobern, und ihn schliefslich durch ihre vorgegebene edelmütige entsagung auch wider erobert:

Phaon Beym Herkules! ich fühle, du bist grofs!
Ich bin nicht deiner wert; vergib!
(er sinkt zu ihren Füfsen.)

Sappho Weg mit
Der Reue, wo die Liebe herrscht! Hieher
An meinen Busen, Mann, an meinen Busen,
Dass ich mit meinen Küssen dich entflamme,
Und Götter neidisch auf uns niedersehn! —

Zweiter act. Sappho und ihre vertraute Zidno; sie teilt ihr einen liebesbrief Phaons an Damophile mit, den diese verloren. Zidno öffnet ihr die augen über Damophiles schlechtigkeit, die schon an dem liebeshandel Phaons und Andromedas mitschuldig war. sie lässt sich Damophile holen, wirft ihr zuerst verhüllt, dann offen ihren treubruch vor und gibt ihr den brief. Damophile spielt die gekränkte. Sappho beschwört sie bei allem guten, das sie ihr erwiesen, bei der goldnen zeit ihrer kindheit, die wahrheit zu sagen, und bittet sie endlich fufsfällig darum. Alcaeus kommt dazu und benutzt Sapphos erbitterung auf Phaon zu erneuter dringlicher werbung. Sappho kann ihm nur freundschaft statt liebe bieten. Alcaeus reicht ihr zum zeichen, dass er entsage, seine hand, die sie ergreift: dieses tableau erblickt der eintretende Phaon. Sappho erschrickt. er platzt los:

Erschrick dich nicht! der Phaon, den Betrug
Der Liebe schmerzen kann, der ist nicht mehr.
Mir bietet Mitylen verschwenderisch
Ersatz für eine Buhlerin, die ich
So leicht vergessen als verachten kann.

sie verteidigen sich und klären ihn auf. Sappho will ihn zu sich zurückschmeicheln, Phaon will nichts von ihr wissen. da stürzt Sappho endlich jammernd zu seinen füſsen:

Es hat gewiss von Anbeginn der Welt
So tief ein Weib sich nicht erniedrigt, nicht
Um Liebe so gefleht, als ich. Sieh, ich
Vergesse mein Geschlecht; ich achte nicht
Der Zeugen, nicht der Schmach; allmächtig lebt
In meiner bangen Brust die Liebe; Furcht,
Dich zu verlieren, reiſst den heil'gen Schleyer
Der Weiblichkeit von meiner Seele, reiſst
Den Stolz aus meinem Herzen, und verdrängt
Die Scham aus meinem Auge. Liebe stürzt
Mich vor dir zitternd nieder; Liebe glänzt
In meinen Thränen, glüht in meinen Adern;
Besorgte Liebe fleht dich bey den Göttern:
Sey kein Verräther! sey kein Bösewicht!
Und eh' du fliehest, lass mich lieber sterben!

Phaon stöſst Sappho von sich, umfasst Damophile und führt sie ab. Zidno sucht die zurückgebliebene zu trösten, muss aber auf deren befehl den entflohenen folgen. Sappho allein, sinkt auf die knie und spricht die ode: '*Göttin der Weisheit und Liebe*' usw. dann verwandlung: meeresufer; liebesscene zwischen Phaon und Damophile. Zidno, die Sapphos bitte um rückkehr überbringt, wird abgewiesen. Damophile bringt ihn dahin, dass er mit ihr flieht.

Zu anfang des 3 actes führen sie den plan aus. dann verwandlung: Sapphos zimmer. durch ein gedicht hofft sie Phaon zurückzuleiten. sie gibt es Zidno in einem briefe zur bestellung. der erschöpften meldet Alcaeus die vollzogene flucht. Sappho wehrt sich lange dagegen, das geschehene zu glauben, und überhört die worte des um ihre gunst flehenden. als Zidno ihr den brief uneröffnet zurückbringt, fällt sie in ohnmacht. mit dem worte: *Phaon!* auf den lippen, kommt sie wider zu sich.

Zidno Er wird bald wiederkehren!
Sappho (springt schnell auf) Du betrügst
Mich nicht! Hier ist mein unerbrochnes Blatt!
Er ist für mich verloren! — — Nicht verloren!
Die Götter werden mich beschützen. Auf!
Ihm nach! und wär' es in den Tod!
(sie stürzt hinaus.)

Alcaeus will sich töten, besinnt sich aber eines anderen: *Halt*,

Schwächling! sterben fodert keinen Muth; Die Kunst zu leben ist das Ziel der Weisheit! — Letzte scene: meeresufer. Sappho fleht zu den göttern, sie möchten Phaon zu ihr zurückbringen oder sie selbst töten, sie ruft alle flüche vom himmel über den verräter herab, um sie mit demselben atemzug wider zurückzusaugen. sie eilt auf den felsen, um wenigstens die luft zu atmen, die von ihm herwehe, und beschliefst zu sterben, oder wie sie sich manierirt ausdrückt: *Ein viel geschätztes Nichts der reizendsten, der schönsten Hoffnung zu opfern! (Es blitzt in der Ferne) Siehst du? mein Schicksal winkt! Leb wohl! leb wohl! Gewiss vereint der Tod Die Seelen, die das Schicksal hier getrennt! — (Sie stürzt sich ins Meer).*

Aus dieser inhaltsangabe, die zugleich zeigt, wie einseitig Sch.s analyse ist, geht deutlich hervor, wie wenig Grillparzers stück mit dem seines vorgängers in der führung der handlung gemein hat. nur den treubruch Phaons, seine flucht mit der jüngeren geliebten, Sapphos nacheilen und ihren tod; auch das noch allenfalls, dass die dichterin ihre rivalin zur rede stellt; aber schon die folgende scene, in der Phaon 'die betrogene in brutaler weise von sich' stöfst, hat mit der von Sch. herangezogenen Gr.schen scene keine verwantschaft; denn bei Kleist verleitet den jüngling die eifersucht zu seinem vorgehn, von der bei Gr. keine spur ist, wie denn überhaupt bei Kleist ein blofses intriguenspiel vor sich geht, bei Gr. eine würkliche liebesgeschichte. von den wenigen gemeinsamen motiven behauptet nun Sch. s. 20, dass sie in der sage nicht gegeben seien. da aber in den meisten fassungen der sage der sprung Sapphos dadurch motiviert ist, dass sie bei Phaon keine gegenliebe fand oder von ihm verlassen wurde, so setzen sie zugleich stillschweigend oder ausdrücklich die liebe zu anderen oder zu einer anderen voraus. tatsächlich nehmen alle gröfseren modernen dichtungen, das melodrama von Huber, der roman der Mereau, das drama der frau von Staël eine andere geliebte Phaons an, und für ein modernes drama scheint der stoff ohne eine solche erfindung fast unverwendbar. auch die flucht Phaons findet sich bei Huber und Mereau: das meer- und inselhafte des stoffes forderte dazu gleichsam auf. gerade die einfachheit und natürlichkeit der motive macht die annahme von fremden anregungen überflüssig. auch die verschiedenheit der charactere springt aus der inhaltsangabe in die augen. Rhamnes hat mit Alcaeus absolut nichts zu tun.

Von ähnlichkeiten im einzelnen scheint die verwendung derselben ode an ähnlicher praegnanter stelle am schlusse eines actes oder einer scenenreihe die bedeutsamste. doch auch dies lag bei einer dichterischen heldin sehr nahe. und auch frau von Staël verfiel auf dieses ebenso einfache wie würksame melodramatische kunstmittel — und zwar, wie auch Sch. annimmt, unabhängig von den beiden andern; oder wird er jetzt die Französin auch

zur nachahmerin Kleists stempeln? gerade die nebeneinanderstellung dieser drei dramen, die in einer und derselben periode, nach denselben stilmustern, nach derselben technik denselben stoff behandeln, lehrt uns, wie ungemein vorsichtig man bei solchen untersuchungen zu werke gehn muss. Sch. stellt die scene bei Grillparzer III 3, wo Sappho von Melitta sagt: *Ach! — Beim Himmel, sie ist schön!* der scene bei Kleist II 3 gegenüber, wo Sappho von ihrer nebenbuhlerin Damophile sagt: '*Nie sah ich noch ein Weib wie sie!*'. bei der frau von Staël ruft Sappho der im brautschmuck eintretenden Cléone im anfang des 5 actes ebenfalls zu: *Cléone, vous êtes belle*, was wider Werner mit Gr. zusammenbringt. tausend andere dichter werden der durch die schönheit der jüngern rivalin geblendeten eifersüchtigen ein ähnliches geständnis auf die lippen legen. wie das leben erzeugt sich auch die dichtung immer wider von neuem. bei Kleist und Gr. kommt noch hinzu, dass sie beide unter dem banne von Goethes Iphigenie und Tasso stehn und beide dasselbe versmafs verwenden.

Betrachtet man die von Sch. herausgerissenen parallelstellen im zusammenhang der handlung, so verlieren sie vielfach die bestechende ähnlichkeit, die dasselbe darin vorkommende wort (*stille Freuden — stilles Glück; Tempel unsres Glücks — Tempel unsrer Liebe*) ihnen zu verleihen scheint. Kleist II 5 sagt Phaon:

Lass mich, Weib! ich mag
Nicht deine Liebe. immer, denkst du, soll
Ich wieder in mein Joch mich schmiegen, immer
Die alte Narrheit neu beginnen;

bei Grillparzer III 6:

Als ich sie sah, da fasste wilder Taumel
Den aufgeregten Sinn, und willenlos
Stürzt' ich gebunden zu der Stolzen Füfsen.
Dein Anblick erst gab mich mir selber wieder,
Erbebend sah ich mich in Circes Hause
Und fühlte meinen Nacken schon gekrümmt!
Doch war ich nicht gelöst, sie selber musste,
Sie selber ihren eignen Zauber brechen.

Joch und *Nacken* lässt Sch. gesperrt drucken. er übersieht dabei, dass das bild bei Gr. ein ganz anderes ist, dass Phaon eine anspielung auf die verwandlung der gefährten des Odysseus macht, wie auch Maschek in der schulausgabe der Sappho (Stuttg. 1878) richtig erklärt; vgl. v 3 s. 230 Phaon zu Sappho: '*Recht, wirf die Larve weg, sei, was du bist, Und tobe, tödte, heuchlerische Circe*'. — Kleist III 1 sagt Damophile vor der flucht zu Phaon:

Doch sieh das weite Meer, wie schauerlich
Die Ferne scheint! Es ist gefährlich doch,
Untreue Wogen zu besteigen, und
Es muss ein kühner Mann gewesen seyn,
Der den Versuch zuerst gewagt;

bei Grillparzer IV 5 sagt Phaon beruhigend und ermutigend zu Melitta, die vor der flucht zurückschaudert:

Fort! Es streckt die Ferne
Uns schutzverheifsend ihren Arm entgegen,
Dort drüben überm alten, grauen Meer
Wohnt Sicherheit und Ruh und Liebe!

also das gegenteil von dem, was bei Kleist steht. — am beweisendsten scheint Sch. die ähnlichkeit folgender stellen zu sein, die er fett gedruckt nebeneinanderstellt: Kleist III 7: Sappho am meeresufer, den fliehenden nachsehend.

Wo bist du, Phaon? welche stille Schatten
Des Hains verbergen dich? Nein, nein! du kannst
Mich nicht verlassen! Schweigt ihr Lüfte! schweigt
Ihr Wogen, dass er meine Stimme höre!
Wo bist du, Phaon? Phaon! Kommst du nicht? —
Ach, Götter! dort sein Schiff! und schon so fern,
So fern! wie es die Fluthen treiben! Wie
Der Wind die Segel schwellt! O, höre mich
Du mächt'ger Erderschüttrer, höre mich!
Kehr' um den goldnen Dreyzack, dass das Meer
Zum Spiegel jetzt sich ebne, und der Zephyr
Zurück den Flüchtigen mir bringe! Ach!
Die Wogen stillen sich noch nicht, schnell flieht
Sein Schiff am dunklen Saum des Horizonts!
O! Götter, Götter! Habt ihr kein Erbarmen?
Du, Donnerer, nicht Blitze mich zu tödten?
O, schleudre in des Meeres Tiefen mich,
Dass ich mein Elend nicht erblicke! —

Grillparzer IV 8: Sappho, unmittelbar nachdem sie die nachricht von Phaons flucht erhalten:

Und wo blieb euer Donner, ew'ge Götter!
Habt ihr denn Qualen nur für Sappho's Herz?
Ist taub das Ohr und lahm der Arm der Rache?
Hernieder euren rächerischen Strahl,
Hernieder auf den Scheitel der Verräther!
Zermalmt sie, Götter, wie ihr mich zermalmt! —
Umsonst! Kein Blitz durchzuckt die stille Luft,
Die Winde säuseln buhlerisch im Laube,
Und auf den breiten Armen trägt die See
Den Kahn der Liebe schaukelnd vom Gestade!
Da ist nicht Hülfe! Sappho, hilf dir selbst!

beidemal eine anrufung an die götter, beidemal ohne erfolg. das ist die ganze ähnlichkeit dieser beiden reden. bei Kleist wünscht sich Sappho windstille, damit die flüchtigen zurückgehalten werden, bei Grillparzer fleht sie die rache der götter, die vernichtung auf die verräter herab. bei Kleist schliefst sie verzweifelnd und '*sinkt ermattet zu Boden*', bei Grillparzer rafft sie sich energisch

auf, um die fliehenden noch einholen zu können. die worte 'donner' und 'blitz' brauchte Gr. doch nicht bei Kleist zu borgen. den tenor der angezogenen rede Grillparzers könnte man viel eher in einer späteren rede der Sappho bei Kleist s. 151, die Sch. bei seite lässt, widerfinden:

Fluch den Göttern, die
An Menschenqual sich weiden! Aber wenn
Denn euer Auge zu uns niederreicht,
Ihr Mächt'gen des Olymps; o, so bewaffnet
Mit allen Schrecken ew'ger Nacht Dämone,
Aus ihren Grüften lasst die Furien
Empor sich wälzen, den Verräther, den
Treulosen zu verfolgen! Höret mich
Ihr Schlangenhäupter der Nacht, blutdürstige
Harpyen höret mich!

ohne dass auch hier an eine entlehnung zu denken ist.

Ich glaube nach dem gesagten nicht, dass Gr. Kleists drama gekannt hat. es war damals bereits so verschollen wie heute. niemand erinnerte sich des ältern Sapphodichters als dessen (widerverheiratete) witwe, Albertine von Waldow, die am 18 juli 1818 unmittelbar nach der aufführung der Sappho in Berlin (13 juli), einen höchst schwärmerischen brief an Gr. schrieb und ihn um ein exemplar seines werkes bat; aber auch sie setzte voraus, dass das drama ihres mannes Gr. unbekannt geblieben sei[1].

[1] der brief lautet: Wenn diejenigen die schon hier auf Erden vom Schicksal begünstigt, die Stirn mit dem Kranz der Unsterblichkeit zierten, auch dort in jenen Höhen zu welchen Melitta sehnsuchtsvoll die Arme hebt, einen eigenen Kreis Wesen ihrer Art bilden, wird mein Name Ihnen nicht entgegenthönen, zur Vergessenheit bestimmt, kann ich nur in schwachen Worten danken für den hohen seltenen Genus den mir Sapho gewährte; meine leise Stimme verhalt in dem rauschenden Lob, das unwillkührlich und unbewust Herz und Mund entströmt, wenn hingerissen von den Schönheiten Ihrer Schriften man sich selbst und die Welt vergist. Seitdem ich Sapho sah umschwebt mich dies Bild, das Sie so zauberisch schmückten; in den Tiefen Ihres Geistes möchte ich schauen um es mir zu erklähren wie es möglich war, das Sie auch Alles so aufnahmen wie es sein muste um dies Entzücken zu erregen. Hätte ich die Auszeichnung Ihnen näher zu stehen, würde ich vergangne Bilder in meiner Seele zurückrufen — es Ihnen mit wehmütiger Erinnerung erklähren: Warum gerade Sapho mich so tief erschüttert, so ganz ergreift. Ich war am Dichter Franz von Kleist verheyratet. Er schrieb vor 20 Jahren Sapho, und sie hat lange Zeit uns beschäftigt und wohlthuend von den Gräueln der revolution uns abgeleitet, wir haben am himlischen Feuer uns erwärmt, wenn unsere Herzen erstarten über das Unglück der Franken. So wie Sie, erhielt er Sapho als Bild als opfer reiner Liebe. Halten Sie es nicht für ganz verlohren, ein freundliches Wort Ihrer innigen Verehrerin zu sagen so schicken Sie mir Sapho sobald sie in Wien gedruckt und schreiben mir auf dem vorder Blatte mit eigner Hand Warum Sie an diesen zarten Herzen den Dolch legten? . . . So lange ich lebe wird diese Sapho dan mit jener von Kleist einen Raum einnehmen. Ohne das Sie es ahnden, haben Ihre Phantasien hochgefeierter Mann einen Zauber um mich gebildet der mir die rauhen Ecken des gewöhnlichen Lebens verbirgt. So

Selbst aber wenn Gr. Kleists drama gekannt hätte, müsten die folgerungen aus den übereinstimmungen beider dichter dennoch ganz andere sein. am wenigsten wäre darin der grund von Gr.s rascher arbeitsweise zu suchen, über die er uns in seinen zahlreichen selbstbekenntnissen genügende auskunft gibt und die auch bei anderen seiner schöpfungen ebenso widerkehrt.

Im 3 abschn. behandelt Sch. 'Characteristik, bau und sprache'. wenn er s. 51 von dem dichter eine lösung im christlichen sinne verlangt, so können wir ihm auf diesen boden, den er auch bei Medea betritt, nicht folgen. den widerspruch zu der antiken anschauung in Melittas worten II 3: '*Nehmt mich hinauf zu euch, ihr Götter*' hat schon Hieronymus Lorm Wiens poet. schwingen und federn s. 98 getadelt. er ist nicht vereinzelt im stücke und war dem dichter selbst bekannt. — die mitteilung Weilens s. 56 anm. deckt sich mit dessen aufsatz 'Grillparzers Sappho' Gartenl. 1879 s. 354 f. —

Die älteren übersetzungen der oden Sapphos sind zusammengestellt in JGSchummels Übersetzer-bibliothek (Hann. 1774) s. 19 und in Schlüters fortsetzung 1784 (Hann. 1784) s. 30 f, abgedruckt bei Degen II 358 f. III 284 f. nachträge dazu verzeichnet die anm.[1]. in den Wiener litterarischen kreisen citierte man auch später noch die übersetzungen Boileaus, Prokesch an Gentz 22 juni und 9 juli 1830, Prokesch Nachlass I 357. 373. — s. 58 tadelt Sch., dass der dichter, ohne eine characterisierende absicht damit zu verbinden, neben hochpoetischen wendungen natürliche, der sprache des tages entnommene gebrauche, welche uns plötzlich wie in eine andere welt führen und das vorhergehnde wie eine steife convention erscheinen lassen. dieser vorwurf wird bei den anderen dramen s. 146. 181 widerholt. liefsen sich auch manche der von Sch. beanstandeten redensarten leicht verteidigen, jedesfalls irrt er, wenn er diese 'flecken der form' dem mangel an fleifs zuschiebt. Gr. hat vielmehr seine lieblingswendungen mit absicht auch in

bereitet sich der unsterbliche Dichter schon hier auf Erden, den Himmel, dem er auf kurze Zeit entrückt wurde um die Sterblichen zu beglücken. Ihr Hiersein zu erhalten würde ich eine Zheit meines eigenen Lebens opfern' (Wiener stadtbibliothek).

[1] die prosaische übersetzung in Jacobis Iris 114 ff ist in Heinses Werke x 278 ff aufgenommen; Journal von Tiefurt 22 stück (Schrr. der Goethe-ges. VII 169. 380). im Wiener conversationsblatt 2 jahrg. 14 octb. 1820 nr 123 steht eine übers. der ode an Aphroditen von einem dr. Mühlibach, der sich offenbar durch den zusatz der red.: 'bereits seit 2 jahren in unsern händen' die priorität vor Grillparzer wahren wollte. der anonym erschienenen, wahrscheinlich von einem Wiener gelehrten herrührenden schrift 'Sappho und Alkaios, ein altgriechisches vasengemälde' (Wien 1822) sind nach der anzeige in der Wiener zeitschrift vom 21 mai 1822 nr 61 s. 493 (unterzeichnet *Hl* = Hohler) griechische texte mit metrischen übersetzungen von AStein, Grillparzers lehrer, beigegeben; die neu entdeckten oden der Sappho, die JRWyss der ältere in der Wiener zeitschrift 1823 und 1824 in übersetzungen mitteilte, sind blofse mystification.

den oft überarbeiteten teilen seiner werke immer wider verwendet, und einzelne sind förmlich zu erkennungszeichen seiner dichtung geworden.

Dem bilderschmuck der Sappho wird Sch. s. 60 nicht völlig gerecht. Gr. malt hier mit wenigen farben, die immer widerkehren. er nimmt die bilder aus dem gefühls- und gedankenkreise seiner personen, aus deren nächster umgebung, die er selten verlässt. am kunstvollsten verwendet der dichter die grofsartigkeit und unermesslichkeit, aber auch die schrecken des meeres. wie das meer von allen seiten die insel umtost, in das leben aller personen wie ein schicksal eingreift, von ihnen geliebt, geehrt und gefürchtet wird, wie das meer in der dichtung personificiert, zur mitspielenden person erhoben wird, jede stimmung der personen sich auch ihm mitteilt[1], so füllt es auch die phantasie aller handelnden personen aus.

s. 153 Du kennst noch nicht die Unermesslichkeit,
Die auf und nieder wogt in dieser Brust.
153 Die Wälder und die Ufer seh' ich fliehn.
155 Dass Alles fest steht und nur ich es bin,
Der auf des Glückes Wogen taumelnd wird getragen!
155 Und Sappho's Bild schwamm in den lichten Wolken!
163 Ein wild bewegtes Meer durchschiffet er
Auf leichtgefügtem Kahn. Da grünt kein Baum,
Da sprosset keine Saat und keine Blume,
Ringsum die graue Unermesslichkeit.
Von ferne nur sieht er die heitre Küste,
Und mit der Wogen Brandung dumpf vermengt,
Tönt ihm die Stimme seiner Lieben zu.
187 Und gleich dem Armen, den ein jäher Sturz
Ins dunkle Reich der See hinabgeschleudert,
Wo Grausen herrscht und ängstlich dumpfes Bangen,
Wenn ihn empor nun hebt der Wellen Arm
Und jetzt das heitre goldne Sonnenlicht,
Der Kuss der Luft, des Klanges freud'ge Stimme
Mit einem Mal um seine Sinne spielen.
191 Und leer der Busen, dessen arme Wellen
Nur Lust zu spielen noch und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.
205 O, verbannet mich
Weit in des Meeres unbekannte Fernen
Auf einen Fels, der, schroff und unfruchtbar,
Die Wolken nur und Wellen Nachbar nennt,
Von jedem Pfad des Lebens rauh geschieden.
231 Derselbe Wohllaut, der der Lipp' entquoll,

[1] vgl. s. 188: *'die See steigt liebedürstend auf und nieder, den Herrn des Tages bräutlich zu empfangen'*; 221 *'Und auf den breiten Armen trägt die See den Kahn der Liebe schaukelnd ans Gestade'.*

Er wiegte sich auch wogend in der Brust.
235 Ganz andre Wogen
Erheben sich in dieser Stolzen Brust!
242 Gleich einem lieben Reis'genossen, den
Auf kurzer Überfahrt des Zufalls Laune
In unsern Nachen führte, bis das Ziel erreicht
Und scheidend Jeder wandelt seinen Pfad,
Nur manchmal aus der fremden weiten Ferne
Des freundlichen Gefährten sich erinnernd —.

windschnell s. 221, *auf Windesfittig* s. 222 sollen die Mitylener den fliehenden folgen; *stürmisch* pocht das herz Melitten in der brust s. 170 und die *sturmbewegte Brust* kehrt wider s. 209. 241. auch der *Nebel* drängt sich in die vergleiche ein s. 166. 167. 189, und die weite ferne, die dem auge der meeresbewohner sich stets darbietet, die für sie leben und gestalt annimmt (217 *Es streckt die Ferne uns schutzverheifsend ihren Arm entgegen*) schwebt auch stets vor ihrem geistigen auge: s. 175 '*Und die Erinnerung mit schmerzlich süfser Hand Enthüllt die goldumflorte, lichte Ferne*'; 204 *Ihn tragen auf den Fittichen des Ruhms Hinüber in der Nachwelt lichte Fernen.*

Über den vers in der Sappho s. 62f liegt mir eine untersuchung von WPulz vor, die vielfach zu feineren unterscheidungen gelangt ist. die längeren und kürzeren verse werden selten ohne künstlerische absicht zugelassen. die rhythmischen perioden, die Sch. nicht untersucht hat, sind mit grofser sorgsamkeit gebaut. der reim ist vermieden, an drei stellen aber vorhanden: I 1 *Kranz* : *Griechenlands;* I 3 *finden* : *schwinden;* I 4 *bieten* : *Blüthen.* über die verwendung der allitteration vgl. Kunz s. 20.

Das cap. über das goldene vliefs ist in ähnlicher weise disponiert wie das über die Sappho. zu der entstehung dieses werkes führen zahlreiche fäden hin. ein strang, den ich hier nicht näher verfolgen will, reicht von den zauberstücken der Wiener bühne (Creizenach Geschichte des volksschauspiels vom doctor Faust s. 112) bis zur Drahomira, an die sich, wie Sch. s. 143 nachweist, die spätere dichtung fast wörtlich anlehnt. eine andere gruppe von anregungen geht von den Wiener schriftstellern der älteren generation aus: Alxinger übersetzt die Medea des Euripides (Neueste gedichte, Wien 1794) und beginnt auch aus Apollonius Rhodius zu übersetzen (an Reinhold 30 märz 1787, Keil Wiener freunde s. 49); Ayrenhoff erkennt in Lessings Marwood die in bürgerkleider gesteckte Medea (Werke 1789 III 430) und stellt in einer anmerkung zum Aurelius erwägungen über die rollen der kinder in einem trauerspiele 'Medea' an (Werke I 95): '*In einem Trauerspiele, Medea, würden die unglücklichen Kinder dieser abscheulichen Mutter, wären sie allenfalls auch nur stumme Personen, in dem Augenblicke, da dieses Ungeheur die mit einem*

Dolche bewaffnete Hand erhebt sie zu ermorden, würden, sage ich, diese unschuldigen Kinder durch einen einzigen Seufzer, durch eine wehmüthige Mine gewiss die meiste, und vielleicht die einzige wahre Rührung hervorbringen, deren dieser schreckliche Stoff fähig ist. Und doch können stumme Kinder unmöglich wichtige Personen eines Trauerspiels seyn.' mit begeisternden worten wies Schreyvogel im Sonntagsblatt iv 180 auf diesen und andere antike stoffe hin: *'Ich kenne nichts Zarteres und Innigeres, als die eheliche Liebe und Treue der sich selbst opfernden Alceste. In den Schilderungen unglücklicher Liebe zeigen die alten Dichter die ganze Kraft und Tiefe leidenschaftlicher Herzensgefühle. Sind die Klagen der Ariadne, die eifersüchtige Wuth der Medea, die Verzweiflung und das tragische Ende der Dido weniger herzerschütternd und rührend, als irgend ein neueres Gemälde dieser Leidenschaft?'* die verlassene Ariadne und noch mehr die verlassene Dido weisen uns hier noch einmal auf die verlassene Sappho zurück; vgl. auch die ähnliche zusammenstellung im 'Armen spielmann': *'die Julien, die Didos und die Medeen'* xi 255. seit der mitte des vorigen jhs. war nun die Medea in Wien der beliebteste stoff für alle theatralischen schaustellungen. unter den tableaux, welche im Greinerschen haus in den neunziger jahren gestellt wurden, befand sich auch Medea auf dem drachenwagen (Carol. Pichler Denkwürdigkeiten i 173). in einer 'declamatorisch-dramatisch-mimisch-plastischen mittagsunterhaltung' im Kärntnertortheater 3 nov. 1816 führte Sophie Schröder auch die Medea in einem plastischen tableau vor (Hanslick Geschichte des concertwesens in Wien 182). ebenso die Hendel-Schütz. die tragödinnen zeichneten sich aber noch mehr in dem melodram von Gotter aus, zu dem Benda die musik schrieb. Sch. führt 'Benda, Medea, monodrama, Gotha 1769' als selbständiges werk an, was vermutlich falsch ist. oder hat Benda denselben stoff zweimal componiert? der erste druck des Gotterischen textes erschien anonym: 'Medea. ein mit musik vermischtes drama. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger 1775' 24 ss. die erste aufführung fand in demselben jahre zu Leipzig statt. ein Wiener nachdruck 1778 26 ss. verschweigt gleichfalls den namen des textdichters, schreibt aber den des componisten auf den titel. beide drucke in prosa. die in Gotters 'Gedichten' (Gotha 1788) ii 339 ff abgedruckte fassung ist in unregelmäfsige verse abgeteilt. dieses stück blieb bis zur Grillparzerschen Medea lebendig. in dieser rolle machte schon die Sacco einen ungeheuren eindruck. ein merkwürdiges zeugnis dafür gibt uns ein gedicht von Martin Joseph Prandstetter im Wienerischen musenalmanach auf d. j. 1781 s. 168 ff: 'Sacco-Medea, gemalt vom herrn Hickel dem jüngern. fragment 1779': *'Gesehen hab' ich sie, gesehen, wie sie wankte, matt und mit sinkenden Händen, zwischen denen leblosen Fingern der fallende Dolch hängen blieb. — Aber ihre Brust wallte, und ihre Adern schwollen über ihre Brust her, und ihrer schwarzen*

Haare Hälfte hatte sich losgebäumt von den Fesseln des Perlenkamms, und fiel über ihre Brust her, und ihr feuriges Auge starrte in die Schwärze des Wetters, und siedende Thränen tropften aus den fleischrothen Ecken; oben in der Falte, zwischen den Augenbraunen, und in dem halboffnen Munde safs schmerzliches Bewufstseyn der gerechten Rache; aber in den liegenden Falten der halblächelnden Wangen lag Reue, Reue über den Mord geliebter Kinder. Her über mich fiel die Gewalt dieses Wundergemisches von Zärtlichkeit, Schmerz und gerechter Wuth; Jason ward mein Gedanke, und mir glühte mein Kopf.' weniger befriedigt war Zelter von der Hendel-Schütz in der gleichen rolle, an Goethe 8 apr. 1811, Briefwechsel I 448. die würkung, welche die Seyler in dieser rolle hervorbrachte, hat AGMeissner geschildert (Gedichte Wien 1813 s. 126): '*Wie brannte schrecklich deiner Augen Gluth! Zorn war ein jeder Blick, und jedes Wort war Wuth! Wie zitterte, durchbebt von deinem Schmerz, Die Mädchenbrust, das Männerherz!'* auch dieses erbe tritt die Schröder an (Sch. s. 69). endlich: Cherubinis oper, deren deutscher Text von Treitschke bearbeitet ist Wien o. j. (1794?), Wien 1802, 2 aufl. 1812, auch im 1 band seiner 'Singspiele' 1808. seit 1797 wurde sie in Wien oft gespielt. zuerst mit der dem. Schmalz. im Wiener musenalmanach für d. j. 1805 von Streckfufs und Treitschke steht ein sonett des letzteren an eine junge schauspielerin: 'Dirce in der oper Medea.' 1812 sangen die hauptrollen dem. Milder und Siboni; vgl. ThKörner an die seinigen. Wien 15 jan. 1812 (Wolff 219): '*Vor einigen Tagen habe ich einen schönen Genuss von Cherubinis Medea gehabt. Die Milder sang und spielte ganz ausserordentlich. Das Duett am Ende des ersten Akts gefiel mir besonders.'* am 3 jan. 1818 wurde die oper im Kärntnertortheater neu in scene gesetzt gegeben: mad. Lembert-Medea, Radichi-Iason; Vogel-Kreon; dem. Wranitzky-Dirce. die chöre waren voll ergreifender würkung, alles war grofsartig, die costüme prächtig und pompös (Bäuerles Theaterzeitung 1818 nr. 8, 14). Vogel wird in dieser rolle noch von Bauernfeld (Ges. schriften XII 98) gerühmt. — die opern, welche Sch. s. 69 anm. 4 anführt, lassen sich noch vermehren[1]. eine zusammenstellung der dramatischen bearbeitungen des stoffes ohne musik hat Sch. nicht gegeben. er citiert Euripides, Seneca, Corneille, Gasparo Gozzi, den Holländer Six, Klinger, Julius von Soden, CHHeine (Französische studien hsg. von Körting und Koschwitz I 430 ff), dehnt

[1] Aurelio Aureli, Medea in Atene. Venedig 1678; La conquista del velle d'oro von AntDraghi. Wiener Neustadt 1678. text von Minato; Bressands Iason (Gervinus III⁵ 583 f); Christian Heinrich Postel Medea, Hamburg 1695, Goedeke² III 334; La toison d'or von Pascal Colasse 1696, text von JBRousseau; Joseph Rösler, musik zu dem romantischen schauspiele 'Iasons vermählung' von Bayer, in Prag 1810 aufgeführt, Wurzbach XXVI 243; WTaubert, Chöre zur Medea des Euripides, Berlin 1843; OBach, Die Argonauten, circa 1870.

seine vergleichung auch auf Glover (von diesem eine deutsche übersetzung durch Murr, Nürnberg 1763, Goedeke² IV 79) und Legouvé aus. zwölf französische bearbeitungen des Medeastoffes zählt eine ausgabe der tragédie Médée von Longepierre (zuerst 1694) Paris 1784 auf (Zs. f. vgl. litg. n. f. I 473). von den antiken dramen abgesehen erwähne ich noch: die lateinische 'tragödie' von Dracontius (Cloetta Beiträge zur litteraturgesch. I 10 f), die verschollene latein. tragödie des 14 jhs. bei Klein Geschichte des dramas IV 245; aus dem 16 jh. Maffeo Galladei 1558, Lodovico Dolce 1566, Coriolanus Martiranus; aus dem 19 jh. Giov. Bapt. Nicolini; Cesare della Valle. von den Engländern hat Charles Johnson, von den Spaniern Don Francesco de Roxas y Zorilla eine Medea geschrieben. Calderons 'Die drei grösten wunder' widmet den ersten act dem goldenen vliefs. in deutscher sprache ist noch anzuführen das fragment von Sturz (Koch Sturz s. 259), JFBrömel Helle, drama, Nürnberg 1779 und das fragment 'Phrixus und Helle' von ThKörner (Werke hsg. von Stern II 2, 393), das stark opernhaften character trägt. diese liste wird sich bei längerem sammeln leicht vermehren lassen [1]. es fehlen eben für die stoffgeschichte alle, selbst die rohesten vorarbeiten. —

Die entstehung der Medea erzählt Weilen in der fortsetzung seines oben angeführten aufsatzes (Neue zeit nr. 278, 4 dec. 1864) in romanhafter ausschmückung. auf der fahrt nach Baden mit den möbeln für die erkrankte mutter sei Gr. von einem furchtbaren gewitter überrascht worden. da habe er in einem wirtshause übernachtet und habe nach einem buch gefragt. nach langem suchen habe sich unter dem ofen ein abgelesenes büchlein, ein volksbuch, gedruckt in diesem jahre: 'Geschichte des schönen Jason und der wilden Medea' vorgefunden. auch dem gegenüber dürfte die erzählung der selbstbiographie zu rechte bestehn.

Über die vorstudien zum Goldenen vliefs gibt Sch. nach Glossys mittheilungen auskunft [2]. es liegen aufserdem noch auszüge aus Orpheus v. 300. 590. 795. 1334. 1363 vor; ferner stehn im manuscript des Goldenen vliefses stellen aus Valerius Flaccus, die beschreibung der Medea v 344 und aus Apollonius von Rhodus III 198 der ort, wo die argonauten anlanden; III 245 die schilderung des Absyrtus; III 445 ff Medeas beginnende liebe zu Jason; aufserdem ist I 306—326 auf einem blatt in (selbstangefertigter?) übersetzung vorhanden. im Gastfreund ist Medea an die stelle ihrer schwester Chalkiope getreten, welche nach der sage des Phryxus gattin wurde und bei Apollonius mit ihren söhnen in die spätere handlung verwickelt ist. Medeas

[1] vgl. LSchiller Medea im drama alter und neuer zeit. Ansbach 1865. Perinet Travestierte Medea 1813 ist nicht gedruckt, Theaterzeitung 1813 nr 60.

[2] eine kurze characteristik des Apollonius und Valerius Flaccus gibt Gr. Werke⁵ XVI 30; Palaephatos wird erwähnt ebenda s. 63.

vorliebe für die jagd ist auch durch die schilderung, die Hayek in der Böhmischen chronik[1] von der Libussa entwirft, beeinflusst, wie denn Gr. die Libussa mehrmals mit der Medea verglichen hat. für die Argonauten lässt sich der vergleich mit Apollonius noch genauer durchführen, als dies Sch. s. 81f tut. wenn Medea im griechischen epos, durch den furchtbaren traum erschreckt, aufwacht und zur schwester zu gehn beschliefst, um sie zur vertrauten ihres grams zu machen, da lässt sie der dichter dreimal aufbrechen und wider umkehren, von scham und sehnsucht hin und her gerissen. und zum vierten mal sinkt sie wider aufs lager, das haupt in die decken verhüllend (645ff). so quält sich Medea bei Gr. ab bei dem gedanken, ob es ein sterblicher oder ein gott gewesen sei, der sie geküsst. '*Ich habe lange darüber nachgedacht, Nachgedacht und geträumt die lange Nacht*', diese beiden verse fassen die schilderung des Apollonius praegnant zusammen. die unterredung zwischen den beiden schwestern schwebt bei Gr. vor in der scene mit Peritta und in der mit Gora. die letztere will Medea trösten und zur besinnung bringen wie Chalkiope; denn auch diese hat ein mütterliches verhältnis zu der jüngeren schwester: III 732 *ὣς δὲ καὶ αὐτὴ Φημὶ κασιγνήτη τε σέθεν κούρη τε πέλεσθαι· ἶσον ἐπεὶ κείνοις με τεῷ ἐπαείραο μαζῷ Νηπυτίην, ὡς αἰὲν ἐγώ ποτε μητρὸς ἄκουον.* weiter schildert Apollonius eindringlich die scham und das bangen Medeas und lässt sogar den entschluss zu sterben in ihr aufsteigen, wie sie bei Gr. sich dem todesgotte geweiht glaubt: '*An diesem Bangen, an diesem Verwelken der Sinne, An dieser Grabessehnsucht fühl' ich es, Dass mir nicht fern das Ende der Tage*'.

Nicht blofs die handlung der Argonauten fand Gr. in den grundzügen bei Apollonius vor, sondern der schluss des 4 gesanges weist auch bereits die keime der zwietracht auf, aus denen das letzte stück erwächst. die rede Medeens IV 355, als sie von den genossen Jasons ausgesetzt werden soll, ist in diesem zusammenhang von der höchsten bedeutung. 'wie könnt ihr solchen beschluss über mich fassen? hat dir die seele das glück in dumpfes vergessen versenket?' sagt sie zu Jason. sie erinnert ihn an seine schwüre, an seine zärtlichen reden, die sie verlockt, ihre heimat, den glanz ihres palastes und ihre eltern, alles, was ihr das teuerste war, zu verlassen, sie erinnert ihn, wie sie bei seinen kämpfen geholfen, wie er nur durch sie das vliefs errungen habe. und dann klagt sie sich selbst an 367f: *κατὰ δ' οὐλοὺν αἶσχος ἔχευα θηλυτέραις.* und nun besteht sie auf ihrem rechte, ihm als braut nach Hellas zu folgen. man sieht, es ist genau der gedankengang der scene im 2 act nach dem abgang des herolds s. 183f. aber mehr: v. 383ff stellt sie ihm

[1] s. 11: '*Zu der Zeit, als der Libussa Dienerinnen, auf der Wildbahn, mit ihren Bögen und Pfeilen, Hirschen zu schiefsen und andere Kurtzweil zu treiben, in dicken Wäldern herum gegangen*'.

zugleich vor, wie ihn selbst die strafe für seine treulosigkeit erreichen würde. die heimkehr würde ihm versagt werden:

μνήσαιο δὲ καί ποτ᾽ ἐμεῖο,
στρευγόμενος καμάτοισι· δέρος δέ τοι ἶσον ὀνείροις
οἴχοιτ᾽ εἰς ἔρεβος μεταμώνιον. ἐκ δέ σε πάτρης
αὐτίκ᾽ ἐμαί σ᾽ ἐλάσειαν Ἐρινύες · οἷα καὶ αὐτὴ
σῇ πάθον ἀτροπίῃ.

und als des Absyrtus blut den mantel und den weifsglänzenden schleier der sich wegwendenden schwester bespritzt, fügt der dichter hinzu:

IV 475: *ὀξὺ δὲ πανδαμάτωρ λοξῷ ἴδεν οἷον ἔρεξαν,*
ὄμματι νηλειὴς ὀλοφώιον ἔργον Ἐρινύς.

hier sind die grundelemente für den schluss der Grillparzerschen Medea vorhanden. aus dem studium der griechischen quellen drängte sich ihm die behandlung der gesamten sage mit notwendigkeit auf.

Für die '**Medea**' liegt die quellenfrage ganz anders, als bei den ersten zwei stücken. dort hatte Gr. den epischen stoff erst dem dramatischen gefüge einzupassen, hier fand er eine lange kette dramatischer versuche bereits vor. Sch. hat s. 113 ff das abhängigkeitsverhältnis von den älteren Medeadramen im ganzen richtig festgestellt. er hat dabei die älteren abhandlungen aufser acht gelassen, sowol Enks bemerkungen in der Melpomene s. 37 ff als die programme von Bühler 'Ähnlichkeiten und verschiedenheiten der Medea des Euripides, Seneca und Corneille' (Donaueschingen 1876) und von Purtscher 'Die Medea des Euripides, verglichen mit der von Grillparzer und Klinger' (Innsbr. 1880). er hat ferner die übersicht sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht dadurch, dass er die fremden einflüsse an der hand des Gr.schen stückes scene für scene durchnimmt, statt dass er jedes der älteren dramen im zusammenhang behandelt hätte. dies wäre auch deshalb die richtige methode gewesen, weil sich auf diese weise ergeben hätte, wie der stoff allmählich, von autor zu autor, einer immer stärkeren umbildung und modernisierung zugeführt wird, wie die entwicklung stufenweise vor sich geht und Gr.s drama auf der letzten stufe stehend die übrigen voraussetzt, ohne dass er selbst jede einzeln beschritten haben muss. Sch. fasst auch die Medea wie die Sappho zu sehr als mosaikbild aus lauter von andern ausgeprägten motiven auf, als umarbeitung älterer vorlagen. die resultate hätten auch hier weit vorsichtiger formuliert werden sollen, etwa wie in der ähnlichen untersuchung von Morsch 'Aus der vorgeschichte von Goethes Iphigenie' VJL 4, 80 ff.

Weder bei der besprechung der in den Argonauten waltenden gegensätze s. 100 f, noch bei der behandlung von stil und metrik s. 144—150 hat Sch. auf die mischung der stil- und versarten im Goldenen vliefs hingewiesen. und doch hat Gr. selbst darauf grofses gewicht gelegt. schon in der geplanten vorrede zur buch-

ausgabe III 247 sagt er: '*Was aber die Verschiedenheit des ganzen Tons und der Behandlungsart zwischen den beiden grofsen Hälften meines Gedichtes, und besonders den Mangel an Griechheit in der ersten betrifft, so lag diese, reif erwägt, von vorn herein in meinem Plane.*' in der selbstbiographie nennt er es eine allerdings barocke, aber von vornherein gewollte '*Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Classischen*'; nicht eine läppische nachäfferei Shakespeares oder eines sonstigen dichters der mittelzeit habe er dabei im sinne gehabt, sondern die möglichste unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher unterschied die grundlage der tragik in diesem stücke ausmache, weshalb auch der freie vers und der iambus, gleichsam als verschiedene sprachen hier und dort, in anwendung kommen (xv 108 f). nicht zufällig kommt Gr. an derselben stelle der selbstbiographie noch einmal auf die metrik zurück. für die rolle der Gora habe er eine schauspielerin gesucht, in organ und sonstigem beiwesen noch um einige tinten dunkler als die gewaltige Kolchierin; für die helle Kreusa habe sich eine passende persönlichkeit bald gefunden. '*Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältnis der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; .... das physisch Zusammenstimmende und Contrastirende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zu Statten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben*' (xv 108). er hat dabei gewis die metrischen wagnisse des Goldenen vliefses im sinne.

Eine einwürkung der spanischen dichter, die Gr. abweist, scheint tatsächlich für das Goldene vliefs noch nicht erweisbar zu sein, trotz Sch. s. 78; sonst könnte man auch darauf hinweisen, wie leicht die wilden bei Lope de Vega das spanische erlernen (El nuevo mundo, Werke XIII 88) oder wie er die barbaren in Las Batuecas del duque de Alva altspanisch sprechen lässt (Werke XIII 220; Schäfer I 104). für die verwendung der verschiedensten versmafse im drama boten ihm aber die romantiker zahlreiche beispiele dar und, wie er nach dem muster Tiecks und Werners in der 'Blanka von Castilien' stanzen unter die reimlosen verse, in der 'Ahnfrau' lyrische versmafse unter die trochäen einmengt, so ahmt er hier in der mischung der blankverse und der freien rhythmen Fouqué nach. schon in 'Sigurd der Schlangentöter' (Berlin 1808) verwendet Fouqué freie rhythmen mit assonanz und allitteration; aber meist in strophischen gebilden und zu liedern; Reigen, Faffner sprechen so. auch die inversion, die weglassung des artikels und pronomens, was alles für Grillparzers vers characteristisch ist, schon hier; zb. s. 40

Kamen an kleines Gehöft,
Greidmar hauste drin
Mit Faffner und Reigen.

Das waren die Söhne des Manns;
Fragten die Fremden:
Gebt ihr uns gute Nachtherberg?

die beschäftigung mit dem Sigurd ist während der dichtung des Goldenen vliefses für Gr. auch äufserlich bezeugt. auf der letzten seite des manuscriptes vom Gastfreund stehn die verse der zueignung an Fichte (Sigurd bl. 4):

Oft wenn ich um den mitternächt'gen Kreis
Heraufbeschwor die riesigen Gebilde,
Brach in altkräft'ger Pracht der hohe Zug
Mir das Vertrau'n auf meine jüng're Kunst,
Und zagend stand der Zauberlehrling da,
Kaum hoffend zu erleben des Geschäfft's,
Des ernsten, fei'rlich lastenden, Vollendung.

in 'Alf und Yngwi' (Dramat. dichtungen für Deutsche, Berlin 1813) spricht Odin mehrfach in freien rhythmen s. 5, s. 41. ausdrücklich werden sie hier in der erzählung verwendet. s. 33:

Alf (zu Bera, erzählend)
Und klingende Quadern,
Klar, wie das Eis glänzt,
Zogen der Wölbung zierlich ernstes Gebäu;
Wie Blumenbeete
Blüht' es dazwischen; —
So sah Walhalla in süfsen Träumen mich an.

auch in den Heldenspielen (Stuttgart 1818) werden die freien rhythmen nicht blofs zum gesang verwendet. Swawa in Helgi s. 271, die norne s. 323, Sigruna s. 354 sprechen in freien rhythmen, die andern in blankversen. von der genialen verwertung der beiden versarten zu zwecken der characteristik wie bei Gr. findet sich aber bei Fouqué kaum eine spur. merkwürdig steht es nun bei Gr. mit der allitteration. Fouqué lässt denselben consonanten oder dieselbe consonanten-verbindung, meistens aber auch denselben vocal, in zwei versen mehrmals widerkehren; Sigurd s. 103:

Windes**w**irbel,
Wolkenrollen,
Flammen**fl**ackern.
Fluth auch ruht nie.

Selbst besäter
Sichrer, fester,
Bord und **Bo**den
Bleibt nicht gleich sich.

auch consonanten im innern der wörter allitterieren, ebenda:

Zwei sind **w**eiser,
Woll'n mal **w**echseln,
R**ausch**en, t**ausch**en,
Klüglich **schl**üpfen:

Si**g**urd, **G**unnar
Gunnar, Si**g**urd,
Zwei verz**wei**gend
Zwanglos Ranken.

hier kommt der innenreim in vers 3 und derselbe vocal in v. 1, 4 und 8 noch dazu. so raffiniert ist Fouqué nicht überall; und manchmal hat man mühe die allitteration herauszuhören. für Gr. ist zunächst festzustellen, dass er die allitteration mit absicht anwendete. Argon. I 40 sagt Aietes:

Jetzt komm! — Doch erst sag an, wer dir erlaubt,
Zu fliehn des väterlichen **H**auses **H**ut
Und **h**ier, in der Gesellschaft nur der **W**ildnifs
Und deines **w**ilden Sinns, Gehorsam **w**eigernd
Zu trotzen meinem **W**orte, meinem **W**ink?

hier kann man die allitteration im blankvers als ersatz für das freie versmafs ansehen, in dem Aietes sonst spricht. in der darauffolgenden rede Medeens s. 40 f sind zahlreiche allitterationen vorhanden:

O, könnt' ich **schw**eigen, ewig **schw**eigen! —

Ver**h**asst ist mir dein **H**aus. —

Den **G**ötterbeschützten, den **G**astfreund
Und raubtest sein **G**ut. —

Der **gl**immt und **gl**immt und nicht verlöschen wird. —

Ein thörichter **Sch**ütze ist der Mord,
Schiefst seinen Pfeil ab ins **d**unkle **D**ickicht
Ge**w**innsüchtig, beutegierig
Und **w**as er für ein **W**ild gehalten
Für frohen Jagdge**w**inn,
Es war sein Kind, sein eigen **B**lut,
Was in den **B**lättern rauschte, **B**eeren suchend. — —
Und e**r**g**r**eift die Stützen deines Hauses,
Das **kr**achend ein**br**icht
Und uns be**gr**äbt.

trotzdem möchte ich nicht glauben, dass Gr. die allitteration als bindemittel der verse fühlte und absichtlich anwendete. sie ist ihm lediglich ein willkommener schmuck des verses, der aber als solcher im Goldenen vliefs öfter erscheint als in allen seinen andern dichtungen, wie auch alle formen der widerholung hier ungemein häufig angewendet werden und gerade in den freien rhythmen. stil und metrik der trilogie bedürfen der allergenausten untersuchung.

In dem capitel über 'Des meeres und der liebe wellen' s. 151—183 hat Sch. am wenigsten neues beigebracht. die quellenforschung ist hier ziemlich belanglos; vorbilder sind fast keine nachzuweisen, eine stiluntersuchung hat er nicht geliefert. die stoffgeschichte hat Sch. fast bei seite gelassen. Jellineks buch (Berlin 1890) war ihm noch unbekannt. dieses seinerseits ist so unvollständig, dass jede der zahlreichen recensionen viele nachträge dazu aufstapelte. ich weise nur auf einiges österreichische hin, was andern bisher entgangen ist. in dem lustspiele von JvPauersbach 'Die ländlichen hochzeitfeste' (Wien 1773), einer nachbildung des Sommernachtstraums, wollen die bauern unter anführung des schullehrers eine comödie von Hero und Leander aufführen (Geneé Geschichte der Shakespeareschen dramen in

Deutschland s. 231 f). nach der neuen auflage von Goedekes Grundr. wäre diese bearbeitung von ChHMoll. das spanische gedicht 'Leander' von Garcilaso de la Vega ist übersetzt von AlJeitteles in der Aglaja 1821 s. 171, ferner in der Wiener zeitschrift 1828 nr 136 unterzeichnet: W. ebenda 1839 nr 56 eine prosaerzählung: 'Ein weiblicher Leander auf der insel Mezzo bey Ragusa', unterzeichnet: F. Sch.; 1842 nr 164 ist besprochen 'Lord und seeräuber oder des meeres und der liebe wogen', tragischkomisches melodram in 4 acten von Friedrich Adami, am 15 aug. im theater an der Wien aufgeführt, dessen nebentitel auf Gr.s tragödie parodistisch hinweisen sollte. ebenfalls parodistisch gehalten ist 'Die neue Hero und der neue Leandros' in Gräffers Wiener dosenstücken II 179. 'Die Leandersagen vom Traunsee' behandelt JosThFischer in dem Album aus Österreich ob der Enns (Linz 1843) s. 72—91; HWeingartner erzählte diese heimische sage in hexametern, Otto Prechtler, Grillparzers freund, 1845 in stanzen, vgl. HLambel Die österreichisch-ungarische monarchie, band: Oberösterreich s. 213. 216. auch eine dramatische bearbeitung hat noch nach Gr. ein junger österreichischer dichter versucht. in den 'Dichtungen' von Aimé von Wouwermans (Wien 1847), die auch Wurzbach LVIII 133 ff unbekannt blieben, stehn am schluss s. 122 ff 'Bruchstücke aus dem dramatischen gedicht: 'Hero und Leander'. zwei scenen. in der einen Leander am fufse von Heros turm von der anstrengenden meeresreise ausruhend und Hero erwartend, die vom turm herabkommt und mit ihm in die hütte geht: '*freudig schwellen dir des Mooses zarte Flaumen dort zur Ruhe sanft entgegen*'; in der zweiten Hero, wie sie in der schreckensnacht Leander vergebens erwartet, die vom turm herabstürzende fackel im meere verlöschen sieht und hoffnungslos zusammenbricht. die scenen sind interessant als eine studie nach der 'Ahnfrau'; sie sind in vierfüfsigen teils gereimten, teils ungereimten trochäen geschrieben und lassen ihr vorbild nur allzudeutlich durchblicken:

Dank Euch Götter, dass erhalten
Ihr Leandern — schwer ist Scheiden
In des Lebens süfsem Mai,
Wo die Blüten sich entfalten,
Wo der Liebe schönste Knospen
Selig noch der Jüngling bricht;
Wo in Träumen, nie erfüllten,
Zauberisch der Jugend Wahn
Uns ein Eden zeigt voll Wonne
Und der süfsen Hoffnung Sonne
Uns mit festen Rosenketten
Fesselt an dies Leben an.

Für die entstehungsgeschichte des Gr.schen dramas ist weniger das matte trauerspiel von Büssel (Jellinek s. 82 ff), über das sich

im Prometheus nr. 18 und in der Abendzeitung 1824, 14. apr. eine polemik entspann, von wichtigkeit, als das melodram von KAHerklots, auf das Fäulhammer s. 239 zuerst hingewiesen hat, das aber nicht gedruckt zu sein scheint. nach der Allgemeinen musikalischen zeitung 1821 nr 15 wurde es zuerst von BAWeber i. j. 1800 componiert und fast auf allen deutschen bühnen aufgeführt. 1818 wurde es in Wien mit musik von JSchneider gegeben. ich habe es bisher auch in theaterarchiven vergebens gesucht. jedesfalls müssen wir die ersten ideen zur Hero möglichst gleichzeitig mit der entstehung des 'Goldenen vliefses ansetzen. in seiner anonymen schrift 'Pia desideria eines österreichischen schriftstellers' (Leipzig 1842) verlegt Bauernfeld die anfänge von Hero und Leander ausdrücklich in die zeit nach der Sappho; 1819 und 1821 weisen die tagebücher des dichters schon spuren des neuen werkes, insbesondere der turmscene, auf; 1821 drangen gerüchte davon schon in die öffentlichkeit: vgl. Wiener conversationsblatt 1821, 4 apr. vieles in der neuen dichtung weist auf die Sappho zurück. was Sappho sich wünscht (s. 205), verbannung *auf einen Fels, der schroff und unfruchtbar, die Wolken nur und Wellen Nachbar nennt, von jedem Pfad des Lebens rauh geschieden,* das ist Heros loos. mit dem gedanken an Phaon will Sappho s. 206 '*fröhlich die Einsamkeit, ach einsam nicht, bewohnen*': Heros situation am anfang des 3 actes: '*Die Einsamkeit ist einsam und sie selbst*' s. 49. '*Du bleiche Freundin mit dem stillen Sinn*' redet Hero die lampe an, Melittens ebenbild. und das meer umrauscht würklichkeit und bilderschmuck auch dieses dramas wie in der Sappho. der frau von Staël Corinne hat wie auf die Sappho so auch auf eine entscheidende scene der Hero eingewürkt. als der prinz Castelforte Corinne bei der hand nimmt, um sie vom capitol herab an ihren wagen zu führen, da folgt sie ihm mit vieler zerstreuung und wendet mehrmals unter mancherlei vorwänden ihr gesicht zurück, um Oswald anzusehen, der schon vorher aus dem gedränge vorgetreten war, um sie anzureden, es aber aus unüberwindlicher schüchternheit unterlassen hatte. sie macht dann noch einmal eine bewegung nach rückwärts, um sich umzublicken; durch diese bewegung fällt ihr kranz herab. Oswald hebt ihn auf und spricht sie an. die situation, das bild vor allem andern genau wie am schlusse des 1 actes der Hero. wie die Hellesage Grillparzer leicht zur Herosage überleiten konnte, habe ich Werke[4] I, LX näher ausgeführt. in den Argonauten des Orpheus fand er v. 20 eine erwähnung des στεινῆς Ἀβύδου, wie es ihm auch bei Byron mehrfach entgegentrat. Heros bruder nahm unvermerkt des kühnen Jasons züge an s. 16:

> Verliefs die Braut, die sein in Thränen dachte,
> Und zog dahin mit gleichgesinnten Männern
> Auf kühne Wagnis in entferntes Land.
> Zu Schiff, zu Ross? Wer weifs? wer kann es wissen?',

und bedeutsam klingt derselbe vers in beiden dichtungen wider: Medea 4 act s. 232: '*Willkommen, holde, freundliche Gestalten, sucht ihr mich heim in meiner Einsamkeit?*'; Hero 3 act s. 50: '*Bist, Echo, du's, die spricht? Suchst du mich heim in meiner Einsamkeit?*' die weitere entstehungsgeschichte des werkes an der hand der fünf erhaltenen manuscripte darzulegen ist hier nicht der ort. durch das ganze decennium von 1820—1830 zieht sich die arbeit hin, und nicht einmal die aufführung bedeutete einen stillstand für die ewige umformung dieser liebsten schöpfung unsers dichters.

Habe ich bei der Sappho die meeresvergleiche zur characteristik des bilderschmuckes hervorgehoben, so will ich bei der Hero auf den feinen kunstgriff Gr.s aufmerksam machen, mit dem er eine reihe von vergleichen dem leben der familie, dem verhältnis zwischen mutter und kind entnommen hat. Hero, die so grausam um ihre jugend geteuscht worden war und deren zukunft fern von heranwachsender jugend einsam verfliefsen soll, kehrt in ihren träumen nicht blofs zum liede von Leda und dem schwan, sondern auch zum harmlosen treiben und spielen der kinder immer wider zurück:

s. 49 Wie ruhig ist die Nacht! Der Hellespont
Lässt, Kindern gleich, die frommen Wellen spielen.
Sie flüstern kaum, so still sind sie vergnügt.

s. 49 spricht sie mit der lampe, wie die mutter mit ihrem kind, und lässt dieses antworten.

So spät noch wach? — Ei, Mutter, bitte, bitte! —
Nein, Kinder schlafen früh! — Nun denn, es sei!

s. 90 aber hat sie mit der lampe gleichsam die rolle getauscht:

Wie schön du brennst, o Lampe, meine Freundin!
Noch ist's nicht Nacht und doch geht alles Licht,
Das rings umher die laute Welt erleuchtet,
Von dir aus, dir, du Sonne meiner Nacht.
Wie an der Mutter Brust hängt alles Wesen
An deinem Umkreis, saugend deinen Strahl.

und gleich darauf s. 91 sagt sie mit einem vergleich, den ich gleichfalls heranziehen darf, von Leander:

Ich will dich hüten wie der Jungen Schaar
Die Glucke schützt, und Niemand soll dir nahn,
Niemand als ich allein, und nicht zu schäd'gen;
Bewahr'! bewahr!

wir haben das gefühl, dass hier die weiblichste seele einem starren, unmenschlichen gesetze geopfert wird.

Sch.s beobachtungen über die metrik der Hero s. 182 f sind ungenauer als bei den früheren stücken. er zählt 45 sechsfüfsige und 19 vierfüfsige verse, Pulz in der oben angeführten arbeit deren 55, resp. 30. zu dem einen angeführten dreifüfsler s. 103: '*Was nur das Leben sei!*' kommt noch ein zweiter s. 105: '*Nie, nimmer, nimmer nie!*'. auf s. 83 hat Sch. die reimworte *Hand*: *Strand* über-

sehen, welche das von ihm angeführte reimpaar umschliefsen; aufserdem findet sich noch s. 49 der reim *wacht* : *Nacht* und am schlusse des dramas s. 108 der reim *fort* : *Wort.* der verfasser des buches scheint am ende etwas geeilt zu haben. vielleicht dürfen wir dieser eile auch den mangel eines inhaltsverzeichnisses zuschreiben.

Prag, 28 märz 1893. AUGUST SAUER.

LITTERATURNOTIZEN.

Die liebesgeschichte des himmels. untersuchungen zur indogermanischen sagenkunde von dr ERNST SIECKE. Strafsburg, KJTrübner, 1892. 131 ss. gr. 8°. 3,50 m. — 'was ahnend unser herz verlangt, der heide las es in dem m o n d . . ., er ist der phönix, der schwan von goldnem glanz, den jagend scheucht der sonnenaar' usw. einige mythen hat S. eher am himmel gelesen, als er ihre vor jahrtausenden (!) erfolgte aufzeichnung kennen lernte. sein gemüt empfindet die richtigkeit vieler von ihm gegebenen deutungen, und er verlangt von seinen lesern, dass sie sie n a c h e m p f i n d e n. ich schliefse mich den bekannten des herrn S. an, die ihn als unter einer fixen idee stehend gutmütig lächelnd ablehnen (s. 1); ich bin jedesfalls nicht im stande nachzuempfinden, dass sonne und mond ein von natur (!) für einander bestimmtes paar seien, wobei die sonne der mann, der mond die frau ist oder auch umgekehrt (s. 112). besonders klar sind S. die grundzüge dieser himmlischen, sagen wir lieber meteorischen liebesgeschichte in der sage von Orpheus und Eurydice und in dem deutschen märchen von der weifsen und schwarzen braut. s. 15 ff handelt S. über schwanensage und verwantes (das wort 'schwan' war seit der idg. urzeit gebraucht, um die mondgöttin zu bezeichnen), s. 28 ff über Freyr, Freyja und Gerdha, s. 36 ff über Iduna, Skadi, s. 44 ff über die bedeutung der zahl neun, s. 59 ff über das lied von Fiölsvid; umfängliche anmerkungen und ein register machen den beschluss (s. 70—131), darin der suchende eine besondere abhandlung über die beziehungen des Zeus zum monde (s. 118—126) findet. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die christlichen inschriften der Rheinlande. erster teil. die altchristlichen inschriften von den anfängen des christentums am Rhein bis zur mitte des 8 jhs. hsg. von FRANZ XAVER KRAUS. mit 32 lichtdrucktafeln und zahlreichen in den text gedruckten abbildungen. Freiburg i. B., JCBMohr, 1890. IX 171 und 8 ss. 4°. 30 m. — das gallische inschriftenwerk von Le Blant mit seinem reichen commentar und den für die mittelalterliche frühzeit unentbehrlichen abbildungen ist für verschiedene disciplinen ein wertvolles hülfsbuch geworden. der erste band des Krausschen werkes verfolgt für die Rheinlande ähnliche zwecke. im interesse einer rascheren vollendung wurden das übrige Deutschland und leider auch Belgien und Holland von der samm-

lung ausgeschlossen. so ist das material für die entscheidung der wissenschaftlichen gesamtfragen freilich unvollständig geblieben, aber die hier vereinigten 300 nrr liefern immerhin eine wertvolle grundlage. eingehndere prolegomena sind dem schlusshefte vorbehalten. doch bietet der vorliegende band aufser dem wissenschaftlichen apparate zahlreiche erläuterungen, in denen die christlich-archaeologische gelehrsamkeit des herausgebers sich mannigfach bewährt. die wertvollste beigabe sind ohne zweifel die von Krämer in Kehl ausgeführten lichtdrucke. sie leisten alles wünschenswerte, und wenn einmal ein stück wie die wichtige Trierer inschrift tab. xi 1 trotz scheinbarer klarheit der schriftzüge allzu dunkel geworden, so müssen wir dies bei der sonst so reichen gabe schon mit in kauf nehmen.

Als abschluss der ersten periode ist die mitte des 8 jhs., ungefähr der beginn der karolingischen zeit gewählt. mit gutem grunde, wenn auch solchen abgrenzungen gegenüber vorläufig noch eine gewisse weitherzigkeit am platze bleibt. die genaueren kriterien sind eigentlich noch zu entwickeln, und zwar müssen die sprachlichen den palaeographischen zu hilfe kommen. bemerkenswert ist in dieser hinsicht nr 27 vom Liebfrauenkirchhof in Worms. die namen PAUTA, PUASI, QUITO, SICCO für Bauda, Bosi, Wido, Siggo neben dem einzigen unverschobenen BODDI zeigen einen fast streng hochdeutschen lautcharacter. dem 8 jh. gehören sie somit sicher an, und zwar wird man des *ua* halber eher an die zweite als an die erste hälfte zu denken geneigt sein. wenigstens bleiben in den Weifsenburger urkunden die *ua* bis z. j. 743 neben dem regulären *o* so vereinzelt (Socin, Strafsb. Stud. 1, 222), dass man sie zt. vielleicht auf rechnung des späteren schreibers setzen darf. anderseits aber muss uns gerade die regelmäfsigkeit in der verschiebung der medien, die in dieser gegend nicht durchdrang, verwehren, tiefer in die karolingische zeit hineinzugreifen. denn diese formen gehören nicht einer consolidierten, sondern der ersten zeit der unsicher gewordenen schreibung an. damit kämen wir etwa auf den anfang der zweiten hälfte des jhs. und hätten nunmehr zu constatieren, dass in dieser inschrift trotzdem noch kein einziges palaeographisches symptom der späteren entwicklung sich findet. dagegen treffen wir zb. in nr 24 (gleichfalls aus Worms), die sonst keine berührung mit uncialer schrift zeigt, das unciale U. der hsg. setzt das stück (mit Becker) zwischen das 5 und die mitte des 7 jhs., man wird aber wegen DUDA für *Doda* (vgl. DRDkm. s. 75) und wegen des im anlaut von LUDINO fehlenden *h* (vgl. Socin s. 240) vielmehr an das 8 jh. zu denken haben. dem letzteren werden auch nr 47 (EPPO), 51 (QALA oder QALAQI für *Wala* oder *Walahi*), 58 (ROTELDIS, RODIBERTO) und manche andere angehören, während inschriften mit so späten schriftzügen wie nr 29. 43. 123 wol besser ins 9 jh. gesetzt werden.

Auf besonderheiten der schreibung, die einen mehr localen character zu tragen scheinen (wie nr 268—272 aus Boppard), werden wol die vorbemerkungen zurückkommen.

Unter den etwa 70 deutschen eigennamen sind einige bemerkenswert und schwierig. wichtiger als die deutung derselben sind freilich einige philologische voruntersuchungen: ohne die letzteren wird die beschäftigung mit den alten namen nur immer wider zum etymologischen spiel.

Ein register, welches die aufsuchung der zu den lichtdrucken gehörigen texte erleichtert, wäre für diesen ersten band zu wünschen. für die sprachlichen bemerkungen hätte K. einen mit der altdeutschen elementargrammatik vertrauten germanisten mit nutzen zu rate ziehen können. doch werden die so entstandenen fehler die fachgenossen am wenigsten behindern in ihrem danke für die wertvolle urkundliche sammlung. R. Henning.

Håndskriftet nr 2365 4to gl. kgl. samling på det store kgl. bibliothek i København (Codex Regius af den ældre Edda) i fototypisk og diplomatisk gengivelse udgivet for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur. ved Ludv. F. A. Wimmer og Finnur Jónsson. København, Møller & Thomsen, 1891. lxxv u. 193 ss. gr. 4°. 25 kr. — ein leicht zugängliches hilfsmittel für die anschauung, wie es für die textkritik des Hildebrandsliedes das Sieverssche facsimile und für die des Beowulf die Zupitzasche ausgabe bietet, wurde bisher für die liederedda schmerzlich vermisst. nunmehr liegt es in der vortrefflichen phototypischen widergabe der bedeutendsten altnordischen pergamenthandschrift, des für die eddakritik grundlegenden Codex Regius, endlich vor. die mühevolle, fast zwei jahre umfassende arbeit zweier namhafter forscher, die, um möglichst sicher zu gehn, ihre untersuchungen stets unabhängig von einander führten und dann erst die resultate verglichen, der anteil Bugges ferner, von dem die vff. eine reihe handschriftlicher bemerkungen benutzen konnten, bürgt für die zuverlässigkeit des gebotenen. aber auch sonst ist für die schnelle und bequeme orientierung des benutzers das denkbar mögliche geleistet. der phototypischen widergabe der einzelnen blätter der hs. ist ein sorgfältiger diplomatischer abdruck beigefügt, eine reichhaltige einleitung endlich gibt aufschluss über die geschichte, die gegenwärtige gestalt, sowie über sämtliche graphische eigentümlichkeiten der handschrift; sie bietet also eine willkommene ergänzung zu Bugges berühmter Fortale und den sich daran anschliefsenden arbeiten dieses forschers. als besonders interessant hebe ich hier hervor die feinen beobachtungen über das verhältnis der hs. zu dem ihr voranliegenden original (s. liii ff), sowie den unumstöfslich geführten beweis, dass, abgesehn von der bekannten grofsen lücke, die hs. vollständig erhalten ist (s. vii).

Den besten einblick in die mühevolle arbeit der verf. gewähren die beigefügten anmerkungen, die in allen irgendwie zweifelhaften

fällen ihr kritisches verfahren rechtfertigen. es ist hier widerholt gelungen, Bugges lesung zu ergänzen oder zu verbessern. ein besonders merkwürdiges beispiel hierfür bietet die glückliche erschliefsung der längsten überschrift der ganzen handschrift: *her hefr up queþi fra helga hundingsbana. þeira* oc *h. volsunga quiþa* (s. 135 f). diese überschrift befindet sich im eingang des zweiten, die heldenlieder umfassenden teiles des codex, der allein in der hs. mit einer besonders grofsen initiale beginnt. da aber am anfang des ersten, die götterlieder enthaltenden abschnittes ursprünglich sicher eine ähnlich grofse initiale stand, so ist der schluss gewis nicht zu kühn, dass auch die Völuspa einst eine ähnlich lange überschrift einleitete, wie an der parallelen stelle (s. XVI). — anderseits legt die vorliegende sorgfältige nachprüfung das beste zeugnis ab für die vortrefflichkeit der Buggischen ausgabe, die vor nun 25 jahren das kritische verständnis der lieder vorbereitete. F. NIEDNER.

Aanteekeningen op den Béowulf door P. J. COSIJN. Leiden, EJBrill, 1892. 42 ss. 8°. — die arbeit beschäftigt sich ausschliefslich mit der erklärung des erhaltenen textes und bietet, wie zu erwarten, eine fülle trefflicher bemerkungen. mit grofsem scharfsinn wird eine beträchtliche anzahl unbefriedigender auslegungen zurückgewiesen und durch bessere ersetzt, und eine reihe fehlerhafter stellen gebessert. gezwungene oder gekünstelte erklärungen bleiben dem leser der Aanteekeningen erspart; höchstens scheint mir C. an ein paar ganz vereinzelten stellen etwas zu viel aus dem Beowulf herauszulesen. dass er stets das richtige getroffen, will ich nicht behaupten. aber auch wo es ihm nicht gelingt eine befriedigende lösung zu finden, kann man von ihm lernen. einige male verdienen m.e. die von ihm bekämpften auslegungen andrer den vorzug; so scheint mir Bugge zweifellos im rechte zu sein, wenn er v. 2299 *hilde* und *beaduweorces* auf den drachen bezieht; C.s erklärung ist mir hier zu gesucht: er nimmt an, der drache freue sich 'over den krijg hem verklaard'. an ein paar andern stellen kann ich mich mit seinen änderungen nicht befreunden, so wenn er gleich in der ersten anmerkung (zu v. 30) *lange ahte* in *lange þrage* verändern will. was er dabei zur verteidigung von *lange* sagt, ist richtig; die verwandlung von *þrage* in *ahte* (zuerst in *age*, dadurch dass *þr* 'in de pen gebleven' ist, dann durch bewuste änderung von *age* zu *ahte*) scheint mir aber weitläufiger als nötig. der vers ist doch wol leichter zu heilen, wenn man annimmt, dass die beiden ersten silben infolge nachlässigen schreibens verstellt sind und gleichzeitig das *f* von *fruma* mit in das erste wort gedrungen ist, also *land leodfruma lange ahte.* mir scheint es nicht wahrscheinlich, dass jemand, der an dieser stelle *age* vorgefunden, nicht richtig wider in *þrage* zurückgeändert haben sollte, das nach *lange* doch vor der hand lag; ganz abgesehen davon, dass C. den ersten 120 versen zu

den schon vorhandenen 3 *þrage* (v. 54 *lange þrage*, v. 87 *þrage*, v. 114 *lange þrage*) noch ein viertes (*lange þrage*) aufbürdet. — v. 305 *ferh wearde heold Guþmod grummon*; l. *færwearde* (dies hält auch C. für möglich) *heold gudmodegra sum*? palaeographische bedenken gegen meine änderung liegen kaum vor, *-on* kann vom schluss des verses her eingedrungen sein. — v. 1064 *fore Healfdenes hildewisan*; nach C. 'louter onzin' und daher als ἔμβλημα auszuwerfen. so wie er da steht, ist der vers freilich unsinn, denn *fore* mit 'de' zu übersetzen, ist, wie C. mit recht annimmt, schwerlich möglich. ich vermute aber, dass *suna* hinter *Healfdenes* ausgefallen ist und das flickwerk erst später, hinter *wrecen* oder *scop*, beginnt. statt *oft wrecen* l. *eft wrecen*; damit fällt ein weiteres bedenken C.s gegen die stelle. — v. 1833 *þæt ic þe wel herige*; l. *nerige*?

Auf weitere einzelheiten einzugehn ist hier nicht der platz. unbedingte anhänger der 'höheren kritik' werden C.s äufserungen mehrfach übertrieben hart und ungerecht finden. er ist allem voreiligen 'schrappen' unbequemer stellen durchaus abgeneigt und geifselt die höhere kritik, die bei jeder gelegenheit 'een loopje met een hals van een interpolator nemen' muss, in unbarmherziger weise. da er sich selbst aber seine aufgabe durchaus nicht leicht macht, so kann man ihm ein gewisses recht zu scharfem urteilen wol nicht absprechen. zu weit geht seine ehrfurcht vor dem erhaltenen text nirgends.

Camenz, 10 oct. 1892. H. Lübke †.

Dietrich Schernberg und sein spiel von frau Jutten. von Richard Haage. Marb. diss. Marburg, CLPfeil, 1891. 108 ss. — 8°. eine fleifsige und verständige arbeit, in der H. seinen 'Mühlhäuser landsmann' behandelt. was er über dessen persönlichkeit aus alten und neuen quellen zu ermitteln vermochte, ist zwar nicht viel, aber urkundlich sicher. von 1483—1502 erscheint Schernberg in Mühlhausen, wo schon seit 1310 ein geschlecht der herren von Schernberg nachzuweisen ist. er war daselbst laut einer urkunde von 1490 *cleric Mentzischen bystumpisz und von heyliger keyszerlicher gewaldt eyn uffinbar schrieber*: also geistlicher und kais. notar. in jener eigenschaft wird er durch ein verkaufsinstrument von 1499 näher bestimmt: er war *vicar an der capellen Sancti Johannis Baptistae*. aus seiner notariatstätigkeit sind noch mehrere urkunden mit deutlicher kräftiger schrift erhalten, über welche H. s. 12 ff berichtet mit dem versprechen, die biographisch und sprachlich merkwürdigsten in einem 'anhange' abzudrucken, was jedoch in dem exemplar, das mir vorliegt, nicht geschehen ist.

Was nun Schernbergs oftbesprochenes und gleichwol wenig durchforschtes drama von der frau Jutten betrifft, so weist H. zunächst überzeugend nach, dass es weder ein 'komisches fastnachtspiel' (Gruber, Keller) noch eine satire (Wackernagel), sondern ein bewustes gegenstück zu dem 'Zehnjungfrauenspiel' ist und

als solches 'die verherlichung der mutter gottes und der heiligen als leitendes motiv und mittelpunct hat'. der dichter zeigt sich in weltlicher und geistlicher poesie sehr belesen und hat aus flicken beider seine dichtung vielfach geradezu kaleidoskopartig zusammengesetzt, wie aus der tabelle der entlehnungen s. 92ff hervorgeht. auch im zweiten teile des stückes, wo sich anfänge würklicher characterzeichnung finden, stammen diese lediglich aus dem Theophilusspiele. die grundlage des ganzen bildet die bekannte papstfabel, die Schernberg, wie es scheint, aus verschiedenen quellen (darunter befand sich auch Rothes chronik) kennen gelernt und mit heimatlichen anspielungen vermehrt hat. dazu fügte er verschiedene motive aus legenden-, fastnachtspielen, dem Künzelsauer fronleichnamsspiel, aus weltgerichts-, oster- und passionsspielen. von den letzteren machte er sich namentlich die teufelstraditionen zu nutze und gestaltete seine papissa nach dem geläufigen vorbild der Maria Magdalena. in seiner ausdrucksweise zeigt Schernberg überall mafs und decenz, selbst in den teufelsreden; im übrigen aber ist sprache und stil schwerfällig, unbeholfen und voll leerer flickphrasen, die H. s. 97 ff übersichtlich verzeichnet. H. verspricht eine kritische ausgabe des spiels von frau Jutten, die sehr erwünscht ist, weil eine reihe von fragen erst dann ihrer völligen lösung zugeführt werden können. so gleich die erste und wichtigste, ob Tilesius ein redlicher finder gewesen und ob er am texte geändert oder ob er die gefundene hs. Schernbergs geradeswegs in die druckerei gegeben hat, wie H. s. 6—9 zu beweisen sucht, ohne dass die dafür beigebrachten gründe ausreichend wären; denn die lesefehler kann der setzer ebenso in der hs. des Tilesius wie in der Schernbergs gemacht haben, und einzelne altertümelnde formen kann Tilesius aus fahrlässigkeit und absicht stehn gelassen haben. überdies muss auch der mögliche wechsel des setzers in betracht gezogen werden.

Innsbruck, aug. 1892. J. E. Wackernell.

The influence of Seneca on Elizabethan tragedy. an essay by John W. Cunliffe, d. lit., m. a., late Berkeley fellow of the Owens college, Manchester. London, Macmillan and Co., 1893. iv u. 155 ss. 4⁰. 4 sh. — C.s schrift, die von der universität London als doctorarbeit angenommen wurde, erhärtet die ansicht, dass die Elisabethinische tragödie aus der nachahmung Senecas — mit ausschluss der Griechen — hervorgegangen ist. sie weist ferner nicht blofs in Shakespeares jugendstücken, sondern auch noch im Lear und Macbeth frappante übereinstimmungen mit dem neronischen rhetor nach und zeigt, wie dies abhängigkeitsverhältnis sich bis zur zeit Miltons erhielt, den gelehrten Ben Jonson nicht ausgenommen. belesenheit, sorgsames vergleichen und methodische anordnung sind C. nachzurühmen, und damit vereint er eine geschmackvolle, wol lesbare darstellung. sein hauptargument sind nachbildungen einzelner stellen; namentlich in

den 'Misfortunes of Arthur' macht er fast von seite zu seite die wörtliche paraphrase ersichtlich. viel weniger gibt er sich mit technischen einflüssen ab. Seneca lieh der englischen tragödie die rhetorik: das wäre einmal an der hand der Seneca-übersetzung von 1581 interessant auszuführen. Seneca erschloss ihr die temperamentscharactere, deren bis zur unvernunft gehnde consequenz bei Marlow und Shakespeare überwältigend durchschlägt, fernab von der precieusen zurückhaltung, die seit anfang des 17 jhs. von Frankreich ausgeht. aus Seneca stammt die mehrzahl ihrer rollen: die thronräuber und feindlichen brüder, die rächer und verrückten, die activen megären und passiven unschuldsheldinnen, die hexen und fluchweiber, geister, boten und ammen; was als nationales eigentum übrig bleibt, sind die Herodestyrannen, die mörder, die an henkersknechte der mysterien erinnern, die vice-clowns und hetären der moralspiele, dazu der mönch, seltener der ritter oder gemeine mann. dass solch mächtige kunstentlehnung sich nicht auf die Engländer beschränkte, hat C. wenigstens angedeutet; er nennt Franzosen und Spanier, den Schotten Buchanan, von unsern landsleuten freilich nur den späten Gryphius. auch dass neben der unmittelbaren einwürkung des Seneca eine mittelbare durch neulateinische dramen einherlief, hat er in einer anmerkung berührt, wo er von Oxforder und Cambridger studentenspielen redet (s. 8). dieser unterströmung nachzugehn wäre um so wichtiger, als bis auf Shakespeare so gut wie alle dramatiker den akademischen kreisen angehörten. dass Kirchmayrs 'Pammachius' für Bales 'King John' ein vorbild war, hat bereits Herford gezeigt: ein bedeutsamer wink für den internationalen character dieser, wie jeder von der renaissance ausgehnden litteraturbewegung. wer wird uns aber die vielen schuldramen des 16 jhs., die nach Halliwells 'Dictionary of plays' auf den englischen universitätsbibliotheken schlummern, zugänglich machen oder auch nur einmal beschreiben?

Strafsburg i. E. A. Brandl.

Thomas Carlyle, Lectures on the history of literature, delivered april to july 1838. now printed for the first time. edited with preface and notes by prof. J. Reay Greene. London 1892. xii u. 263 ss. 3 sh. — die nach stenographischen aufzeichnungen herausgegebenen vorlesungen des berühmten apostels deutschen geistes in England enthalten nur gedanken und anschauungen, die aus den schriften des 'umgekehrten Bonifacius' schon bekannt sind. doch bietet der eilige gang durch die weltlitteratur als ganzes immerhin ein characteristisches gegenbild zu den Schlegelschen vorlesungen. — die Germanen speciell werden in jener eigentümlich neutaciteischen beleuchtung gezeigt, die Carlyle mit mme de Stael teilt: ein neuentdecktes volk voll geheimer weisheit und sanften characters, so eine art europäischer Inder, wie denn 'Von sprache und weisheit der germanischen Inder' der beste titel für das werk der genialen

Französin sein würde. — Carlyle sieht in den Schweizern die typischen vertreter deutscher art, in Luther den grösten repraesentanten, neben den er dann gleich Erasmus und Hutten stellt. in den tatsächlichen angaben verfährt er mit grofser freiheit: Götz von Berlichingen ist die hand zur strafe für friedensbruch abgehauen worden, und an Sickingen gefällt ihm am besten, dass er sterbend noch den kurfürsten von Trier grüfst — dem der ritter bekanntlich grade den grufs verweigert hat. — bedeutender ist natürlich seine besprechung der neueren deutschen litteratur. neben Goethe und Schiller erhält Jean Paul ein liebevoll ausgeführtes, aber wenig ähnlich geratenes monument. Goethe wird als der prophet der entsagung und des mitleids gefeiert — sicher mit mehr recht, als wenn man ihn für den wortführer des egoismus und der genusssucht erklärt, aber durch die theologische färbung, die Carlyle seinen worten gibt, misverständlich genug. deutsche philosophie und wissenschaft werden energisch bei seite geschoben. schliefslich ist es dann die deutsche poesie, auf die der leidenschaftliche idealist seine hoffnung einer neuen epoche stützt.

Die anmerkungen des herausgebers bringen einige tatsächliche berichtigungen; im übrigen entspricht in ihnen die praetention der bedeutungslosigkeit.

Berlin, 24 juni 1892. RICHARD M. MEYER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

NAHANARVALI. den volksnamen der Nahanarvalen habe ich Anz. XIX 7 wol nicht richtig beurteilt. es ist unnötig, von der besser überlieferten hslichen lesart abzuweichen. *Naha-nar-vali* wird in würklichkeit *Nava-ner-vali* gesprochen worden sein. das dreifache compositum enthält in seinem mittleren teile das Anz. XVII 53 erörterte, einst in den germ. sprachen mehr als in den historischen perioden geläufige wort *ner* 'mann' als consonantischen stamm, vgl. gr. ἀνήρ. in dem ersten gliede ist das got. *naus* (*nawa*-) nicht zu verkennen, und das letzte wird, anders als es aao. geschehen ist, zu *waljan* 'wählen', ahd. *wala* 'wahl' zu ziehen sein. wir bekämen dann den sinn 'tote männer wählend', dh. 'die in der schlacht zu tötenden männer sich aussuchend'. vielleicht hängt die merkwürdige benennung irgendwie mit der mythologie und dem cultus zusammen; denn, wenn die vorgetragene erklärung richtig ist, so würden ja nun die Nahanarvali gleichsam als männliche *valkyrjur* erscheinen, als seitenstück zu den 'wählerinnen des wals' oder 'totenwählerinnen', über deren namen und wesen Beitr. 16, 505 gehandelt ist. wer an der lesart *Nahanarvali* in allen stücken festhalten will, kann dies, indem er das *h* als ungenaue bezeichnung für *hv* auffasst (denn *nawá*- geht ja auf **nagwá*- zurück und kann eine nebenform **náhwa*- gehabt haben) und *nar* als hochstufe zu *ner* betrachtet.

Basel, 7 mai 1893. R. KÖGEL.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

VII.

Die einleitende notiz zum vorigen bericht (o. s. 277) war eben gedruckt, als mir der zweite band der Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, hsg. v. OBremer (Bibliographie von FMentz), zu gesicht kam. auf s. VII bemerkt dort der herausgeber, hr. privatdocent dr OBremer in Halle, dass die einteilung der bibliographie auf einer von ihm entworfenen dialectkarte beruhe, die er nebst einem die einzelnen sprachgrenzen rechtfertigenden commentar noch zu veröffentlichen hoffe, und fährt dann wörtlich fort: 'mit einem solchen werke bis zum erscheinen des Sprachatlas zu warten scheint mir nicht geboten. nach meinen erfahrungen, welche mir von einer reihe von gelehrten bestätigt werden, sind die Wenkerschen linien zum grofsen teil nicht zuverlässig und daher nur mit äufserster vorsicht für die gruppierung der deutschen mundarten zu benutzen'. ich denke, diese art, in einer hingeworfenen anmerkung ohne concretes beispiel und unter berufung auf anonyme gelehrte das mühselige lebenswerk eines mannes zu verdächtigen, dem die germanistische wissenschaft immerdar verpflichtet sein wird, richtet sich hinreichend von selbst. mit hrn. dr Bremer bleibt jede discussion für uns ausgeschlossen, bis er seine verdächtigungen durch positive zeugnisse oder belege zu erhärten versucht hat. alle übrigen fachgenossen aber, die grund zu haben meinen zu irgend welchem zweifel an der zuverlässigkeit der Wenkerschen grenzen, bitten wir dringend um nähere mitteilung, damit alsbald der wahre sachverhalt aufgehellt werden kann und das zutrauen zu einem werke nicht ins schwanken komme, das bisher nur allseitigste zustimmung erfahren hat, das reiche unterstützungssummen von staat und reich erfordert und das für unsere wissenschaft ein lauteres und unantastbares hilfsmittel gewähren soll[1].

[1] [es sei mir, der ich den begründer und leiter des Sprachatlas seit jahren kenne und als einen gelehrten von durchaus idealer richtung und dabei strengster und nüchternster pflichterfüllung aufrichtig verehre, gestattet, hier ein paar worte hinzuzufügen. hr. dr Wenker hat bereits zahlreichen fachgenossen einblick in die grundlagen, die hilfsmittel und die methode seiner kartographischen lebensarbeit gewährt und ist jederzeit bereit, persönlich hier am orte auch weitere aufschlüsse zu geben, als sie die bisher nach Berlin abgelieferten karten und berichte enthalten. einwänden und belehrungen ist er stets zugänglich ohne empfindlichkeit; aber wer ihn hier in Marburg aufsucht, wird finden, dass er sich über jede denkbare art von fehlerquellen selbst rechenschaft gibt und alle mittel und wege, die ihm zu gebote stehn, benützt, um solche fehler aufzudecken und zu beseitigen. wenn nun ein jüngerer gelehrter, der erst seit wenigen jahren begonnen hat, seine mundartlichen studien über das enge gebiet des friesischen auszudehnen und sich dabei naturgemäfs auf ein vielfach lückenhaftes, obendrein durchaus verschiedenartiges und verschiedenwertiges material angewiesen sieht, die peinliche entdeckung gemacht zu haben glaubt, dass die wichtigsten ergebnisse der Wenkerschen karten, dass 'die linien zum grofsen teil nicht zuverlässig sind', so hatte er gegenüber der wissenschaft und der guten sitte die unbe-

19. *grofs* (satz 16).

Der gutturale anlaut wird vorläufig hier übergangen (vgl. Anz. xviii 405).

Die lautverschiebungsgrenze *t/fs* stimmt im wesentlichen im w. zu der von *wasser* (o. s. 282) bis Hückeswagen, nur dass sie den Rhein wenig südlicher überschreitet und Neufs auf nd. seite läfst; Düsseldorf und drei nachbardörfer, für die *grōfs* überliefert wird, bleiben als kleine verschiebende insel der hauptlinie nördlich vorgelagert[1]; von Hückeswagen bis an die Elbe bei *Aken* übereinstimmung mit *ik/ich*; weiter *Roslau, Coswig, Zahna, Seyda* (alle vier hart an der grenze), *Jessen,* Schweinitz, Schönewalde, *Schlieben, Dahme, Golssen,* Baruth, Teupitz, *Buchholz,* Storkow, *Beeskow, Müllrose,* Frankfurt, Reppen, *Sternberg,* Drossen, *Zielenzig,* Sonnenburg, *Landsberg, Schwerin,* der rest wider wie *ik/ich*; im vergleich mit früheren linien also wider abweichungen zwischen Elbe und Oder, was auch durch viele *grōfs* characterisiert wird, die hier jener verschiebungslinie, namentlich in den märkischen städten, vorgelagert und wie die dortigen *eis, salz, wasser* usw. zu beurteilen sind. östlich der unteren Weichsel *grōfs* wie *ech.*

grōt ist die allgemein nd. form, die nur im w. etliche vocalmodificationen erfährt. so reicht am Rhein der ripuarische vocalismus mit *ū, ue* noch ein stück ins nd. hinein: *gruet, grūt* gelten (im anschluss an südlicheres *gruefs, grūfs*) noch bis Straelen und Kempen links-, für Merscheid, Remscheid, Gräfrath, Mettmann, Ratingen, Angermund rechtsrheinisch, woran sich Elberfeld, Velbert, Kettwig, Mülheim mit *gruat* anschliefsen, während das eigentliche flussthal *grōt* bewahrt. östlich schliefsen sich zahlreiche, wenn auch noch nicht consequente *grout* an, die zu dem grofsen gebiet der westfälischen diphthongierung überleiten. nehmen wir einige gleich näher zu characterisierende grenzdistricte mit *å, eo, ā* mit hinein, so erstreckt sich dasselbe längs der verschiebungslinie von Olpe bis Sachsa; seine grenze zweigt von dieser zwischen Olpe und Hilchenbach nordwärts ab, folgt der Lenne und Ruhr bis Witten und geht von hier grade gen n. auf die Lippe zu; bis hierher ist die grenze unsicher wegen jener zahlreichen ihr westwärts vorgelagerten *grout*; dagegen ist der weitere nördliche grenzbogen bis zur Weser herum deutlich (orte innerhalb seiner cursiv): *Lüdinghausen,* Haltern, *Dülmen, Coesfeld,* Ahaus, Gronau, Schüttorf, *Rheine,* Neuenhaus, *Lingen,* Meppen,

dingte pflicht, sich über die tragweite wie über die tatsächlichen unterlagen eines so schweren vorwurfs jede mögliche klarheit zu verschaffen, und er darf sich jedesfalls nicht hinter eine ungenannte 'reihe von gelehrten' verstecken. wir verlangen dringend, diese gelehrten und vor allem ihre anklagen kennen zu lernen.

Marburg, 1 aug. 1893. Edward Schröder.]

[1] diese unsicherheit des grenzverlaufs, die sich auch westlicher bei Linnich in einem zickzack der linie bekundet, spricht ua. gegen Seelmann Nd. corresp. 16, 61.

Haselünne, Fürstenau, *Freren,* Quakenbrück, Diepholz, *Rhaden,* auf die Weser an der Werremündung; schwankend ist wider der östliche rest der linie, die der Weser nur bis Rinteln folgt, nordöstlich auf Hannover zu zieht, südlich davon die Leine überschreitet, Sarstedt, Hildesheim, Gronau einschliefst und südwärts zwischen Alfeld und Bockenem, Gandersheim und Seesen, Northeim und Osterode hindurchführt, um endlich südostwärts auf die lautverschiebungsgrenze zu stofsen. der gröste teil des so umschriebenen complexes hat *graut,* das im sw. in *gräut, grēut* übergeht und als solches bis zur Lippe im n. und bis Lippstadt-Medebach im o. herscht, auch im no. zwischen Wiehengebirge, Teutoburger Wald und Weser überwiegt; im ostzipfel an der Leine um Pattensen, Sarstedt, Eldagsen, Elze, Hildesheim, Gronau, Alfeld wechseln *grōt* und *greot*; die nordwestecke um Lingen, Freren hat *grǟt*; der südostzipfel endlich, etwa zwischen Weser und der linie Holzminden-Sachsa mit dem mittelpunct Göttingen, *grāt.* sonst begegnen auf nd. boden nur noch ein kleiner *graut*-bezirk zwischen Salzwedel, Wittingen, Gardelegen, Bismark (auch mit *ou, eo*), häufige *u* und *uo* zwischen Hannover-Braunschweig und Harz, seltene *ou* zwischen Elbemündung und Eider, häufigere im gebiete der oberen Netze und Brahe (mit *eo, ão*).

Viel mannigfaltiger ist der vocalismus des wortes im hd. im w. herscht *grūſs* südlich der verschiebungslinie etwa bis Hochwald, Idarwald, Hunsrück, begleitet den Rhein bis Mainz, den Main bis Seligenstadt und reicht weiter etwa bis zu folgender linie (*u*-orte cursiv): *Gelnhausen,* Orb, *Büdingen,* Soden, *Wenings, Schotten,* Herbstein, Lauterbach, *Homberg a. d. O.,* Kirtorf, *Kirchhain,* Rauschenberg, *Marburg,* Wetter, Biedenkopf, *Haiger,* Siegen, *Freudenberg, Hilchenbach*; dieses *ū*-gebiet wird linksrheinisch von Schnee-Eifel und Ahr nordwärts, sowie im gebiet der mittleren Sieg mit überwiegenden *ue,* in der südlichen hälfte mit vereinzelteren *ou* durchsetzt. ein zweites grofses *u*-gebiet gehört dem o. an: man kann ihm im grofsen ganzen alles land östlich der ganz ungefähren grenze Hedemünden (an der verschiebungslinie)-Schmalkalden - Bischofsheim (an der Rhön) - Eisfeld (a. d. Werra)-Erlangen - Fichtelgebirge zuweisen; innerhalb dieses grofsen bezirkes zieht sich *grōſs* längs der verschiebungslinie als compromissstreifen zwischen sonstigem *grūſs* und dem nd. *grōt* hin, an den enden schmal und in der mitte breiter, sodass es zwischen Lausitzer Neifse und Saale etwa bis zur höhe von Muskau-Leipzig hinaufreicht; schriftdeutsche *groſs* sind auch sonst überall zu finden; Schlesien hat reines *ū* bis auf ein mittleres diphthonggebiet zu beiden seiten der Oder von Breslau bis Grünberg, das im innern *grauſs,* am rande auch *grouſs* und *grōſs* aufweist und gen w. noch Lüben, Primkenau, Freistadt, gen o. noch Kriewen, Kobylin, Militsch, Juliusburg einschliefst; das übrige *ū*-gebiet wird sonst namentlich von vielen *ue* durchsetzt, die besonders

nordwestlich von Dresden häufig sind und westlich vom 29 grade herschen; von einzelheiten sind sonst noch verstreute *ou*, namentlich an der Hainleite, ein *ō*-bezirk um Treffurt, Wanfried, Eschwege und das an das nd. *grāt* sich bis Heiligenstadt, Bleicherode, Nordhausen anschliefsende *grāfs* zu nennen. jene beiden *u*-gebiete werden getrennt durch *grofs* (im oberen Sieggebiet mit *oe, oa*), das dann in Süddeutschland nur noch in der westlichen hälfte auf weiteren strecken bewahrt ist, während in der östlichen seine wortform meist wider von der schriftform abweicht. Baiern hat gröstenteils *groufs* (mit mannigfachen schreibungen wie *au, oau, aou*, im o. selbst *eo*), das sich an das nördliche *grufs* anschliefst und im w. bis zu folgender grenze reicht (*ou*-orte cursiv): Erlangen, *Fürth*, Heilsbronn, Windsbach, *Abenberg*, Eschenbach, *Gunzenhausen*, Wassertrüdingen, Öttingen, *Monheim*, Rain, *Neuburg*, Schrobenhausen, *Pfaffenhofen* (zweifelhafter grenzort) und weiterhin Amper und Würm aufwärts und zwischen Tegern- und Walchensee hindurch auf die reichsgrenze. hieran schliefst sich im w. ein langer streifen mit *oa*, der im n. durch die linie Eisfeld-Bischofsheim, im nw. durch Bischofsheim-Lohr und im w. durch eine linie begrenzt wird, die, jener *ou*-grenze etwa parallel, von Lohr südwärts auf Hall, weiter über (*oa*-orte cursiv) *Gaildorf*, Gmünd, *Heubach*, Weifsenstein, Ulm, *Neu-Ulm* zieht und dann etwa der Iller folgt; die *oa* wechseln im Maingebiet mit zahlreichen *ā*, *å*, sind südlicher das ausschliefsliche, sodass wir dort mit *å*, hier mit diphthongischem *oa* werden rechnen müssen. aus dem jetzt noch übrigen südwestlichen *grofs*-complex sind noch einige diphthongierende bezirke herauszuschneiden. vor allem das schwäb. *graufs* (häufig als *graofs* und mit nasaliertem vocal geschrieben); es lehnt sich im o. an jene *oa*-grenze von Gaildorf bis südlich von Ulm an und folgt dann der curve (*au*-orte cursiv) Biberach, *Ehingen*, *Munderkingen*, Buchau, *Riedlingen*, Scheer, *Sigmaringen*, Messkirch, *Friedingen*, *Mühlheim*, Tuttlingen, *Spaichingen*, Villingen, *Rottweil*, Hornberg, *Schiltach*, *Freudenstadt*, Oppenau, Wildbad, *Zavelstein*, *Liebenzell*, Neuenbürg, Pforzheim, *Rixingen*, Bietigheim, *Bottwar*, Beilstein, *Backnang*, Murrhardt, *Welzheim*; man vgl. sonstige schwäb. grenzen, namentlich *gęs*, *gei̯s* Anz. XVIII 406. endlich noch zwei *ou*-districte, ein gröfserer um den Odenwald herum mit den inneren grenzorten Babenhausen, Aschaffenburg, Stadtprozelten, Külsheim, Osterburken, Widdern, Neckarsulm, Hilsbach, Wiesloch, Schwetzingen, Ladenburg, Bensheim, Reinberg, Dieburg, und ein kleinerer zwischen Rhein und Haardt um Landau, Annweiler, Edenkoben. der rest hat *grōfs*, dessen vocal für das Elsass zwischen dem 48 und 49 grade durch viele *u*-schreibungen als sehr geschlossen characterisiert wird.

Die Dänen schreiben *stor, stoer*, an der nordgrenze und auf dem nördlichen Alsen *stuer*, auf dem südlichen Alsen *stuar*; das *-r* fällt häufig ganz weg, namentlich in den östlichen gegenden.

die Friesen überliefern für Sylt *gurt*, für Amrum, Föhr und den nördlichsten küstenteil *gratt*, für die Halligen und die übrige küste *grott*, nur für die östlichsten dörfer wider *gratt*.

20. *tot* (satz 14).

Der vocalismus von *tot* deckt sich mit dem des vorigen wortes so consequent, dass ganz auf jenes verwiesen werden kann und nur daran erinnert zu werden braucht, dass solche übereinstimmungen niemals grenzdorf für grenzdorf gelten; so fallen von den grenzorten der schwäb. diphthongierung Buchau und Wildbad für *tot* noch in das innere des gebietes. eine besonderheit ist allein für eine kleine ecke im äufsersten w. zu constatieren: nördlich von Trier zwischen Mosel und dem 50 grade herscht vocalkürze: *dutt*, dem sich nordwärts in schmalem streifen längs der reichsgrenze von Bitburg bis StVith *dukt* (auch *duck*) anschliefst.

Für den dentalen anlaut schreibt zunächst alles land nördlich der *ik/ich*-linie *d*. der hd. boden hingegen wird durch eine ungefähre linie halbiert, die von letzterer ausgehend der Werra etwa bis Vacha folgt, südlich auf die nordausläufer der Rhön zu geht, an deren westabhängen vorbei südwestlich auf den Main bei Seligenstadt stöfst, diesem etwa bis Dertingen aufwärts nachgeht, dann ziemlich grade südöstlich auf die Lechmündung hinsteuert und von hier wider nordöstlich abbiegt, um an der ostseite des fränkischen Jura und Fichtelgebirges vorbei aufs Erzgebirge zu stofsen (vgl. zt. *winter* o. s. 108). in den von dieser linie östlichen gegenden ist *t* die consequente oder wenigstens bei weitem überwiegende schreibung; Schlesien überliefert ganz reines *t* (ebenso die hd. enclave östlich der unteren Weichsel), während die westlicheren teile, namentlich in den grenzgegenden, mit gelegentlichen *d* durchsetzt sind, die aber immer in entschiedenster minderheit bleiben. westlich jener linie erscheinen *d* und *t* in bunter mischung, doch so, dass im linksrheinischen fränkisch das *d* bei weitem das übergewicht hat, im rechtsrheinischen abnimmt und im alem.-bair. mit *t* unterschiedslos wechselt. es ergibt sich also die ungefähre scala, dass der alte tönende verschlusslaut dem nd. zukommt, dass das linksrheinische fränkisch eine der alten media noch recht nahe stehnde, das rechtsrheinische bis zu obiger grenze eine ihr schon ferner stehnde lenis articuliert, dass das alem.-bair. die mitte hält zwischen media und fortis, dass das fränk. östlich obiger grenze, das thüringische und obersächsische der fortis zuneigen (jenes mehr als dieses), dass dass sie aber erst im schlesischen ihre gröste intensität erreicht[1].

[1] die überraschung über solche unterscheidung von *d* und *t* in einzelnen hd. gebieten (vgl. Brenner Bayerns maa. II 149) ist unserer bisherigen kenntnis gegenüber gewis berechtigt: wie Schleicher für Sonneberg (Volkstümliches aus Sonneberg s. 1. 2. 3), so haben kürzlich noch Hertel für Greiz und Felsberg für Coburg ausgesagt (Mitteil. d. geogr. ges. z. Jena V 140. VI 136), dass dort *d* und *t* vollständig zusammengefallen seien. haben ihre angaben nur für die genannten städte zu gelten und beruht unsere bisherige kennt-

Die dän. übersetzungen haben *ījel* (vereinzelt *ejel*), daneben seltener *död, dö, döe*; die nordfries. von den inseln *duad* (Sylt einige *duar, dua*), vom festlande in vier gruppen von n. nach s. *duit, düdj, düd, dud.*

21. **brot** (satz 30).

Vocal und auslaut stimmen zum vorigen wort (s. o.), nur dass bei *brot* die schriftform sehr oft die dialectische entwicklung durchbrochen hat. das ist am auffälligsten in Süddeutschland, wo einmal das ganze gebiet der schwäb. diphthongierung (*graufs, daut*) heute schriftsprachliches *brot* hat bis auf zerstreute reste in seiner westhälfte (*braut*), und wo ferner jener teil des *oa*-bezirkes, der zwischen dem Lech und der östlicheren *dout*-linie liegt, bis auf vereinzelte reste an *brōt* verloren ist.

Das dän. hat *brö* (daneben *bröd, brör, bröe*), das fries. (entsprechend den formen von *tot*) *bruad, bruid, brüdj, brüd, brud.*

22. **müde** (satz 23).

Wider ein wort von buntester vielgestaltigkeit auf der karte, die besonders dadurch entsteht, dass seine vocalischen und consonantischen grenzen ohne rücksicht auf einander verlaufen.

Beginnen wir mit dem vocalismus, so gilt es zunächst, das obd. und md. gebiet durch eine linie abzuschneiden, südlich der die hd. *üe, ū* und ihre nächsten modificationen erhalten sind. diese linie beginnt in Lothringen zwischen Metz und Falkenberg, zieht nordöstlich über Idarwald und Hunsrück auf den Rhein bei Boppard, wendet sich südöstlich gegen den Main, dem sie dann bis Seligenstadt folgt, zieht südlich an Gelnhausen und Orb, dann westlich an Salmünster und Soden vorbei und führt zwischen Schotten und Herbstein, Homberg a. d. O. und Kirtorf, Kirchhain und Rauschenberg, Marburg und Wetter, südlich an Biedenkopf und Laasphe vorbei, zwischen Hilchenbach und Berleburg auf die *ik/ich*-linie; zu dieser stimmt sie bis Calbe und zieht dann weiter über (die südlichen orte cursiv) *Barby*, Gommern, *Möckern*, Magde-

nis dieser lautfrage auf städtischen beobachtungen, die mit dem sachverhalt auf dem flachen lande wider einmal nicht übereinstimmen? jedesfalls ist die richtigkeit des oben skizzierten kartenbildes, das sich aus tausenden von einander unabhängiger aufzeichnungen ergab, nicht anzutasten, wenn auch die angewante terminologie von lenis und fortis nur die graphische überlieferung in ihren unterschieden widergeben und nicht über den genauen physiologischen lautwert in den einzelnen gegenden entscheiden soll. überzeugen kann auch hier nur wider einsicht der originalkarte; immerhin sei obige scala durch einige zahlen erhärtet: ein rechteckiges, aus sechzehn kleinen quadraten des kartennetzes bestehndes gebiet der Eifelgegend um Prüm und Daun bietet für 178 orte 172 *d* und 6 *t*, das gleichgrofse rechteck in der Pfalz um Kusel und Kaiserslautern für 268 orte 241 *d* und 27 *t*, am untern Neckar um Heidelberg und Mosbach für 162 orte 142 *d* und 20 *t*, an der untern Lahn um Weilburg und Ems für 240 orte 190 *d* und 50 *t*, am obern Neckar um Horb und Rottweil für 188 orte 105 *d* und 83 *t*, in Baiern um München und Erding für 91 orte 43 *d* und 48 *t*, um Nürnberg für 130 orte 7 *d* und 123 *t*, in der Maingegend um Hassfurt und Bamberg für 220 orte 3 *d* und 217 t, in Thüringen um Erfurt und Rudolstadt für 246 orte 24 *d* und 222 *t*.

burg, *Burg*, Ziesar, *Görtzke*, *Brandenburg*, Plaue, Pritzerbe, *Nauen*, Cremmen, Oranienburg, *Biesenthal*, Joachimsthal, *Eberswalde*, *Oderberg*, Zehden, *Mohrin*, Soldin, *Landsberg*, der rest wie *ik/ich*; zu letzterem stimmt auch die ostpreufsische enclave (mit *ū* und *ī* promiscue). auf dem so begrenzten hd. boden sind zunächst einige für sich stehnde bezirke auszusondern: vor allem der bair. Nordgau, in dem die form *möid* vorherscht (neben *eĭ*- *uă*. schreibungen und mit alten *ŭa*, *ia*, gegen s. zunehmend, durchsetzt). im s. etwa bis Regen-Ingolstadt, im sw. bis Ingolstadt-Gunzenhausen, im w. bis Gunzenhausen-Erlangen, im nw. bis (*öi*-orte cursiv) Erlangen - Gräfenberg - *Betzenstein* - Pottenstein - *Pegnitz*-Creufsen - *Neustadt* - *Kemnat* - Goldcronach - *Wunsiedel* - Weifsenstadt-*Adorf* - Schöneck - *Neukirchen*; ferner *eĭ*, *öi* nordöstlich vor dem Frankenwald bis Lehesten, Schleiz, Tanna, Hirschberg, *eĭ*, *äĭ* vereinzelt auch thüring. an der Hainleite von Grofsenehrich bis Kindelbrück; endlich das vorwiegend hessische *ō*- und *ē*-gebiet, zu dem Fulda, Tann, Geisa, Hünfeld, Schlitz, Hersfeld, Vacha, Lengsfeld, ja noch Eisenach und etliche östlichere ortschaften gehören (*e*, nur der so.-streifen von Fulda bis Tann *ō*).

Die grenze zwischen den südlichen diphthongformen (*ŭa*, *ia*, *ŭe* usw.) und den nördlicheren monophthongen beginnt an der romanischen sprachscheide westlich von Strafsburg und verläuft zwischen (diphthongische orte cursiv) Saarburg, *Pfalzburg*, Lützelstein, *Ingweiler*, *Reichshofen*, Bitsch, *Wörth*, Weifsenburg (vgl. *p/pf* o. s. 103), Seltz, *Steinbach*, Gernsbach, *Wildbad*, *Neuenbürg*, Durlach, *Knittlingen*, Gochsheim, *Eppingen*, Schweigern, *Heilbronn*, Neuenstadt, *Forchtenberg*, Krautheim, *Mergentheim*, Lauda, Grünsfeld, *Dertingen*, Stadtprozelten, *Rieneck*, *Hammelburg*, Brückenau, *Bischofsheim*, Mellrichstadt, *Neustadt*, Königshofen, *Hofheim*, Königsberg, *Hassfurt*, *Zeil*, Eltmann, *Gerolzhofen*, *Prichsenstadt*, Aschbach, *Iphofen*, Scheinfeld, *Uffenheim*, Windsheim, *Ansbach*, *Heilsbronn*, östlich von letzterem auf das nordbair. *öi* stofsend; vom nordzipfel dieses bezirkes an der Rhön aus setzen sich diphthongische formen (*ŭe*) sogar noch nördlicher in schmalem streifen über Fladungen und Wasungen bis zum Thüringerwald fort, ja jenseits desselben bildet *ŭe*, *ĭe* noch ein ganzes gebiet mit Ohrdruf, Waltershausen, Gotha, Erfurt, Langensalza, Thamsbrück, Tennstedt, Gebesee, Sömmerda, Weifsensee; endlich bleibt zu erwähnen, dass in dén gegenden östlich der Elbe, wo die mitgeteilte grenze nördlicher verläuft als die *ik/ich*-linie, vielfach *ŭe* und *ĭe* erscheinen. der vocal ist im süddeutschen diphthonggebiet *ŭa*, *ŭe*, *ia*, *ĭe*, ganz ungefähr mit folgender verteilung: im Elsass zeugt consequentes *ia* für vollendete vocalentrundung (daneben *ĭe*, im nördlichsten teile vielfach *ea*, *eă*, selbst *ē*); umgekehrt herscht reines *ŭe*, *ŭa* im südlichsten Baden etwa bis zur höhe des Bodensees und nördlich im Maingebiet; im übrigen wechseln die *ü*- und *i*-schreibungen ganz bunt, ein beweis, dass

die entrundung hier im vergleich mit dem elsäss. noch nicht abgeschlossen ist; zwischen Rhein und Schwarzwald überwiegen die *üe, ie*, sonst die *üa, ia*, für die im schwäbischen nasalierte aussprache bezeugt wird. im hd. monophthonggebiet gilt reines *ü* nur für die gegenden zwischen Thüringerwald und Main, sonst überall bunter wechsel zwischen *ü* und *i*, wovon ersteres rechts, letzteres links der Elbe ein wenig überwiegen mag.

Westlich und nördlich dieser obd. und md. lande handelt es sich vornehmlich um den wechsel von *ö*- und *eu*-vocalen, mit dem hier und da, freilich selten genug, der von *gōs* und *gāus* (Anz. XVIII 407) sich vergleichen lässt. diphthongisches *meid* herscht zuerst im südwestlichsten zipfel südlich der Mosel, freilich bunt durchsetzt mit *e* und *i*, bei Diedenhofen sogar mit verkürztem *ĭ*. diphthongformen sind ferner der hessischen ecke eigen, die von der obigen grenze der *ü*-formen umschlossen und gegen nw. etwa durch die curve Boppard-Montabaur-Hachenburg-Laasphe begrenzt wird; die schreibungen sind überwiegend *eu, oi*, nur am Rhein um Nassau und Nastätten *ei*. nehmen wir aufserdem einen winzigen *eu*-flecken im w. in der nachbarschaft von Kaldenkirchen und ein gröfseres *öi*-gebiet an der unteren Ems mit Emden, Leer, Papenburg, Friesoythe, Kloppenburg vorweg, so bilden die übrigen nd. diphthongbezirke einen weiten gürtel vom Rhein bis an die Ostsee mit folgender begrenzung: die südliche grenze entspricht vom Rhein bis zur Elbe im wesentlichen der *ik/ich*-linie, wendet sich nordwärts über (diphthongorte *cursiv*) *Schönebeck*, Magdeburg, *Neuhaldensleben, Calvörde*, Gardelegen, *Salzwedel*, Wustrow, um unterhalb Hitzacker wider die Elbe zu treffen, folgt im allgemeinen der mecklenburgischen landesgrenze, geht beim 31 grade ostwärts auf Uckermünde zu, setzt sich jenseits des Haffes fort und trifft auf dem umwege Gollnow-*Massow*-Stargard-*Freienwalde*-Nörenberg-*Wangerin*-Dramburg-*Polzin*-Bärwalde-*Neu-Stettin-Ratzebuhr*-Schneidemühl-*Friedheim-Nakel*-Rohrbruch-*Bromberg*-Fordon-*Crone*-Schwetz-*Tuchel*-Stargard-Schöneck-*Berent*-Neustadt endlich die Ostsee; diese bleibt nordgrenze des gebietes bis zur Travemündung, während gegen nw. und w. die linien Travemünde-Hamburg-Rethem-Minden-Ahlen (a. d. Werse), Ahlen-Dorsten (a. d. Lippe), Dorsten-Mülheim (a. d. Ruhr) den abschluss bilden. innerhalb dieses grofsen complexes ist *eu* die allgemeine schreibung; von abweichenden schreibungen seien zahlreiche *öi, oi* innerhalb Ahlen-Minden-Hannover-Goslar-Brilon-Ahlen genannt, aus denen sich zwischen Detmold und Weser um Blomberg, Schwalenburg durch schwund des *i* blofses *o* entwickelt; entrundeten diphthong zeigen die beiden äufsersten flügel: das Ruhrgebiet im w. hat *ai* und *ei*, das Stolpegebiet im o. *ei*, von kleineren bezirken dieser art sei hier abgesehen. die monophthongischen gebiete schreiben vorwiegend *ö*, das hier und da mit *e* wechselt, so namentlich südlich der

Eifel und in Ostpreufsen, auch am Westerwald, im kreise Siegen, um Magdeburg. eine sonderstellung nimmt der Niederrhein mit *ü* ein, das sich bis Straelen, Kempen, Crefeld, Duisburg, Dinslaken erstreckt, und eine *üe*-enclave um Velbert, Ratingen, Mettmann, Wülfrath, Remscheid.

Unabhängig von der entwicklung des vocals ist die des inlautenden *d*, dessen mannigfache wandlungen alle unter der voraussetzung der früher allgemein vorhandenen endung zu verstehn sein werden. man ziehe folgende ungefähre linie, in deren süden und osten das *d* im allgemeinen erhalten ist: zunächst über (*d*-orte cursiv) *Montjoie,* Eupen, Cornelimünster, *Stolberg, Eschweiler, Aldenhoven, Linnich,* Odenkirchen, *Grevenbroich, Neufs,* Crefeld, *Ürdingen, Ruhrort,* Orsoy, *Mülheim,* Essen, *Werden,* Hattingen, *Barmen,* Schwelm, Lüttringhausen, *Remscheid,* Wipperfürth, Gummersbach, *Waldbröl,* Freudenberg, *Hachenburg,* Westerburg, *Montabaur,* Holzappel, *Limburg, Weilburg, Braunfels,* Wetzlar, *Butzbach,* Grüningen, *Lich,* Grünberg, *Homberg a. d. O.,* Kirchhain, *Neustadt,* Gemünden, *Treysa,* Homberg a. d. E., *Rotenburg,* Spangenberg, *Lichtenau, Cassel,* (wider nach w. biegend) *Niedenstein,* Gudensberg, *Wildungen,* Frankenberg, Battenberg, *Hallenberg,* (nordwärts) Winterberg, *Medebach,* Brilon, Rhoden, *Arolsen, Volkmarsen,* Warburg, Hofgeismar, *Grebenstein, Immenhausen,* Münden, dann der obigen nd.-md. vocallinie bis zur Havel folgend, doch häufig von ihr um ein kleines nördlich abbiegend, sodass die *d*-formen noch auf das nd. vocalgebiet reichen, weiter *Brandenburg,* Ketzin, *Spandau,* Nauen, *Oranienburg, Zehdenick,* nördlich auf die *eu*-grenze und dieser zum Haff folgend, jenseits desselben bis Dramburg wenig südlicher als diese, dann ihr wider entsprechend bis Bärwalde, endlich über *Bublitz,* Pollnow, *Rummelsburg,* Stolp zum meer. nördlich dieser linie hat sich das *d* nur zwischen Nordsee, Elbemündung und Hamburg-Husum bewahrt, obgleich sein schwund auch hier schon oft genug bezeugt wird; zu *r* ist es geworden in Mecklenburg und Pommern (bei Wollin eine gruppe von orten mit *rch*), sowie in dem durch jene *d*-linie abgeschnittenen zipfel des hessischen *ü*-, *i*-landes an der oberen Lahn und Eder; zu *j, ch* am Niederrhein (*müj, müch*), zu *g, j* westlich der Elbemündung an der unteren Oste, zwischen Salzwedel und Gardelegen und jenseits der Elbe im Dossegebiet mit Wusterhausen und Ruppin als mittelpuncten; überall sonst ist das *d* heute geschwunden oder im schwinden begriffen.

Innerhalb jenes grofsen complexes, der das *d* bewahrt, fallen zunächst etliche seltsame ausnahmen zwischen unterer Saale und Mulde in die augen, indem dort das *d* in kleinen bezirken um Nienburg, Bernburg und um Cöthen als *s* (*mise*), südlicher um Zörbig, Brehna, Landsberg als *l* (*mile*) widergegeben wird; *mög, möj* herschen sodann östlich der unteren Oder zwischen den *ü*- und *eu*-grenzen etwa bis Nörenberg-Driesen; endlich gilt ausfall des *d*

für die gegenden zu beiden seiten von Frankenwald und Fichtelgebirge, gegen o. etwa bis zum 30 grade, gegen n. bis Zwickau-Ludwigstadt, gegen w. bis Ludwigstadt-Bamberg-Erlangen, während gegen s. eine abgrenzung nicht durchzuführen ist und *d*-lose formen bis an die Donau, ja noch über sie hinaus sich erstrecken.

Für die endung kann im allgemeinen wider auf *gänse* (Anz. xviii 408), *balde* (o. s. 284), *felde* (o. s. 286) verwiesen werden. eine besonderheit scheinen die gegenden zu beiden seiten der unteren Weser von der Allermündung abwärts aufzuweisen, die das wort auf *-er*, *-r* auslauten lassen; da dies *r* auch bei andern paradigmen (zb. *neue* satz 21) widerkehrt, wo es nicht wie bei *müde* auf ursprüngliches *d* zurückgeführt werden kann, so ist es auf der karte als endung gefasst, wenn es vielleicht auch von wörtern mit ursprünglich dentalem auslaut ausgegangen und erst von hier auf andere verallgemeinert worden ist.

Die dän. formulare schreiben *trät* (selten *trätt*), dessen vocal nach o. zu, namentlich auf Alsen, in *äe*, *ē* übergeht. dieselbe form gilt für Sylt, Amrum, Föhr, während die Halligen und die nordfries. küste *trǟt* haben. das Saterland sagt *wurig*.

23. *bett* (satz 24).

Als vocal herscht überall *e*, dessen verschiedene schattierungen durch folgende häufigere schreibungen characterisiert werden: *i* an der Elbemündung und nördlich von ihr vereinzelt bis gegen die Eider hin; *ä* in Braunschweigs nachbarschaft, zwischen Westerwald und Rhein, zwischen Thüringerwald und Vogelsberg-Rhön, im südlichsten Elsass, in Ostpreufsen; *ö* in Baiern südlich von Chamb, Regen, Donau und besonders häufig zwischen Iller und Lech. bei diesem umlauts-*e* ist sonst im vergleich mit den alten *e* in *sechs* (Anz. xviii 413) und *feld* (o. s. 286 f) seine grofse gleichmäfsigkeit hervorzuheben; namentlich fehlen hier die md. hellen *a*, während im obd. die vocalismen von *sechs* und *bett* sich decken, besonders auch in der verbreitung des *ö*. vocaldehnung hängt in Mecklenburg und Pommern mit der entwicklung des dentals zusammen (s. u., *bēr*, selten *bǟr*); dahin gehören auch in Ostfriesland und in der gegend Bremens schreibungen wie *berde*, *bärd*; an der holländischen grenze um Kaldenkirchen, Dülken, Kempen herscht *ǟ*, seltener *äe*, dgl. zwischen Schnee-Eifel und Mosel um Prüm, Bitburg, Wittlich, Trier.

Die erhaltene alte endung *-e* stimmt zu *gänse*, *balde*, *felde*, *müde* (s. o.). schwache flexion wendet eine gruppe von orten unmittelbar südlich von Guben an: *bettne* (ganz in übereinstimmung mit dem dat. von *herz* satz 34 daselbst).

Der dental ist in Mecklenburg und Pommern, im allgemeinen bis zur gleichen grenze wie bei *müde* o. s. 354 f, zu *rr*, *r* geworden (*berr* und *ber*, *bēr* wechseln bunt und werden noch mit manchem *bett* durchsetzt); dgl. im westlichen Westfalen innerhalb etwa der linien Nordhorn-Essen-Hilchenbach-Rhoden a. d. Diemel-

Nordhorn, wo aber auch noch genügend *bedde* erscheinen, während anderseits *rr*-formen noch nördlicher im ganzen endungsgebiet westlich der Weser verstreut begegnen. zu beiden seiten der letzteren zwischen Rinteln und Oldendorf fällt eine gruppe von orten mit *belle* auf. sonst werden innerhalb des endungsgebietes *bedde* und *bette* im grofsen ganzen durch die *ik/ich*-linie geschieden, die nur wider zwischen Elbe und Oder schon vielfach überschritten wird. im *bedde*-bezirk sind *tt* häufiger nur in der gegend von Braunschweig und Hannover. in den endungslosen gegenden herscht *-dd*, *-d* östlich der unteren Oder und nördlich der *ik/ich*-linie mit ausnahme der hd. enclave Ostpreufsens; sonst *-tt*, das an der untern Weser und Elbe, an der Nahe, im nördlichen Elsass, im Neckargebiet, seltener im übrigen alem. und bair. mit *dd*, *d* untermischt ist.

Die Dänen schreiben *seng* (etliche *ti sengs*, *te sengs* = schriftdän. *til sengs* 'zu bett'), die Friesen *bēd* (nur Amrum und Föhr *bǟd*; auf Sylt zweimal *-r*; auf der küste noch einige *bede*; im Saterland *bǟd*).

24. *sitzen* (satz 36).

Das synonymon *hucken* wechselt mit *sitzen* in ganz Süddeutschland südlich vom 50 grade, mit ausnahme der Moselgegenden, und ist besonders häufig zwischen dem unten zu begrenzenden moselfränkischen *setz*-gebiet und dem Rhein, im südlichen Elsass und Baden, zwischen mittlerem Neckar, oberem Main und Rednitz, im Illergebiet; dasselbe *hucken* erscheint sodann im no., jenseits des 37 längengrades, und überwiegt sogar bei weitem vom 38 grade an, sodass es dort in die karte als die herschende form, die bildungen von *sitzen* hingegen nur als ausnahmen eingezeichnet sind: ein schöner beweis dafür, dass unter der dortigen bunten colonistenmischung auch ein beträchtlicher süddeutscher procentsatz enthalten war, der bei der lautlichen nivellierung nur in der bekannten hd. enclave das übergewicht errungen hat.

Bei der entwicklung des stammvocales von *sitzen* handelt es sich im wesentlichen nur um die grenzen der *i*- und *e*-gebiete, die dieser einfachheit wegen sich für vergleiche mit anderen wörtern (*ich*, *winter*, *kind* usw.) gut eignen und deshalb hier genauer beschrieben werden mögen. überwiegende *e*-schreibungen beweisen zunächst für das elsässische ganz offnes *i*, besser wol geschlossenes *e*. sie setzen sich vereinzelter längs der romanischen sprachscheide durch das lothringische fort und führen so zu einem grofsen vornehmlich md., hier im westlichen Lothringen beginnenden *e*-gebiete hinüber, das folgende grenze hat (*e*-orte *cursiv*): Falkenberg, StAvold, *Bolchen*, Forbach, *Saarlouis*, Ottweiler, *St Wendel*, Baumholder, *Birkenfeld*, Kirn, Kirchberg, *Berncastel*, *Trarbach*, *Zell*, StGoar, *Boppard*, *Ems*, Nassau, *Hadamar*, Camberg, *Usingen*, Königstein, *Frankfurt*, Hofheim, *Dreieichenhain*, Babenhausen, *Aschaffenburg*, Lohr, Rieneck, *Brückenau*, *Bischofs-*

heim, *Ostheim*, *Mellrichstadt*, Neustadt, Königshofen, *Römhild*, Hildburghausen, *Themar*, *Schleusingen*, *Gehren*, Gräfenthal, Saalfeld, *Blankenburg*, *Rudolstadt*, etwa die Saale bis unterhalb Camburg, Bibra, *Rastenberg*, Wiehe, Heldrungen, *Kindelbrück*, Schlotheim, *Langensalza*, Creuzburg, *Eisenach*, *Sontra*, Eschwege, *Waldkappel*, Grofsalmerode, *Cassel*, von hier im grofsen ganzen die *ik*/*ich*-linie westwärts bis Gummersbach, endlich *Wipperfürth*, *Hückeswagen*, Rade v. Wald, *Barmen*, *Langenberg*, Hattingen, *Werden*, *Mülheim*, Essen, *Oberhausen*, *Dinslaken*, Dorsten, Bocholt, *Isselburg*. innerhalb dieses *e*-complexes ist die *e*-schreibung am consequentesten im ripuarischen und niederfränkischen, also etwa von den Eifelgegenden abwärts; in dem von den Eifelgegenden südlichen und besonders in dem vom Thüringerwalde nordöstlichen teil kommen zahlreiche *ö* vor; da aber hier eigentliches *ö* meist schon zu *e* entrundet ist, so ist nicht ausgeschlossen, dass diese *ö* nur die geschlossene articulation des *e* andeuten sollen; das tun im übrigen die vielfachen *i*, die sonst das *e*-gebiet durchsetzen; südwestlich vom Vogelsberg etliche *ea*, *eä*. das *e* herscht ferner im äufsersten no., etwa in gleicher ausdehnung wie *eck*, *ech* (Anz. xviii 308), widerum mit vielen, namentlich in der hd. enclave überwiegenden *ö* durchsetzt; *i*-schreibungen hier nur noch am westlichen rande. endlich *e* am schlesischen südrande des reiches südöstlich vom Riesengebirge, besonders in der grafschaft Glatz.

Sonst herscht überall *i*, das nach eingestreuten *e*-schreibungen zu urteilen offenen lautcharacter nur angenommen hat zwischen der Elbemündung und der Kieler küste (vgl. dort wider *ek*), seltener zwischen unterer Elbe und Weser, dann südlich von Paderborn zwischen Lippstadt und Hofgeismar, im kgr. Sachsen (in seinem ostzipfel um Zittau wider mit *ö* durchsetzt). während aber bis hierher der vocal unseres wortes sich nur zwischen *i* und geschlossenem *e* bewegte, muss es mit ihm seine eigne bewantnis haben in den gegenden etwa inmitten Bamberg-Gerolzhofen - Würzburg - Möckmühl a. Jagst - Ulm - Augsburg - Ingolstadt-Bamberg, wo *e* und *ä* mit einander wechseln, also offenes *e* bekunden und am Steigerwald sogar in *a* übergehn, das dort fast ausschliefslich herscht; der vergleich mit anderen paradigmen zeigte, dass dies *a* unter den wörtern mit altem *i* nur für *sitzen* characteristisch ist, dass hingegen jene *a*-, *ä*-, *e*-verteilung übereinstimmt mit der bei wörtern wie *pfeffer* (satz 7) usw., dass *sitzen* hier also in die analogie von *essen*, *messen*, *vergessen* usw. übergetreten ist, wol durch das vocalgleiche praeteritum veranlasst; vom causativen *setzen* bleibt es trotzdem lautlich getrennt, denn das umlauts-*e* ist in jenen gegenden geschlossenes *e*, sodass *sitzen* und *setzen* sich dort als *sètzen* und *sétzen* unterscheiden.

Die lautverschiebungsgrenzen *tt*/*tz* stimmen ganz zu den *t*/*ss* in *wasser* o. s. 282 nach den dort aufgezählten ortschaften bis

auf die strecke Ermsleben-Berlin, wo *tt/tz* vielmehr über Ermsleben, Aschersleben, *Güsten*, Stassfurt, *Calbe*, *Barby*, *Aken*, *Roslau*, *Coswig*, *Zahna*, *Seyda* (die letzten 8 orte sind unmittelbare grenzorte), *Schweinitz*, Schönewalde, *Dahme*, *Golssen*, Baruth, *Teupitz*, Mittenwalde, Königswusterhausen verläuft; nördlich davon *tz* wider meist in den märkischen städten. das sonst allgemeine nd. *t* ist zu *dd* erweicht im plattdeutschen nördlich der Eider und in Mecklenburg (vgl. hier *winder* o. s. 108, *wader* s. 282), sowie südlicher zu beiden seiten des 29 grades bis gegen Magdeburg hin, vereinzelter in Hinterpommern. auf hd. boden erscheint gelegentlich *tzt* statt *tz*, jedesfalls zu oft, um lediglich als schreibfehler aufgefasst zu werden.

Was die flexionsendung der 3 pers. pl. betrifft, so teilt folgende linie das gebiet mit altem ndsächs. *-et*, *-t* ab (orte mit letzterem *cursiv*): Isselburg, *Bocholt*, Wesel, *Dorsten*, Dinslaken, Oberhausen, Mülheim, *Essen*, *Steele*, Werden, *Hattingen*, Langenberg, Barmen, *Schwelm*, Lüttringhausen, *Rade v. Wald*, Hückeswagen, Wipperfürth, *Meinertshagen*, Neustadt, Eckenhagen, *Drolshagen*, *Olpe* (*Drolshagen* und *Olpe* nebst zehn nachbardörfern haben *-ent*, das aber hier, nach dem verlauf der grenze zu urteilen, nicht als altertümliche endung, sondern als neubildung, etwa nach *dōnt*, *stōnt* uä., zu gelten haben wird), Hilchenbach, Berleburg, *Schmallenberg*, Hallenberg, *Winterberg*, Medebach, Corbach, Landau, *Arolsen*, *Volkmarsen*, Zierenberg, *Grebenstein*, Immenhausen, *Münden*, *Hedemünden*, Witzenhausen, Heiligenstadt, Worbis, *Duderstadt*, Sachsa (man unterlasse bis hierher nicht den interessanten vergleich mit der *ik/ich*-linie), dann um den Oberharz herum und jenseits desselben Elbingerode, *Wernigerode*, Blankenburg, *Derenburg*, Halberstadt, *Schwanebeck*, Hadmersleben, *Oschersleben*, Wanzleben, *Seehausen*, Neuhaldensleben, Calvörde, *Oebisfelde*, Brome, *Wittingen*, Clenze, *Uelzen*, Hitzacker, *Bleckede*, *Boitzenburg*, Hagenow, Wittenburg, *Ratzeburg*, Gadebusch, Rehna, *Travemünde*. von diesem grofsen nordwestdeutschen complexe sind nur zwei ecken abzuschneiden, die eine gegen das dänische grenzende etwa jenseits der linie Friedrichstadt-Schleswig, die andere in Ostfriesland mit Norden, Emden, Leer, Aurich, Esens, die beide *-en*, *-n* haben. sonst herschen durchaus *-et* und *-t* und zwar deutlich in der gleichen verteilung, wie formen mit und ohne *-e* bei *gänse*, *balde*, *felde*, *milde*, *bette*, was bei späteren paradigmen, wo dem endungs-*t* nicht wie hier ein dental vorhergeht, noch deutlicher wird.

Das alte auslautende *-t* ist ferner vereinzelt bewahrt im bair. des Bairischen waldes und südlich der Donau (zumeist *-nd*), dann aber ein scharf ausgeprägtes characteristicum des schwäb.: *-et*, *-at*, vielfach mit nasalierungsangabe, die nur im s. seltener wird, in der nähe des Bodensees auch *-it*; die grenze, die im vergleich mit *gēs*, *geis* (Anz. XVIII 406 f) im wesentlichen stimmt, nur am rande häufig schon etwas eingeengt ist, verläuft über (*-t*-orte

cursiv): *Laufenburg*, *Hauenstein*, Säckingen, Schopfheim, Zell, Schönau, Todtnau, Neustadt, *Löffingen*, *Bräunlingen*, Vöhrenbach, *Villingen*, Triberg, Hornberg, Schiltach (unmittelbarer grenzort), *Freudenstadt*, Oppenau, Wildbad (dgl.), *Neuenbürg* (von den beiden letzten orten springt ein *et*-zipfel westwärts zwischen Ettlingen und Rastatt bis an den Rhein vor), Pforzheim, *Liebenzell*, *Heimsheim*, *Sachsenheim*, *Bietigheim*, Besigheim, *Bottwar*, Beilstein, *Backnang*, Murrhardt (unmittelbarer grenzort), Gaildorf (dgl.), Vellberg, Crailsheim, *Ellwangen*, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Öttingen, Nördlingen (dgl.), *Donauwörth*, Lech, der nur zwischen Schongau und Füssen ganz wenig gegen o. überschritten wird. in der ecke zwischen den unteren läufen von Lech und Mindel kommen einige *-end*, *-and*, *-nd*, *-en*, *-n* vor, und *-end* bildet auch am Bodensee nördlich von Lindau ein kleines gebietchen; das überwiegende *-d* (nicht *t*) wird sich aus dem satzzusammenhang erklären, w. vgl.

Alles übrige land kennt das alte *-t* nicht mehr. in ihm teilt zunächst eine linie, die von Saarburg nordwärts nach Berncastel zieht, der Mosel abwärts folgt und jenseits des Rheins, Vallendar, Montabaur, Westerburg, Haiger, Siegen, Hilchenbach zur rechten und Bendorf, Hachenburg, Freudenberg zur linken lassend, auf die *et*-grenze stöfst, ein westliches gebiet ab, in dessen s. bis zur Eifel *-en* herscht, während nördlicher *-en* und *-e* ziemlich bunt durch einander gehn, doch so, dafs *-en* auf dem rechten, *-e* auf dem linken Rheinufer überwiegt; apostrophierte formen auf *-n* fehlen ganz. *-en* kommt ferner einem gebiete auf der linken Rheinseite von der Lautermündung bis Oppenheim zu, das gegen w. noch Weifsenburg, Kaiserslautern, Otterberg, Reckenhausen, Alsenz umschliefst und mit zahlreichen *-e* wie *-n* durchsetzt ist. sonst hat das linke Rheinufer *-e*, allerdings mit vielen *-en* vermischt, namentlich zwischen den genannten beiden *-en*-bezirken. südlich der Lauter geht das *-e* in *-ä* und weiterhin in *-a* über, das dann jenseits Strafsburg durchaus herscht. die rechte Rheinseite hat *-e*, bis zum schwäbischen *-et*-gebiet untermischt mit *-ä* und *-a*. *-en* beginnt erst östlicher wider und zwar jenseits folgender grenze, die am östlichen Rothaargebirge von der *-et*-grenze abbiegt (*e*-orte cursiv): Berleburg, *Hatzfeld*, *Battenberg*, Frankenberg, *Rosenthal*, *Gemünden*, *Treysa*, *Ziegenhain*, Borken, Homberg a. d. E., *Schwarzenborn*, Rotenburg, *Hersfeld*, Berka, *Vacha*, *Salzungen*, Waltershausen, Ohrdruf, Plaue, *Schmalkalden*, Ilmenau, *Zella*, *Suhl*, Gehren, *Schleusingen*, Hildburghausen. *Römhild*, Heldburg, *Königshofen*, Hofheim, Schweinfurt, *Arnstein*, *Würzburg*, Dettelbach, Kitzingen, *Ochsenfurt*, Marktbreit, *Uffenheim*, Windsheim, *Rothenburg*, Schillingsfürst, *Feuchtwangen*, Gunzenhausen, *Wassertrüdingen*, *Öttingen*, Monheim, der Lech bis Augsburg und weiter diesem parallel in der entfernung des Ammersees. das *-e* westlich dieser grenze geht im südöstlichen teile

des gebietes, etwa von Odenwald, Spessart, Rhön an, in *-a* über, das östlich der ungefähren linie Ettlingen-Mergentheim-Rieneck-Mellrichstadt-Königshofen, sowie in dem streifen rechts des Lech bei weitem überwiegt und etwa südlich der Tauber nasaliert wird. aufserdem fehlt das *n* dem no. des reiches jenseits einer linie, die von Misdroy an die Netze zwischen ihrer mündung und Driesen zu ziehen ist und östlicher der *ik/ich*-linie folgt: der restierende endungsvocal ist längs der pommerschen küste vielfach *ă*, südlicher *a* und zwischen Netze und Warthe *o*, sonst *e*, das östlich der Weichsel ganz allgemein ist und nur im Weichseldelta mit *-en* wechselt. endlich haben die schlesischen gebirgsgegenden *-a*, das sich sehr deutlich folgendermafsen abgrenzt (*a*-orte *cursiv*): Friedeberg, *Greiffenberg*, Lissa, Lauban, *Löwenberg*, Naumburg, Bunzlau, Haynau, *Goldberg*, Parchwitz, *Jauer*, Neumarkt, Canth, *Zobten*, Strehlen, *Münsterberg*, *Ottmachau*, Neifse, Zülz, *Neustadt*, Ob. Glogau, *Leobschütz*.

n-formen beherschen alles noch übrige land, und zwar reines *-en* den zipfel westlich der Werra, sowie die gegenden zwischen Warthe und Oder; sonst *-en* und *-n* im bunten wechsel, wobei ersteres nur in der Mark Brandenburg im entschiedenen übergewicht bleibt, während apostrophiertes *-n* im ganzen bair. dialect nur wenige *-en* noch neben sich hat. für letzteren muss aber noch erwähnt werden, dass *hucken* (s. o.), so oft es hier vorkommt, von *sitzen* in der endung abweicht und auf *-a* auslautet, ein unterschied, der bei späteren paradigmen deutlicher werden wird.

Die Dänen schreiben *sirrer*, für das inlautende *rr* nach s. zu auch *dd*, für die endung namentlich im so. *-e*; der stammvocal ist geschlossenes *e*, wie etliche *e*-schreibungen dartun.

Im nordfriesischen lautet der stamm auf Sylt und dem gegenüberliegenden küstenteil *sett-*, auf Amrum, Föhr, den Halligen und dem gröfseren südlichen küstengebiet *satt-*, südlich von Bredstedt wider *sett-*; die endung ist auf Sylt, Amrum, Föhr ganz geschwunden, auf den Halligen und der küste als *-e* erhalten. das Saterland überliefert *sitte*. (fortsetzung folgt).

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BERICHTIGUNG: s. 308 z. 10 v. u. l. Pérard st. Pésard. — s. 310 z. 13 v. o. l. *Warnferius* st. *Waerferius*. — s. 318 z. 18 v. u. l. *n* st. *e*.

Am 3 mai starb zu Braunschweig im alter von 32 jahren der anglist dr HERMANN LÜBKE, von dem dieses heft des Anzeigers noch einen kritischen beitrag enthält.

Prof. dr FERDINAND HOLTHAUSEN in Giessen folgt dem rufe in ein ordinariat der deutschen und englischen philologie nach Gothenburg; prof. dr LUDWIG TOBLER in Zürich wurde zum ordinarius befördert. — in Wien hat sich dr RUDOLF MUCH für germanische sprachgeschichte und altertumskunde habilitiert.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.